



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

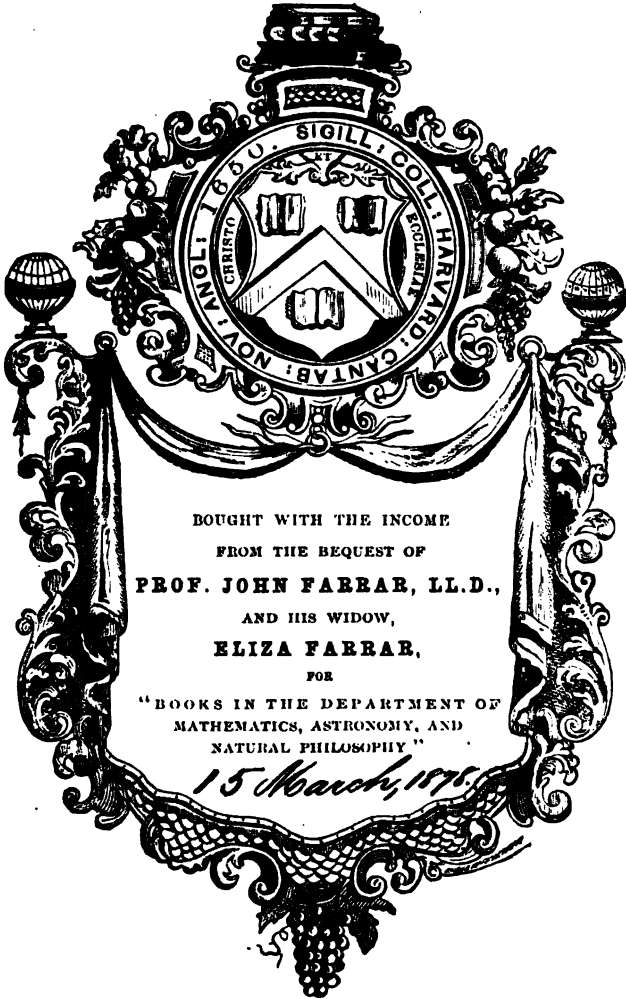
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



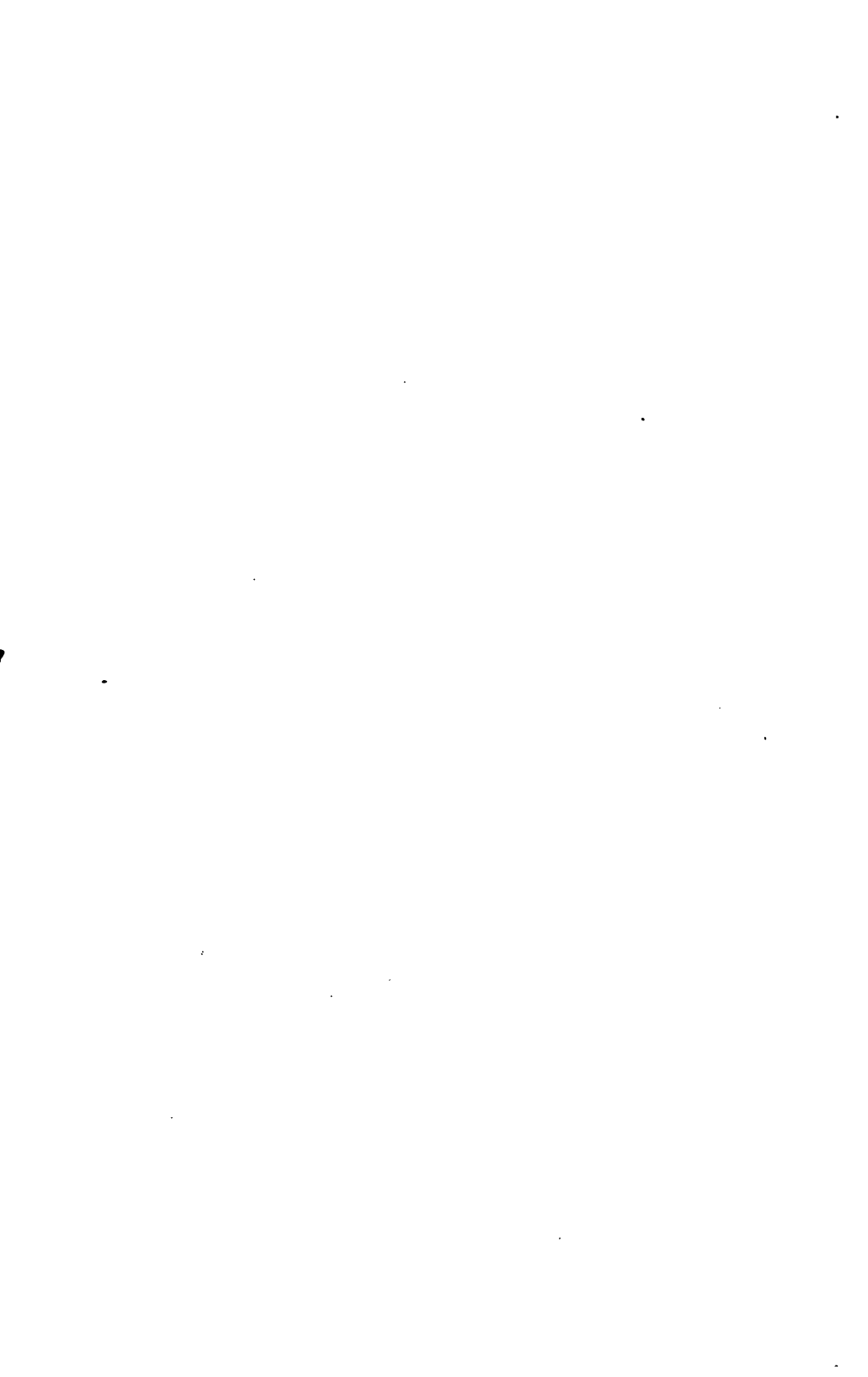
45,94

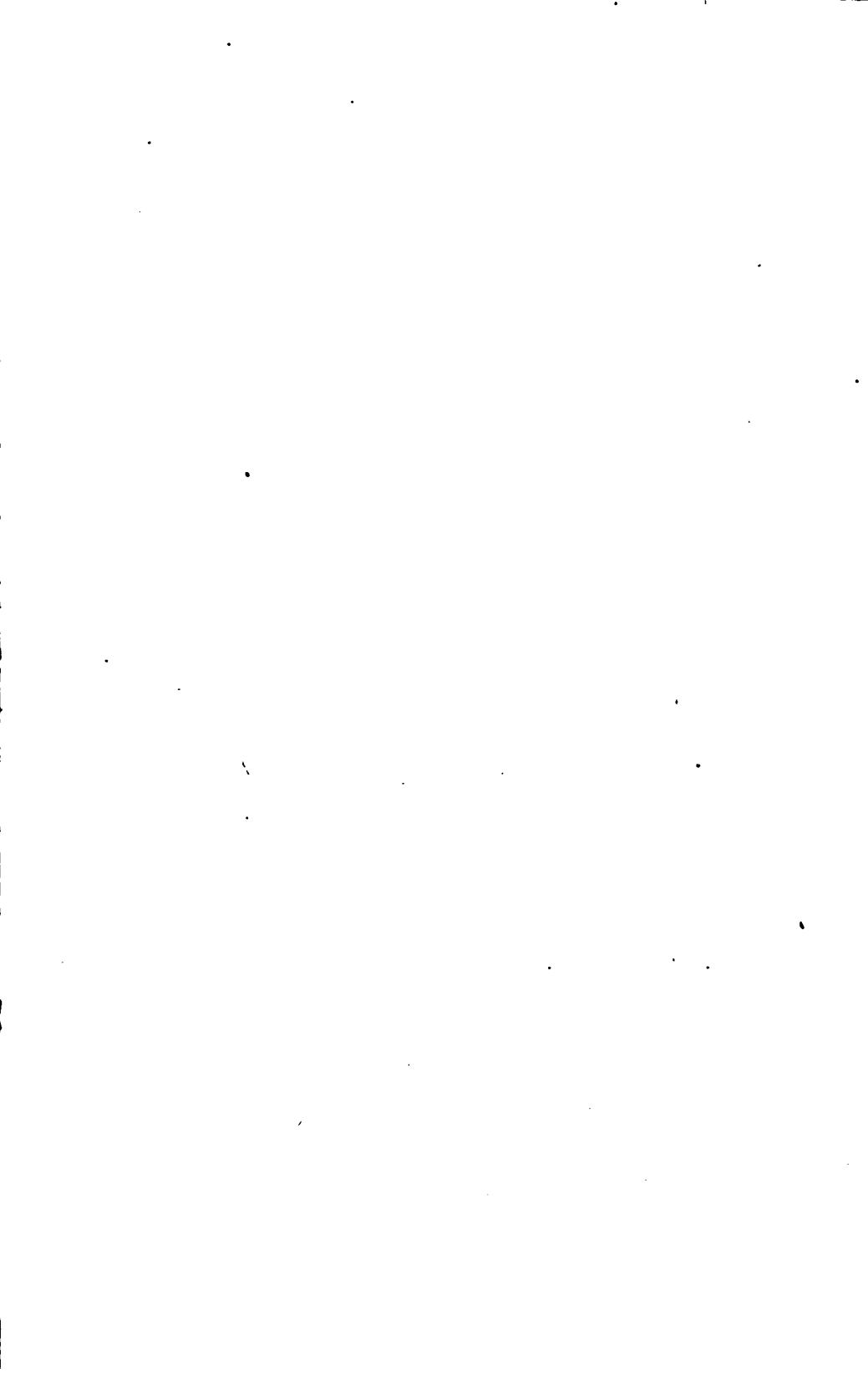
LSoc 3865

Bot. May, '78.













SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.



PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.



SIEBENUNDACHTZIGSTER BAND.

WIEN, 1877.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN
BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Anal. p. 185

SITZUNGSBERICHTE

DER

25

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SIEBENUNDACHTZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1877.

MIT DREI KARTEN.

WIEN, 1877.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

LSoc 386.5

1878. Mar. 15
Farrar fund.

INHALT.

	Seite
XVII. Sitzung vom 4. Juli 1877	3
XVIII. Sitzung vom 11. Juli 1877	5
Hartel: Demosthenische Studien	7
Tomaschek: Centralasiatische Studien. I. Sogdiana. (Mit 3 Karten)	67
Meinong: Hume-Studien. I.	185
XIX. Sitzung vom 18. Juli 1877	261
Pfizmaier: Das Haus eines Statthalters von Fari-ma. II. Abtheilung.	263
Heinzel: Ueber die Endsilben der altnordischen Sprache	343
Kaltenbrunner: Die Polemik über die Gregorianische Kalender-Reform	485

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXXVII. BAND. I. HEFT.

JAHRGANG 1877. — JULI.

Ausgehen am 17. December 1877.

XVII. SITZUNG VOM 4. JULI 1877.

Die Direction des k. k. Realgymnasiums zu Freiberg spricht ihren Dank aus für die Ueberlassung akademischer Publicationen.

Herr Dr. Michael Ring, Professor an der königl. Akademie zu Pressburg, übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: ‚Das Werden’sche Fragment der Historia Apollonii Regis Tyri‘, mit dem Ersuchen um ihre Aufnahme in die Sitzungsberichte.

Herr Franz Gotthard, Professor am Gymnasium in Neuhaus, übersendet eine Abhandlung: ‚Ueber die possessiven Adjectiva auf *ov (ŭv) ova, ovo* und über die Form auf *ŭj*, über die Personennamen auf *ŭ*, und über die Deutung der possessiven Pronomina *moj, tvoj, svoj (mŭj, tvŭj, svŭj)* im Slavischen‘ mit dem Ersuchen um Aufnahme derselben in die Sitzungsberichte.

Verzeichniss der vorgelegten Druckschriften:

- Académie royal des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique: Bulletin. 46^e Année, 2^e Série, Tome 43. Nr. 4. Bruxelles, 1877; 8^o.
- Akademija jugoslavenska znanosti i umjetnosti: Rad. Knjiga XXXIX. U Zagrebu, 1877; 8^o.
- Genootschap, Bataafsche der Proefondervindelijke Wijsbegeerte te Rotterdam: Nieuwe Verhandelingen. Tweede Reeks: Tweede Deel, Tweede Stuk. Rotterdam, 1876; 4^o.
- het Provinciaal Utrechts van Kunsten en Wetenschappen: La Construction de l’Eglise paroissiale de St. Jaques à Utrecht par W. Pleyte. Leide, 1876; folio.
- Gesellschaft, k. k. geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XX. (neuer Folge X.) Nr. 5, 6 und 7. Wien, 1877; 4^o.
- Oberlausitzische der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 53. Band. 1. Heft. Görlitz, 1877; 8^o.

- Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde: Zeitschrift. Ergänzungsheft zum 9. Jahrgange. Wernigerode, 1877; 4°.
- Instituut koninklijk voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Bijdragen. Derde Volgreeks. Elfde Deel. 2^e Stuk. — Vierde Volgreeks. Erste Deel. 1^e Stuk. — Verslag der feestviering van het vijftien twintig-jarig bestaan van het Instituut. (1851—1876). 's Gravenhage, 1876; 8°.
- Littre, Emil: Supplément au Dictionnaire de la langue française. 1^{re} livraison. Paris, 1877; 4°.
- „Revue politique et littéraire“ et „Revue scientifique de la France et de l'Étranger“. VI^e Année, 2^e Série. Nr. 52—53. Paris, 1877; 4°.
- Society, the royal Asiatic: The Journal of the Bombay branch. Vol. XII. Nr. XXXIV. 1876. Bombay, London, 1877; 8°.
- Verein, für Geschichte und Alterthum Schlesiens: Zeitschrift. XIII. Band. 2. Heft. Breslau, 1877; 8°. — Scriptorum rerum Silesiacarum. X. Band. Annales Glogovienses bis z. J. 1493. Breslau, 1877; 4°.
- für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben: Korrespondenzblatt. II. Jahrgang. Nr. 2—5. Ulm, 1877; 8°.
- militär-wissenschaftlicher, in Wien: Organ. XIV. Band. 4 und 5. Heft. Wien, 1877; 8°.

XVIII. SITZUNG VOM 11. JULI 1877.

Dankschreiben sind eingelaufen für Subventionen behufs der Drucklegung und zwar des dritten Bandes der ‚Geschichte des Benedictinerstiftes Admont‘ von Herrn P. Wichner, des ersten Bandes des ‚Aruchlexikons von R. Nathan ben Jechiel‘ von Herrn Dr. Kohut, und der ‚Reise in den egyptischen Aequatorialprovinzen und in Kordofan‘ von Herrn Marno.

Das w. M. Herr Professor Dr. Hartel legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung unter dem Titel: ‚Demosthenische Studien‘ vor.

Verzeichniss der vorgelegten Druckschriften:

- Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg: Mémoires. Tome XXII. Nr. 11, 12 et dernier. St.-Pétersbourg, Riga, Leipzig, 1876; 4^o. — Tome XXIII. Nr. 2—8 et dernier. St.-Pétersbourg, Riga, Leipzig. 1876; 4^o. — Tome XXIV. Nr. 1—3. St.-Pétersbourg, Riga, Leipzig, 1876; 4^o. — Tome XXVIII. Nr. 2. St.-Pétersbourg, 1876; 8^o. — Berichterstattung über die 18. Zuerkennung der Uvarov'schen Preise. St. Petersburg, 1876; 8^o.
- Gesellschaft, anthropologische, in Wien: Mittheilungen. VII. Band. Nr. 6. Wien, 1877; 12^o.
- Halévy, J.: Prières des Falaschas ou Juifs d'Abyssinie. Paris, 1877; 12^o.
- ‚Revue politique et littéraire‘ et ‚Revue scientifique de la France et de l'Étranger‘. VII^e Année, 2^e Série, Nr. 1. Paris, 1877; 4^o.

- Société des Antiquaires du Nord: Mémoires. Nouvelle Série. 1875/76.**
Copenhagen; 8°. — Tillaeg til Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og
Historie, Aargang 1875. Kjöbenhavn, 1876; 8°. — Aarbøger for nordisk
Oldkyndighed og Historie. 1876. Tredie og fjerde Heefte. Kjöbenhavn; 8°.
- Universität, kaiserlich Kasan'sche: Sitzungsberichte und Denkschriften.**
Band XLIII. 1876. Nr. 1—6. Kasan, 1876; gr. 8°.
- Verein, für Siebenbürgische Landeskunde: Archiv. Neue Folge. XIII. Band.**
I—III. Heft. Hermannstadt, 1876/77; 8°. — Jahresbericht für das Vereins-
jahr 1875/76. Hermannstadt; 12°. — Programm des Gymnasiums A. B. zu
Hermannstadt für 1875/76. Hermannstadt, 1876; 12.

Demosthenische Studien.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Hartel,

wirkl. Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften.

I.

Für Zeit und Verlauf des olynthischen Krieges, nicht minder, um Veranlassung und Erfolg der demosthenischen Reden zu erkennen, ist eine Stelle des Philochoros von Bedeutung, die uns Dionysius in dem Briefe an Ammaeos 1, 9 S. 734, 10 erhalten: (ὁ Ὀλυνθιακὸς πόλεμος) ἐπὶ Καλλιμάχου γέγονεν ἀρχόντος, ὡς δηλοῖ Φιλόχορος ἐν ε' βιβλίῳ τῆς Ἀτθίδος, κατὰ λέξιν οὕτω γράφων. 'Καλλιμάχος Περγασῆθεν· ἐπὶ τούτου Ὀλυνθίοις πολεμουμένοις ὑπὸ Φιλίππου καὶ πρέσβεις Ἀθήναζε πέμψασιν οἱ Ἀθηναῖοι συμμαχίαν τε ἐποιήσαντο . . . καὶ βοήθειαν ἔπεμψαν, πελταστὰς μὲν δισχιλίους τριήρεις δὲ τριάκοντα τὰς μετὰ Χάρητος καὶ ἄς συνεπλήρωσαν ὀκτώ.¹ Ἔπειτα διεξελθὼν ὀλίγα τὰ μεταξὺ γενόμενα τίθησι ταυτί· ,Περὶ δὲ τὸν αὐτὸν χρόνον Χαλκιδέων τῶν ἐπὶ Θράκης θλιβομένων τῷ πολέμῳ καὶ πρεσβευσασμένων Ἀθήναζε, Χαρίδημον αὐτοῖς ἔπεμψαν οἱ Ἀθηναῖοι τὸν ἐν Ἑλλησπόντῳ στρατηγόν· ὃς ἔχων ὀκτωκαίδεκα τριήρεις καὶ πελταστὰς τετράκις χιλίους, ἵππεῖς δὲ πεντήκοντα καὶ ἑκατόν, ἦλθεν εἰς τε Παλλήνην καὶ τὴν Βοττιαίαν μετ' Ὀλυνθίων καὶ τὴν χώραν ἐπόρθησεν.' Ἔπειθ' ὑπὲρ τῆς τρίτης συμμαχίας λέγει ταυτί· ,Πάλιν δὲ τῶν Ὀλυνθίων πρέσβεις ἀποστειλάντων εἰς τὰς Ἀθήνας καὶ δεομένων μὴ περιδεῖν αὐτοὺς καταπολεμηθέντας, ἀλλὰ

¹ Van Herwerden (*Dionysii Halicarnassensis epistolae tres*. Groningae 1864, p. 10) hat zuerst statt der Vulgata ἄς καὶ α. (ohne ὀκτώ) aus dem besten Codex (Ambrosianus D. 119) καὶ ἄς συνεπλήρωσαν ὀκτώ hergestellt und constatirt nach συμμαχίαν τε ἐποιήσαντο eine Lücke von 18 Buchstaben. Ich verdanke eine sehr genaue Collation des Ambrosianus Herrn Professor P. Knoell, nach welcher die Lücke 0'056^m, also fast genau eine halbe Zeile beträgt. Sie beginnt mit dem Anfang der Zeile, ohne dass die Beschaffenheit des Papiers dazu Veranlassung gab.

πρὸς ταῖς ὑπαρχύσαις δυνάμεσι πέμψαι βοήθειαν, μὴ ξενικὴν, ἀλλ' αὐτῶν Ἀθηναίων, ἐπεμψεν αὐτοῖς ὁ δῆμος τριήρεις μὲν ἑτέρας ἑπτακαίδεκα, τῶν δὲ¹ πολιτῶν ὀπλίτας δισχιλίους καὶ ἵππεις τριακοσίους ἐν ναυσὶν ἱππηγοῖς· στρατηγὸν δὲ Χάρητα τοῦ στόλου παντός.⁴

Darauf gestützt bestimmte Dionysius als das Jahr, in welchem die drei olynthischen Reden gehalten wurden, Kallimachos' Archontat (Ol. 107, 4 = 149/8), a. a. O. 4, S. 726, 4: ἐπὶ δὲ Καλλιμάχου . . . τρεῖς διέθετο δημηγορίας παρακαλῶν Ἀθηναίους βοήθειαν Ὀλυνθίοις ἀποστεῖλαι τοῖς πολεμουμένοις ὑπὸ Φιλίππου, πρώτην μὲν, ἧς ἐστὶν ἀρχή, 'Ἐπὶ πολλῶν μὲν ἰδεῖν ἂν τις, ὧνδρες Ἀ., δοκεῖ μοι', δευτέραν δὲ, 'Οὐχὶ ταῦτα παρίσταται μοι γινώσκειν, ὧνδρες Ἀ.', τρίτην δὲ, 'Ἀντὶ πολλῶν ἂν, ὧνδρες Ἀ., χρημάτων', vielleicht auch die von unserer handschriftlichen Ueberlieferung abweichende Aufeinanderfolge derselben, jedenfalls aber die specielle Veranlassung und den Erfolg jeder einzelnen, indem er sie mit den drei von Philochoros bezeugten Hilfssendungen in Beziehung brachte, deren jede durch je eine Rede des Demosthenes veranlasst worden.² Das geht hervor aus 10, S. 736, 11: μετὰ γὰρ ἀρχοντα Καλλιμάχον, ἐφ' οὗ τὰς εἰς Ὀλυνθον βοήθειας ἀπέστειλαν Ἀθηναῖοι πεισθέντες ὑπὸ Δημοσθένους, Θεόφιλος ἐστὶν ἀρχων, καθ' ὃν ἐκράτησε τῆς Ὀλυνθίων πόλεως Φίλιππος, welche Worte die Scholien S. 74, 10 Dind. verdeutlichen: ἰστέον δὲ ὅτι φησὶν ὁ Φιλύχορος ὅτι τρεῖς βοήθειαι ἐπέμψθησαν, καθ' ἕκαστον λόγον μιᾶς πεμπομένης, ὡς τῆς πρώτης μὴ εὐσης ἰκανῆς. Davon sagt Philochoros nichts und konnte kaum etwas sagen; denn Demosthenes polemisiert in seinen Reden lebhaft gegen derartige Söldner-Expeditionen und hat, wie ich in meiner Abhandlung 'Demosthenische Anträge' nachzuweisen versuchte, keinen selbständigen Antrag gestellt.³

¹ Der Codex hat nach Knoell τῶν πολιτῶν ὀπλίτας δὲ κτλ.

² Vgl. Schaefer II 149, Weil, *les harangues de Démosthène* p. 168 f., Fr. Blass, die att. Beredsamkeit (Demosthenes) III 1, S. 278. Dagegen Spengel Δημηγ. (Abh. der k. bayr. Akademie d. W. I. Cl., IX. B., I. Abth. 1860) p. 70₁.

³ Ich freue mich in diesem Punkte mit Blass fast völlig übereinzustimmen, dessen Werk mir erst nach dem Druck jener Abhandlung zukam. Zur zweiten olynthischen Rede bemerkt derselbe a. a. O. S. 272: 'Weder über die Hilfssendung noch über die Gesandtschaft lässt sich Demosthenes auf genauere Entwicklungen ein; einen Antrag wird er also nicht gestellt haben'; und zur dritten S. 275: 'Augenscheinlich war auch diese Rede von einem Antrage nicht begleitet'; zur ersten S. 270: 'Es hat nicht

Seinen Namen hat demnach Philochoros in keinem Psephisma lesen können. Nur aber, wenn Demosthenes als Antragsteller die einzelnen Hilfssendungen veranlasst und dies Philochoros urkundlich bezeugt vorlag, konnte er mit einiger Wahrscheinlichkeit die erhaltenen drei Reden mit den drei Hilfssendungen in ursächliche Verbindung bringen. Hätte er aber eine derartige Vermuthung ausgesprochen, so würde Dionysius sie anzuführen nicht unterlassen haben. Philochoros bezeugte also nur die drei Hilfssendungen, alles andere ist Conjectur des Dionysius, eine Conjectur, die auf nichts als auf dem rein äusserlichen und zufälligen Umstand der übereinstimmenden Zahl der Reden und Expeditionen zu fussen scheint.

Gleichwohl halten vorsichtige Forscher die Meinung des Dionysius wenigstens theilweise für richtig und lassen, wenn sie auch einen Causalzusammenhang zwischen den Reden und den Expeditionen bündig in Abrede stellen, ' nach je einer

den Anschein als sei diese Rede von einem förmlichen Antrag begleitet gewesen: der ertheilte Rath ist wenig ausgeführt und sehr kurz in seinen Einzelheiten begründet, und was Demosthenes über die Geldmittel sagt, ist nichts als Hinweisung auf die Schwierigkeit, die in der Verwendung der Ueberschüsse zu Schaugeldern lag, während er die Stellung eines Antrages darüber ausdrücklich ablehnt. Die Absicht der Rede ist also wesentlich, das Volk im Allgemeinen anzuspornen und zu energischem Handeln, vor Allem auch zu persönlichem Kriegsdienst willig zu machen', während ich, was diese Rede betrifft, in den § 16 über die Modalität der Rüstung und Kriegsführung gegebenen Rathschlägen Anträge erkenne, über die freilich nicht in dieser Versammlung, auf deren Tagesordnung weder die Ausführungsfrage noch die Geldbeschaffung stand, abgestimmt werden sollte. Auch glaube ich nicht, dass er § 2 es 'vorläufig als seine Meinung hinstelle, dass man die von den Olynthiern erbetene Hilfe baldigst schicken und eine Gesandtschaft abordnen solle' (S. 269), sondern dort schliesst er sich einem von anderer Seite, wie ich vermüthe vom Rath gestellten Antrag an, worauf schon der Wortlaut führt $\psi\eta\varphi(\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \xi\delta\eta \tau\acute{\alpha}\nu \beta\omicron\gamma\theta\epsilon\iota\alpha\nu$.

¹ So bemerkt richtig A. Schaefer II 151: 'Aber selbst wenn bezeugt wäre, dass die Athener auf die Reden des Demosthenes und gemäss seinen Anträgen die zur Ausführung gebrachten Beschlüsse fassten, so müssten wir erklären, dass nicht die erhaltenen Reden, sondern andere, welche nicht herausgegeben wurden, diese Wirkung gehabt hätten; denn mit Ausnahme der letzten Sendung steht die Art der Rüstung durchaus in Widerspruch mit dem Willen des Demosthenes, wie die drei olynthischen Reden ihn kundgeben'.

Rede einen Hilfszug abgehen. So setzt Grote die drei von Philochoros erwähnten Hilfszüge allerdings nicht ohne einen Zweifel an der Richtigkeit dieses Zeugnisses zu äussern, in das Jahr Ol. 107, 4 = 349/8; ausser diesen nimmt er aber noch zwei Expeditionen im Laufe des vorhergehenden Jahres, dem er die drei Reden zuweist, an, indem er die eine im Herbst 350 einige Zeit nach der zweiten (wie Grote meint ersten) Rede, die andere aber kurz vor dem Beginn des Jahres 349, also nach der dritten olynthischen Rede, aber nicht in Folge derselben in See stechen lässt (vgl. die Meisner-Höpfner'sche Uebers. VI S. 263₁₆, 267, 279). A. Schaefer, an der überlieferten Abfolge der Reden festhaltend, lässt nach der ersten den Chares mit seinem Corps, nach der zweiten Charidemos, längere Zeit nach der dritten das Bürgercorps Olynth zu Hilfe ziehen. Aber nicht die Autorität des Dionysius ist für solche Anschauungen bestimmend, sondern es liegen unverächtliche Indicien dafür in den Reden selbst. Sie treten am unzweideutigsten in der dritten Rede hervor, und um ihre Art und Tragweite kennen zu lernen, wird es angezeigt sein, von dieser Rede auszugehen.

Schon Libanius erkannte auf Grund einer aufmerksamen Lectüre derselben, dass die Athener zuvor ein Hilfscorps gesandt, von dem günstige, das Volk zu kühnen Hoffnungen erregende Nachrichten eingelaufen waren, vgl. Einl. S. 27: ἐπεψαν βοήθειαν τοῖς Ὀλυνθίοις οἱ Ἀθηναῖοι καὶ τι κατορθοῦν ἔδοξαν δι' αὐτῆς, καὶ ταῦτα αὐτοῖς ἀπηγγέλλετο. ὁ δὲ δῆμος περιχαρῆς, οἱ τε βῆτορες παρακαλοῦσιν ἐπὶ τιμωρίαν Φιλίππου κτλ.¹

Die Stellen der Rede, welche dafür in Betracht kommen, sind folgende. § 35: οὐκ ἔστιν ὅπου μηδὲν ἐγὼ ποιῶσι τὰ τῶν ποιούντων εἶπον ὡς δεῖ νέμειν, οὐδ' αὐτοὺς μὲν ἀργεῖν καὶ σχολάζειν καὶ ἀπορεῖν, ὅτι δὲ οἱ τοῦ δεινός νικῶσι ξένοι ταῦτα πυνθάνεσθαι· ταῦτα γὰρ νυνὶ γίγνεται. καὶ οὐχὶ μέμφομαι ποιούντά τι τῶν δεόντων ὑπὲρ ὑμῶν, ἀλλὰ καὶ ὑμᾶς ὑπὲρ ὑμῶν αὐτῶν ἀξίῳ πράττειν ταῦτα ἐφ' οἷς ἑτέροις τιμᾶτε, καὶ μὴ παραχωρεῖν, ὡς ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τῆς τάξεως, ἣν ὑμῖν οἱ πρόγονοι τῆς ἀρετῆς μετὰ πολλῶν καὶ καλῶν κινδύνων κτησάμενοι κατέλιπον. § 1: οὐχὶ ταῦτα παρίσταται μοι γινώσκειν, ὡς ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ὅταν τε εἰς τὰ πράγματα ἀποβλέψω καὶ ὅταν πρὸς τοὺς λόγους οὖς ἀκούω·

¹ Vgl. Schol. zu §. 1, S. 28, 1: ἐπηρμένον τὸν δῆμον τῇ νίκῃ συστέλλει.

τοὺς μὲν γὰρ λόγους περὶ τοῦ τιμωρῆσασθαι Φίλιππον ὁρῶ γιγνομένους, τὰ δὲ πράγματα εἰς τοῦτο προήκοντα, ὥστε ὅπως μὴ κεισόμεθα αὐτοὶ πρότερον κακῶς σκέψασθαι δέον.

Wir entnehmen daraus, dass die Athener ein Heer, und zwar ein Söldnerheer nach Olynth gesandt, dass dieses gegen Philipp oder seine Truppen Vortheile errungen, welche das Siegesbulletin des Führers oder seine athenischen Exegeten als den Beginn einer entschiedenen Wendung zum Bessern begrüßten, die aber der Redner in dieser Bedeutung nicht anerkennen will, indem er der Ueberzeugung ist, dass die Athener im Kampfe gegen Philipp noch nichts gethan, was seiner Grösse entspräche und eingedenk dessen vielleicht, was Thukydides von Perikles sagt II 65: ὅποτε γοῦν αἰσθοιτό τι αὐτοὺς παρὰ καιρὸν ὕβρει θαρσοῦντας, λέγων ἀντέπλησεν ἐπὶ τὸ φοβεῖσθαι, καὶ δεδιώτας αὐ ἄλόγως ἀντικαθίστη πάλιν ἐπὶ τὸ θαρσεῖν.

Welches Söldnerheer auf Chalkidike glücklich gekämpft, wissen wir nicht. Grote denkt an eine Expedition, die 350 noch vor dem Beginn des euböischen Krieges nach Olynth abgefertigt ward und die er nicht für unansehnlich hält, indem er auf sie die aus der Rede gegen Meidias bekannten freiwilligen Schenkungen reicher Bürger bezieht (Grote II 267₂₇). Diese Annahme beruht aber auf einer völlig irrthümlichen Behandlung der Philochoros-Stelle bei Dionysius, der, ‚zufrieden drei Expeditionen nach Olynthos zu finden, die sich mit den drei Reden des Demosthenes in Verbindung bringen liessen, die drei aus Philochoros zu hastig herausgeschrieben und die Zeitangabe 349—348 v. Chr. den drei Reden zugewiesen hat, bloss weil er bei Philochoros diese Jahre den drei Expeditionen beigelegt fand‘ (a. a. O.). Dass diese Stelle an Irrthümern leide, ist auch meine Meinung, nur fallen dieselben nicht Dionysius, sondern Philochoros zur Last, der sich bei seiner chronikartigen Darstellungsart bemühte, die sachlich zusammengehörenden Ereignisse unter einem Archontat unterzubringen und so in dieses Dinge zusammendrängte, die sich auf eine längere Zeit vertheilen. Aber ein Fehler, wie ihn Grote vermuthet, ist nicht wahrscheinlich. Denn zwischen dem Vertragsabschluss und der Expedition unter Chares hat Philochoros keine Expedition angesetzt, wie der Wortlaut zeigt, und dort kann Dionysius keine übersprungen haben. Die von Grote postulierte musste aber

hier erwähnt sein. Auch sieht es Dionysius nicht gleich, dass er, indem er aus Philochoros die für Fixirung demosthenischer Reden dienenden Ereignisse excerpirte, jene Expedition sich entgehen liess, welche nach Grottes Schätzung alle andern bis auf die letzte an Bedeutung übertroffen, noch weniger Philochoros, dass er gerade sie nicht mitgezählt.

Es kann demnach nur an eine der drei philochorischen Expeditionen gedacht werden, und zwar an jene, welche auf die Gesandtschaft der Chalkidier Charidemos gegen Philipp führte; denn diese scheint nicht erfolglos operirt zu haben, indem sie in Verbindung mit den Olynthiern nach Bottiaea, also in macedonisches Gebiet vordrang und das Land verwüstete. Dieselbe war auch nicht, was die Truppenzahl betrifft, geringfügig, sie zählte 18 Trieren, 4000 Peltasten und 150 Reiter. Aus Philochoros' Worten ist nicht mit zweifelloser Sicherheit zu entnehmen, dass sie erst einige Zeit nach der ersten Expedition, welche auf die Gesandtschaft der Olynthier unter Chares' Commando ¹ abgesandt ward und 2000 Peltasten, die 30 Trieren, die er führte und überdies noch acht in Athen bemannte Schiffe umfasste, abging oder später auf dem Kriegsschauplatz ankam. ² Auch stand Charidemos, der im Herbst des Jahres 351 mit einem Observationscorps gegen Philipp nach dem Hellespont geschickt worden war, dem Kriegsschauplatz näher, und darauf deutet wohl Philochoros, indem er ihn τὸν ἐν Ἑλλησπόντῳ στρατηγὸν nennt. Auch das kann gegen eine gleichzeitige oder nahezu gleichzeitige Absendung beider Führer nicht eingewendet werden, dass dadurch die Einheit der Kriegsführung von vornherein

¹ Dass Chares Commandant war, sagt Philochoros nicht ausdrücklich, aber er meinte dies wohl und so war es, wie dies auch Suidas' Irrthum bestätigen kann, unter Κάρανος: ὁμοῦς δὲ βοηθούς ἐπεμψαν Ἀθηναῖοι ναῦς μ' καὶ Χάρητα στρατηγόν· οὗ χειμῶνι ἀποληθθέντος προδόντων δὲ τὴν Ὀλυνθον Εὐθυκράτους καὶ Λασθένους τὴν μὲν ἀνάστασιν ἐποίησε (Φίλιππος), der hier offenbar die erste und dritte Expedition confundirt, durch das gleiche Commando irre geführt. Die Zahl von 40 Trieren ist rund die der ersten Expedition (38 nach berichtiger Lesart); die dritte und letzte zählte nur 17 neu ausgerüstete, die wie das Wörtchen ἑτέρας zeigt zu den früher ausgeschiedten stossen sollten. Vgl. auch Weil S. 112.

² Philochorus, qui dans ses Annales, suivait exactement l'ordre des temps, trouvait peu de faits à enregistrer entre le premier et le second secours; ils se suivaient donc de près' Weil p. 136.

gefährdet war. Denn sie brauchten nicht gleich Anfangs dasselbe Operationsfeld zu haben, was auch anzunehmen durch Philochoros' Worte gerade nicht nahe gelegt wird, indem einmal die Olynthier und dann die Chalkidier Athen um Hilfe angehen. Es konnten ganz wohl Städte des olynthischen Bundes, die von Olynth entfernt lagen Athens Schutz auf Grund des auch für sie abgeschlossenen Bündnisses in Anspruch nehmen und zu ihrer Unterstützung zunächst Charidemos heranrücken. Dass in der That beide Generäle auf Chalkidike gleichzeitig operirten, wird später noch dargethan werden.

Ob nun Chares oder Charidemos oder auch beide einigen Erfolg gehabt und ihre Meldungen in Athen gute Hoffnungen erweckten, Athen hatte zu der Zeit, da die dritte olynthische Rede gehalten ward, bereits für die bedrängten Bundesgenossen etwas geleistet. Gleichwohl ignorirt dies Demosthenes von seinem Standpunkt aus, indem nur das Aufgebot aller verfügbaren Kraft, vor allem aber die Mobilisirung eines Bürgerheeres dem Ernst des Augenblickes zu entsprechen schien, vollständig und geisselt in Ausdrücken die Fahrlässigkeit, Trägheit und Blindheit seiner Mitbürger, als ob sie bis dahin auch nicht die Hand gerührt. Er sagt

§ 3: πέπεισμαι γὰρ ἐξ ὧν παρῶν καὶ ἀκούων σύνοιδα τὰ πλείω τῶν πραγμάτων ἡμᾶς ἐκπεφευγένοι τῷ μὴ βούλεσθαι τὰ δέοντα ποιεῖν ἢ τῷ μὴ συνιέναι.

§ 14: οὐ μὴν οὐδ' ἐκεῖνο γ' ὑμᾶς ἀγνοεῖν δεῖ, ὃ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ὅτι ψήφισμα οὐδενὸς ἀξίων ἐστίν, ἂν μὴ προσγένηται τὸ ποιεῖν ἐθέλειν τὰ γε δέξαντα προθύμως ὑμᾶς. εἰ γὰρ αὐτάρκη τὰ ψηφίσματα ἦν . . . , οὐτ' ἂν ὑμεῖς πολλὰ ψηφίζόμενοι μικρὰ μᾶλλον δ' οὐδὲν ἐπράττετε τούτων, οὔτε Φίλιππος τοσοῦτον ὑβρίζει χρόνον.

§ 16: τίνα γὰρ χρόνον ἢ τίνα καιρὸν, ὃ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοῦ παρόντος βελτίω ζητεῖτε, ἢ πότε ἂ δεῖ πράξετε, εἰ μὴ νῦν; οὐχ ἅπαντα μὲν ἡμῶν προεῖληγε τὰ χωρία ἄνθρωπος, εἰ δὲ καὶ ταύτης κύριος τῆς χώρας γενήσεται, πάντων ἀσχιστα πεισόμεθα; οὐχ οὖς εἰ πολεμήσαιεν, ἐτοιμῶς σώσειεν ὑπισχνούμεθα, οὔτοι νῦν πολεμοῦσι; κτλ.

§ 20: οὔτοι σωφρόνων οὐδὲ γενναίων ἐστὶν ἀνθρώπων, ἐλλείποντας τι δι' ἔνδειαν χρημάτων τῶν τοῦ πολέμου εὐχερῶς τὰ τοιαῦτ' ὄνειδη φέρειν, οὐδ' ἐπὶ μὲν Κορινθίους καὶ Μεγαρέας ἀρπάσαντας τὰ δπλα πορεύεσθαι, Φίλιππον δ' ἔαν πόλεις Ἑλληνίδας ἀνδραποδίζεσθαι δι' ἀπορίαν ἐφοδίων τοῖς στρατευομένοις.

Ja nicht einen Einwurf etwa wie ‚Weist Du nicht dass wir den Olynthiern bereits Söldner geschickt, dass diese gesiegt?‘ erwartet er, sondern er darf (§ 3: ἀλλ' ὅτι μὲν δὴ δεῖ βοηθεῖν, εἴποι τις ἄν, πάντες ἐγνώκαμεν, καὶ βοηθήσομεν) der Majorität der Versammlung die Meinung insinuiren, dass die gebotene Hilfe keine war, dass man den Bundesgenossen die Einlösung des beschworenen Versprechens, sie παντὶ σθένει κατὰ τὸ δυνατόν zu unterstützen, noch schulde. So fest stand bei Demosthenes und Anderen die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit und Kriegsuntüchtigkeit der Söldnertruppen im Kampfe gegen eine Macht wie die makedonische und dass nur von einem Bürgerheer Rettung zu hoffen, dessen endliche Ausrüstung energisch gefordert wird (vgl. §§. 6, 8, 9, 30, 33, 36).

An diesen Aeusserungen der dritten Rede gemessen, verlieren meines Erachtens alle jene der zweiten, welche gegen die Voraussetzung der Absendung eines oder mehrerer Söldnerheere zu sprechen scheinen, um so mehr ihre Beweiskraft, als nicht etwa ein das Volk mit Freude und Hoffnung erfüllender Sieg die Schroffheit des Urtheils milderte. Die bezüglichen Aeusserungen erinnern häufig selbst im Ausdruck an ähnliche Stellen der dritten Rede. Es sind

§ 2: δεῖ τοίνυν, ὧ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοῦτ' ἤδη σκοπεῖν αὐτούς, ὅπως μὴ χεῖρους περὶ ἡμᾶς αὐτούς εἶναι δόξομεν τῶν ὑπαρχόντων, ὡς ἔστι τῶν αἰσχυρῶν, μᾶλλον δὲ τῶν αἰσχίστων, μὴ μόνον πόλεωσιν καὶ τόπων ὧν ἡμῖν ποτε κύριοι φαίνεσθαι προιεμένους, ἀλλὰ καὶ τῶν ὑπὸ τῆς τύχης παρασκευασθέντων συμμάχων καὶ καιρῶν (vgl. III § 7 und § 8: χωρὶς γὰρ τῆς περιστάσεως ἂν ἡμᾶς αἰσχύνης κτλ.).

§ 3: τὸ μὲν οὖν, ὧ ἄ. Ἀ., τὴν Φιλίππου ῥώμην διεξιέναι καὶ διὰ τούτων τῶν λόγων προτρέπειν τὰ δέοντα ποιεῖν ὑμᾶς οὐχὶ καλῶς ἔχην ἠγοῦμαι (vgl. III § 3: τῷ μὴ βούλεσθαι τὰ δέοντα ποιεῖν).

§ 11: φημί δὴ δεῖν ἡμᾶς τοῖς μὲν Ὀλυνθίοις βοηθεῖν, καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα καὶ τάχιστα, οὕτως ἀρέσκει μοι (vgl. III § 10: ἀλλ' ὅτι μὲν δὴ δεῖ βοηθεῖν, εἴποι τις ἄν, πάντες ἐγνώκαμεν, καὶ βοηθήσομεν).

§ 12: σκοπεῖσθε μέντοι τοῦτο, ὧ ἄ. Ἀ., ὅπως μὴ λόγους μόνον οἱ παρ' ἡμῶν πρέσβεις, ἀλλὰ καὶ ἔργον τι δεικνύειν ἕξουσιν ἐξεληλυθότων ὑμῶν ἀξίως τῆς πόλεως καὶ ὄντων ἐπὶ τοῖς πράγμασι κτλ. (vgl. III § 33: ἐὰν οὖν ἀλλὰ νῦν γ' ἔτι ἀπαλλαγέντες τούτων τῶν ἐθῶν ἐθελήσητε στρατεῦσθαι καὶ πράττειν ἀξίως ὑμῶν αὐτῶν κτλ.).

§ 13: πολλήν δὲ τὴν μετάστασιν καὶ μεγάλην δεικτέον τὴν μεταβολήν, εἰσφέροντας ἐξιόντας ἅπαντα ποιούντας ἐτοιμῶς, εἶπερ τις ὑμῖν προσέξει τὸν νοῦν, καὶ ταῦτα ἐθελήσητε ὡς προσήκει καὶ δὴ περαίνειν (vgl. III § 30—34).

§ 20: δοκεῖ δ' ἔμοιγε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, δεῖξιν οὐκ εἰς μακράν, ἂν οἱ τε θεοὶ θέλωσι καὶ ὑμεῖς βούλησθε.

§ 22: οὐ μὴν ἀλλ' ἔγωγε, εἴ τις αἴρεσίν μοι δοῖη, τὴν τῆς ἡμέτερας πόλεως τύχην ἂν ἐλοίμην, ἐθελόντων ἂ προσήκει ποιεῖν ὑμῶν αὐτῶν καὶ κατὰ μικρὸν ἢ τὴν ἐκείνου.

§ 23: ἀλλ' οἴμαι καθήμεθα οὐδὲν ποιούντες· οὐκ ἔνι δ' αὐτὸν ἀργοῦντα οὐδὲ τοῖς φίλοις ἐπιτάττειν ὑπὲρ αὐτοῦ τι ποιεῖν, μὴ τί γε δὴ τοῖς θεοῖς. οὐ δὴ θαυμαστόν ἐστιν, εἰ στρατευόμενος καὶ πονῶν ἐκείνος αὐτὸς καὶ παρῶν ἐρ' ἅπασι καὶ μηδένα καιρὸν μηδ' ὤραν παραλείπων ἡμῶν μελλόντων καὶ ψηφίζομένων καὶ πυνθανομένων περιγίγνεται· οὐδὲ θαυμάζω τοῦτ' ἐγώ. τούναντίον γὰρ ἂν ἦν θαυμαστόν, εἰ μηδὲν ποιούντες ἡμεῖς ὣν τοῖς πολεμοῦσι προσήκει τοῦ πάντα ποιούντος περιῆμεν (vgl. III § 35: οὐκ ἔστιν ὅπου μηδὲν ἐγὼ ποιούσιν τὰ τῶν ποιούντων εἶπον ὡς δεῖ νέμειν, οὐδ' αὐτοὺς μὲν ἀργεῖν καὶ σχολάζειν καὶ ἀπορεῖν, ὅτι δὲ οἱ τοῦ δαίμονος νικῶσι ζῆνοι, ταῦτα πυνθάνεσθαι κτλ., § 14: εἰ γὰρ αὐτάρκη τὰ ψηφίσματα ἦν ἢ ὑμᾶς ἀναγκάζειν ἂ προσήκει πράττειν κτλ.).

§ 24: καὶ πολλὰ ἴδια πλεονεκτῆσαι πολλάκις ὑμῖν ἔξον οὐκ ἠθέλησατε, ἀλλ' ἔν' οἱ ἄλλοι τύχῃσι τῶν δικαίων, τὰ ὑμέτερ' αὐτῶν ἀνηλίσκετε εἰσφέροντες καὶ προεκινδυνεύετε στρατευόμενοι, νυνὶ δ' ὀκνεῖτε ἐξιέναι καὶ μέλλετε εἰσφέρειν ὑπὲρ τῶν ὑμετέρων αὐτῶν κτημάτων, καὶ τοὺς μὲν ἄλλους σεσώκατε πολλάκις πάντας καθ' ἕνα αὐτῶν ἐν μέρει, τὰ δ' ὑμέτερ' αὐτῶν ἀπολωλεκότες κάθησθε (vgl. III § 9: ἀλλὰ μὴν εἴ τις ὑμῶν εἰς τοῦτο ἀναβάλλεται ποιήσειν τὰ δέοντα, ἰδεῖν ἐγγύθεν βούλεται τὰ δεινά, ἔξον ἀκούειν ἄλλοιθι γιγνόμενα, καὶ βοηθοὺς ἑαυτῷ ζητεῖν, ἔξον νῦν ἐτέροις αὐτὸν βοηθεῖν).

§ 27: φημί δὴ δεῖν εἰσφέρειν χρήματα, αὐτοὺς ἐξιέναι κτλ.

Aus diesen Stellen geht zunächst allerdings nur so viel hervor, dass sie, auch wenn ein oder mehr Söldnerheere Athens auf Chalkidike standen, gesagt worden sein können, nicht aber, dass solche dort in Wirklichkeit operirten. Wer aber an den Aeusserungen der dritten Rede sein Ohr für die Feinheit demosthenischer Wendungen geschärft, wer namentlich den gleichen Nachdruck beachtet, der auf persönlichen Kriegsdienst gelegt wird, und dass die consequente Forderung der

höchsten Leistung die Bestätigung einer kleinen Abschlagszahlung nicht ausschliesst, sondern den Gedanken daran vielmehr nahelegt, indem das zu Leistende (τὰ δέοντα) noch durch einen steigernden Zusatz präcisirt wird (vgl. § 12: ἀλλὰ καὶ ἔργον τι δεκνύειν ἔξουσιν ἐξεληλυθότων ὑμῶν ἀξίως τῆς πόλεως, § 13: καὶ ταῦτα ἐβελήθητε ὡς προσήκει καὶ δὴ περαινέιν, § 23: μηδὲν ποιούντες ἡμεῖς ὢν τοῖς πολεμοῦσι προσήκει und vorher als Gegensatz στρατεύμενος καὶ πονῶν ἐκείνος αὐτὸς καὶ παρών, § 22: ἐθελόντων ἃ προσήκει ποιεῖν ὑμῶν αὐτῶν, § 24: δεκνεῖτε ἐξίεναί): der wird der Annahme nicht widerstreben, selbst wenn sich weitere Indicien für sie nicht gewinnen liessen, dass die Situation zur Zeit dieser Rede die gleiche war, dass die Athener, was sich ohne grosse Opfer thun liess, für Olynth gethan hatten, indem ihre Söldnerheere bereits dahin abgegangen waren, welche, wie sie hofften, ihnen die Mühe persönlichen Kriegsdienstes ersparen würden.

An Indicien solcher Art aber fehlt es nicht. § 25 schildert Demosthenes die Lage und das Verhalten der Athener während des ganzen Krieges mit Philipp und im gegenwärtigen Augenblick: ἵστε γὰρ δήπου τοῦθ', ὅτι μελλόντων αὐτῶν, ἐτέρους τινὰς ἐλπίζόντων πράξειν, αἰτωμένων ἀλλήλους, κρινόντων, πάλιν ἐλπίζόντων, σχεδὸν ταῦτ' ἄπερ νυνὶ ποιούντων ἅπας ὁ χρόνος διελήλυθεν. Man könnte bei flüchtiger Betrachtung der Stelle allerdings glauben, dass aus dieser Vergleichung schon um des σχεδόν willen nicht alle Züge sich wiederholen müssen, dass die Athener nicht im Augenblicke sich mit Hoffnungen auf die Erfolge ihrer Söldnerführer (ἐτέρους τινὰς ἐλπίζόντων πράξειν, wozu die Scholien bemerken: οἷον τοὺς ξένους καὶ Χάρητα καὶ Χαρίδημον) zu tragen brauchen. Allein gerade dieser Punkt ist der Kernpunkt des Vergleiches, wie die weitere Ausführung zeigt. ‚Glaubt ihr‘ fährt der Redner fort ‚dass durch eben dasselbe Verfahren, welches unsere Macht so herabgebracht, diese sich wieder erheben könne? Das steht um so weniger zu erwarten, je schwieriger es ist, Verlorenes wiederzugewinnen, als sich im Besitz zu behaupten. Wir aber müssen Alles wiedererobern. Das aber vermögen nicht andere, jene ἕτεροι τινας, sondern nur wir selber.‘ αὐτῶν οὖν ἡμῶν ἔργον τοῦτ' ἦδη.

Noch unwidersprechlicher zeigt das Folgende § 27 ff., dass die öffentliche Meinung sich im Augenblicke lebhaft mit

den Generälen beschäftigte, die in gewohnter Weise ihrem eigenen Vortheil nachgingen oder, weil ohne die nöthige Unterstützung gelassen, nachgehen mussten, dass gegen sie Vorwürfe und Anklagen laut wurden, welche der Redner bis nach Beendigung des Krieges auf sich beruhen zu lassen auffordert. Es ist ganz undenkbar, dass ohne actuelle Veranlassung auf Grund von alten Erfahrungen hier diese Methode der Kriegsführung akademisch discutirt würde,¹ und um so mehr, als auf einen der Führer, auf Chares wie mit dem Finger gewiesen wird.² Aber man würde irren, wenn man darauf gestützt meinte, dass zu der Zeit Chares allein, noch nicht Charidemos neben ihm auf Chalkidike gegen Philipp im Felde stand. Denn der Redner spricht nicht von einem, sondern von mehreren Generälen (§ 28: εἰ δὲ τι τῶν ὄντων καὶ περὶ τῶν στρατηγῶν

¹ Man vgl. damit den Ton, in welchem die Mängel des Söldnerwesens z. B. in der ersten philippischen Rede § 46 behandelt werden, um den Unterschied zu fühlen.

² § 28: ἐπεὶ δὲ κίνδυνοι μὲν ἐλάττους, τὰ δὲ λήμματα τῶν ἐπιστηκτότων καὶ τῶν στρατιωτῶν, Λάμψακος Σίγειον τὰ πλοῖα ἄ συλῶσιν. Sigeion war Chares' Residenz sobald er nicht zu einem Commando berufen ward. Diese Stadt sowie Lampsakos hatte er im Bundesgenossenkriege für sich erobert (vgl. A. Schaefer II 51). Die Beziehung auf Chares erkannte auch der Scholiast zu ἰδίους . . . πολέμους: ἰδίους λέγει οὐς αὐτοὶ ἰδίως ποιοῦνται ἐκτός τῆς πόλεως. αἰνίττεται δὲ ἴσως εἰς τὸν Χάρητα, und treffend bemerkt Weil zu dieser Stelle: *Au lieu de combattre Philippe, et de venir en aide aux Olynthiens, Charès, n'ayant pas de quoi nourrir et payer ses soldats, avait sans doute pillé de neutres, capturé de vaisseaux. Pourquoi Démosthène excuserait-il ici ces abus, si un abus pareil ne fournissait pas alors même un grief à ceux qui voulaient faire révoquer Charès, et qui y réussirent en effet?* — nur ist die Behauptung, dass Chares abberufen wurde, die sich auch bei A. Schaefer II, 131 findet, unrichtig. Denn darüber haben wir keine Nachricht. Sie stützt sich, so weit ich sehe, nur darauf, dass man die von Aristoteles Rhet. 3, 10 S. 1411*, 5 citirte Aeusserung des Kephisodotos: Κηφισόδοτος σπουδάζοντος Χάρητος εὐθύνας δοῦναι περὶ τὸν Ὀλυνθιακὸν πόλεμον ἡγανάκει, φάσκων εἰς πνίγμα τὸν δῆμον ἔχοντα τὰς εὐθύνας περᾶσθαι δοῦναι, auf eine Anklage bezieht, die Chares auf Grund seiner ersten Expedition in Athen persönlich zu bestehen hatte, auf welche Demosthenes (Olynth. II § 29: ὅταν δὲ δόντες λόγον τὰς ἀνάγκας ἀκούσῃτε ταῦτας ἀφ' ἑστέ) anspiele. Wenn aber in diesem Hinweis auf die von Athen verschuldete Nothlage ein ‚die Kehle zuschnüren‘ liegt, so kann zu solcher Anklage und Vertheidigung eine gleich passende Gelegenheit nach der Beendigung des Krieges gesucht werden. Wie aber, wenn Chares an der Spitze seiner Truppen von Olynth aus dem Rath seine Rechtfertigung

Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. LXXXVII, Bd. 1. Hft. 2

εἰπεῖν, § 27: φημί δὲ δεῖν . . . μηδέν' αἰτιᾶσθαι πρὶν ἂν τῶν πραγμάτων κρατήσῃτε, τριηκᾶτα δὲ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἔργων κρίναντας τοὺς μὲν ἀξίως ἐπαίνου τιμᾶν, τοὺς δ' ἀδικούντας κολάζειν). Und wie § 27 deutlich genug zwei Führer bezeichnet werden, die nicht einer dem anderen untergeordnet, sondern selbständig für Athen Krieg führen, so tritt noch greifbarer diese Doppelführung, welche bis in das athenische Parteitreiben ihre Schatten wirft, in der Vergleichung der politischen Organisation mit dem Symmorienwesen für die Steuereinhebung hervor, in der wenigstens das eine klar ist, dass der Redner von zwei Parteien spricht, die den Staat zerklüften, deren jede um das Duumvirat eines Redners und Generals sich scharrt (§ 29: νυνὶ δὲ πολιτεύεσθε κατὰ συμμορίας ῥήτωρ ἡγεμῶν ἑκατέρων καὶ στρατηγός ὑπὲρ τούτῳ).¹ Wir haben keine Veranlassung ausser Chares und Charidemos, die im olynthischen Kriege ihre Rolle gespielt, nach anderen Namen zu suchen, auf welche die Worte des Redners gehen könnten, und werden demnach nicht zweifeln, dass die beiden ersten Hilfsheere, von denen Philochoros meldet, vor dieser Rede bereits nach Chalkidike abgegangen und Nachrichten von dort in Athen eingelaufen waren.

Kurze Zeit vorher wurde die erste olynthische Rede gehalten. Auch sie setzt die Absendung eines oder mehrerer Söldnerheere voraus; dass von denselben bereits eine Nachricht nach Athen gelangt, ist aus der Rede nicht zu ersehen. Diese Behauptung wird selbst bei denjenigen, welche sich durch die bisherige Betrachtung überzeugen liessen, auf starke Bedenken stossen. Auch ist an keiner Stelle der Rede auf

gegen erhobene Beschuldigungen eingesandt und durch die Androhung seines Abzugs in jene Zwangslage versetzte, die Kephisodotos so bitter ärgerte und Senat und Volk ein Auge zudrücken liess? Wie dem auch sei, als die Olynthier zum letzten Male nach Athen um Hilfe sandten, war Chares neben Charidemos noch in Chalkidike; denn sie verlangen πρὸς ταῖς ὑπαρχούσαις δυνάμεις πέμψαι βοήθειαν, μὴ ξενικὴν ἀλλ' αὐτῶν Ἀθηναίων und Athen sendet τριήρεις μὲν ἑτέρας ἑξ' κτλ.

¹ Blass a. a. O. S. 272₆ macht nicht unerhebliche Bedenken gegen den Satz § 29 πρότερον μὲν — ἐκείνους geltend: „Nämlich dieses Stück hat so viel Hiaten und rhythmische Verstösse, und ist auch dem Ausdruck und Gedanken nach so hart und unausgeführt, dass man es nicht als Theil der ausgearbeiteten Rede betrachten kann. Der Zusammenhang gewinnt durch die Entfernung“ u. s. w.

Generäle, die für Athen Krieg führten, oder einen Erfolg derselben hingedeutet. Allein das, was die Lage der Dinge fordert, die sofortige Mobilisirung des gesammten Bürgerheeres, wird mit solchem Nachdruck verlangt, auf den persönlichen Dienst ein solcher Accent gelegt, wie er ohne den Eindruck verwirrenden Befremdens nie hätte gelegt werden können, wenn Athen sich nicht bereits in der gewöhnlichen Weise durch Absendung von Söldnern, über die es verfügte, der olynthischen Forderung gegenüber für abgefunden hielt.

„Der gegenwärtige Augenblick“ so beginnt der Redner „ruft mit lauter Stimme, dass ihr die Dinge dort persönlich in die Hand nehmen müsst, wenn euch ihre Rettung am Herzen liegt“ (§ 2: ὁ μὲν οὖν παρῶν καιρός, ὃ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, μόνον οὐχὶ λέγει φωνῆν ἀφίεις ὅτι τῶν πραγμάτων ὑμῖν ἐκείνων αὐτοῖς ἀντιληπτέον ἐστίν, εἴπερ ὑπὲρ σωτηρίας αὐτῶν φροντίζετε). „Meine Ansicht ist, die Expedition sofort zu beschliessen und sie auf das rascheste auszurüsten, damit ihr von hier aus Hilfe bringet und nicht dieselbe Erfahrung machet, wie schon früher“ (ἔστι δὲ τὰ γ' ἐμοὶ δοκοῦντα, ψηφισασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν καὶ παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσητε καὶ μὴ κἀθήτε ταυτὸν ὅπερ καὶ πρότερον). — „Von hier aus“ sagt er, das heisst mit einem athenischen Bürgerheer, wie er § 17 auffordert τοὺς τοῦτο ποιήσοντας στρατιώτας ἐκπέμπειν, und nicht mit einem anderwärts gedungenen Söldnerheer, und zugleich vielleicht mit einer Anspielung auf die Sendung des Charidemos, die von seiner Station im Hellespont aus erfolgte. Auch Chares dürfte, als er Ordre erhielt, Olynth zu schützen, sich auswärts herumgetrieben haben (vgl. Philochoros: ἐπεμψαν . . . τρήρεις λ' τὰς μετὰ Χάρητος . . . Χαρίδημον τὸν ἐν Ἑλλησπόντῳ στρατηγόν). Die Erfahrung aber, die als Lehre dienen soll, setzt er in § 8 ausführlicher auseinander: „Als die Belagerung von Pydna, Potidaea, Methone, Pagasae gemeldet wurde, wenn wir damals gleich einer dieser Städte bereitwillig und in der erforderlichen Art mit einem Bürgerheer Hilfe gebracht hätten, dann hätten wir mit Philipp jetzt eine leichtere Arbeit und er stünde nicht so mächtig da“ (ἤνικα Πύδνα Ποτῆαια Μεθώνη Παγασαὶ τὰλλα, ἵνα μὴ καθ' ἕκαστα λέγων διατρίβω, πολιορκούμενα ἀπηγγέλλετο, εἰ τότε τούτων ἐνὶ τῷ πρώτῳ προθύμῳ καὶ ὡς προσῆκεν ἐβοηθήσαμεν αὐτοί, ῥάονι καὶ πολὺ ταπεινότερῳ ἢν ἂν ἐχρώμεθα τῷ Φιλίππῳ). In doppelter Hinsicht war die

damals geleistete Hilfe unzulänglich und darum erfolglos. Theils indem sie zu spät in Stand gesetzt nach der Einnahme jener Plätze ankam, was wir aus der ersten philippischen wissen (§ 35, vgl. § 4), und dann, weil kein Bürgerheer auszog, was wir aus dieser Stelle ersehen und den mit Rücksicht auf solche Erfahrungen gemachten Vorschlägen der ersten philippischen Rede entnehmen können. Dass jeder Hörer die Stelle so verstehen musste, das erreichte der Redner, indem er an das musterhafte Vorgehen Athens, als es im Jahre 357 galt Euboea zu retten, erinnerte (§ 8: εἰ γὰρ 50' ἤκομεν Εὐβοεῦσι βεβορησώτερες καὶ παρῆσαν Ἀμφίπολιτῶν Ἰέραξ καὶ Στρατοκλήης ἐπὶ τούτῃ τὸ βῆμα, κελεύοντες ἡμᾶς κλεῖν καὶ παραλαμβάνειν τὴν πόλιν, τὴν αὐτὴν παρεγρόμεθ' ἡμεῖς ὑπὲρ ἡμῶν αὐτῶν προθυμίαν ἤνεκεν ὑπὲρ τῆς Εὐβοέων σωτηρίας, εἴχετ' ἂν Ἀμφίπολιν τότε κτλ.). Damals ward die erbetene Hilfe rasch und voll gewährt: für den Flottendienst rief man freiwillige Trierarchen auf, in drei bis fünf Tagen war mobilisirt und gelandet, in dreissig Tagen der Feldzug siegreich beendet. Damals προθύμως καὶ ὡς προσήκεν ἐβοήθησαν αὐτοὶ (vgl. Schaefer I 143 ff.).

Dass die Athener für Olynth bereits etwas, aber nicht das was sie mussten (τὰ δεόντα) ganz und voll gethan, das liegt noch in anderen Stellen ausgesprochen vor, so § 11: καὶ περὶ τῶν πραγμάτων οὕτως οἱ μὴ χρησάμενοι τοῖς καιροῖς ὀρθῶς οὐδ' εἰ συνέβη τι παρὰ τῶν θεῶν χρηστὸν μνημονεύουσι, § 14: εἰ δ' ὁ μὲν (Φίλιππος) ὡς αἰεὶ τι μείζον τῶν ὑπαρχόντων δεῖ πράττειν ἐγνωκῶς ἔσται, ἡμεῖς δὲ ὡς οὐδενὸς ἀντιληπτέον ἐρρωμένους τῶν πραγμάτων, σκοπεῖσθε εἰς τί ποτ' ἐλπίς ταῦτα τελευτήσαι. Das aber, was der Augenblick verlangt und was der Redner auch hier zu fordern nicht müde wird, ist ein zahlreiches, wohl ausgerüstetes Bürgerheer (§ 27: δεῖ τοίνυν . . . ἐτοίμως συνάρασθαι τὰ πράγματα, καὶ πρεσβευμένους ἐρ' ἃ δεῖ καὶ στρατευμένους αὐτούς, vgl. noch § 17, 18, 24), in das, wie er mit einiger Ueberschwänglichkeit am Schlusse sagt, alle eintreten sollen (§ 28: πάντα δὴ ταῦτα δεῖ συνδόντας ἅπαντας βοηθεῖν). Und so ist es auch bezeichnend, dass Demosthenes besorgt, Philipp würde die Athener Olynth gegenüber verleumden, nicht damit, dass sie dem geschlossenen Bundesvertrage entgegen keinerlei Hilfe gesandt, sondern nur, dass sie selber nicht als Helfer erschienen (§ 3: τὰ δ' ἡμᾶς διαβάλλων καὶ τὴν ἀπουσίαν τὴν ἡμετέραν). Dass dies

aber von allem Anfang der Wunsch der Olynthier gewesen und sie ihn nicht erst gefasst und durch die letzte Gesandtschaft geäußert (πέμψαι βοήθειαν, μὴ ξενικὴν, ἀλλ' αὐτῶν Ἀθηναίων), nachdem sie vielleicht unter dem Hader des Chares und Charidemos gelitten, ist selbstverständlich. Hatten sie ja berechtigten Anspruch darauf, und die Nichterfüllung dieser Pflicht mochte die philippische Partei in Olynth gegen Athen geltend machen.¹

Die Athener waren ihrer Verpflichtung nachzukommen besten Willens. Das gesteht ihnen selbst Demosthenes zu, nur fehlte es an den Geldmitteln für die Ausführung. Indem sie thaten, was sie zu thun im Stande waren, sandten sie bald nach Abschluss des Bündnisses mit Olynth, welches, wie in der Abhandlung ‚Demosthenische Anträge‘ nachgewiesen wurde, in den Anfang des Jahres 350, Ol. 107, 2 unter das Archontat des Theellos² zu setzen ist, Chares und wohl gleichzeitig Charidemos mit ihren Söldnern, indem sie die unter Chares' Führung stehende Macht um acht in Athen bemannte Trieren verstärkten und zu Charidemos von Euboea aus ein Detachement von 150 Reitern stossen liessen, so dass beide Corps hauptsächlich aus Söldnern bestanden. Für diese aussergewöhnliche Finanznoth bedarf es einer Erklärung, die sich ungezwungen bei unserem Ansatz des Bündnisses, das mit dem Ausbruch des Krieges wohl zusammenfällt, aus der Lage Athens im Frühjahr 350 ergibt.

II.

In einer Processrede aus demosthenischer Zeit, welche in dem Corpus dieses Redners uns erhalten ist, ohne von ihm verfasst zu sein, in der Rede gegen Neaera § 3 S. 1346, 2 ff.

¹ Grote stützt sich auf diese Stelle, um darzuthun, dass der ersten olynthischen Rede in der Reihe der Reden der letzte Platz gebühre, indem eine solche Verdächtigung eine längere Zeit seit Abschluss des Bundesvertrages voraussetze. Einer solchen Voraussetzung ist man überhoben, wenn die Olynthier an Stelle des Bürgerheeres, das sie erwarteten, mit Söldnerhaufen sich zufrieden geben mussten.

² Vgl. über Theellos Carl Curtius' in Jen. Literaturzeitg. 1877, Nr. 32, S. 501.

wird Athens Lage zur Zeit des Ausbruches des olynthischen Krieges in charakteristischen Zügen also geschildert: συμβάντος τῆ πόλει καιροῦ τοιούτου καὶ πολέμου ἐν ᾧ ἦν ἡ κρατήσασιν ἡμῖν μεγίστους τῶν Ἑλλήνων εἶναι καὶ ἀναμφισβητήτως τά τε ὑμέτερα αὐτῶν κεκομισθαι καὶ καταπεπολεμηκέναι Φιλίππον ἢ ὑστερήσασι τῆ βοηθείᾳ καὶ προεμένοις τοὺς συμμάχους, δι' ἀπορίαν χρημάτων καταλυθέντος τοῦ στρατοπέδου, τούτους τ' ἀπολέσαι καὶ τοῖς ἄλλοις Ἑλλήσιν ἀπίστους εἶναι δοκεῖν καὶ κινδυνεύειν περὶ τῶν ὑπολοίπων, περὶ τε Λήμανου καὶ Ἰμβρου καὶ Σκύρου καὶ Χερρονήσου, καὶ μελλόντων στρατεύεσθαι ὑμῶν πανδημεῖ εἰς τε Εὐβοίαν καὶ Ὀλυνθον, ἔγραψε ψήφισμα ἐν τῆ βουλῇ Ἀπολλόδωρος βουλευῶν καὶ ἐξήνεγκε προβούλευμα εἰς τὸν δῆμον, λέγων διαχειροτονῆσαι τὸν δῆμον εἴτε δοκεῖ τὰ περιόντα χρήματα τῆς διοικήσεως στρατιωτικὰ εἶναι εἴτε θεωρικὰ, κελυόντων μὲν τῶν νόμων, ἔταν πόλεμος ἦ, τὰ περιόντα χρήματα τῆς διοικήσεως στρατιωτικὰ εἶναι κτλ.

Aus dieser Stelle, verbunden mit einigen Angaben der Rede gegen Meidias, geht zunächst hervor, dass die Athener, nachdem sie mit Olynth den Bundesvertrag geschlossen und ihr Ansehen auf dem Spiele stand, wenn sie ihren Bundesgenossen nicht Hilfe brächten, zugleich Krieg auf Euboea zu führen hatten, und sie lassen wenigstens die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges und ihre Aufeinanderfolge noch erkennen. Plutarch, der Tyrann von Eretria, hatte von Athen Hilfe gegen seine Gegner begehrt und sie ward ihm auf Verwendung des Meidias und seiner Freunde gegen Demosthenes' Rath zugesagt. Zu diesem Zwecke wurden freiwillige Trierarchen aufgerufen (§ 11); es war dies der zweite Fall derartiger Trierarchie¹ und damals war es wohl auch, dass Apollodoros, um für so weit-ausschauende Unternehmungen die Mittel flüssig zu machen,

¹ Rede g. Meidias 161 S. 566, 28: ἐγένοντ' εἰς Εὐβοίαν ἐπιδόσεις παρ' ὑμῖν πρῶται. τούτων οὐκ ἦν Μειδίας, ἀλλ' ἐγώ, καὶ συντρίηραρχος ἦν μοι Φιλῆνος ὁ Νικοστράτου. ἕτεραι δὲ ὑτέραι μετὰ ταῦτα εἰς Ὀλυνθον. οὐδὲ τούτων ἦν Μειδίας. καίτοι τὸν γε δὴ φιλότιμον πανταχοῦ προσῆκεν ἐξετάζεσθαι. τρίται νῦν αὐταὶ γεγόνασιν ἐπιδόσεις· ἐνταῦθ' ἐπέδωκεν. πῶς; ἐν τῇ βουλῇ γυγνομένων ἐπιδόσεων παρῶν οὐκ ἐπέδιδου τότε. ἐπειδὴ δὲ πολιορκεῖσθαι τοὺς ἐν Ταμύναις στρατιώτας ἐξηγγέλλετο, καὶ πάντας ἐξίναί τοὺς ὑπολοίτους ἱππέας, ὧν εἰς οὗτος ἦν, προεβούλευσεν ἡ βουλή, τῆνικαῦτα φοβηθεὶς τὴν στρατείαν ταύτην, εἰς τὴν ἐπιούσαν ἐκκλησίαν, πρὶν καὶ προέδρους καθίζεσθαι, παρελθὼν ἐπέδωκεν . . . (§ 163) οὐκ ἀνέβαινον ἐπὶ τὴν ναῦν ἣν ἐπέδωκεν, ἀλλὰ τὸν μέτοικον ἐξέπεμψε τὸν Αἰγύπτιον, Πάμφιλον, αὐτὸς δὲ μένων ἐνθάδε τοῖς Διονυσίοις διεπράττετο ταῦτ' ἐφ' οἷς νυνὶ κρίνεται κτλ.

seinen Antrag auf Verwendung der Theorika für Kriegszwecke stellte. Gegen Ende des Winters nach den Χόας, die am 12. Anthesterion gefeiert wurden, landete Phokion an zwei verschiedenen Punkten; das Reitercorps mit jener Reiterabtheilung, die für Olynth bestimmt war, ging bei Chalkis über und lagerte bei Argura. Der andere Haupttheil, aus Fussvolk und Reitern bestehend, setzte sich bei Tamynae fest.¹ Zur Feier der Dionysien wurden zahlreiche Bürger, die damit zu thun hatten, beurlaubt; auch die Reiter von Argura gingen nach Athen zurück, um bei dem dionysischen Festaufzug mitzuwirken, bis auf jene Abtheilung, die, für Olynth bestimmt, nun dahin transportirt wurde. Die Lage des Heeres bei Tamynae wurde bald eine sehr schwierige. Auf die Nachricht, dass es sich in arger Bedrängniss finde, wurden ein drittes Mal freiwillige Trierarchen aufgerufen und im Rathe beschlossen, dass eine neue Armee mit dem Rest der Reiter und einem neuen Geschwader von Triremen nach Euboea gehen solle. Als aber noch vor den Dionysien Nachrichten von dem Siege Phokions bei Tamynae einliefen, nahm die Volksversammlung davon Umgang, verhartete aber bei der Ausrüstung der Schiffe. Phokion kehrte gegen Ablauf des Jahres im Sommer mit dem Heere und der Flotte nach Athen zurück, nur eine kleine Abtheilung verblieb unter Molossus als Bewachung. Sie wurde sammt ihrem

¹ RgBoeotos § 16 S. 999, 6: καὶ γὰρ νῦν, ὅτ' εἰς Ταμύνας παρήλθον οἱ ἄλλοι, ἐνθάδε τοὺς Χόας ἄγων ἀπελείφθη καὶ τοῖς Διονυσίοις καταμείνας ἐχόρευεν, ὡς ἅπαντες ἑωρᾶθ' οἱ ἐπιδημοῦντες. — § 17: ἀπελθόντων δ' ἐξ Εὐβοίας τῶν στρατιωτῶν λιποταξίου προσεκλήθη, κἀγὼ ταξιαρχῶν τῆς φυλῆς ἠναγκαζόμενη κατὰ τοῦ ὀνόματος τοῦ ἑμαυτοῦ πατρόθεν δέχεσθαι τὴν λῆξιν. καὶ εἰ μισθὸς ἐπορίσθη τοῖς δικαστηρίοις, εἰσῆγον ἄν δῆλον ὅτι κτλ. — RgMeid. 132 S. 558, 2: περὶ δὲ τῶν συστρατευσαμένων ἱππέων εἰς Ἄργουραν ἴστε δήπου πάντες οἱ ἔδημηγόρησε παρ' ὑμῖν, ὅθ' ἦκεν ἐκ Χαλκίδος, κατηγορῶν καὶ φάσκων ὀνειδος ἐξελθεῖν τὴν στρατιάν ταύτην τῇ πόλει . . . καίτοι πότερ' εἰσὶν ὀνειδος, ὦ Μειδία, τῇ πόλει, οἱ διαβάντες ἐν τάξει καὶ τὴν σκευὴν ἔχοντες, ἦν προσῆκε τοὺς ἐπὶ τοὺς πολέμους ἐξιόντας καὶ συμβαλουμένους τοῖς συμμάχοις ἢ σὺ, ὁ μὴ λαχεῖν εὐχόμενος τῶν ἐξιόντων, ὅτ' ἐκληροῦ, τὸν θώρακα δ' οὐδεπώποτ' ἐνδύς, ἐπ' ἀστράβης δ' ὀχοῦμενος ἀργυρᾶς, τῆς ἐξ Εὐβοίας . . . ταῦτα γὰρ εἰς τοὺς ὀπίστας ἡμᾶς ἀπηγγέλλετο· οὐ γὰρ εἰς ταῦτόν ἡμεῖς τούτοις διέβημεν. — Ebend. 197 S. 578, 1: ἐνθυμείθε παρ' ὑμῖν αὐτοῖς, ὅτι οὗτος τῶν μεθ' ἑαυτοῦ στρατευσαμένων ἱππέων, ὅτ' εἰς Ὀλυμπον διέβησαν, ἐλθὼν πρὸς ὑμᾶς εἰς τὴν ἐκκλησίαν κατηγόρει, πάλιν νῦν μείνας πρὸς τοὺς ἐξεληλυθότας τοῦ δήμου κατηγόρησε.

Feldherrn zu Gefangenen gemacht und musste um 50 Talente von den Athenern ausgelöst werden. So endete dieser Krieg schimpflich und nicht ohne den empfindlichsten Nachtheil für die athenischen Finanzen. Von der Noth, in welche die gleichzeitigen Rüstungen für Olynth und Euboea im Jahre 350 den Staat gebracht, gibt der Umstand eine Vorstellung, dass eine Zeit lang nicht genug Geld in den Cassen war, um die Dikasterien zu bezahlen.

Wir sind mit dieser Expedition in der eigenthümlichen Lage, dass wir über ihren Verlauf und eine Reihe gleichzeitiger Massregeln im Innern, die sich auf sie beziehen, detaillirter unterrichtet sind als über eine andere dieser Epoche; aber über das Jahr, in welches sie fällt, fehlt jedes Zeugniß und wir können dasselbe nur auf dem Wege der Conjectur feststellen. Nur so viel ist sicher, dass sie mit den beiden andern Expeditionen nach Euboea vom Jahre 357 und 341 v. Chr. nichts zu thun hat. Sie muss zwischen sie fallen. Zur chronologischen Fixirung dient zunächst die Thatsache, dass während sie vorbereitet wurde und im Gange war, in Athen auch für Olynth gerüstet wurde und eine Expedition dahin abging.

Dem Zwange dieser Thatsache sucht man in verschiedener Art gerecht zu werden, indem man entweder an der philochorischen Datirung des olynthischen Krieges (Ol. 107, 4) festhaltend, den euboeischen Zug in das Jahr 349 oder 348 setzt, oder aber, indem man den Ausbruch des Krieges auf Chalkidike im Jahre 350 erfolgen und die Athener auf ein unbestimmtes Gerücht davon einen militärischen Spaziergang nach Olynth unternehmen lässt. In beiden Fällen ist die Coïncidenz des euboeischen und olynthischen Krieges und der athenischen Rüstungen für Beide gewahrt. Die erstere Ansicht vertheidigen Grote und Weil mit dem Unterschiede, dass Grote den euboeischen Zug nach den Reden des Demosthenes und den drei philochorischen Hilfssendungen in den Frühling des Jahres 348 setzt, während Weil mit zum Theile eigenthümlicher Begründung Apollodors Antrag und die Rüstungen für Euboea und Olynth in dem Winter und Frühling des Jahres 348 vor sich gehen lässt, während bereits Charidemos, der Führer der zweiten philochorischen Expedition, auf Chalkidike operirte. Ihm ist es gelungen, eine Autorität auf diesem Gebiete wie Friedrich

Blass für seine Ueberzeugung zu gewinnen (a. a. O. S. 276 u. bes. 287 f.). Die andere Meinung wird von A. Schaefer vertreten und hat in Emil Müller einen wackeren Vertheidiger gefunden.¹ Die Erwägungen beider Parteien sind grossentheils richtig, aber was sie einander vorzuwerfen haben, nicht minder; denn die Auskunftsmittel, den Schwierigkeiten, in die beide Annahmen verwickeln, zu begegnen, sind nicht leicht und unbedenklich.

Wie soll man es mit der Thatsache, an der Schaefer als an einer unumstösslichen festhält, dass Philipp ernstlich erst im Jahre 349 in Chalkidike eingefallen, dass Olynth erst in diesem Jahre das Bündniss mit Athen geschlossen und von Athen Zuzug erhalten, vereinbar finden, dass ein Jahr zuvor eine Flotte mit Reiterei Olynth ohne dringende Veranlassung und ohne dass Athen vertragsmässig zu einer solchen Leistung verpflichtet war, zu Hilfe zog? Allerdings verweist Schaefer (II 114) auf zwei Stellen (Phil. I § 17 und Ol. I § 13), in welchen eine vorübergehende Gefährdung olynthischen Gebietes durch Philipp angedeutet sein soll. Dass diese Auffassung irrig ist, glaube ich in meiner Abhandlung ‚Demosthenische Anträge‘ (S. 525) gezeigt zu haben. Dieselbe aber als richtig vorausgesetzt, wer erkennt in dieser Handlungsweise die Athener des nächsten Jahres wieder, welche Olynth bis an den Rand des Verderbens kommen liessen, ohne zu kräftiger Unterstützung sich aufzuraffen? Sie sollten, ohne Olynths Bundesgenossen zu sein, auf eine feindliche Demonstration Philipps hin in solcher Art reagirt haben? Sie sollten bloss aus politischer Vorsorglichkeit zu einer Zeit, da sie kaum die Kosten für die euboeische Unternehmung zu bestreiten vermochten, sich noch einen weit kostspieligeren Krieg in der Ferne aufgelastet haben? Sie sollten durch keine Vertragspflicht gedrängt aus blosser Opferwilligkeit auf die Theorikengelder durch Volksbeschluss haben verzichten wollen, und Demosthenes sollte sich nicht daran in einer seiner olynthischen Reden erinnern müssen, um wirkungsvoll die Fahrlässigkeit des Augenblicks mit dem guten Willen vom vorigen Jahre zu vergleichen? Würde er wohl gesagt haben: Stehen nicht die jetzt im Kriege, welche wir bereitwillig

¹ Ausgewählte Reden des Demosthenes erklärt von Anton Westermann, 1. Bdch., 7. Aufl. von Emil Müller, Berlin 1875, S. 390 ff.

zu retten versprochen, wenn es zum Kriege kommen sollte?‘ (Ol. III § 16: οὐχ οὕς, εἰ πολεμήσαιεν, ἐτοιμῶς σώσειν ὑπισχνούμεθα, οὔτοι νῦν πολεμοῦσιν), und nicht vielmehr: ‚werden nicht die jetzt vom Kriege bedrängt, die wir, da blosse Gefahr sie bedrohte, bereit und thatkräftig unterstützten und so mit blindem Vertrauen zu uns erfüllten?‘ Würde er sagen können: ‚Nun hat sich das, wovon ihr alle den Mund voll hattet, dass man die Olynthier mit Philipp entzweien müsse, von selbst gemacht und in der Art, wie wir es nur wünschen konnten?‘ (Ol. I § 7: νυνὶ γάρ, ὃ πάντες ἐθρυλεῖτε, ὡς Ὀλυνθίους ἐκπολεμῶσαι δεῖ Φιλίππῳ, γέγονεν αὐτόματον, καὶ ταῦθ' ὡς ἂν ὑμῖν μάλιστα συμφέροι) oder: ‚wir haben nichts gethan, um diese günstige Gelegenheit des olynthischen Krieges herbeizuführen, sie ist ungesucht dem Staate in den Schooss gefallen‘ (Ol. I § 9: νυνὶ δὴ καιρὸς ἦκει τις εὖτος ὃ τῶν Ὀλυνθίων αὐτόματος τῇ πόλει).

Wir wissen überdies aus der Rede gegen Neaera, dass, als die Athener während der euboeischen Händel für Olynth rüsteten, sie dies nicht für ein fremdes Volk, sondern für ihre Bundesgenossen thaten, dass sie dies thaten, um nicht der Untreue geziehen zu werden, um mit ihrer Hilfe nicht zu spät zu kommen, indem man besorgte, dass das für diesen Zweck bestimmte Heer sich auflösen könnte. Schaefer muss dieses Heer gegen Sinn und Zusammenhang der ganzen Stelle, die nur an Olynth denken lässt, ¹ auf Euboea suchen, wo doch Phokion seine Truppen der Feste wegen zum Theile sogar beurlauben konnte und bei welchem eine derartige Situation, die Gefahr der Auflösung, nicht leicht denkbar ist. Es kann nur ein Söldnerheer gemeint sein, das entweder bereits in Olynth stand oder dahin abzugehen im Begriffe war. Man wird an Chares oder an Charidemos oder besser an Beide zu denken haben. An das Heer des Chares, weil wir in der zweiten olynthischen Rede von einer frappant ähnlichen Situation dieses Heeres und von Handlungen seines Führers vernehmen, welche Demosthenes zwar nicht vertheidigt, aber mit der Nothlage der Truppen, dem Mangel an Sold entschuldigt. ²

¹ ‚Die Hauptgefahr ist demnach augenscheinlich die um Olynth, nicht die des Heeres auf Euboea‘ Blass a. a. O. p. 276, Weil Harangues p. 165.

² Vgl. Ol. II § 27: πημὶ δὲ δεῖν . . . τὰς προφάσεις δ' ἀφελεῖν καὶ τὰ καθ' ὑμᾶς ἑλλείμματα· οὐ γὰρ ἔστι πικρῶς ἐξετάσαι τί πέπρακται τοῖς ἄλλοις,

Der Einwurf, den man gegen diese Conjectur erheben könnte, dass das die gewöhnliche Lage athenischer Söldnerheere jener Zeit gewesen und dieselben nicht einmal nur wegen Soldmangels auseinander gingen, besagt nichts gegen ein weiteres Moment, welches ihre Wahrscheinlichkeit in hohem Grade vermehrt. In der Notiz des Philochoros, welche die Stärke des Expeditionscorps unter Chares angibt, werden ausdrücklich die acht Trieren, welche die Athener bemannten, von den Truppen und Trieren, die Chares führte, unterschieden und wir werden nicht irren, wenn wir die freiwillige Beisteuer, die ἐπιδόσεις εἰς Ὀλυθον aus der Midiana auf sie beziehen. Für die Reiter, welche von Euboea nach Olynth übersetzten, ist allerdings in den Corps des Chares kein Platz, aber derselbe Philochoros meldet, dass Charidemos ausser 4000 Peltasten 150 Reiter commandirte, welche dem euboeischen Detachement auch der Zahl nach entsprechen dürften. Zudem ist ein so geringer Zug von Reiterei als selbstständig operirende Truppe kaum denkbar. Indem wir dieselben unter Charidemos stellen, sind wir der unbezeugten Annahme Grotes überhoben, dass ein noch zahlreicheres Corps Hopliten diese Reiter begleitete. Unsere Combination hat den weiteren, unverächtlichen Vorzug, dass durch sie Philochoros' Angaben ebenso viel an Präcision gewinnen, als sie durch die bekämpfte Hypothese daran einbüssten, indem nach ihr Philochoros eine, wenn auch um ein Jahr vorausliegende, so doch nicht unbedeutende Leistung Athens für Olynth mit Stillschweigen übergangen haben würde.

Gegen die Stelle der Rede wider Neaera, welche, wie wir sehen, gegen Schaefers Hypothese in allen Punkten unwegräumbaren Widerspruch erhebt, indem nach ihrer Darstellung zu der Zeit, als Apollodor die Verwendung der Schaugelder für Kriegszwecke beantragte, der Entscheidungskampf mit Philipp um das politische Uebergewicht in Hellas ausge-

ἀν μὴ παρ' ὑμῶν αὐτῶν πρῶτον ὑπάρξῃ τὰ δέοντα· τίνος γὰρ ἕνεκα ὧ ἄνδρες Ἀθηναῖοι νομίζετε τοῦτον μὲν φεύγειν τὸν πόλεμον πάντας ὅσους ἂν ἐκπέμψητε στρατηγούς, ἰδίους δ' εὐρίσκειν πολέμους, εἰ δεῖ τι τῶν ὄντων καὶ περὶ τῶν στρατηγῶν εἰπεῖν; ὅτι ἐνταῦθα μὲν ἐστὶ τὰ ἄθλα ὑπὲρ ὧν ἐστὶν ὁ πόλεμος ὑμέτερα, κἄν ληφθῆ [so nach Madvig A. C. I 456 für die Vulgata Ἀμφίπολις καὶ ἂν ληφθῆ], παραχρῆμα ὑμεῖς κομίσθε· οἱ δὲ κίνδυνοι τῶν ἐφεστηκότων ἴδιοι, μισθὸς δ' οὐκ ἔστιν.

brochen ist, die Olynthier bereits als Bundesgenossen Athens erscheinen, Athen selbst in Gefahr schwebt, durch säumige Leistung seiner Vertragspflicht das Vertrauen der Nation zu verlieren, ein für Olynth zusammengebrachtes Heer aus Mangel an Sold auseinander zu gehen droht, gegen diese Stelle hat Emil Müller in verständiger Taktik seinen Hauptangriff gerichtet, indem er in ihr ‚durchaus den Stempel übertreibender Ungenauigkeit‘ erkennen will. Welches sind die verdächtigen Merkmale? Der Redner versichert, ‚die Athener seien, als Apollodor seinen Antrag einbrachte, im Begriffe gewesen, mit ihrer gesammten waffenfähigen Mannschaft (πανδημεί) nach Euboea und Olynth zu ziehen (da dieselben doch selbst in ihrer besten Zeit nach einem entlegenen, überseeischen Kriegsschauplatz niemals mit gesammter Mannschaft ausgezogen sind und auf den letzten Nothschrei der Olynthier nur 2000 Bürgerhopliten und 300 Reiter ausgesandt hatten), und behauptet ganz unglaublicher Weise, der Volksbeschluss auf Verwendung der Ueberschüsse zum Kriege, sei ein einstimmiger gewesen (οὐδεὶς ἀντεχειροτόνησεν § 4), die Verurtheilung Apollodors in dem Paranomenproceße aber sei nur durch persönliche Verläumdungen des Anklägers und falsche Zeugen herbeigeführt worden.‘ Allein weder in dem πανδημεί noch in dem οὐδεὶς ἀντεχειροτόνησεν liegt etwas unerklärliches, unannehmbares. In ersterem nicht, denn wir haben es eben mit einem hochtrabenden Psephisma zu thun, wie sie damals in Athen beliebt waren ¹ und brauchen uns nur an den Beschluss vom Winter 352 zu erinnern, wo man auch πανδημεί auszuziehen gedachte (Ol. III § 4: τοὺς μέχρι πέντε καὶ τετταράκοντα ἐτῶν αὐτοῦς ² ἐμβαίνειν), obwohl es einen Zug nach dem thrakischen Cherronesos galt, und nicht wie im vorliegenden Falle nach Olynth und Euboea oder, wie Müller will, bloss nach Euboea, von wo man in längstens

¹ Vgl. Phil. I § 20: καὶ ὅπως μὴ ποιήσητε, ὁ πολλάκις ὑμᾶς ἔβλαψεν· πάντ' ἐλάττω νομιζόντες εἶναι τοῦ δέοντος καὶ τὰ μέγιστ' ἐν τοῖς ψηφισμασιν αἰρούμενοι, ἐπὶ τῷ πράττειν οὐδὲ τὰ μικρὰ ποιεῖτε, und Ol. I § 28: πάντα δὴ ταῦτα δεῖ συνιδόντας ἅπαντας βοηθεῖν.

² ἀστοῦς verlangte für αὐτοῦς Nauck im 'Bulletin de l'Academie de St. Pétersbourg tom. VI p. 51, eine Conjectur, welche durch die vorher (S. 25 ff.) ausgeschrieben Stellen über persönlichen Kriegsdienst, wo nirgends das Wort ἀστοί gebraucht ist, widerlegt wird.

30 Tagen, wie Ol. 105, 3, zurück zu sein hoffen durfte (vgl. Schaefer I 143, II 75₁).

Aber auch jenes οὐδεις ἀντεχειροτόνησεν muss nicht auf die Abstimmung über den Antrag Apollodors bezogen werden und eine übertreibende Unwahrheit enthalten, sondern es kann ganz wohl als ein doppeldeutiger Ausdruck für eine wahre Thatsache aufgefasst werden. Die Worte lauten (§ 5 S. 1346, 26): γενομένης γὰρ τῆς διαχειροτονίας οὐδεις ἀντεχειροτόνησεν ὡς οὐ δεῖ τοῖς χρήμασι τούτοις στρατιωτικοῖς χρῆσθαι, ἀλλὰ καὶ νῦν ἔτι, εἴαν που λόγος γένηται κατὰ πάντων ὁμολογεῖται ὡς τὰ βέλτιστα εἶπας ἄδικα πάθοι. Ist es plausibel, dass der Redner in dem Falle, dass wirklich alle oder auch nur mehrere einflussreiche Persönlichkeiten aus der Zahl der Vertheidiger der Schaugelder simpel für den Antrag Apollodors gestimmt und sich so in Widerspruch mit ihren Ueberzeugungen gesetzt hätten, dafür diesen milden Ausdruck, diese vorsichtig negative Fassung würde gewählt haben? Zudem enthält die zweite Hälfte des Satzes, wenn auch die erste an eine förmliche Abstimmung denken lässt, nicht den förmlichen und wörtlichen Antrag, sondern gleicht mehr einer Resolution, einem Stück Motivirung, ja vielleicht der Motivirung einer etwas abweichenden Ansicht. Denn ‚keiner stimmte dagegen, dass man diese Gelder nicht als Kriegsgelder benützen dürfe,‘ legt die Ergänzung nahe, wengleich mancher Bedenken trug, dass es in dieser Weise, d. h. durch ein einfaches Psephisma und nicht auf dem allein verfassungsmässigen, legislatorischen Wege geschehen solle. Dass gleichwohl nicht sofort, wie es scheint, gegen den Antrag eine γραφή παρανόμων eingebracht wurde, wird verständlich, wenn es der Partei, von welcher eine solche Opposition zu erwarten war, im Augenblicke nur darauf ankam, die euboeische Expedition nicht scheitern zu lassen. ¹

¹ Wie hier die aus der Debatte über den Antrag ersichtliche, allgemeine Zustimmung den Antragsteller zu entlasten dienen soll, in ähnlicher Weise rechtfertigt Aeschines mit der ‚einstimmigen‘ Annahme durch das Volk ein gesetzwidriges Psephisma des Philokrates, welches dieser ἀπροβούλευτον, wie ich glaube, unmittelbar in der Ekklesie eingebracht hatte, vgl. Aesch. RvdGes. § 13: δίδωσι ψήφισμα Φιλοκράτης ὁ Ἀγνούσιος καὶ ὁ δῆμος ἅπας ὁμογνώμων ἐχειροτόνησεν ἐξεῖναι Φιλίππῳ κτλ. und kurz vorher τοῦ δήμου σφόδρ' ἀποδεξάμενον . . . ἀντειπόντος δ' οὐδενός. — Zu dieser die Wahrheit kaum verhüllenden Uebertreibung vergleiche man Demosthenes' Aussage

Alle andern Umstände jener in ihrer Glaubwürdigkeit angefochtenen Darstellung sind Thatsachen, die, wenn auch übertrieben dargestellt, sich nicht fortinterpretiren lassen. Um über sie hinwegzukommen, bleibt Müller nur die verzweifelte Ausflucht übrig, dass der Redner die Zuhörer verleite, jene Vorboten des olynthischen Krieges, zu deren Zeit der Antrag gestellt ward, mit dem olynthischen Kriege selbst zusammenzuwerfen, welchem Bestreben die natürliche Neigung der Zuhörer, jene unter sich zusammenhängenden, zur Zeit der Rede aber längst abgethanen Ereignisse, ohne genauere Beachtung der Stadien ihrer Entwicklung in der Erinnerung als ein Ganzes zu fassen, von selbst entgegenkam. Diesen Vortheil wahrnehmend, suche er seinen Zweck durch eine allgemeine Schilderung der drangvollen und entscheidungsschwangeren Lage mit starkem Farbeauftrag zu erreichen, nenne den euboeischen Krieg und die Anstrengungen zur Rettung Olynths in éinem Athem, hüte sich aber, durch eine bestimmtere Bezeichnung des Zeitpunktes erst darauf aufmerksam zu machen, dass die damalige Heeresendung nach Olynth ein militärischer Spaziergang blieb und der wirkliche Ausbruch des olynthischen Krieges erst 18 oder 19 Monate später erfolgte. Dass aber jene Vorboten eitel Fiction sind, meinen wir unwidersprechlich dargethan und damit die Wahrheit und Treue dieser historischen Charakteristik, welche lebendiger, treffender und nachdrucksvoller kaum Demosthenes selbst hätte liefern können, im Allgemeinen wie im Einzelnen gerettet zu haben.

Wenn es aber mit jenen Vorboten des olynthischen Krieges, welche Schaefer und Müller präsumiren, nichts ist, dann wird die Zuverlässigkeit der philochorischen Nachricht, dass der Krieg erst Ol. 107, 4 ausgebrochen sei, durch eine Stelle der ersten olynthischen Rede (§ 13) vollends erschüttert.

— — — — —
 über die seine Person betreffende Abstimmung RgMeid. § 2 S. 515, 2: οὐδ' ἀπέβλεψεν εἰς τὰς οὐσίας τὰς τούτων οὐδὲ τὰς ὑποσχέσεις, ἀλλὰ μὲν γνῶμη κατεχειροτόνησεν αὐτοῦ. — RgTimokrates § 57 S. 715, 27: γρῆν σε . . . εἰ πᾶσιν Ἀθηναίοις ἰδοῦμαι, γράφειν καὶ νομοθετεῖν, nachdem kurz vorher (§ 55) die Zahl der Zustimmenden auf 6000 festgesetzt war. Uebrigens sind dies nicht die einzigen Beispiele solch' unschuldiger Zahlen-Hyperbel.

Dort lässt nämlich Demosthenes, indem er die rasch aufeinander folgenden Züge Philipps aufzählt, unmittelbar auf den thrakischen Zug und die Erkrankung desselben im Jahre 352 v. Chr. die Befehdung Olynths folgen (πάλιν παύσας οὐκ ἐπὶ τὸ ῥαθυμεῖν ἀπέκλινεν, ἀλλ' εὐθὺς Ὀλυνθίαις ἐπεχειρήσεν). Allerdings lässt der Ausdruck εὐθὺς eine strenge Bemessung seiner Dauer nicht zu, und fände sich die Stelle in der Kranzrede, so wäre die Annahme eines mehrjährigen Zwischenraumes durchaus zulässig. Aber dieses Wort findet sich, wie Grote S. 257₄ treffend bemerkt, hier in einer Rede, die wahrscheinlich in der letzten Hälfte des Jahres 350 v. Chr., ganz gewiss aber nicht später, als in der ersten Hälfte von 348 v. Chr. gehalten worden ist. Demnach ist für das durch εὐθὺς bezeichnete Zeitintervall höchstens die Dauer eines halben Jahres anzusetzen, wodurch wir, indem wir Philipp ungefähr Mitte 351 v. Chr. genesen lassen, auf den Anfang des Jahres 350 geführt werden.

Während wir gegen Schaefer's Behandlung der entscheidenden Stellen aus den Reden gegen Meidias und Neaera Einsprache erheben mussten, finden wir uns mit der übrigen Untersuchung desselben über die Zeit des euboeischen Krieges in vollem Einklange. Was Weil dagegen vorbrachte, ja vorzubringen sich gezwungen sah, um seine Behauptung zu halten, ist hinfällig und zum Theil bereits von Müller richtig widerlegt, so dass eine kurze Hinweisung auf die von Schaefer acceptirten oder neu beigebrachten Argumente an dieser Stelle genügen wird.

In durchaus unverfänglicher Weise bezeugt Dionysius, dass die Abfassung der Rede gegen Meidias in das Archontat des Kallimachos (Ol. 107, 4) falle. Drei Jahre vorher, d. i. Ol. 107, 2 = 351 v. Chr., übernahm Demosthenes freiwillig die Choregie für seine Phyle und genügte an den Dionysien im Frühjahr 350 dieser Pflicht zu jener Zeit, da das athenische Heer auf Euboea stand. Es war bei dieser Gelegenheit, dass Meidias den Demosthenes in gemeiner Weise insultirte. Um diese Dionysien zu feiern, war Boeotos, wie wir aus der Rede „gegen Boeotos vom Namen“ erfahren, in Athen geblieben und wurde deshalb wegen Fahnenflucht belangt; da aber in Folge mangelnden Richtersoldes die Gerichte nicht fungirten, kam der Process nicht sofort zur Verhandlung, wohl aber unmittelbar

nach Eröffnung der Dikasterien. Die bezügliche Processrede des Demosthenes setzt nun Dionysius in die Archontenjahre Ol. 107, 2 oder 107, 3 (vgl. Dionys. Dein. c. 11 S. 656, 6: ὁ μὲν γὰρ Δημοσθένους περὶ τοῦ ὀνόματος λόγος . . . κατὰ Θεσσαλῶν ἢ Ἀπολλόδωρον ἀρχοντα τετέλεσται, ὡς ἐν τοῖς περὶ Δημοσθένους δεδηλώκαμεν). So wie Dionysius' Zeitansatz der Midiana sich durch Heranziehung der in ihr erwähnten historischen Thatsachen mit seinen Mitteln leicht und sicher machen liess, so ist es offenbar die in der Rede vom Namen § 16 S. 999, 7 berührte Schlacht bei Tamynae, auf welcher sein Zeitansatz dieser fusst. Wäre aber bei Tamynae erst Ol. 107, 3 gekämpft worden, dann konnte er nicht annehmen, dass der Process und die Rede Ol. 107, 2 oder 3 falle, sie musste dann dem Jahre 107, 3 zugewiesen werden.¹ Auch kann der euboeische Feldzug

¹ Blass (a. a. O. S. 288) erkennt auch nach dem was Müller (a. a. O. S. 399) gegen Weil (Harang. p. 166) vorgebracht, in dem Zeugniss des Dionysius einen Irrthum, den er aufklären zu können meint. „Denn er las, wie es scheint, in seinem Exemplar statt Ταμίνας die Verderbniss Πύλας, und somit sagt er anderswo [in derselben Schrift c. 12 μέμνηται γὰρ ὡς νεωστὶ τῆς εἰς Πύλας ἐξόδου γενομένης (Dem. Boiot. 16 καὶ γὰρ νῦν, ὅτε εἰς Ταμίνας παρήλθον οἱ ἄλλοι)· ἢ δ' εἰς [Πύλας] Ἀθηναίων ἔξοδος ἐπὶ Θουδήμου ἀρχοντος ἐγένετο, τρισκαίδέκατον ἔτος Δεινάρχου ἔχοντος], dass die Rede vom Namen bald nach dem 106, 4 fallenden Seezuge nach Thermopylae geschrieben sei; weiter aber kurz darauf, dass die andere Rede, gegen denselben Boiotos oder Mantitheos, von der Mitgift, zwei oder drei Jahre später als die vom Namen falle, das heisst 107, 2 oder 3. Nun liegt es nahe zu vermuthen, dass er an jener ersteren Stelle einfach die beiden Reden gegen Boiotos mit einander verwechselt“. Zunächst dünkt es mir unwahrscheinlich, dass Dionysius durch einen Fehler seines Textes, den er, wenn er zwei Zeilen weiter las, leicht verbessern konnte, in einen so folgenschweren Irrthum geführt worden sein soll; denn durch die nächsten Worte (RvNam. 16 S. 999, 9 ἀπελθόντων δ' ἐξ Εὐβοίας) wurde er an den ihm aus der Midiana wohlbekannten euboeischen Feldzug erinnert. Es wäre ebenso leicht denkbar, dass des Rhetors Worte durch ein Verderbniss oder eine Interpolation entsteht ursprünglich das Richtige enthielten, dass er von Tamynae sprach und darnach den Archonten richtig nannte. Auch Deinarchos' Altersbezeichnung widerspricht seiner eigenen Berechnung, wornach dieser erst 107, 4 im dreizehnten Jahre stand. Aber wenn Dionysius in grosser Zerstretheit irrte, wo ist ein solcher Irrthum psychologisch wahrscheinlicher? Doch nicht dort, wo er über die Zeit der beiden Reden eingehende Untersuchung anstellte, in der Schrift über Demosthenes, auf deren Begründung seiner Ansätze er beide Mal verweist, a. a. O. c. 11 ὡς ἐν τοῖς περὶ Δημοσθένους δεδηλώκαμεν (für den Ansatz der

erst nach Ende des Jahres 107, 1 ausgebrochen sein, da die erste philippische Rede von ihm nichts weiss, wo von euboeischen Angelegenheiten die Rede ist wie § 37, und er ist zu Ende des Jahres 107, 4 (348) durch einen Frieden geschlossen worden. Somit muss der Aufbruch nach Euboea, sowie die damit gleichzeitige Rüstung für Olynth in den Anfang des Jahres 350 gesetzt werden.

Diese Thatsachen sind es zunächst, welche die von Grote und Weil empfohlene Verlegung des euboeischen Unternehmens in die Mitte des olynthischen Krieges, nachdem Demosthenes bereits seine Reden gehalten, verbieten. Aber auch die Reden selbst vertragen sich mit diesem Ansatz nicht. Demosthenes kommt an zwei Stellen derselben, I § 19 und III § 10—13, auf die Theorikengelder zu sprechen in einer Weise, die nur unter der Voraussetzung begreiflich wird, dass dieselben bereits einmal für Bedeckung der Kriegskosten, aber erfolglos in Aussicht genommen worden waren.¹ Nachdem er also an der ersten Stelle dargelegt, dass es an Kriegsgeldern nicht mangle, dass diese aber für andere Zwecke leichtsinnig verwendet werden, lässt er sich den Einwurf machen: ‚du stellst den Antrag, dass diese Gelder Kriegsgelder sein sollen?‘ und antwortet hierauf: ‚Gott bewahr‘, ich stelle keinen Antrag. Es ist das nur meine Meinung, dass man Soldaten ausrüste, dass diese Gelder dazu zu dienen haben und dass eine Anordnung die Bezahlung und Leistung des Gebührenden regeln müsse, dass ihr sie aber, ohne euch dafür anzustrengen für die Feste in Empfang nehmet‘. Warum diese Ablehnung einen Antrag zu stellen, der nach seiner Ueberzeugung billig war und eine nicht unergiebigere Geldquelle eröffnen konnte? Warum die Hervorhebung dessen, was seine Meinung ist, wenn nicht eine

Rede vom Nam. 107, 2 oder 3) und c. 13 ὡς ἀκριβέστερον περὶ αὐτῶν ἐν τῇ περὶ Δημοσθένους γραφῇ δεδηλώκαμεν (dafür dass die andere Rede zwei oder drei Jahre später falle). Ebenso muss Dionysius in seinen Angaben über die Midiana sich geirrt haben, damit diese Ansicht sich halten könne. Doch darüber vgl. Müller a. a. O. S. 399.

¹ Wenngleich ich Blass (a. a. O. S. 276) zugestehende, dass Demosthenes ausdrücklich nirgends sagt, dass ein solcher Versuch auch gemacht sei. Dazu hatte er wohl seinen Grund, indem ihm von feindlicher Seite die höhnische Insinuation, er selber hätte es wagen sollen, nicht erspart geliebt sein mag.

andere, entgegengesetzte Meinung vorher zum unzweideutigen Ausdruck gekommen? Wozu der sarkastische Humor dieser Aussage, wenn nicht in ihm der Aerger bitterer Erfahrung oder getäuschter Hoffnung sich ausspricht? Sinn und Beziehung der Stelle werden mit einem Schlage klar, wenn wir uns des verunglückten apollodorischen Antrags erinnern, der für seinen Urheber leicht mit der Verurtheilung zu einer unerschwinglichen Geldstrafe — der Ankläger hatte fünfzehn Talente beantragt — enden konnte.

Noch schlagender erhellt diese Beziehung auf eine tatsächliche Erfahrung aus der andern Stelle (Ol. III § 10) ‚Was die Geldmittel betrifft‘ sagt er dort ‚so wundert euch nicht, wenn ich etwas rathe, was der Mehrzahl sonderbar erscheinen wird. Setzt Nomotheten nieder. Durch diese lasst aber keine neuen Gesetze aufstellen, denn wir haben deren genug, sondern hebt jene, die im Augenblick Schaden stiften, auf; ich meine die über die Theorikengelder ohne alle Umschweife (in der ersten olynthischen Rede hatte er sichtlich den Namen vermieden, mit λαμβάνετε εἰς τὰς ἑορτὰς § 20 nur auf die Sache anspielend), und einige über die Mobilisirung, von denen jene die Kriegsgelder denen die zu Hause bleiben als Festgelder zutheilen, jene aber, die ihrer Dienstpflicht sich entziehen, straflos halten und die, welche ihrer Pflicht nachkommen wollen, nur mit grösserer Unlust erfüllen. Erst, wenn ihr diese aufgehoben und den Weg das Beste zu rathen, gefahrlos gemacht, dann suchet jenen, welcher das, was, wie ihr alle wisst, frommt, beantragen wird. Bevor ihr dies gethan, erwartet keinen, der dafür, dass er in eurem Interesse das Beste räth, durch euch wird zu Grunde gehen wollen; denn ihr werdet ihn nicht finden, zumal ja nur das dabei herauskommen könnte, dass der, welcher dies räth und beantragt, ungerecht zu Schaden käme, der Sache aber nichts nützte, sondern für die Zukunft noch mehr abschreckte, das Beste zu rathen. Diese Gesetze aber aufzuheben, muss man dieselben auffordern, welche sie gegeben haben, denn es ist nicht gerecht, dass die Popularität einer Massregel, welche dem ganzen Staate Schaden brachte, jenen, die sie veranlasst, verbleibe, die Gehässigkeit des Vorschlags aber, durch den wir alle in bessere Lage kommen dürften, dem, der jetzt das Beste räth, als Strafe zu Theil werde. Bevor aber das in Ordnung gebracht, muthet Niemanden zu, bei euch so einflussreich zu sein,

ungestraft sich über diese Gesetze hinwegsetzen zu können, oder so thöricht, dass er sich in das sichere Unglück stürzen möchte'. Wenn die Verhältnisse zur Zeit der Rede so waren, wie sie Weil voraussetzt, dass sich jener, welcher Verwendung der Schaugelder für Kriegsgelder beantragte vielleicht nur eine γραφή παρανόμων zuzog, wenn er aber das nicht wollte, nur den legislatorischen Umweg einzuschlagen hatte, dann sind Demosthenes' Worte wahrlich nicht ein Denkmal seines Muthes und unternehmenden Patriotismus, sondern das Gegentheil; sie sind unpassend, unbegreiflich. Aber noch unbegreiflicher erscheint es, wenn das Schicksal eines solchen Wagnisses so unzweifelhaft und unabwendbar feststand, wie Demosthenes es hier darlegt, dass Apollodor einige Zeit darauf den Antrag, welchen Demosthenes ablehnte, wirklich stellte und damit beim Rath und Volke ohne erheblichen Widerstand durchdrang.

Zu einer ganz entgegengesetzten, richtigeren Folgerung aus diesen Stellen gelangt Müller, welcher erkannte, dass Demosthenes' Worte auf die Voraussetzung führen, ‚es müsse nicht lange vorher einem ein solcher Antrag übel bekommen sein, und das Volk müsse vor Kurzem seine Willensmeinung, die Ueberschüsse für die Festspenden und nicht für den Krieg zu verwenden, von Neuem auf das Unzweideutigste zu erkennen gegeben haben‘. Aber derselbe will darin sogar eine Bestätigung der von Libanius und den Scholien überlieferten Nachricht sehen, dass Eubulos bei dieser Gelegenheit nach der Verurtheilung Apollodors ein Gesetz veranlasst, welches jeden ähnlichen Versuch, selbst den Antrag einer Abänderung auf dem verfassungsmässigen Wege mit Todesstrafe bedrohte. Darin aber liegt ein doppelter Irrthum, indem die Gefahr einzig und allein demjenigen, welcher wie Apollodor durch ein einfaches Psephisma den Theorikengeldern beizukommen suchte, drohte. Dass aber Todesstrafe auf einen solchen Versuch gesetzt worden sei, das müsste besser bezeugt sein, als durch die Scholiasten und Libanius,¹ um glaubwürdig zu

¹ Das sind nicht mehrere Zeugen für dieselbe Sache, sondern sie stellen nur ein Zeugniss dar, indem Libanius unsere Scholien oder eine bessere und reichere Sammlung derselben benutzte. Wie ein Erklärer auf diesen Einfall kam, habe ich Anm. 28 meiner ‚Demosthenischen Anträge‘ darzuthun versucht. Für denjenigen, welcher selbst nach dem dort über die

scheinen. Auch würde einer solchen Ungeheuerlichkeit gegenüber Demosthenes' Tadel ganz anders gelautet haben, zudem dadurch nicht bloss die Theorikengesetze, sondern auch Gesetze über den Kriegsdienst vor Abänderung geschützt sein mussten; denn er redet zugleich von beiden. Ja er hätte nicht sagen können, wenn bereits jeder Versuch mit Todesstrafe bedroht war, dass ein solches Wagniss noch mehr davon abschrecken werde, das Beste zu rathen (καὶ εἰς τὸ λοιπὸν μᾶλλον ἔτι ἢ νῦν τὸ τὰ βέλτιστα λέγειν ὑπερβρωτέρων ποιῆσαι). Ueberdies wird im weiteren Verlauf eines derartigen drakonischen Gesetzes mit keiner Sylbe gedacht. Allerdings hat Demosthenes, nachdem er durch Jahre hindurch in einflussreicher Stellung Athens Politik bestimmt, erst als die patriotische Partei im Jahre 341 und 340 glänzende Siege errungen, am Vorabende der Entscheidungsschlacht von Chaeroneia, zur Zeit, da Philipp bereits Elateia belagerte, die Theorikengelder einer bessern Verwendung zugeführt (Ol. 110, 2 = 339/8).¹ Wir brauchen jedoch, um dies zu erklären, nicht mit Müller an die drohende Gefahr der Todesstrafe zu denken. Weshalb er als leitender und an Einfluss wachsender Staatsmann eine Massregel, die er als Oppositionsredner wiederholt hervorgekehrt, nicht sofort und ohne die zwingendste Veranlassung in die Hand nehmen wollte, das sagt uns mit einer Aufrichtigkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, Demosthenes selbst in der besprochenen Stelle der dritten olynthischen Rede. Dass er damals nicht an die Sache herantreten wollte, dazu bedarf es nicht dieser Erklärung; denn

Beziehung des Wortes ἀπολέσθαι, nicht bloss auf Todesstrafe, sondern auf gerichtliche Verurtheilung überhaupt bemerkten noch zweifeln sollte, mag verwiesen werden auf die RgTimokrates § 121 S. 738, 15: οὗτοι αὐτοὶ αὐτοῖς δικάζομενοι ἀπόλοιτο καὶ τὰ χρήματα καταθεῖεν δεκαπλάσια κτλ., RgMeid. § 83 S. 541, 21: ὅπερ τὸν ταλαίπωρον οὐκ ὀρθῶς . . . οὐδὲ δικαίως ἀπολώλεκεν von der Atimie Stratons (vgl. § 87: ἀπάντων ἀπεστέρηται τῶν ἐν τῇ πόλει καὶ καθάπαξ ἄτιμος γέγονε, § 91: ὁ μὲν ἤτιμωται καὶ παραπώλωνεν und § 99), RvdGes. § 287 S. 433, 17: (Τίμαρχος) ἀπόλωλε καὶ ὑβρίσται, vgl. § 2: τὸν μὲν ἀνήρηνε τῶν ἐπὶ τὰς εὐθύναις ἐλθόντων, welche Stelle zu einem ähnlichen Missverständniss Veranlassung gab im Leb. d. x. R. S. 841 a: ὁ δὲ (Τίμαρχος) ἐκλιπὼν τὸν ἀγῶνα αὐτὸν ἀνήρηνε, ὡς πού φησι Δημοσθένης.

¹ Vgl. Philochoros bei Dionysius ad Amm. I 11 S. 742, 4: Λυσισαχίδης Ἀχαρνέως· ἐπὶ τούτου . . . τὰ χρημάτων ἐψηφίσαντο πάντ' εἶναι στρατιωτικὰ Δημοσθένους γράψαντος.

an Popularität hatte er zu jener Zeit vermuthlich wenig einzubüssen. Aber er konnte in Erinnerung an das frische Schicksal des apollodorischen Antrages nicht hoffen, auf dem chikanenreichen Wege der Gesetzgebung durchzudringen oder rechtzeitig etwas zu erreichen. Wie es sich aber auch damit verhalte, die beiden Reden fordern unabweislich, dass Apollodors Antrag sammt dem euboeischen Krieg, in welchen er fällt, vor dieselben gesetzt werde.

Zu derselben Folgerung sehen wir uns durch eine andere Stelle der dritten olynthischen Rede geführt. Demosthenes berechnet dort (§ 28) die bis dahin erwachsenen Kosten des Krieges mit Philipp auf 1500 Talente; es mag zugegeben werden, dass diese Berechnung nur eine summarische sei, auch das, dass Demosthenes, um die Summe abzurunden, die wirkliche Auslage um etwas erhöht, wodurch auch begreiflich würde, dass Aeschines, der um einige Jahre später dieselbe Berechnung der Ausgaben von der Zeit der Einnahme von Amphipolis im Jahre 358/7 bis zum Frieden von 346 anstellt, zu derselben Ziffer gelangt (Aesch. 2, 71); denn nach unserer Annahme liegt als wichtigster Ausgabeposten zwischen beiden Additionen das Erforderniss für die dritte Expedition nach Chalkidike, welches kaum erheblich ins Gewicht fallen konnte, wenn die Armee auf die Nachricht von Olynths Einnahme sofort zurückkehrte. Von kriegerischen Expeditionen, die nach diesem Zeitpunkte stattgefunden, erfahren wir nichts. Wie aber soll nach der Groteschen Annahme das Resultat beider Kostenberechnungen noch stimmen, wenn nach der dritten olynthischen Rede d. i. nach dem demosthenischen Rechnungsabschluss noch die Kosten für die drei philochorischen Expeditionen nach Olynth und den kostspieligen Krieg auf Euboea bestritten wurden? Die Ausgaben für diese Unternehmungen, deren zerrüttenden Einfluss auf Athens Finanzen er anerkennt, müssten gleich Null sein, wenn die Ziffer des Aeschines als richtig erachtet wird. Grote bleibt demnach nichts übrig, als auf diese Berechnungen kein grosses Gewicht zu legen. Das *non liquet* ist aber nur eine Folge seiner verfehlten historischen Construction.¹

¹ Wenn Aeschines auch in gewohnter Uebertreibung nur Chares nennt, welcher die Verluste verschuldet und die Summen verausgabte, so hat er doch sämmtliche Verluste und Ausgaben im Auge. Ob er aber selbst

In den behandelten Fragen ist, wie wir sahen, vor Allem ein Punkt, und zwar von allen Gelehrten bis auf Boehnecke und Grote, als unumstösslich festgehalten worden, nämlich das Zeugniß des Philochoros, welches den Beginn des olynthischen Krieges vor Ol. 107, 4 nothwendig ausschliesst, und daraus ergaben sich alle die Widersprüche und Inconvenienzen mit andern nicht minder wohlbezeugten Thatsachen. Wir glauben, die Autorität des Philochoros in diesem einen Punkte durch die bisherigen Untersuchungen entkräftet zu haben. Es läßt sich aber die Zuverlässigkeit seiner chronologischen Bestimmung selbst durch eine Stelle der dritten olynthischen Rede (§ 4), wenn dieselbe richtig erledigt wird, in Zweifel ziehen. Hier rechnet nämlich der Redner von dem Augenblick, da er spricht, bis zur Belagerung von Heraion Teichos im Maimakterion des Jahres 352 zurück und bezeichnet die Zeitdistanz durch τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τοῦτ' (μέμνησθε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ὅτ' ἀπηγγέληται Φίλιππος ὑμῖν ἐν Θράκη τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τοῦτ' Ἡραῖον τεῖχος πολιορκῶν. τότε τοίνυν μὴν μὲν ἦν μαιμακτηριῶν). Die Worte sind in sehr abweichender Weise interpretirt worden. Rehdantz bemerkt zu der Stelle: ‚Jetzt vor drei bis vier Jahren (Poppo zu Thuk. 1. 82. 2, so kann, was im Maimakterion, d. i. November 1870 geschehen ist, im Januar 1874 als vor drei oder vier Jahren geschehen bezeichnet werden)‘. Ein solcher Ausdruck scheint nicht unzulässig, wo es dem Sprechenden darauf ankommt, annäherungsweise genau zu sein und wo er durch das kurze ‚drei bis vier‘ der genaueren Datirung ‚drei Jahre und so viel Monate‘ überhoben sein will. Das ist aber hier nicht anzunehmen, und eine beiläufige Bezeichnung des Jahres bei genauer Angabe des Monats um so unangemessener, als sich der Redner einer Menge Details aus jenen Monaten klar zu entsinnen weiss. Diesen in der unbestimmten oder unsichern Jahresangabe liegenden Anstoss fühlte richtig Westermann und stellte in seiner Anmerkung folgende Erklärung auf, welche Weil als die einzig richtige acceptirte: ‚Der Redner scheint die Wahl zwischen drei und vier Jahren deshalb zu lassen, weil man verschieden rechnen kann: Von

die Rechnung gemacht, mag zweifelhaft sein: denn für die Zahl der verlorenen Schiffe nennt er seine Quelle: καὶ ταῦτα ὑμῖν ἐν τοῖς ἀγῶσι αἰ τοῖς Χάρητος οἱ κατήγοροι δεικνύουσιν.

Tag zu Tag nach natürlichen Jahren, oder, wie den Athenern geläufig, nach bürgerlichen Jahren von Archont zu Archont, das Jahr, in welchem jene Nachricht eintraf, mitgerechnet. Nach der ersten Zählung lief das dritte Jahr im November 349, das vierte im November 348, nach der andern das dritte im Juli 349, das vierte im Juli 348 ab. Hätte sich Demosthenes also ganz genau ausgedrückt, so müsste die Rede vor November 349 gehalten sein, denn wäre sie erst Anfang 348 gehalten worden, so fiel sie nach beiden Zählungen in das vierte Jahr.¹ Um die Worte so zu verstehen, bedarf es allerdings eines Commentars, indem ohne einen solchen Niemand herauszufinden vermöchte, dass die durch ein kurzes ‚Oder‘ verbundenen Zahlen verschiedene Bedeutung und Beziehung haben; für die Sache allerdings verschlägt es nicht viel, ob man so oder so zählt, indem die Differenz beider Zählungen nur drei Monate beträgt, aber beide können unmöglich mit einander verkoppelt sein. Dass nun der Redner nach dem attischen Jahr rechnet, geht aus § 5 mit voller Evidenz hervor: *καὶ μετὰ ταῦτα διελθόντος τοῦ ἐνιαυτοῦ τούτου ἑκατομβαιῶν, μεταγεινίων, βοηδρομίων· τούτου τοῦ μηνὸς μόγις μετὰ τὰ μυστήρια δέκα ναῦς ἀπεστέιλαιε. Τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος* bedeutet also, nach griechischer Art zu zählen, es ist das zweitfolgende oder das dritte Jahr. Beides kann nicht richtig sein. ‚Wir müssen entweder das Eine oder das Andere wählen‘ bemerkt Grote S. 268₂₉ und ‚τρίτον ἔτος‘ führt uns zum Jahre 350/49 v. Chr.¹ Wenn Grote damit meint, dass Demosthenes nicht Beides neben einander geschrieben haben könne, so pflichte ich ihm bei und halte die Worte ἢ τέταρτον für Interpolation, indem leicht ersichtlich ist, wie gerade sie in den Text kommen konnten. Ein aufmerksamer Leser, der seinen Dionysius zur Hand hatte, verglich die Daten und fand, indem er vom Archontat des Kallimachos, in welches die demosthenischen Reden gesetzt werden, bis zur Belagerung der Herafeste zurückrechnete, vier Jahre und schrieb so sein ἢ τέταρτον als berichtigende Lesart in den Text. Der Scholiast

¹ Wie ich sehe, hat sich nun auch Rehdantz in der eben erschienenen 5. Auflage seines verdienstvollen Commentars dieser Ansicht angeschlossen. ‚So könnten wir‘ meint er ‚von einem Factum des Mai 1874 im April 1877 sagen, es sei seitdem das dritte (natürliche) oder vierte (Calendar)Jahr‘. Allerdings, aber mit Weglassung der Klammern.

zur RgMeid. 13, S. 518, 27 scheint unsere Stelle noch ohne diese Interpolation gelesen zu haben. Demosthenes selbst konnte also nur τρίτον ἔτος schreiben und somit fällt diese Rede in die Zeit vom Mittsommer von 350 auf Mittsommer von 349.

Aus den bisher festgestellten Thatsachen wird sich ein genaueres Bild der Situation, für welche die drei olynthischen Reden berechnet sind, entwerfen lassen. Athen hatte bereits zu Anfang des Jahres 350 mit Olynth einen Bundesvertrag geschlossen. Als Philipp Olynth bedrohte oder zu bedrohen schien, sandten die Athener, die ganze Bedeutung des Augenblicks erkennend, kurz hintereinander zwei Corps, das eine unter Chares, das andere unter Charidemos. Ausrüstung und Transport dieser Truppen ward zum Theile durch freiwillige Beiträge reicher Bürger bestritten. Sie bemannten acht Trieren für das Corps des Chares und gaben einer Abtheilung Cavallerie den Auftrag, von Euboea nach Chalkidike überzusetzen, um Charidemos zu verstärken. Inzwischen hatte Athen die Expedition nach Euboea unternommen, von der Demosthenes, wie nun klar ist, um eine Zersplitterung der Kräfte zu verhüten, vergeblich abmahnte, indem man dieselbe leicht und rasch zu beenden hoffen mochte. Die Dinge kamen anders. Der Feldzug auf Euboea zog sich in die Länge und verschlang grosse Summen, so dass man aus Geldmangel die Dikasterien schliessen musste. Die Opferwilligkeit der Bürger ward durch dieses erfolglose Unternehmen vollends erschöpft. So ist es begreiflich, dass an Olynth und eine energische Unterstützung jener Bundesgenossen in diesem Jahre nicht gedacht werden konnte.

Vielleicht hoffte man, mit dem, was man bereits für Olynth gethan, genug gethan zu haben, auch mochte der Krieg im ersten Jahre von Seiten Philipps nicht mit jener Energie geführt werden, welche eine schnelle oder für Olynth unglückliche Entscheidung befürchten liess;¹ stellte es ja Philipp anfangs überhaupt in Abrede, es auf Olynth abgesehen zu haben

¹ Noch in der zweiten Rede nimmt Demosthenes (§ 1), wie der Gebrauch des Futurum in dieser Stelle anzudeuten scheint, eine lange Dauer des Krieges in Aussicht (τὸ γὰρ τοὺς πολεμήσοντας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι καὶ χώραν ὄμορον καὶ δυνάμιν τινα κεκτημένους καὶ . . . τὴν ὑπὲρ τοῦ πολέμου γνώμην τοιαύτην ἔχοντας κτλ.)

und wies solche Anschuldigung wiederholt durch Gesandte zurück. Als Charidemos auf Chalkidike erschien, waren die Olynthier um die Vertheidigung ihres Gebietes so wenig besorgt, dass sie mit ihm vereint einen Einfall in die makedonische Landschaft Bottiaea unternehmen konnten. Und als schon der Krieg im Gange war, hoffte ja Philipp noch immer durch kluges Diplomatisiren Olynth von dem athenischen Bündnisse abzudrängen. Alle diese Umstände reichen hin, die zuwartende und lässige Politik des in seinen Finanzen völlig erschöpften Athens zu erklären. Energischer begann die Campaigne des nächsten Jahres, in dessen Anfang wir die drei olynthischen Reden stellen, und immer enger zog Philipp um Olynth und seine Städte den Kreis.¹ Dringend unterstützte Demosthenes in seiner ersten Rede den Antrag auf Ausrüstung und rasche Absendung eines Bürgerheeres. Es ist bezeichnend, dass es ihm nur zunächst auf die Durchbringung dieses

¹ Dies scheint aus einer Nachricht bei Plinius hervorzugehen, welche zuerst Boehnecke heranzog, um nachzuweisen, dass Philipp Ol. 107, 3 = 350/49 gegen Chalkidike im Felde gestanden. Die Worte lauten: Plin. H. N. II 27 (97): *Fit et caeli ipsius hiatus, quod vocant chasma. Fit et sanguinea specie, quo nihil terribilius mortalium timori est, incendium ad terras cadens inde; sicut Olympiadis centesimae septimae anno tertio, cum rex Philippus Graeciam quateret. Atque ego haec statis temporibus naturae, ut cetera, arbitror existere, non, ut plerique, variis de causis, quas ingentium acumen excogitat, quippe ingentium malorum fuere praeventia; sed ea accidisse non quia haec facta sunt arbitror, verum haec ideo facta, quia incursura erant illa, raritate autem occultam eorum esse rationem, ideoque non sicut exortus supradictos defectusque et multa alia nosci*. Schaefer (II 147) gesteht zu, dass Plinius damit die Zerstörung der chalkidischen Städte meine, aber auch, fügt er hinzu, ‚die Verwüstung Phokiens und alles Unheil, was Philipp über Griechenland gebracht‘, um durch diese weitere Deutung die chronologische Beweiskraft der Stelle zu schwächen. Wie ich glaube, mit Unrecht. Allerdings konnte zwischen den Vorzeichen und den Ereignissen, die sie anzukündigen schienen, ein längerer Zwischenraum eintreten, aber Plinius setzt sie gleichzeitig, und dass er dies nicht auf eigene Faust gethan, sondern einem Historiker folgend, der nach den Jahren die Ereignisse erzählte, scheint die Art dieser Notiz, die Verbindung einer datirten historischen Thatsache mit dem Falle des blutfarbigen Meteors zu verbürgen. Was Philipp bisher gegen Griechenland gethan, das waren einzelne Schläge, deren Stärke und Zusammenhang die öffentliche Meinung kaum fühlte. Aber als eine chalkidische Stadt nach der anderen fiel (das war eben Ol. 107, 3), da begann ganz Griechenland zu beben.

Beschlusses ankam. Die Hauptschwierigkeit der Geldbeschaffung berührte er nicht ernstlich; nur für die Modalität der Kriegsführung stellte er einen vorläufigen Antrag. Mahnten vielleicht die bedrängten Olynthier und wollte er sie zunächst mit diesem Beschlusse beschwichtigen? Wollte er das Volk durch einen Beschluss nur neuerdings verpflichten, auf dass diese beste Gelegenheit, den langen Krieg gegen Philipp zum endlichen erfolgreichen Abschlusse zu führen, nicht bei längerem Säumen ungenützt vorüberstreiche? Ich vermuthe das letztere. Auf diesen Beschluss gestützt, urgirte er drängender in der zweiten und dritten Rede Ausrüstung und Abmarsch, aber bei der Uneinbringlichkeit oder Geringfügigkeit der ausgeschriebenen Vermögenssteuern fruchtlos.¹ Erst als eine neue Gesandtschaft Olynths die Athener von der Unzulänglichkeit der Söldnercorps und dem Ernst der Lage überzeugte und ausdrücklich ein Bürgerheer verlangte, da geschah das oft Geforderte, und zwar in einer Form, die bereits Demosthenes in der ersten philippischen Rede empfohlen, indem die in Olynth vorhandenen Söldnertruppen durch ein Bürgerheer, und zwar 2000 Hopliten und 300 Reiter verstärkt wurden und Chares das Commando über die vereinigten Truppen übernahm als στρατηγός τοῦ στόλου παντός.

III.

Die genaue Betrachtung der ersten philippischen und der drei olynthischen Reden, die ich hier und in der Abhandlung ‚Demosthenische Anträge‘ durchgeführt, hatte den Zweck, das Verständniss derselben dadurch zu fördern, dass durch die Feststellung und Unterscheidung dessen, was Demosthenes förmlich beantragte, von dem, was er bloss rieth und wozu er ermahnte, durch die Erwägung der praktischen Aufgaben des Augenblicks

¹ Die Situation, aus welcher die drei olynthischen Reden hervorgingen, ist demnach fast unverändert geblieben. Daher erklärt es sich, dass der mit dem Aufwand grossen Scharfsinns und wiederholt gemachte Versuch, aus den Reden selbst ihre Abfolge zu bestimmen, nur dürftige Resultate erzielte, welche nicht stark genug waren, gegnerische Meinungen vollständig zum Schweigen zu bringen.

und seiner ideellen Ziele, die politische Bedeutung derselben klarer erkannt würde. Wir sahen dabei, dass jene Massregeln, zu deren Durchführung er mit der Stellung förmlicher Anträge die Initiative ergriff, nur dann einigermaßen beurtheilt werden können, wenn wir uns Zeit und Veranlassung derselben, innere und äussere Zustände des Staates durch sorgsame Verwerthung unserer dürftigen Tradition in schärferem Umriss vergegenwärtigten; eine Würdigung der Politik des Demosthenes, glaubten wir, müsse sich auf einer zusammenfassenden Erwägung aller dieser Momente aufbauen; sie habe sich zu hüten, jede überschwängliche Motivirung in eine wirkliche Ueberzeugung des Rédners umzusetzen, aus jedem herben Tadel eine historische Thatsache, aus jedem Imperativ ein fertiges Psephisma herauszuschälen; allerdings aber müsse sie aus den Worten desselben zu gewinnen suchen, was er weise oder zufällig verschweigt, was seine Gegner, die wir nicht mehr ins Verhör nehmen können, gewollt und gedacht; ohne dieses vorsichtige Abwägen nach allen Seiten würde sie sich in einen Knäuel von Widersprüchen verwickeln.

Das Nützliche und Zeitgemässe unseres Versuches, für eine solche Würdigung der demosthenischen Politik den Boden zu ebnen, konnte nicht schlagender demonstrirt werden, als durch eine jüngst erschienene Abhandlung A. Weidners (im Phil. 36, 246 ff.), welcher auf Grund der von uns behandelten Reden, Demosthenes' Politik dieser Epoche einer einschneidenden Kritik unterzieht und dabei zu einem Resultate gelangt, welches den bisher geltenden, von Männern wie Grote und A. Schaefer getheilten Ansichten diametral entgegensteht. Diese fanden in den bezüglichen Reden alle Qualitäten eines grossen Staatsmannes ausgeprägt. Freilich an der Grösse der Erfolge, wonach als Massstab Weidner nicht bloss Demosthenes' intellectuelle, sondern auch seine moralischen Eigenschaften abschätzen zu können meint, sahen und suchten sie dieselben nicht. Mit Recht. Denn das hiesse bei unserer dürftigen Kenntniss jener Zeit mit mehreren Unbekannten rechnen. Wenn auch das Resultat von Demosthenes' Bemühungen gegen Philipp uns gleich Null erscheint, wer wollte sagen, wie sich Athens Lage ohne die von Demosthenes genährte und gesteigerte Widerstandskraft gestaltet hätte? Wer will auch nur behaupten, dass

es damals in Athen fernsichtigere Politiker gab, die mitten im Strome der Bewegung den Irrthum des Demosthenes, der uns, die wir das Ende der Entwicklung übersehen, klar vorliegt, durchschaut und in dieser Erkenntniss es widerrathen, gegen die schlagfertige, von einem Herrn wie Philipp geleitete makedonische Macht das innerlich morsche und zerklüftete Athen in Kampf zu bringen? Von solchen Irrthümern lebt die Weltgeschichte. Wie gross der demosthenische war, lässt sich bei unserer Unkenntniss der realen Machtverhältnisse kaum mehr bestimmen, und darum ist auf diesem Wege zu einer billigen Beurtheilung des Redners nicht zu gelangen.

Demosthenes bezeichnet an einer klassischen Stelle seiner Rede vom Kranz (§ 246 S. 308, 26), worin die Verantwortlichkeit eines Staatsmannes liege. ‚Er muss‘ sagt er ‚die Dinge in ihrem Anfange wahrnehmen, ihre Bedeutung voraus erkennen und sie den Andern im voraus ansagen, ferner so viel, wie möglich, die von der Leitung einer freien Stadt unzertrennlichen Mängel, die langsamen Bewegungen, die Bedenklichkeiten, die Unkenntniss und die Eifersüchteleien mindern und im Gegentheile den Bürgern Eintracht, wohlwollende Gesinnungen und Eifer für die Erfüllung ihrer Pflichten einflössen‘. Es kann uns genügen, was hier von dem Politiker gefordert wird, um innerhalb dieses erkenn- und abschätzbaren Kreises von Pflichten die Prüfung vorzunehmen.

Grote findet, dass gleich die erste philippische Rede Demosthenes das Recht gibt, das Verdienst in Anspruch zu nehmen, die Dinge in ihren ersten Anfängen wahrgenommen und seine Mitbürger gewarnt zu haben. ‚Wir sehen hier‘ sagt derselbe (a. a. O. S. 252) ‚wie Demosthenes, ein Mann von nur erst 30 Jahren, ein Jüngling erst im politischen Leben, 13 Jahre vor der Schlacht von Chaeroneia, die politischen Beziehungen zwischen Athen und Philipp genau abwägt, wie er diese Beziehungen während der Vergangenheit prüft, wie er aufzeigt, wie sie sich von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltet haben und wie er die Gefahren und Ereignisse der Zukunft vorhersagt, wenn nicht bessere Vorkehrungen getroffen würden, wie er nicht nur die bisherige schlechte Verwaltung der Staatsmänner, sondern auch jene tadelnswerthen Gesinnungen des Volkes selbst, in denen diese Verwaltung wurzelte, muthig und offen zur Schau

stellt und dem Tadel unterwirft, wie er endlich auf seine eigene Verantwortlichkeit hin es wagt, in die widerwilligen Bürger zu dringen, dass sie die schwere Last der Steuern und persönlichen Strapazen auf sich nehmen. Sein beharrliches Bestehen auf dieser nämlichen Verpflichtung, das den leitenden Staatsmännern so lästig wie dem Volke ward, begegnet uns in allen seinen philippischen und olynthischen Reden wieder. Wir hören seine Warnungen in einer so frühen Zeit gegeben, wo rechtzeitige Vorkehrungen so leicht auszuführen gewesen wären; wir bemerken seine Ueberlegenheit über ältere Staatsmänner, wie Eubulos und Phokion in der besonnenen Würdigung, in der klugen Voraussicht, in dem Muth, unangenehme Wahrheiten auszusprechen'. Grote findet aber, dass er auch den andern Theil staatsmännischer Pflicht glänzend erfüllt, 'nämlich seine Bürger zu einmüthigem und entschlossenem Handeln anzuhalten und sie zu jener Höhe der Gesinnung emporzuheben, die erforderlich ist, um gegen den öffentlichen Feind nicht bloss zu sprechen und zu beschliessen, sondern auch zu handeln und zu leiden'. Die erste philippische Rede erscheint ihm als ein oratorisches Meisterstück, 'das mit Kraft und Unwiderstehlichkeit an die Leidenschaften appellirt, das Auditorium auf vielerlei und verschiedenen Wegen zu der grossen Ueberzeugung führt, die der Redner ihm beizubringen und einzuprägen sucht, durch und durch von echtem panhellenischen Patriotismus durchweht und von der Würde jenes freien Griechenlands, das jetzt von einem Monarchen von Aussen bedroht wird, erfüllt ist'. Es ist nur eine Wiederholung und Steigerung dieses bewundernden Urtheils, welches nicht minder dem oratorischen Effect, als der staatsmännischen Einsicht gerecht zu werden sucht, zu welchem Grote durch die olynthischen Reden sich hingerrissen fühlt (vgl. 263, 266, 270).

Es kann der einsichtigen, massvollen Politik, welche die erste philippische Rede des Demosthenes vertritt, kaum ein grösseres Lob gespendet werden, als die Worte Schaefers über dieselbe enthalten (II 61): 'Was Demosthenes zu Ende seiner Rede ausspricht, dass er der Wahrheit die Ehre gibt, unbekümmert darum, ob sie auch angenehm zu hören ist, weil sie allein den Staat retten kann, das ist der Eindruck, den die ganze Rede in uns hinterlässt. Sie bekämpft alles eitle Schein-

wesen, erspart den Athenern keinen verdienten Vorwurf, aber nicht aus Tadelsucht, sondern um sie aufzurichten und zum besseren zu führen. Dabei strebt der Redner nicht einem Ideale nach, das nicht zu erreichen steht, sondern den ersten Schritt der sich thun lässt und der vorwärts bringt, den will er nur erst gethan wissen: er hält sich aufs strengste an das mit den vorhandenen Mitteln ausführbare. Ebenso wenig treibt er blindlings in den Krieg, sondern er will nur, dass der obwaltende Krieg, den er nicht angestiftet hat, so geführt werde, dass man zu einem ehrenvollen Frieden oder zum Siege gelange. Und über die olynthischen Reden urtheilt mit nicht minderer Anerkennung derselbe (II 119): ‚Die olynthischen Reden sind ein so grossartiges Denkmal staatsmännischer Einsicht und edler Freimüthigkeit, welche die Gunst der Menge verschmäht und den Machthabern, welche ihren Neigungen schmeicheln und durch eigene Entwürdigung auf Kosten des gemeinen Wesens ihre Huldigungen erkaufen, die Hülle herunterreisst; sie sind dabei so wohl bemessen, bei aller Wärme des Gefühls und sittlicher Entrüstung, die aus freier Liebe zum Vaterlande entspringt, mit solcher Kunst durchgearbeitet, dass es unmöglich ist, in einer Skizze ihre Bedeutung nur von ferne anschaulich zu machen‘.

Ganz anders das Bild, das uns Weidner von Demosthenes und seiner Politik entwirft. Man möchte kaum glauben, dass auf Grund derselben Urkunden eine solche Verschiedenheit des Urtheils möglich ist. Mit ‚kluger Umgehung des Solonischen Gesetzes über die Reihenfolge der Sprecher in der Volksversammlung,‘ stürme der Redner mit seiner ersten Philippika auf das βήμα und verstehe es, mit kecker Anschuldigung sein ‚vorschnelles Auftreten‘ zu motiviren. Durch ein ‚leeres Sophisma, das der Wahrheit entbehre‘ (§ 2), suche er zu trösten, durch ‚ein für diesen Zweck wenig zutreffendes Beispiel‘ zu ermuthigen (§ 3), ‚mit leichtfertiger Sophistik glaube er den Einwurf, dass Philipp schwer für Athen zu bekriegen sei, beseitigen zu können‘ (§ 4). Wenn er den Athenern Erfolge verspreche, wofern nur jeder Bürger seine Schuldigkeit thut, und einen Umschwung des Glückes in Aussicht stelle, so seien das ‚Phrasen, idealistische Redensarten, geknüpft an ein unsicheres Wenn‘, ja, was weit schlimmer, ‚Demosthenes sei es

mit seinem herrlichen Versprechen nicht einmal Ernst' (S. 249₁₀). Wenn er § 15 als Ziel seines Planes wörtlich bezeichne: *ἕως ἄν ἡ διαλυσώμεθα πεισθέντες τὸν πόλεμον ἢ περιγενώμεθα τῶν ἐχθρῶν*, so lasse diese Alternative die Möglichkeit ganz ausser Acht, dass Athen auch wider Willen zum Frieden gezwungen werden könne'. ,Wenn Demosthenes nicht einen ausführbaren Vorschlag bringe, dessen Realisirung die beklagenswerthe Lage des Staates völlig zu ändern im Stande sei,' mit diesen Trostgründen und Versprechungen, mit dieser Discussion von Möglichkeiten sei nichts geleistet, aber freilich Demosthenes sei ,Oppositionsredner, und die Opposition verliere sofort ihre Schwingen, so wie sie zur Prosa der praktischen Wirklichkeit herabsteige'. Seine Vorschläge seien ,armselig' und unzureichend. Was die Mobilisirung von 50 Kriegsschiffen und eines entsprechenden Bürgercontingentes betreffe, so ,wage Demosthenes den Antrag doch nicht zu stellen' (§ 16); ,er begnüge sich also mit einem Söldnerheere, dem sich wenige Bürger anschliessen sollen, einer Macht, welche freilich die Kriegslage nicht ändern, ja nicht einmal den Feind belästigen könnte, weil ihr Bestand voraussichtlich nicht von langer Dauer wäre'. Ja Demosthenes, ,der heftige Gegner der bisherigen schlaffen Kriegsführung, wage nicht einmal den Sold für jene Söldner zu fordern, es sei ihm genug, wenn sie die Verpflegungsgelder erhalten (§ 20, 23), weil eben der Staat und die Bürgerschaft kein Geld habe! (§ 23.) Er begehe zwar die Täuschung, dass er wiederholt von der Leistung des Soldes spreche (§ 24), aber später, wo er die Geldmittel bespreche, müsse er bekennen, dass es genug sei, wenn das *συντηρέσιον* bezahlt werde (§ 29), und dass man dann erwarten dürfe, dass das Heer sich den Sold (*μισθὸν ἐντελῆ*) selbst verschaffe, ohne natürlich einen der Bundesgenossen zu belästigen! Ja, in prahlerischer Weise füge der Redner hinzu: Er wolle selbst mitfahren und mit seinem Leben für den Erfolg einstehen! Sähe das nicht ganz Gambetta ähnlich? Und doch, welche Verblendung! u. s. w. ,Demosthenes hätte wissen können, dass die Söldner sich gegen die Bundesgenossen hätten wenden müssen, wenn Philipp, wie es zu erwarten wäre, seine Länder mit Umsicht und Energie vertheidigte'. ,Officiere unserer Zeit würden einen solchen Vorschlag, dass zur Controle der Kriegsführung Bürgerleute mit ins Feld ziehen, als eine Ausgeburt

demokratischer Raserei bezeichnen'. Am Schlusse der Rede ,ergehe er sich wieder in den stolzesten Versprechungen genau so prahlerisch, wie in der Einleitung.' Endlich folge die ,Ungeheuerlichkeit, dass Athen die meisten Trieren, Hopliten, Reiter und Staatseinkünfte besitze, eine Behauptung, welche gegenüber dem armseligen Vorschlag des Demosthenes, wie der Aufputz im Narrenspiele aussehe, — wenn nur diese Art prahlerischer Ueberhebung nicht einen tiefen Blick in die gewissenlose Leichtfertigkeit gewisser athenischer Demagogen eröffnete'.

Ebenso wenig, wie hier, findet Weidner in den olynthischen Reden, von denen er die erste und zweite einer genaueren Prüfung unterzieht, ,grosse politische Weisheit oder auch nur praktische Rathschläge' (S. 255), vielmehr dieselbe ,frivole Schmeichelei gegen die Volksmasse,' dieselbe totale Verkennung der Lage, in welcher es ,eine Thorheit gewesen wäre, um Olynths willen sich mit Philipp zu verfeinden,' sowie ,ein Frevel, die Existenz des Staates an die Verfolgung einer so unglücklichen Politik zu setzen' (S. 258); das habe besser Isokrates erkannt, ,mochte er auch nur Professor sein und Platon dessen politische Weisheit für Wahnsinn erklären müsse, wer die Politik des Demosthenes billigen wolle' (259). Was er von der besonders ungünstigen Lage Philipps sage (I § 21), sei ,willkürliche Ansicht des Redners, ohne reelle Basis, veranlasst durch die unglaubliche Geduld, welche Philipp Olynth gegenüber bewahrt hätte' (261). Was Demosthenes beantrage, wenn er überhaupt einen eigenen Antrag bringe, sei ungenügend und unüberlegt. Neues enthalte auch die zweite Rede nicht, ,wenn man nicht das § 3 bis 4 aufgestellte Programm dafür halten wolle, welches mit unverblühten Worten erkläre, dass es staatsmännisch ist, nicht etwa die Macht des Gegners zu erwägen, sondern möglichst viel Schimpf und Schande auf das Haupt des Feindes zu geifern' (263). ,Das moralische Pathos des § 6, welches fast an Aeschines und Stahl erinnere, sei dem Feinde gegenüber im Kriege ebenso nutzlos als widerlich'. ,Trotz der auffallenden Schwäche seiner Darlegung versteige er sich zu der kecken Herausforderung: ἡ παρελθὼν τις ἐμοὶ δεῖξίτω κτλ. Mit sophistischer Kunst stelle der Redner die Fragen so, dass diese bejaht werden könnten, ohne dass deshalb seine Beweisführung anerkannt würde' (264). Ebenso ,leichtfertig',

wie die Rechnung, dass das ganze Gebäude von Philipps Macht selbst in Makedonien sich morsch und faul erweisen werde, wenn Athen sich zur Thatkraft aufraffe, ebenso einseitig und abgeschmackt erscheine die Charakteristik des makedonischen Hofes' (§ 18). Das geringschätziges Urtheil über Makedoniens Militärmacht (§ 14) sei ‚mehr leichtfertig als lächerlich‘ (265). ‚Auf die unvernünftigen Schmähungen (§ 18 ff.) des Nähern einzugehen, glaube er dem Leser ersparen zu dürfen. Solche gewissenlose Vorwürfe erblasen vor den grossen Thaten des Mannes; Demosthenes selbst verwickle sich in die ärgsten Widersprüche, wenn er sonst die unglaubliche Thatkraft des Mannes seinen Mitbürgern zum Beispiel und zur Nachahmung vorführe‘ (266). Demnach ‚könne er auch in dieser Rede staatsmännische oder militärische Gedanken, welche dem Kriege eine Wendung hätten geben können, nicht vorfinden. Denn die wiederholte Forderung, Geld zu zahlen und in den Krieg zu ziehen, würden auch andere Redner vor und nach Demosthenes variirt haben; solche allgemeine Leitartikel genügten nicht zur Regierung eines Staates. Umgekehrt entdecke er sehr viele Irrthümer, bewusste oder unbewusste sei gleichgültig, welche die Athener nicht zur Einsicht und Mässigung führen, wohl aber in verhängnissvolle Leidenschaft verstricken mussten‘ (267).

In grelleren Farben kann man diesen Gerngross eines Duodezstaates mit seiner Kirchthurmpolitik, diesen verbissenen, beschränkten, aufgeblasenen Sophisten nicht malen, stärker nicht verdammen, unbarmherziger nicht den Irrthum des unkritischen Haufens, der bisher voll Bewunderung und Andacht dem Redner gelauscht, vernichten. Aber Weidner glaubt bei seinem zuversichtlichen Tadel festen Boden unter den Füssen zu haben, er weiss nicht bloss, was Demosthenes schlecht gemacht, er kann sagen, wie er es besser zu machen hatte; indem er das zeigt, setzt er an Stelle des deplacirten Demosthenes ein neues Götzenbild, Philipp den Braven, der insofern einer gesicherteren Lage sich erfreut, als er klug genug war, bei Lebzeiten über die Motive seiner Handlungen zu schweigen und vorsichtig genug, um das Gegentheil von dem zu sagen, was er dachte. ‚Ein Staatsmann‘ so lehrt Weidner ‚welcher wie Demosthenes vor eine so traurige Wirklichkeit gestellt ist, dass er zur Bekämpfung des Feindes grössere und bessere

Mittel nicht mehr vorschlagen kann, wird, wenn es ihm ernstlich um das Wohl seines Vaterlandes zu thun ist, nicht von Krieg und Rache poltern, sondern seinen Mitbürgern den ernstesten Rath ertheilen, augenblicklich einen möglichst günstigen Frieden zu schliessen. Solche Staatsmänner hat es zu Athen auch gegeben; Demosthenes nennt sie nach dem Sprachgebrauch tyrannischer Demagogen Verräther' (S. 252). ‚Das geschwächte Athen durfte nur, um sicher zu sein, nicht die unhaltbare Stellung einer entscheidenden Grossmacht beanspruchen' (S. 262). Und dies war um so gebotener einem Herrscher wie Philipp gegenüber, ‚dessen bisherige Bemühungen nur das Bestreben zeigten, für sein Vaterland natürlichere Grenzen und Lebensbedingungen zu gewinnen, dem ein weiteres Uebergreifen über die Machtsphäre Makedoniens hinaus, d. h. Eroberungssucht fernlag' (S. 259). Nicht Philipp war der Friedensstörer, sondern die Veranlassung zum Krieg ist in den Umtrieben der Volkspartei in Olynth zu suchen, die von Athen aus gehetzt und geschürt wurde (S. 256).

Dass durch diese neue Auffassung Philipps als eines Eroberers wider Willen seine historische Bedeutung und Grösse verwischt und herabgedrückt wird, liegt auf der Hand. Aber man wünschte sie nicht ohne Beweis hingestellt zu sehen, ja sie müsste unwiderleglich dastehen, um von ihr aus das ganze Streben Demosthenes' in den ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens als eine Thorheit stigmatisiren zu können. Dass aber Philipp zuerst Olynth Wohlthaten erwies, um es mit Athen zu verhetzen und sein Misstrauen einzuschläfern, dann aber, als er sich stark genug fühlte, es zu vernichten, von Friede und Freundschaft den Mund voll nahm, ist kein Beweis dafür, sondern ein Zeichen seiner diplomatischen Kunst, die wohl auch um Mittel nicht verlegen war, den Angegriffenen die Rolle des Friedensstörers spielen zu lassen. Vielleicht dass er damit, so wie mit dem bescheidenen Verlangen nach den natürlichen Grenzen den einen oder andern Athener eine Weile getäuscht und dadurch der Friedenspartei, welcher bei den damaligen Verhältnissen des Staates die Majorität leicht folgte, einen Halt gegeben.¹ Als aber der Fall Olynths und so vieler

¹ Dass im Gegensatz zu diesen Andere in ihrer Furcht vor Philipp viel weiter gingen als Demosthenes für richtig hielt, können Stellen wie 1 Phil. § 48 ff. zeigen.

hellenischer Städte den Schleier seiner Politik lüftete, sein zielbewusstes, unentwegbares Streben zeigte und seine Pläne in ihrer ganzen Furchtbarkeit erscheinen liess, da fiel es Eubulos und seinen Genossen, den Vertretern des Friedens um jeden Preis, wie Schuppen von den Augen; da schriegen sie nach den Waffen, sandten nach allen Richtungen Kriegsboten aus und riefen Hellas zum Kampfe gegen Philipp,¹ indem sie dadurch Demosthenes' Politik, welche sie, wenn nicht bekämpft, so doch nicht unterstützt hatten, da es noch Zeit war, als die richtige anerkannten. So wenig, wie die Furchtbarkeit der Pläne des makedonischen Eroberers, war Demosthenes die Stärke seiner militärischen Macht, sein Feldherrntalent, die schlagfertige Organisation seines Reiches, die Unzugänglichkeit und Unangreifbarkeit seiner Grenzen unbekannt; wenn er gleichwohl den Kampf mit ihm aufnahm, so geschah dies im Glauben an die nationale Mission Athens, im Vertrauen zu der Unererschöpflichkeit der Hilfsquellen des Staates, die er zu mehren bestrebt war; es erfüllte ihn wohl auch die trügerische Hoffnung, dass Makedoniens Macht, wie sie plötzlich aus dem Boden emporgeschossen, so leicht und schnell zerfallen könnte. Es mögen dies Fehler sein, deren Erkenntniss aber noch nicht jene Politik an die Hand geben musste, welche als die Athen allein angemessene uns gerühmt wird, Philipp nach Belieben in Griechenland schalten zu lassen; denn es handelte sich nicht nur um Athens politische, sondern eben so sehr um seine materielle Existenz, die von dem Augenblick ab, als Philipp den Cherronesos und die wichtigste Handelsstrasse nach dem schwarzen Meere beherrschte, in seinen Händen lag. Und, wie Weidner wenn auch nicht neu so doch wahr bemerkt, 'verloren ist der Staat, dessen Sicherheit und Freiheit auf fremdem Willen und fremder Macht beruht' (S. 258).

Was Demosthenes der von Makedonien drohenden Gefahr, die er am frühesten und vollsten erkannt hatte, zu begegnen vorschlägt, verdient dadurch, dass es über die verfügbaren Mittel des Staates nicht hinausgreift, die grösste Anerkennung. Allerdings tritt er, wie es uns scheinen will, in seiner ersten

¹ Vgl. Dem. RwdGes. 10 S. 344, 3. 302 ff. S. 438, 4. 311 S. 441, 5. Aesch. 2, § 164; Schaefer II 156 ff.

philippischen Rede etwas vorschnell mit seiner Meinung hervor,¹ aber doch nur, weil er von der Vortrefflichkeit seines Planes durchdrungen ist. Ebenso war er der erste auf der Rednerbühne, als er seinen Symmorienentwurf vorzulegen hatte (vgl. Dem. 15, 5 S. 192, 2: ἤγικ' ἐβουλεύεσθε ὑπὲρ τῶν βασιλικῶν, παρελθὼν πρῶτος ἐγὼ παρήγεσα). In den olynthischen Reden sehen wir ihn sich bescheiden unterordnen, indem er nicht seine Anträge, sondern was andere vorgeschlagen mit gleicher Wärme verteidigt und nur den einen und andern Gedanken für die Art der Ausführung einer weitem Berathung anheimstellt. Und in diesem Sinne müssen auch die demosthenischen Anträge der ersten philippischen Rede, die wegen ihrer Originalität für das Verständniss seiner Politik von ganz besonderer Wichtigkeit sind, beurtheilt werden; sie treten uns als ein umfassendes Programm, welches nach dieser Einführung in der Volksversammlung der reifen Erwägung des Rathes unterbreitet und in seinem Detail noch ausgearbeitet sein wollte, ja von welchem Theile vielleicht ohne Gesetzesänderung nicht einmal durchführbar waren, entgegen. Wer freilich dieselben und die Dinge, wozu sonst Demosthenes in seiner Rede auffordert, so ansieht, als ob sie mit ihrer Mittheilung und der sie begleitenden Empfehlung genügend vorbereitet wären, um sofort vom Volke durch Abstimmung angenommen zu werden, dem muss vieles daran mangelhaft, unverständlich, verkehrt erscheinen; der muss im Unterschiede von ihnen in den perikleischen Reden bei Thukydides überall bewusste Planmässigkeit, nirgends allgemeine Forderungen ohne bestimmte Ziele finden (Weidner S. 260₂₇). Eine solche Auffassung erzeugt Schwierigkeiten ohne Zahl. So findet denn Weidner die Aeusserung Demosthenes' in der ersten olynthischen Rede (§ 20): ‚Andere schlagen andere Massregeln vor, um das nöthige Geld zu finden, nun wählt, was euch zuträglich und zweckmässig erscheint,‘ höchst auffallend und bemerkt dazu, ‚dass er in Perikles' Reden ein solches Schwanken nirgends gefunden; eine moderne Volks-

¹ Dass er sich dabei klug über das solonische Gesetz von der Reihenfolge der Redner (Aeschines I § 25) hinweggesetzt, ist ein unhaltbarer Vorwurf; denn dieses Gesetz war längst ausser Gebrauch gekommen, wie Aeschines III § 2 u. § 3 ausdrücklich sagt und auch aus Demosthenes' RvKr. § 170 ff. zu entnehmen sein dürfte.

vertretung würde aus solchen Worten schliessen, dass es dem Antragsteller mit seinem Antrage nicht Ernst sei' (S. 261₂₉). Möchte man sich doch bei Demosthenes nicht abhalten lassen dasselbe zu thun und erkennen, dass es verschiedene Ausdrucksformen für einen Gedanken gibt und der Redner seine Meinung ‚mir ist es gleichgiltig, woher ihr das Geld nehmet, wenn es nur beschafft wird,‘ auch in die Form der Aufforderung kleiden konnte, ohne das Präsidium in Versuchung zu führen, diese Imperative als Anträge zur Abstimmung zu bringen. Aber freilich Weidner hat über die parlamentarischen Usancen seine eigene Meinung; er glaubt, dass es ‚jeden Augenblick jedem Redner möglich war, durch besondere Anträge und Beschlüsse die herrschende Richtung zu durchkreuzen‘ (S. 260) und dass deshalb von einer consequenten Leitung der athenischen Politik, also auch von der Verantwortlichkeit einer Regierungspartei nicht die Rede sein könne.

Nur unter solchen Voraussetzungen hat die scharfe Kritik Weidners gegen die Anträge der ersten olynthischen Rede auf Absendung eines zweifachen Hilfsheeres, zur Vertheidigung der chalkidischen Städte und zum Angriffe auf die eigenen Besitzungen Philipps (§ 16) Berechtigung, ja ihre vollste Berechtigung; er findet dabei eine Menge Umstände nicht erwogen, sowie Mängel, die eine sofortige Annahme derselben ganz undenkbar erscheinen lassen: ‚Wie gross sollten die beiden Hilfsarmeen sein? Wie sollte die Aushebung vor sich gehen? Wie lange sollten die Armeen das Feld behaupten und woher sollte Unterhalt und Sold genommen werden? Wo sollte die Angriffsarmee landen? Auf alle diese nothwendigen Fragen erhalten wir keine Antwort. Und doch kommt es in solchen Fragen nicht auf Wunsch oder Willen, sondern auf Ausführbarkeit, Planmässigkeit und Ausdauer an‘. Das sind Fragen, auf welche eine Antwort gegeben sein musste, bevor zur Abstimmung geschritten werden konnte. Wenn diese Antwort vergebens in der Rede gesucht wird, nun dann wird eben in jener Versammlung die Abstimmung über diese Punkte auch nicht erfolgt sein.¹ Es müsste gegen eine Annahme der Art, dass

¹ Diese Erwägungen waren es, welche mich bestimmten, in diesen Vorschlägen nicht Amendements zu dem *προβούλευμα* des Rathes zu erblicken, über welche sofort abzustimmen war. Ich benützte die Gelegenheit, um

darüber und über ähnliche der Berathung des Volkes unterbreitete Vorschläge zuerst der Rath commissioniren musste, ebenso viel sprechen, als in Wahrheit für sie spricht, ehe man aus den von Weidner richtig erkannten Eigenheiten demosthenischer Anträge einen so schweren Tadel gegen den Antragsteller zu ziehen befugt wäre. Uebrigens würde derselbe nicht die Anträge selbst, ihre Nützlichkeit und Angemessenheit, sondern nur die Art der Einführung und Begründung treffen können, welche für die athenischen Hörer, die eine Menge Wissen über die Verhältnisse des Augenblicks in die Versammlung mitbrachten, auch in jener Art vollauf genügen mochte, welche wir durchaus ungenügend finden. Diess Wissen hatte der Historiker Thukydides durch seine Reden selbst zumeist seinen Lesern zu vermitteln. Darf darum der Unterschied der Reden beider den demosthenischen nachtheilig ausgelegt werden?

Die Angemessenheit der demosthenischen Anträge, welche die erste philippische Rede enthält, in wiefern dieselbe aus den damaligen Verhältnissen und ihrer wahrscheinlichen Veranlassung erkennbar, habe ich zum Theil bereits in meiner Abhandlung ‚Demosthenische Anträge‘ darzulegen gesucht. Ich will hier, um nicht zu wiederholen, nur kurz die irrigen Voraussetzungen bezeichnen, von denen die ‚kritisch-politische Untersuchung‘ Weidners ausgeht; allein über sie alle zu sprechen, auch das würde zu weit führen, indem in seinem Resumé kaum ein Gedanke des Redners unentstellt und unverdreht geblieben ist. Ich beschränke mich auf die wesent-

die in meiner Abhandlung ‚Demosthenische Anträge‘ S. 521 über Zusatzanträge im Allgemeinen mit zu grosser Zuversicht vorgetragene Ansicht auf ihr richtiges Mass zurückzuführen. Ich hielt dort im Anschluss an U. Köhler gegen Sauppe die Ergänzung der Inschrift CJA II 1 nr. 55 Z. 6 Σάυρος für sicher. Diese Sicherheit wird einigermaßen erschüttert durch die jüngst entdeckte, von U. Köhler in den Mittheilungen des deutschen archaeologischen Instituts in Athen I 184 ff. behandelte Unterwerfungsacte der Chalkidier auf Euboea vom Jahre 446/5, wo die Amendements-Formel vollständiger als in einer anderen von den mir bekannten Urkunden erhalten ist. Nachdem dort Z. 40 ff. Ἀντικλῆς; εἶπεν· ἀγαθὴ τύχη τῇ Ἀθηναίων ποιῆσθαι τὸν ὄρκον κτλ. der Hauptantrag mitgetheilt ist, folgt Z. 70 ff. der Zusatzantrag: Ἀρχέστρατο[ς] εἶπε· τὰ μὲν ἄλλα καθάπερ [Ἀ]ντικλῆς, τὰς [ὁ]ῖ ἐθούνας Χαλκιδικέσσι· κατὰ σφῶν αὐτῶν εἶναι κτλ.

lichsten Punkte, deren genug sind. Denn nicht nur das Ziel, welches sich Demosthenes in dieser Rede als nächstes gesteckt, ist falsch aufgefasst, sondern auch seine Massregeln in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhang verkannt. Es ist eine Täuschung anzunehmen, wie Weidner thut, Demosthenes lege die Auffassung nahe, seine Vorschläge seien das Radicalmittel, welches die beklagenswerthe Lage des Staates sofort und völlig zu ändern im Stande sei (Weidner S. 248), durch welches mit Sicherheit alles Verlorne werde wiedergewonnen werden. Im Gegentheil, darnach scheint ihm die gegenwärtige Lage nicht angethan: an eine Aufnahme der Offensive gegen Philipp ist jetzt nicht zu denken (§ 23: οὐκ ἐνὶ νῦν ἡμῖν πορίσασθαι δύναμιν τὴν ἐκείνω παραταξομένην). Als der Krieg ausbrach, konnte man so hochfliegende Plane hegen, Philipp zu strafen, jetzt müsse man zusehen, nicht selber Schaden zu nehmen (§ 43: θαυμάζω . . . εἰ μηδεὶς ὑμῶν . . . ἐργίζεται ὄρων τὴν μὲν ἀρχὴν τοῦ πολέμου γεγενημένην περὶ τοῦ τιμωρῆσασθαι Φιλίππου, τὴν δὲ τελευταίην εὐσταν ἤδη ὑπὲρ τοῦ μὴ παθεῖν κακῶς ὑπὸ τοῦ Φιλίππου). Der rätb jetzt das Richtige, welcher zeigt, welche Macht, in welcher Stärke und mit welchen Mitteln erhalten, im Stande sein wird auszudauern, bis man entweder den Krieg durch Unterhandlung abschliesst oder den Feind besiegt; denn nur im Besitze einer solchen Macht dürfte man fürderhin keinem Nachtheil mehr ausgesetzt sein (§ 15: τίς πορισθεῖσα παρασκευὴ καὶ πόσις καὶ πόθεν διαμείναι δυνήσεται, ἕως ἂν ἢ διαλυσώμεθα πεισθέντες τὸν πόλεμον ἢ περιγενώμεθα τῶν ἐχθρῶν· οὕτω γὰρ οὐκέτι τοῦ λοιποῦ πάσχομεν ἂν κακῶς). Noch näher bezeichnet der Redner als unmittelbare Folge seiner Vorkehrungen den Schutz vor weiteren Unbilden (§ 34: τοῦ πάσχειν αὐτοὶ κακῶς ἔξω γενήσεσθε), dass Philipp nicht mehr wie bis jetzt athenische Bürger von den Inseln in die Gefangenschaft führen, Getreidekähne mit unermesslicher Habe aufgreifen, noch das heilige Schiff bei Marathon kapern werde, sowie dass er in Zukunft die Mittel zur Kriegführung nicht mehr durch Plünderung athenischer Bundesgenossen sich werde schaffen können (§ 34: καὶ ἔτι πρὸς τοῦτω πρῶτον μὲν τὸν μέγιστον τῶν ἐκείνου πόρων ἀπαρῆσσεσθε. ἔστι δ' οὗτος τίς; ἀπὸ τῶν ὑμετέρων ὑμῖν πολεμεῖ συμμάχων, ἄγων καὶ φέρων τοὺς πλείοντας τὴν θάλατταν). Kann der defensive Zweck der aufzustellenden Heeresmacht klarer und nachdrücklicher bezeichnet werden?

Um diese kräftige Defensive einzuleiten, entwickelt Demosthenes ein Programm von Massregeln, welche nicht minder durch ihre Neuheit, wie durch eine bei dem jugendlichen Redner geradezu überraschende Tiefe der Ueberlegung sich auszeichnen. Man muss es ihm dabei zu Gute halten, wenn er an die gewissenhafte Durchführung derselben Hoffnungen knüpft, die über das zunächst durch sie zu erreichende Ziel weit hinausliegen und muss in seinem Selbstgeföhle, das auf der festen Ueberzeugung ein Heilmittel für den siechen Staat gefunden zu haben beruht, nicht unehrliche Prahlerci und ungerechtfertigte Ueberhebung finden. Worin Athens Schwäche und Philipps Stärke liege, das meinte er richtig erkannt zu haben. Nicht darin lag es, dass Athen als Seemacht gegen eine starke Landmacht fern von seinen Hilfsmitteln den Kampf zu führen hatte, konnte es ja nicht einmal als Seemacht sich und seine Bundesgenossen vor den Angriffen dieser Landmacht völlig schützen, sondern ihm fehlte ein stehendes Heer, das nicht bloss während der guten Jahreszeit, sondern auch während der schlechten Fahrzeit und im Winter am Platze sei. Aus diesem Mangel erklärt er die ganze Misère der bisherigen Kriegführung, die drastischer nicht geschildert werden kann. Mit der Schöpfung eines solchen schien allem Elende mit einem Schlage ein Ende gemacht. Darin ist der Kern seiner Anträge zu suchen (§ 19: *πρὸ δὲ τούτων δύναμιν τινα, ὣ ἂν Ἰ. Α., φημι: προχειρίσασθαι δεῖν ἡμᾶς, ἢ συνεχῶς πολεμήσει καὶ κακῶς ἐκεῖνον ποιήσει* und § 31: *τοῖς πνεύμασι καὶ ταῖς ὥραις τοῦ ἔτους τὰ πολλὰ προλαμβάνων διαπράττεται Φίλιππος καὶ φυλάξας τοὺς ἐτησίας ἢ τὸν χειμῶνα ἐπιχειρεῖ, ἥντι' ἂν ἡμεῖς μὴ δυναίμεθα ἐκεῖσε ἀφικέσθαι. δεῖ τοίνυν ταῦτ' ἐνθουμουμένους μὴ βοηθείαις πολεμεῖν (ὕστεριούμεν γὰρ ἀπάντων), ἀλλὰ παρασκευῆ συνεχεῖ καὶ δυνάμει κτλ.). Um zu diesem Ziele zu gelangen, geht er behutsam vor und verlangt nicht auf einmal Alles. Besser, man thue etwas Bescheidenes ganz und wenn das nicht auszureichen scheint, lege man etwas zu, als dass man grossartige Pläne entwirft und dann unausgeführt lässt (§ 20: *τὰ μικρὰ ποιήσαντες καὶ περισσάντες τούτοις προσθήετε, ἂν ἐλάσσω φαίνηται*). Er begnügt sich demnach mit der Aufstellung eines kleinen Corps, lässt davon noch die grössere Hälfte Söldner sein und nimmt für die Erhaltung desselben zunächst die bescheidensten Mittel in Anspruch (§ 23: *ληστεύειν ἀνάγκη καὶ τούτῳ τῷ τρόπῳ τοῦ πολέμου**

χρησθαι τὴν πρώτην), indem er wohl hoffen mochte, dass aus einem solchen Anfange, wenn man sich vom Nutzen der Sache überzeugt, eine grössere und solidere Organisation herauswachsen werde.

Dieses stehende Heer combinirt Demosthenes mit der bisher üblichen Mobilisirung für einzelne und bestimmte Aufgaben in der Art, dass, während jenes in der Nähe des Feindes operirt, um ihn unablässig zu bewachen und zu belästigen, eine andere, grössere Macht für den eintretenden Bedarf mit Allem, was für ihren Ausmarsch erforderlich ist, zu Hause bereit gehalten werden soll. Es ist reine Willkür anzunehmen, dass Demosthenes den Antrag, fünfzig Trieren und ein entsprechendes Bürgercontingent in Bereitschaft zu halten, doch nicht zu stellen gewagt habe (Weidner S. 251). Er ist ein Theil seines Gesamtprogramms und mit diesem beantragt, d. h. der weitem Berathung und endlichen Beschliessung anheimgegeben. Den Antrag auf sofortige Mobilisirung, welchen Weidner zu erwarten scheint, musste er nur dann ausdrücklich stellen, wenn es sich um eine aggressive Operation gegen Philipp, um Zurückweisung eines Angriffes desselben handelte, was nicht der Fall war; denn auch dieses Bürgerheer hat die rein defensive Aufgabe, gegen Philipp auszurücken, wenn dieser einen Punkt, wo Athens Interesse im Spiele ist, bedroht (§ 17: τὰυτὰ μὲν ὀμαι δεῖν ὑπάρχειν ἐπὶ τὰς ἐξαίφνης ταύτας ἀπὸ τῆς οἰκείας χώρας αὐτοῦ στρατείας εἰς Πύλας καὶ Χερρόνησον καὶ Ὀλυμπον καὶ ἔποι βούλεται). Auch liegt in den Worten § 18: οὗτοι παντελῶς οὐδ' εἰ μὴ ποιήσαιτ' ἂν τοῦτο, ὡς ἔγωγέ φημι δεῖν, εὐκαταφρόνητόν ἐστιν nicht ausgesprochen, dass es dem Redner gleichgiltig sei, ob sie diese Massregel ausführen oder nicht, sondern er behauptet nur, dass dieselbe auch in dem Falle, dass sie nicht so durchgeführt würde, wie er sie durchgeführt wissen will, wenn sie z. B. statt selbst die Schiffe zu besteigen (§ 16: πλευστέον εἰς ταύτας αὐτοῖς ἐμβᾶσιν) Söldner werben, oder in geringerer Zahl sich einschiffen würden, dennoch nicht unverächtlich erscheinen und Philipp von dieser Bereitschaft in Kenntniss gesetzt, Ruhe halten werde.

Eine doppelte Täuschung findet Weidner in der vorgeschlagenen Ausführung des gesammten Planes, indem Demosthenes bald von Zahlung des Soldes für die Truppen spreche, an der entscheidenden Stelle aber, wo er auseinandersetzt, was

der Staat für diese Expedition an Kosten aufzubringen habe (§ 28), nur das Verpflegungsgeld, nicht aber die Löhnung, wie sie neben jenem in gleichem Betrage in der Regel bezahlt wurde, in Rechnung stellte; ferner darin, dass die Ausgaben nur für ein Jahr berechnet werden. Auch davon steht das Gegentheil bei Demosthenes. Für die stehende Truppe nimmt er von vorn herein und consequent als etwas von der Staatscassa zu leistendes nur die Verpflegungsgelder in Anspruch (§ 20, 22). Dass diese auf eine Soldzahlung aus der Staatscassa nicht rechnen dürfe, wird § 23 ausdrücklich gesagt und aus eben diesem Gesichtspunkt die geringe Zahl der Truppen gerechtfertigt, indem diese sich den fehlenden Lohn leicht durch Freibeuterei verschaffen werden, was bei einem grösseren Truppenkörper nicht möglich sei, daher man einem solchen nothwendig Sold zahlen müsste, wofür aber das Geld fehle (§ 23: *τσαύτην μὲν, ὃ ἄ. Ἀ., διὰ ταῦτα, ἔτι οὐκ ἔνι νῦν ἡμῖν πορίσασθαι δύναμιν τὴν ἐκείνῳ παραταξομένην, ἀλλὰ ληστεύειν ἀνάγκη καὶ τούτῳ τῷ τρόπῳ τοῦ πολέμου χρῆσθαι τὴν πρώτην· οὐ τοίνυν ὑπέρογκον αὐτήν, οὐ γὰρ ἔστι μισθός, οὐδὲ παντελῶς ταπεινὴν εἶναι δεῖ*). Ebenso ist es aber andererseits consequente Voraussetzung, dass das Heer nicht ohne Sold dienen könne und werde (vgl. § 24: *οὐ γὰρ ἔστ' ἄρχειν μὴ δίδόντα μισθόν*, § 25 und 46). Nur soll dieser Sold nicht aus der Staatscasse fliessen, daher von Demosthenes keine Summe dafür in das Budget gestellt wird, sondern die die Truppe begleitenden Zahlmeister werden ihn aus dem Erlös der Beute flüssig machen. Der Redner ist von der Möglichkeit, dass dem Heere die Löhnung aus dem Ertrag der Beute, ohne dass dabei einem Hellenen oder einem Bundesgenossen ein Schaden zugefügt wird, beschafft werden könne, so überzeugt, dass er mit seinem Kopfe dafür einstehen will (§ 29: *εἰ δέ τις οἶεται μικρὰν ἀφορμὴν εἶναι σιτηρέσιον τοῖς στρατευομένοις ὑπάρχειν, οὐκ ἔρθῳς ἐγνώκειν· ἐγὼ γὰρ οἶδα σαφῶς ἔτι, τοῦτ' ἂν γένηται, προσποριεῖ τὰ λοιπὰ αὐτὸ τὸ στράτευμα ἀπὸ τοῦ πολέμου, οὐδένα τῶν Ἑλλήνων ἀδικοῦν οὐδὲ τῶν συμμάχων, ὥστ' ἔχειν μισθόν ἐντελεῖ· ἐγὼ συμπλέων ἐθελοντῆς πάσχειν ὀτιοῦν ἔτοιμος, ἂν μὴ ταῦτ' οὕτως ἔχη*).¹

¹ Diese Art durch Freibeuterei das Kriegsbudget zu entlasten ist für jene Zeit etwas durchaus gewöhnliches; das zeigt schon der Ton, in welchem die Schriftsteller davon erzählen. Nach dem Siege des Thrasybulos über den spartanischen Harmosten auf Lesbos im Jahre 390 τὰς μὲν προσηγάγετο

Wer darf, von dem unaufmerksamen Leser abgesehen, sich beklagen, hierin von Demosthenes getäuscht zu sein? Aber freilich, so viel konnte und musste Demosthenes wissen, dass es für das Heer leichter war, die eigenen Bundesgenossen als Philipps Staaten zu plündern, und dass die Söldner sich gegen die Bundesgenossen wenden mussten, wenn Philipp, wie es zu erwarten war, seine Länder mit Umsicht und Energie vertheidigte (Weidner S. 252). Wie gross die Seemacht war, über welche Philipp damals bereits verfügte, wissen wir nicht, aber dass sie kaum über ihre ersten Anfänge hinaus war, erhellt daraus, dass Demosthenes in zehn Schnellfahrern einen genügenden Schutz gegen dieselbe sieht (§ 22: *δεῖ γάρ, ἔχοντος ἐκείνου ναυτικόν, καὶ ταχειῶν τριήρων ἡμῖν, ὅπως ἀσφαλῶς ἢ δύναμις πλέη*), sowie das maritime Uebergewicht Athens sich darin zeigt, dass ohne eine besondere Anstrengung von seiner Seite Philipps Häfen blokirt und der Handel Makedoniens so gut wie vernichtet war (vgl. Olynth. II § 16 und meine ‚Demosth. Antr.‘ Anm. 23). Wie aber der König ohne eine mächtige Flotte mit Erfolg gegen eine freibeuternde Flotille sich und seine Bundesgenossen schützen konnte, ist nicht abzusehen. Ferner heisst es doch Demosthenes' Intentionen absichtlich verkennen, wenn man nicht sehen will, dass die ganze Organisation der stehenden

τῶν πόλεων, ἐκ δὲ τῶν οὐ προσχωρουσῶν λεηλατῶν χρήματα τοῖς στρατιώταις ἔσπευσεν εἰς τὴν Ῥόδον ἀφικέσθαι. ὅπως δ' ἂν καὶ ἐκεῖ ὡς ἐρρωμενέστατον τὸ στρατεύμα ποιήσαιτο, ἐξ ἄλλων τε πόλεων ἡργυρολόγει καὶ ἐς Ἄσπενδον ἀφικόμενος ὠρμίσατο εἰς τὸν Εὐρυμέδοντα ποταμόν. ἤδη δ' ἔχοντος αὐτοῦ χρήματα παρὰ τῶν Ἀσπενδίων, ἀδικησάντων τι ἐκ τῶν ἀγρῶν τῶν στρατιωτῶν, ὀργισθέντες οἱ Ἀσπένδιοι . . . κατακόπτουσιν . . . αὐτόν (Xenoph. Hell. IV 8, 30). Daraus, wie aus Diodors Worten (XIV 99: *χρήματα εἰληφότος αὐτοῦ παρὰ τῶν Ἀσπενδίων ὅμως τινὲς τῶν στρατιωτῶν ἐδήλωσαν τὴν χώραν*) sieht man, dass es sich um Kriegscontributionen handelt, welche, um von weiteren Plünderungen verschont zu bleiben, die neutralen oder feindlichen Gebiete entrichteten. Vgl. Busolt, der zweite athen. Bund S. 675 (J. f. Phil. Suppl. N. F. VII) — Dieselbe Einnahmsquelle hat Isocrates im Auge RvUmtausch 112: *Τιμόθεος Ποτιδαίαν εἶλεν ἀπὸ τῶν χρημάτων ὧν αὐτὸς ἐπόρισε καὶ τῶν συντάξεων τῶν ἀπὸ Θράκης*. Im Jahre 365 erhielt Timotheos seine 2000 Peltasten auf solche Art (ἐκ τῆς πολεμίας μισθὸν ἀπέδωκε). Eine gute Berechnung der Höhe dieser Einnahmsquelle auf Grund dieser und anderer Stellen gibt Busolt a. a. O. 718 ff.

Truppe darauf berechnet ist, Ausschreitungen derselben unmöglich zu machen.

Die zu schaffende Armee soll eine Staatsarmee oder wenigstens eine Armee in eigener Regie sein (§ 19: *μη μοι μυρίους μηδὲ δισμύριους ξένους, μηδὲ τὰς ἐπιστολιμαίους ταύτας δυνάμεις, ἀλλ' ἢ τῆς πόλεως ἔσται* und § 27), von einem dem Staate verantwortlichen, vom Volke gewählten Feldherrn geführt (§ 33: *τῶν δὲ πράξεων παρὰ τοῦ στρατηγοῦ τὸν λόγον ζητοῦντες*, § 27: *καὶ οὐ τὸν ἄνδρα μαμφόμενος ταῦτα λέγω, ἀλλ' ὑπ' ὑμῶν ἔδει χειροτονημένον εἶναι τοῦτον, ὅς τις ἂν ᾖ*), welchem uneingeschränkt die strategische Leitung zukommen wird (§ 33: *ἃ μὲν οὖν χρήσεται καὶ πότε τῇ δυνάμει, παρὰ τὸν καιρὸν ὃ τούτων κύριος καταστάς ὑπ' ὑμῶν βουλευέσεται*); dass auch die übrigen vom Volke gewählten militärischen Chargen dabei sein sollten, wird wenigstens nahe gelegt (§ 27: *οὐ γὰρ ἐχρῆν ταξιάρχους παρ' ὑμῶν ἱππαρχον παρ' ὑμῶν ἀρχοντας οἰκείους εἶναι, ἢ τῆν ὡς ἀληθῶς τῆς πόλεως ἢ δύναις*);. Es ist selbstverständlich, dass Demosthenes den im Heere an der Seite der Söldner dienenden Bürgern keinerlei Ingerenz auf die strategische Leitung zugesteht, wohl aber sieht er dieselben an als Wächter der Heerführung (§ 25) *ὥσπερ ἐπόπτας τῶν στρατηγούμενων*, aber doch nur in dem Sinne, um die bei Soldtruppen gewöhnlichen Ausschreitungen, dass diese ihre Waffen gegen Freunde und Bundesgenossen kehren (§ 24: *ἐξ οὗ δ' αὐτὰ καθ' αὐτὰ τὰ ξενικὰ ὑμῖν στρατεύεται, τοὺς φίλους νικᾷ καὶ τοὺς συμμάχους* und § 45: *οἱ δὲ σύμμαχοι τεθνῶσι τῷ δέει τοὺς τοιούτους ἀποστέλους*), ihre eigenen Ziele verfolgen und den Feldherrn zwingen, ihnen zu folgen (§ 24), von vornherein unmöglich zu machen und vor allem darüber zu wachen, dass die Beutegelder ihrer nunmehrigen Bestimmung der Soldzahlung richtig zugeführt werden (§ 33: *τῶν μὲν χρημάτων αὐτοὶ ταμίαι καὶ ποριστὰί γινόμενοι*) und dass sie zurückgekehrt nach der Heimat als Augenzeugen ein gerechtes Urtheil über die Handlungen der Feldherren ermöglichen und der crassen Ungerechtigkeit und Verkehrtheit ein Ende machen, indem jetzt auf blosse Gerüchte hin dieselben ungehört verurtheilt wurden (§ 47). Sieht das der ‚Ausgeburten einer demokratischen Raserei‘ ähnlich, wenn Demosthenes auf Grund zahlreicher übler Erfahrungen, welche Athen mit seinen Söldnern gemacht, auf diese Weise das Bewusstsein der Verantwortlichkeit in den Führern schärfte und lebendig erhielt? Wenn er durch Bei-

mischung eines besseren Elements athenischer Bürger, welche für das Interesse ihres Staates kämpften, den Geist der Truppe hob und kräftigte? ‚Konnte und musste Demosthenes wissen,‘ dass dieses Heer die eigenen Bundesgenossen plündern würde, nachdem auf diese Art die Erhaltung der Disciplin mit allen erdenklichen Garantien umgeben war?

Weiter bezeichnet Weidner (S. 252) es als ‚merkwürdig, dass auch das *στρηπέσιον* nur für ein Jahr berechnet wird, während doch diese Ausgabe eine Reihe von Jahren ertragen werden musste, wenn das Heer als *συνεχές* oder *συνεστρηχός* bestand und Wirkung haben sollte‘. Unter allen Einwürfen, die wider Demosthenes erhoben wurden, scheint mir dies der merkwürdigste. In nichts zeigt sich nämlich die einschneidende Bedeutung der demosthenischen Reform klarer als in der Art, wie er ihre Bedeckung bespricht. Wenn es sich nur um eine Expedition nach einem Punkt der makedonischen Küste handelte, um einen kurzen Jahresfeldzug, dann brauchte Demosthenes, nachdem er das *στρηπέσιον* für ein Jahr berechnet, kein Wort mehr zu verlieren. Es galt dann nur die Bestreitung einer ausserordentlichen einmaligen Ausgabe, für welche vermuthlich die Geldmittel, welche bereits für die seit Monaten geplante thrakische Expedition in Aussicht genommen waren, doppelt und dreifach genügt hätten. Oder es bedurfte des einfachen Antrags auf Ausschreibung einer Vermögenssteuer, womit sonst vorübergehende Ausgaben gedeckt wurden. Indem aber mit der Aufstellung eines stehenden Heeres eine dauernde, jährlich sich wiederholende Ausgabe geschaffen war, musste in den regelmässigen Einnahmen des Staates dafür nach einer Bedeckung gesucht werden, und diese entwickelte ein sorgfältig ausgearbeiteter Finanzplan, welchen der Redner als Basis der weiteren Berathung in seiner Rede mittheilte. Wie konnte aber Demosthenes dabei anders vorgehen, als dass er die Kriegskosten für ein Jahr berechnete? Leider ist uns dieses Finanzprogramm verloren gegangen und wir können demnach nicht wissen, wie er den Mehrauslagen durch Ersparungen im Budget oder Vermehrung der Einnahmen gerecht wurde. Nur so viel steht auch ohne Einsicht in dieses Programm fest, dass er die Kosten für seine militärische Reform nicht in einer vorübergehenden Massregel gefunden haben wird.

Zur Durchführung des demosthenischen Programms genügte nicht die einfache Annahme desselben durch die Volksversammlung, nachdem es an dieselbe mit einem Rathsgutachten zurückgelangt war, sondern — und daraus erhellt wieder schlagend, dass damit nichts weniger als eine transitorische Massregel intendirt war — ohne Gesetzesänderung mag selbst Demosthenes es nicht für durchführbar gehalten haben, wovon einige Andeutungen in der Rede leicht überzeugen können. So scheint wenigstens die Verpflichtung, dass athenische Bürger längere Zeit Sommer und Winter ausserhalb des Landes dienen sollten, durch ein Gesetz ausgesprochen werden zu sollen (§ 33: ἄν ταῦτα, ὡ ἄ. Ἀ., πορίσῃτε τὰ χρήματα πρῶτον ἢ λέγω, εἶτα, καὶ τᾶλλα παρασκευάσαντες τοὺς στρατιώτας τὰς τριήρεις τοὺς ἱππέας ἐντελῆ, πᾶσαν τὴν δύναμιν νόμῳ κατακλείσῃτε¹ ἐπὶ τῷ πολέμῳ μένειν, παύσεσθ' αἰεὶ περὶ τῶν αὐτῶν βουλευόμενοι καὶ πλέον οὐδὲν ποιῶντες), wengleich das ganze Militärwesen einer gesetzlichen Regelung überaus bedürftig ist; denn während bei den Festen alles zur rechten Zeit und ordnungsmässig verläuft, so herrscht in allen kriegerischen Vornahmen bare Unordnung (§ 36: ὅτι ἐκεῖνα μὲν ἅπαντα νόμῳ τέτακται, καὶ πρόειδεν ἕκαστος ὑμῶν ἐκ πολλοῦ τίς χορηγὸς ἢ γυμνασιάρχος τῆς φυλῆς, πότε καὶ παρὰ τοῦ καὶ τίνα λαβόντα τί δεῖ ποιεῖν, οὐδὲν ἀνεξέταστον οὐδ' ἀόριστον ἐν τούτοις ἡμέληται, ἐν δὲ τοῖς περὶ τοῦ πολέμου καὶ τῇ τούτου παρασκευῇ ἄτακτα ἀδιόρθωτα ἀόριστα ἅπαντα).

Die Regelung dieser Verhältnisse brauchte Demosthenes im Detail nicht jetzt schon in Vorschlag zu bringen; sie ergab sich als eine unabweisliche Consequenz, sobald sein übriges Programm einmal angenommen war. Und so erklärt sich auch, dass er noch andere Fragen offen lässt, wie die Altersklasse und Dienstzeit des Aufgebots, die Ablösung desselben (§ 21: λέγω δὴ τοὺς πάντας στρατιώτας δισχιλίους, τούτων δὲ Ἀθηναίους φημί δεῖν εἶναι πεντακοσίους, ἐξ ἧς ἂν τινος ὑμῖν ἡλικίας καλῶς ἔχειν δοκῆ, χρόνον τακτὸν στρατευομένων, μὴ μακρὸν τούτων, ἀλλ' ὅσον ἂν δοκῆ καλῶς ἔχειν, ἐκ διαδοχῆς ἀλλήλοις). Auch war es misslich, detaillirte Anträge über alles und jedes, was mit den Hauptpunkten dieses

¹ Verpflichtung durch ein Gesetz bedeutet auch der Ausdruck bei Andok. 3, 7: ἀνενέγκαμεν χίλια τάλαντα εἰς τὴν ἀκρόπολιν καὶ νόμῳ κατεκλείσαμεν εἰσφαιρετα εἶναι τῷ δήμῳ.

Programms zusammenhing, ehe die Entscheidung über diese von kompetenter Seite vorlag, zu stellen. Demosthenes ist sich klar bewusst, mit seiner Programmrede über den Anfang nicht hinausgekommen zu sein; er weiss, dass ihm eine Reihe langwieriger Verhandlungen in Aussicht standen, wenn es ihm gelang, das Volk zu bestimmen, auf die Berathung einzugehen; denn er fürchtet nicht ohne Grund den Vorwurf, dass er den auf der Tagesordnung stehenden Zug gegen Philipp hinauschieben wolle (§ 14: μηδ' ἂν ἐξ ἀρχῆς δοκῶ τι κεινὴν παρασκευὴν λέγειν, ἀναβιβάζειν με τὰ πράγματα ἡγείσθω. οὐ γὰρ οἱ ταχὺ καὶ τῆμερον εἰπόντες μάλιστα εἰς δέον λέγουσιν). Er verzichtet um den Preis, den Unternehmungen gegen Philipp eine solide Grundlage und dem Staate, was dieser bisher nicht hatte, eine stehende Truppe im Felde zu geben, aus der mit der Zeit eine kriegstüchtige Armee sich bilden konnte, auf eine sofortige Expedition nach dem thrakischen Cherrones, welche auszurüsten man im Augenblicke nicht abgeneigt schien.

Demosthenes müsste von der Wirksamkeit und Bedeutung seines Programms weniger überzeugt sein, als er es in der That ist, wenn er nicht hie und da einen siegesfrohen, selbstbewussten Ton anschlagen durfte. Er wäre ein schlechter Vertreter seiner Sache, wenn er nicht wüsste, dass er diese siegesfrohe Hoffnung dem Volke mitzutheilen habe, um es für die Annahme so entscheidender Reformen geneigt zu machen. Und berechtigte dieser Zeitpunkt nicht mehr dazu als ein anderer? Die rasche Expedition nach Pylae hatte Philipp von Mittelgriechenland ferngehalten. Der thrakische Zug Philipps schien, Dank der Erkrankung desselben, ohne ernste Folgen für den athenischen Besitz vorüberzugehen. Man konnte hoffen, bald einen mächtigen Bundesgenossen wie den chalkidischen Städtebund im Kampfe gegen Philipp an der Seite zu haben und dadurch die grossen Nachtheile, welche eine Seemacht im Kriege mit einer Landmacht zu überwinden hat, auszugleichen. Gleichwohl regt Demosthenes trügerische Hoffnungen nicht an. Von einem völligen Umschwunge der innern Verhältnisse, von der opferwilligen Bereitheit für die Interessen des Staates mit Gut und Blut einzustehen, wovon die gestellten Forderungen nur den Anfang und einen Theil bezeichneten, macht er den Wiedergewinn des Verlorenen abhängig (§ 7:

συνελόντι δ' ἀπλῶς ἦν ὑμῶν αὐτῶν ἐβελήσθητε γενέσθαι καὶ παύσηθε αὐτὸς μὲν οὐδὲν ἕκαστος ποιήσειν ἐλπίζων, τὸν δὲ πλησίον πάνθ' ὑπὲρ αὐτοῦ πράξειν· καὶ τὰ ὑμέτερ' αὐτῶν κομείσθε, ἂν θεὸς θέλῃ, καὶ τὰ κατερραβημμένα πάλιν ἀναλήψεσθε κακίεινον τιμωρήσεσθε). Nur unter dieser Voraussetzung erscheint ihm der schwierige Kampf mit diesem gewaltigen Gegner, dessen Grösse er, wie es dem praktischen Staatsmann ziemt, kennt und anerkennt, die er nicht ‚widerlegen und umgehen‘ will (§ 4: εἰ δέ τις ὑμῶν δυσκολέμητον οἶεται τὸν Φίλιππον εἶναι, σκοπῶν τό τε πλῆθος τῆς ὑπαρχούσης αὐτῷ δυνάμεως καὶ τὸ τὰ χωρὶα πάντα ἀπολωλέναι τῇ πόλει, ὀρθῶς μὲν οἶεται), nicht aussichtslos. Wenn dabei hie und da seine von edler Leidenschaft durchglühte Logik sich ein Sophisma oder, was uns so erscheinen will, erlaubt, so verbietet schon der Ernst seiner Ueberzeugung, der überall zu Tage tritt, an bewusste Täuschung zu denken. Gerecht und einsichtsvoll hat über Sophismus und Entstellung Blass (a. a. O. 184 ff.) gesprochen.

Auf diesem Gebiete aber bewegen sich zumeist die Ausstellungen, welche Weidner gegen die olynthischen Reden erhebt, deren Werth und politische Bedeutung, wenn auch sein Tadel noch so begründet wäre, dadurch nicht berührt würden. Aber es heisst dem Redner die Seele nehmen, aus welcher allein Leben und Erregung strömt, aus der die Funken sprühen müssen, um Kopf und Herz der trägen Versammlung zu entflammen, wenn ihm die Ruhe und Kaltblütigkeit des Historikers wohl anstehen soll. Wenn demnach Weidner die persönlichen Invectiven gegen Philipp und den makedonischen Hof als übertrieben und ungerechtfertigt tadelt, so mag er Recht behalten, ausser Theopomp und seinesgleichen wird doch niemand daraus Geschichte machen. Aber dem Redner muss es zu Gute gehalten werden, wenn er, wie es ihm gut dünkt, die Entrüstung gegen Athens furchtbarsten Feind, welche im Augenblick ihn erfüllt, in die Seelen seiner Hörer überleitet, um sie zu zwingen, so zu denken und zu fühlen wie er. Um vieles gerechter muss aber der Zorn und die Entrüstung, welche ihn gegen die innern Gegner seiner damaligen Politik entflammete, erscheinen, denn diese Vertreter einer friedlichen Politik hatten durch eine Reihe von Jahren das Militärwesen verkommen lassen, das Kriegsbudget beschnitten, anstatt einen Schatz für Kriegszwecke zu sammeln und

dadurch den Staat stark und widerstandsfähig zu machen, die Mehreinnahmen auf Feste und für Besoldung des Volkes, welches sich das gern gefallen liess, verwendet, und setzten diese Politik zu der Zeit, da sich Athens Schicksal entscheiden sollte, unbedenklich fort. Wenn in diesen Männern Demosthenes die Mithelfer von Philipp sieht, ist er nicht im Unrecht; dass er sie des bewussten Verrathes zeihet, was übrigens in diesen Reden nicht geschieht, mag unbillig und ungerechtfertigt sein. Seine Heilmittel zu ertragen, war Athen nicht mehr stark genug. Eine moralische Umwandlung des siechen Volksgeistes, dessen nationale Regungen in erhabenen Seelen selbst bei einem Platon fast erstorben erscheinen, von der Rednerbühne aus zu bewirken, dünkt uns von vornherein ein vergebliches Bemühen; ihm däuchte es eine patriotische Pflicht, und darin liegt der tragische Zug, der Demosthenes' Leben und Streben durchzieht, das von Jahr zu Jahr an getäuschten Illusionen reicher, doch immer wieder hoffend und übermenschlich ringend, endlich jener grössern Macht der Verhältnisse unterliegt, nicht ohne durch manche Schuld den Ausgang zu rechtfertigen. Dieser Schuld nicht bloss im Allgemeinen zu gedenken, sondern sie im Einzelnen zu suchen, zu bestimmen, zu begrenzen, halte ich für eine Pflicht der historischen Wissenschaft, und bin weit entfernt, den kritisch-politischen Versuch Weidners als einen principiell unberechtigten zu verwerfen. Nur meine ich nicht, dass davon sich viel oder auch nur etwas in jener Sturm- und Drangperiode, in welche die besprochenen Reden fallen, werde nachweisen lassen. Die Ausführlichkeit der Begründung dieser Meinung möge durch die Bedeutung des Gegenstandes für genügend entschuldigt gelten.

Dass das von Demosthenes in der ersten philippischen Rede vorgelegte Programm nicht durchgedrungen ist, unterliegt keinem Zweifel. Demosthenes schweigt von dem Erfolg seiner Anträge, ja noch mehr, er schweigt von den Anträgen selbst, wo sich eine Gelegenheit ihrer zu gedenken bot, wie § 4 der dritten olynthischen Rede. Er versagt es sich, in nutzlosen Recriminationen gegen jene aufzutreten, die rechtzeitige, wohl überlegte und leicht ausführbare Vorkehrungen zu treffen verschmähten. Um so weniger darf es befremden, dass Demosthenes in den olynthischen Reden an keiner Stelle den euboeischen Feldzug,

von dem er in erfolgloser Opposition gegen die herrschende Partei abgerathen, in Erinnerung bringt, ein Umstand, der bedeutsam genug erschien, um damit die Annahme, dass diese Reden vor dem Ausbruch desselben gehalten wurden, zu begründen. Ein solches Argument stützt sich zugleich auf eine andere Voraussetzung, die nicht ohne weiteres zugestanden werden darf, darauf nämlich, dass Demosthenes in der olynthischen Frage nur mit den uns erhaltenen Reden und nicht zuvor das Wort ergriffen. Wer das nicht glaubt, wird sich leicht eine Gelegenheit denken können, bei welcher derselbe Eubulos und den Andern ihre verkehrte euboeische Politik vorgehalten und dann sich um so leichter zufrieden geben, wenn er in den erhaltenen Reden eine Wiederholung solcher Recriminationen nicht findet, als dies nur dazu beitragen konnte, in unnützer Weise den inneren Hader zu mehren,¹ ja vielleicht die Sache der Bundesgenossen zu gefährden.

¹ Wurde ja Demosthenes selbst, der den Zug nach Euboea widerrathen (RvFr. § 5: ἐγὼ γάρ, ἢ ἄ. Ἄ., πρῶτον μὲν, ἥνικ' ἔπειθον ὑμᾶς τῶν ἐν Εὐβοίᾳ πραγμάτων ταραττομένων βοηθεῖν Πλουτάρχῳ καὶ πόλεμον ἄδοξον καὶ δαπανηρὸν ἄρασθαι, πρῶτος καὶ μόνος παρελθὼν ἀντεῖπον καὶ μόνον οὐ διεσπᾶσθην), vielleicht in Folge dessen für den ungünstigen Verlauf verantwortlich gemacht, vgl. Rg.Meid. § 110 S. 550, 25: (Μειδίας) τῶν ἐν Εὐβοίᾳ πραγμάτων — τοῦτ' ἐγὼ αὐτὸ μικροῦ παρήλθε μ' εἰπεῖν — ἃ Πλουτάρχος ὁ τούτου ξένος καὶ φίλος διεπράξατο, ὡς ἐγὼ αἰτιός εἰμι, κατεσκεύαζε πρὸ τοῦ τὸ πρᾶγμα γενέσθαι πᾶσι φανερὸν διὰ Πλουτάρχου γεγονός.

Centralasiatische Studien.

Von

Wilhelm Tomaschek,

Lehrer an dem Mariahilfer Communal-Real- und Ober-Gymnasium in Wien.

I.

Sogdiana.

(Mit drei Karten.)

Den Namen ‚Sogd‘ lernte die occidentalische Welt zuerst durch den Vater der Geschichte, Herodotos, kennen. Dieser führt einmal in seiner Uebersicht der durch Dareios eingerichteten Steuerbezirke (III 89—95), in welchen ohne Rücksicht auf ethnischen Zusammenhang so wie auf Satrapenverwaltung benachbarte Völker so zusammengestellt sind, dass die Steuerquoten jeder Gruppe eine runde Summe ausmachen (ähnlich wie in den Steuerlisten aus der Sassaniden- und Khalifenzeit bei Khurdād-beh und Qodāma), als in der sechzehnten Steuergruppe vereinigt folgende ansehnliche und weitab entlegene Völkerschaften an (93): Πάρθοι δὲ καὶ Χοράσμιοι καὶ Σόγδοι τε καὶ Ἄρειοι τριηκόσια τάλαντα (ἀπαγίνεον)· νόμος ἕκτος καὶ δέκατος οὗτος; dann in der Aufzählung (VII 61—99) der Völkerschaften und Heeresmassen, welche Xerxes auf seinem Zuge nach Hellas in der Ebene von Doriskos musterte, in ziemlich paralleler Zusammenstellung (66): Πάρθοι δὲ καὶ Χοράσμιοι καὶ Σόγδοι τε καὶ Γανδάριοι καὶ Δαδίκαιοι, τὴν αὐτὴν σκευὴν ἔχοντες, τὴν καὶ Βάκτριοι ἐστρατεύοντο. Die Parther und Chorasmier hatten ihren eigenen Heerführer, ebenso die Gandarier und Dadiker, Σόγδων δὲ (ἤρχε) Ἀζάνης ὁ Ἀρταίου. — Sehen wir uns nach den einheimischen Denkmälern um, die aus den Zeiten des Dareios und seiner Nachfolger stammen und welche entziffert zu haben die Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich zu höchstem Ruhme anrechnen darf, so müssen wir zuerst in die grosse Inschrift von Bahistan

Einsicht nehmen, in welcher Dareios die Provinzen seines Reiches theils nach einer gewissen Rangordnung, theils in geographischen Gruppen geordnet aufzählt, und worin als achtzehnte Provinz Sogdiana vorkommt; nach Katapatuka (Cappadocia) folgt nämlich folgende Reihe von Namen: Parthava (13), Zaraka (14), Haraiva (15), Uvārazmiya (16), Bākhtris (17), ÇVGVDA (XVIII), Gañdara (19), Çaka (20) etc.; die letzten fünf Namen lauten in den Keilschriften der dritten Ordnung oder in assyrischer Sprache: Huvariismu (16), Baahtar (17), SvVKDV (XVIII), Paaruparaisaana (19), Gimiri (20). In der zunächst zu beachtenden Inschrift von Persepolis lesen wir in nur wenig erweiterter und verstellter Reihenfolge folgende Provinzen der östlichen Reichshälfte: Açağarta (13), Parthava (14), Zaraka (15), Haraiva (16), Bākhtris (17), ÇVGVDA (XVIII), Uvārazmiya (19) etc. In der grossen Inschrift von Nākh-i-Rūstam endlich, oder der Grabinschrift des Dareios, folgen die Ostprovinzen gleich hinter den im Range höchsten, Pārça, Māda und Uvağa, und zwar wieder in ähnlicher Aufeinanderfolge: Parthava (4), Haraiva (5), Bākhtris (6), SYGVDA (VII), Uvārazmis (8), Zaraka (9) etc.; in assyrischer Sprache: Partuu (4), Ariivu (5), Baahtar (6), SvVKDV (VII), Huvariīšmu (8), Zaraanga (9) etc. Wir sehen, dass die Gruppierung bei Herodotos doch einigermaßen zu der von Dareios beliebten stimmt, insofern als auch in den Keilinschriften Parthien, Areia, Sogdiana und Chorasmia einander meist nahe gerückt sind; in bedeutsamer Verbindung schliesst sich aber Çuguda stets an Bākhtris an.

In eine viel ältere Zeit, in die Epoche des assyrischen Weltreiches, verlegt den Namen Sogdiana's jener griechische Geschichtsschreiber, welcher zuerst eine pragmatische Darstellung der sagenhaften Eroberungszüge der Herrschergrössen Ninos und Semiramis zu geben versucht hat, Ktesias aus Knidos. Dass die assyrische Herrschaft Arachosien und Baktra umfasste, scheint eine alte, durch manche Denkmäler bezeugte Tradition der Orientalen gewesen zu sein; Semiramis selbst rühmt sich auf einer Stele (Polyaen. VIII 26, 1 offenbar nach Ktesias), gegen Osten den Fluss Dyamuna oder Ἰομάνης als Reichsgrenze festgesetzt zu haben, gegen Norden aber das Gebiet der Sogdier und Saken, Σάκας καὶ Σόγδους. Liesse sich eine dauerndere Besitznahme der nordischen iranischen Lande,

Baktra und Sogd, durch die Assyrier oder selbst durch die Meder als wahrscheinlich hinnehmen, so könnten wir uns die frühzeitigen Einflüsse der semitischen Glaubens- und Culturwelt auf die Iranier und auf den zarathustrischen Glauben leichter erklären, und wir hätten nicht einmal nöthig, die später entwickelte Tradition von der Herkunft Zarathustra's aus Atropatene gläubig hinzunehmen. Wenn, sicherlich nach einheimischer Sage, berichtet wird (Diodoros I 94, 2 nach Ktesias), *παρὰ τοῖς Ἀριανοῖς Ζαθράουστην τὸν ἀγαθὸν δαίμονα (= Ahuramazda) προσποτήσασθαι τοὺς νόμους αὐτῷ διδόναι*: so muss unter diesen Arianern die iranische Bevölkerung von Ost- und Nord-Irān verstanden werden. Mit vollem Recht behauptet Strabo XV. p. 724: *ἐπεκτείνεται δὲ τοῦνομα τῆς Ἀριανῆς καὶ ἔτι μέχρι τῶν πρὸς ἄρκτον Βακτριῶν καὶ Σογδιανῶν· εἰσὶ γάρ πῶς καὶ δμῶγλωττοι παρὰ μικρόν*. Der kundige Apollodoros (Strabo XI p. 516) nennt Baktrien die Zier von ganz Ariana, *τῆς συμπάσης Ἀριανῆς πρόσημα*. Es ist bei diesem Namen offenbar nicht an die Satrapie Ἄρεια, Haraiva, zu denken, sondern an die viel allgemeinere uralte Bezeichnung der iranischen Ostlande, Airyana.

Die einheimische Sagenwelt der Perser stellt an die Spitze aller Genealogie die durchweg der Mythologie angehörigen Paradhāta's oder die Schöpfer der menschlichen Satzungen und Sitten, den Beginn und Fortlauf des nationalen Lebens jedoch verlegt sie in die nachfolgende Zeit der Dynastie der Kavya's, welche mit Kava Kavāta beginnt und ausgefüllt ist mit Kämpfen wider die Turanier, unter welchen nicht etwa Stämme, die in Race, Religion und Sprache von den Iraniern total abwichen, etwa türkischer oder tübetischer Abkunft, verstanden werden dürfen, sondern Stammverwandte oder Bruderstämme, deren Herrscher ihr Geschlecht gleichfalls auf die Paradhāta's zurückführten und mit dem Herrscherhause der Kavya's in einem ununterbrochenen Kampfe der Blutrache verfehdet waren. Wir werden noch nachzuweisen versuchen, dass in alt-iranischer Zeit die durchaus stammverwandten Saken und Massageten des Nordostgebietes es waren, welche als ständige Feinde oder Tūra's auftraten, und dass erst seit der Existenz der türkischen Khāqāne oder seit dem fünften Jahrhundert n. Chr. diese Rolle den Türken zugeschrieben werden konnte, eine Auffassung, welche mit Consequenz z. B. im Šah-nāmah durchgeführt ist,

worin Afrasiāb (Fraŋraçyan) ganz und gar wie ein Türkenkhāqān geschildert erscheint. Gleichwohl ist das Bewusstsein, dass vor Kyros und Dareios das alt-iranische Leben vorzüglich in Baktra pulsierte und dass dort die höchste Herrschermacht ihren Sitz hatte, der persischen Sagenwelt niemals ganz entschwunden; im Königsbuch ist es Lohrasp (Kava Aurvaṭaçpa), der die Residenz nach Balkh verlegt und dort einen Feuer-tempel errichtet; Balkh ist die Residenz auch unter seinem Nachfolger Guštasp (Kava Vistāçpa), und Zarathustra, der unter Guštasp lehrte, vollendete seine Prophetenlaufbahn in Balkh. Auch nachher, als die Pārça die Führerschaft in den iranischen Landen erworben hatten, regte sich zu Zeiten das Selbstbewusstsein des alt-iranischen Herrschergebietes. Noch unter Kyros, nach der Besitznahme von Lydien, erhoben sich die Baktrer und Saken (Hdt. I 153); auch unter Xerxes gab sich dort ein gewisses Bestreben nach Selbständigkeit und Sonderverwaltung kund (Hdt. X 113); später durfte Bessos daran denken, in Baktra und Sogdiana ein selbständiges nationales Reich zu gründen. Und wie sehr in Baktra, noch mehr aber in Sogdiana, das nationale Selbstgefühl lebendig war, lehrt die Geschichte der Eroberung durch Alexander. Während in den meisten übrigen iranischen Provinzen der Volkskrieg wider die Fremdherrschaft entweder gar nicht oder nur schwach zum Durchbruch gelangte, hatte Alexander in Sogd die blutigsten Kämpfe mit der Einwohnerschaft zu bestehen, Sogd wäre fast im Stande gewesen, die makedonischen Colonnen zu erdrücken und der Heldenlaufbahn des tollkühnen Eroberers vor der Zeit ein Ziel zu setzen. „In Sogd lebte noch ungebrochen bei dem mächtigen Adel wie bei dem kräftigen Volke eine wilde Freiheitsliebe, ein trotziges asiatisches Nationalgefühl; den turanischen Nachbarstämmen fühlte man sich weniger fremd als den stolzen herrischen Makedonen, die mit dem beleidigenden Hochmuth einer höheren Race die nationale und religiöse Gährung wachriefen“ (Hertzberg, Feldzüge Al. d. Gr. II. Th.). Nur dem Aufgebote der höchsten Raschheit und Energie so wie der Anwendung einer unmenschlichen Vernichtungswuth von Seite des Eroberers gelang es die wiederholt ausgebrochenen Volksaufstände zu unterdrücken und in Sogd Ruhe, freilich die Ruhe einer Leichenstätte, zu schaffen. Es scheinen in Sogd die

Fremden vorzüglich das religiöse Gefühl, den zarathustrischen Glauben, in roher Weise angetastet und die Gläubigen zu fanatischem Widerstande gereizt zu haben; doch besitzen wir hierüber sowie überhaupt über die innere Seite der makedonischen Invasion nur äusserst spärliche Andeutungen. So berichtet Onesikritos (Strabo XI p. 517) als ein Zeichen der Barbarei bei den Sogdianen und Baktriern, es habe bei ihnen die Sitte geherrscht die altersschwachen Greise den Hunden zum Frasse vorzuwerfen, und die Hunde seien eigens zu diesem Zwecke, als *ἐνταφιασταί*, gefüttert worden; Alexander aber habe diesen Unfug abgestellt. Wir wissen, wie innig dieser Gebrauch mit den Ideen der Lichtreligion über das Jenseits zusammenhängt und wie der Gläubige glücklich geschätzt wird, dessen in dem Leichenbehälter ausgesetzter Cadaver den Hunden und Raben zum Frasse dient. In jenem Falle aber hat sich das Verbot des Herrschers gegenüber der eingewurzelten religiösen Sitte unwirksam erwiesen. So wie Justinus (XLI 3, 5) von den Parthern berichtet: ‚sepultura vulgo aut avium aut canum laniatus est; nuda demum ossa terra obrunt‘ und wie Andere von anderen iranischen Stämmen Aehnliches berichten, so schildern sinische Beobachter denselben Brauch der Leichenbestattung als eine in Sogdiana noch im sechsten Jahrhundert fest bestehende Sitte (Abel-Rémusat, *Nouv. mél. asiat.* I p. 230): ‚Il y a au dehors de la ville royale deux cents familles de gens qui se consacrent particulièrement au soin des funérailles. Ils bâtissent des pavillons dans lesquelles ils nourrissent des chiens. Quand un homme meurt, ils vont chercher son cadavre, le déposent dans un de ces pavillons et le font dévorer par leurs chiens; lorsqu’il n’y a plus de chair. Ils recueillent les os et les enterrent, mais sans les mettre dans une bière‘. Hier bemerken wir gleich, dass derselbe sinische Berichterstatter sich auch über einige sogdianische Feste und Gebräuche verbreitet, welche ihrem Wesen nach mit dem zarathustrischen Glauben zusammenzuhängen scheinen, obwohl es für uns schwer ist eine Kritik darüber zu versuchen, bevor uns das grosse chronologische Werk al-Birūnī’s, welches äusserst werthvolle Angaben über die Jahreseintheilung, über die Festtage, über die Bräuche und Sitten der Sogdianer sowie aller älteren Culturvölker enthält und dessen Herausgabe die kritische

Hand Sachau's besorgt, ganz vorliegt. ,Le commencement de l'année', heisst es bei Ma-tuan-lin (Abel-Rémusat I p. 229), est fixé chez eux au premier jour de la sixième lune. Ce jour-là, le roi et jusqu'aux hommes du peuple se revêtent d'habits neufs, se rasent les cheveux et la barbe, et se rendent dans une forêt qui est à l'orient de la ville (Samarqand) pour tirer de l'arc, à cheval. Le jour où l'on veut terminer cet exercice, on suspend une pièce de monnaie d'or devant une feuille de papier, et celui qui l'atteint en tirant obtient le titre de roi pendant une journée'. Nach dieser Schilderung des Festes Naw-rüz folgt eine Angabe über ein Naturfest, das uns an die trieterische Feier des phrygisch-thrakischen Dionysos, so wie an die Adonisfeier gemahnt, aber auch auf Wesen der zarathustrischen Religion, z. B. auf die von Ahurō Mazdāo abstammenden Ameša çpenta's Vohumanō und Çpenta-ārmaiti, die Genien des Gedeihens und Fruchtsegens, sowie auf Mithra, den Gott des Lichtes, und das grosse Fest Mithragān bezogen werden darf. ,Ils adorent l'esprit divin et se montrent très zélés dans le culte qu'ils lui adressent. Ils racontent que le fils de Dieu est mort à la septième lune, et que ses ossements ont été perdus. Chaque mois les personnes consacrées au culte, et ce mois-là surtout, les autres habitants, sans distinction, paraissent revêtus de robes de laine noire; ils vont pieds nus en se frappant la poitrine, poussant de grands cris et versant des torrents de larmes. Trois cent cinq personnes, tant hommes que femmes, jettent de l'herbe et parcourent les champs en cherchant les os du fils de Dieu. Cette cérémonie cesse au bout de sept jours.' Wir können nicht ermessen, ob und in welchem Grade sich bei dem Volke der Sogdianer mit den alt-iranischen Glaubensanschauungen und Festbräuchen einerseits hellenische Naturculte, anderseits buddhistische Satzungen und Ideen vermischt und verquickt haben. Was den Buddhismus betrifft, so lässt sich mit Sicherheit behaupten, dass derselbe seit der Gründung des indo-skythischen Reiches auch in Baktra und Sogd Wurzeln gefasst und sich mächtig entfaltet hat. Ausdrücklich bemerkt der sinische Bericht (p. 230) ,ils honorent Feu-thu (Buddha)' und (p. 228) ,on adore Fo'. Uebrigens kommt auch noch das barbarische Volkselement in Betracht, das mit den Nomaden Hochasiens in das alte Culturgebiet des

Zweistromlandes eindrang und sich gleichfalls in Lebensrichtungen Sitten und Ceremonien äusserte; so heisst es in obigem Bericht (p. 228): ‚Les usages relatifs aux mariages et aux funérailles sont les mêmes que chez les Turcs‘, und an das Wesen des Schamanenthums gemahnen uns Bemerkungen solcher Art (p. 230): ‚Ils adressent des sacrifices aux esprits malins, et exécutent des opérations magiques. A la onzième lune, on frappe des tambours pour demander du froid, etc‘. Im grossen Ganzen aber mögen sich dennoch die herrschenden Stämme — namentlich von den Kušänen lässt sich dies behaupten — den Einflüssen der höheren Cultur der ansässigen Iranier und auch dem Glauben derselben zugänglich erwiesen haben. Und so dürfen wir wohl Recht haben, wenn wir später versuchen werden den Gott Te-si, welcher den sinischen Nachrichten zufolge in Tsao (Sogd) verehrt wurde, mit zarathustrischen Göttergestalten zusammenzustellen und aus iranischen Sprachmitteln zu deuten.

Es scheint überhaupt in keinem iranischen Lande der zarathustrische Glaube seit Alters so sehr in den Volksgeist eingedrungen zu sein wie in Sogdiana, ja wir können behaupten, Sogdiana sei die älteste Culturstätte gewesen, wo sich das iranische Volksleben von der ursprünglichen nomadisch-patriarchalischen Lebensweise zu einem höher entwickelten politischen Dasein, zu complicierteren staatlichen Verhältnissen erhoben hat. So wie das Vordringen der östlichen Arier in den indischen Landen mehrere Phasen und Stillstände aufzuweisen hat, so haben auch die westlichen Stämme oder die Iranier in ihrer stetigen Ausbreitung nach Süd und West, entlang den grossen Strömen und den binnenländischen Wasseradern und Canälen, an mehreren Ruhepunkten sich gesammelt und entwickelt, um wiederholt ein ‚ver sacrum‘ auszusenden und immer weitere Gebiete der iranischen Welt zu erobern, bis endlich die Berge Armenien's und der Frät dem Vordringen ein Ziel setzten. Der älteste dieser Ruhepunkte, der ursprünglichen Heimat der Arier an den Ufern des Jaxartes zunächst gelegen, war unstreitig Sogdiana, das breite fruchtbare Thal, welches der Zarafšän durchfliesst. Es ist wohl kein Zufall, dass die älteste Urkunde des iranischen Geisteslebens, das Zendavesta, in dem ersten Fargard des Vendidad, worin Ahura-

mazda seine Schöpfungen so wie die Gegenschöpfungen Angramainyu's aufzählt, unmittelbar nach dem arianischen Quellenlande, worin durch zehn Monate Winter herrscht und nur durch zwei Monate Sommer, als zweite Schöpfung des guten Geistes anführt: Gäum yim Çughdhōšayanem d. h. Gava, die Wohnung von Cughdha, und erst dann auf Mōuru, auf Bakhdhi, auf Niçā u. s. w. übergeht. Können wir auch nicht der Ansicht huldigen, dass in diesem Fargard mit Bewusstsein und gleichsam in Erinnerung der ältesten Geschehnisse der Gang der iranischen Wanderung angegeben sei, so können wir uns hinwieder nicht der Meinung entschlagen, dass mit der Voranstellung des sogdischen Gebietes demselben eine gewisse Präponderanz, sei es auf religiösem, sei es auf politischem Gebiete, eingeräumt wird, und dass es in der Anschauung des Verfassers gleichsam den Ausgangspunkt, den Focus des nationalen Culturlebens bildete, von welchem die übrigen Lande strahlenförmig nach allen Seiten ihr Licht erhielten.

Schon der Name Çughdha ist charakteristisch genug und bezeichnet, hieratisch aufgefasst, das Gebiet, worin Licht und Reinheit herrscht, worin alles Unreine und Finstere, alles Feindliche und Schädliche, alles Ahrimanische, verbannt und ausgeschlossen ist. Für die baktrisch-sogdianische Form Çughdha sahen wir in den Keilinschriften der ersten Ordnung die altpersischen Modificationen Çuguda, Suguda, Çugda, in jenen der dritten die assyrische Aussprache Suukdu (Sükdu) eintreten; die Schriftwerke der neueren Perser und die arabischen Geographen bieten die verkürzten Formen سوغد, سغد, سفد Sūghd (Soghd) oder Şughd. Die Griechen nennen die Einwohner Σόγδοι (so namentlich Herodotos), Σόγδιοι, Σογδιαίοι, Σογδιανοί, Σογδαίται, woneben die im Stammvocal reineren Formen für das Land Σογδιανή (Zonar. Lex. p. 1661, Eustath. zu Dion. Per. 747), Σογδία und Σογδιάζ (Dion. Per. 747, Niceph. et Paraphr. ibid.) sporadisch auftreten; auch bei Mela I 13 und III 42 haben die besten Handschriften Sogdiani. Der Name ist echt iranisch, und die Sprachforscher leiten denselben übereinstimmend ab von der arischen Wurzel çuç ‚leuchten, strahlen, glänzen‘, ‚brennen, glühen‘, neupers. (Inf.) sükhtan, wozu baktr. çūča ‚klar,‘ çūka ‚leuchtend, Erleuchtung‘ und çukhra ‚hellfarbig, roth,‘ gehört; der Eintritt der Media-Aspirata ist

bedingt durch den nachfolgenden Causativcharakter dha, welcher mit skr. dhā baktr. dā ‚setzen, machen, schaffen‘, identisch ist. In Form und Bedeutung stimmt mit ɟughdha vollständig überein das ösische Adjectiv (tag.) sūghdā-g, (südl.) sighda-g, ‚lauter, pur, rein, heilig‘, welches in dem reineren, digorischen Dialekte, dessen Sprachschatz noch nicht in wünschenswerther Vollständigkeit vorliegt, jedenfalls sughda-g oder sughda-k lauten müsste. In derselben, mitten im Kaukasus gesprochenen, iranischen Sprache findet sich auch neben suǰ ‚Feuerbrand, Feuersbrunst‘ (baktr. ɟaoča) das Compositum sugh-zarine ‚lauteres Gold, Reingold‘; und weil die Osen oder As unstreitig Nachkommen der mächtigen Alanen sind, welche seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. bis auf Timur's Zeit in der Geschichte eine Rolle spielen, so halten wir folgende Notiz über eine gleichnamige alanische Ortschaft in der Krym für keinen missigen Beitrag zur iranischen Nomenclatur. Das heutige Sūdagh nämlich, ein schöner Hafenplatz an der Südostküste Taurien's, im Mittelalter Sitz eines bedeutenden Handels für Pelzwaaren, Sklaven und nordische Waaren, Station erst der Venetianer, hierauf der Genuesen, tartarisch seit 1223, heisst in den griechischen Episkopatlisten und bei den byzantinischen Historikern Σουδαία, in dem Briefe des Khazaren-khāqān's Josef a. 960 (Russische Revue 1875 S. 87) Sugdaï, in der altslovenischen Legende vom hl. Kyrillos (Denkschr. d. Wiener Akad. Bd. XIX, p. 227) Соугъди, auf den italienischen Seekarten Sodaia oder Soldaia (Soldadia), während die arabischen Geographen die Form Sūdāq (سوداق) bieten; die echte Bezeichnung für diesen, einem Synaxarion zufolge (Zapiski Odeskago obščestwa, V p. 605) bereits im Jahre 212 gegründeten, Ort war ohne Zweifel Sughdag, dem ösischen sughdag ‚heilig‘ entsprechend, eine Gründung der Alanen. Man erstaune nicht über diese Combination! Ἀλαρία hiess im Mittelalter der taurische Küstenstrich bei Kapsi-khōr, Uskut (Scuti), Tuak; im vierzehnten Jahrhundert stritten sich um denselben die Metropolitenvon Cherson und von Gothia (Acta Patriarch. Cpol. II p. 67, 150). Eine Ansiedlung auch im westlichen Taurien, im Gebiete von Cherson, wird ausdrücklich in dem λόγος Ἀλαρινικός des Bischofs Theodoros a. 1230 bezeugt (Nova Patrum Bibliotheca ed. Mai, VI p. 382—384). Bereits aus dem fünften Jahrhundert

berichtet über Kaffa ein Periplus Euxini Ponti (§ 51, p. 415 M.): νῦν δὲ λέγεται ἡ Θεοδοσία τῇ Ἀλανικῇ ἤτοι τῇ Ταυρικῇ διαλέκτῳ Ἀρδ-ἀβδα, τουτέστιν ἐπτάθεος. Müllenhoff (Monatsber. d. Berliner Akad. 1866 p. 564) verbessert ganz mit Recht Ἀρδάρδα, und ich bemerke, dass der Consonantismus beider Wortbestandtheile specifisch ösisch ist: ἀβδ- ‚sieben‘ ist ös. awd, baktr. hapta, ἄρδα ist ard ‚hehr, göttlich, Genius‘, baktr. areta ereta, altpers. arta (vgl. dazu ös. ardar aldar ‚Herr, Aeltester‘, armen. ardar ‚gerecht, wahrhaftig‘, Ἀρδαρος und Ἀρδάρακος sarmat. Eigennamen auf Inschriften, endlich Ἄλδη alanische Prinzessin bei Kedrenos II p. 503 a. 1033), wozu noch das ös. Pluralsuffix -tha getreten ist. ‚Die sieben Herren (Genien)‘ sind offenbar die sieben Ameša-çpeñta, ein Wahrzeichen dafür, dass die Alanen aus Centralasien ausgezogen sind und als jüngste iranische Ankömmlinge des zoroastrischen Lichtglaubens theilhaftig waren, während ihre Vorgänger, die Skoloten, ihren eigenen Mythenkreis besaßen, den noch keine zoroastrischen Ideen berührt hatten.

Doch kehren wir zurück zu Çughdha, dem ‚rein geschaffenen, heiligen‘ Lande des Ostens! Wir müssen nämlich von einer zweiten Bezeichnung für dasselbe Meldung thun, der allerdings ein späteres Alter zukommt. Im Huzväreš nämlich wird Çughdha mit Surik (سوریک und سوريك) mit der Variation سوراك Süräk) umschrieben, und heisst es vom Arang: ‚er fließt vom Har-burz in das Land Sürik, das man auch Same nennt‘ (Bundeheš cap. XX, mit Justi's Verbesserung Same-çe für Ame-çe). Beruht auch letztere Angabe auf einer Verwechslung von Sürik mit Süristän oder Säim, und ist es auch noch immer nicht ausgemacht, ob unter Arang, baktr. Rañha, was ursprünglich Bezeichnung eines mythischen Stromes gewesen, später der Jaxartes oder der Oxus verstanden worden ist, so steht doch die Existenz des Namens Sürik für Sogdiana fest. Wir legen weniger Werth auf das von Spiegel (Eran. Alt. I S. 220) herbeigezogene Appellativ eines neben dem Könige von Kabul genannten Fürsten im Šah-nāmah, Sürī, weil wir der Meinung sind, dass darunter nur der Marzabān von Marw verstanden werden darf, sowie ja noch unter Yazdagird ein fast unabhängiger Fürst Māha-vēh Sürī erwähnt wird, der alles Land bis zum Oxus besaß, während die jen-

seitigen Lande dem Khāqān gehörten (Tabari, p. Zotenberg, III p. 504); sondern verweisen vielmehr auf eine Notiz, die sich bei Hiuan-Thsang findet. Dieser sinische Pilger, welcher um 630 n. Chr. den Boden Sogdiana's betrat, bietet nämlich zwei Gesamtbennennungen für die Länder des Dū-āb, eine für die südliche Hälfte oder das Gebiet von Baktra, nämlich TV-HO-LO (都貨羅) oder Tuhāra, und eine für den nördlichen Ländercomplex, welcher von dem ‚eisernen Thore‘ bei Kašāna (Kešš) bis hoch hinauf zu der Residenz des Khāqān's am Flusse Čūi sich erstreckte, nämlich SV-LI (罕利) oder Sūrīk. Die Stelle lautet (Si-yü-ki, p. St. Julien, I p. 12 sv.): ‚Depuis la ville de la rivière Su-še, jusqu'au royaume de Kie-šoang-na, le pays s'appelle Su-li, et les habitants portent le même nom. Cette dénomination s'applique aussi à l'écriture et au langage. Les formes radicales des signes graphiques sont peu nombreuses; elles se réduisent à trente-deux lettres, qui, en se combinant ensemble, ont, peu à peu, donné naissance à un grand nombre de mots'. Damit ist eine zweite Stelle zu verbinden (p. 24): ‚L'écriture (dans le pays de Tu-ho-lo) se compose de vingt-cinq signes radicaux qui se combinent ensemble; ils servent à exprimer toutes choses. Les livres sont écrits en travers et se lisent de gauche à droite. Les compositions littéraires et les mémoires historiques se sont augmentés peu à peu, et sont, aujourd'hui, plus nombreux que ceux du pays de Su-li'. Man könnte versucht sein diesen Namen aus türkischen Sprachmitteln zu erklären, und da böte sich allerdings z. B. sūlu sūly, in älterer Form sughluq suwlyq, ‚wasserreich', eine nicht unpassende Bezeichnung für das Zweistromland. Indess, das Sūrīk des Bundeheš spricht unabweislich für Identität mit Su-li, trotzdem dass der Gebietsumfang des letzteren nach Norden zu ein weiterer ist als der von Sogdiana. Entweder ist Sūrīk eine directe Entstellung von Çughdha in türkischem Munde, ähnlich wie jenes Sughdag in der Krym zufolge der tief-gutturalen Aussprache des gh bei Arabern, Tataren und Russen auch zu Formen wie Surdag (Frähn, Ibn-Foslan über die Russen, S. 28), Surag oder Surož mundgerecht gemacht wurde; oder wir haben in dem Namen ein buddhistisches Aequivalent für die iranische Benennung, wobei auf

skr. sūrya hindust. sūrağ ‚Sonne, Sonnenglanz, Glück, Herrlichkeit‘ und ved. sūri ‚glänzend, reich, herrlich, Opferherr‘ verwiesen werden darf. Dass in Sogd, wie in Baktra, in den ersten Jahrhunderten n. Chr. der buddhistische Cultureinfluss sehr mächtig war und den Parsismus zeitweilig überwog, ist eine ausgemachte Thatsache; es dürfte uns das Vorkommen eines hieratischen Appellativums indischen Ursprungs durchaus nicht Wunder nehmen. Bemerkenswerth ist übrigens die Thatsache, dass, während in Tukhāristān entweder eine einfache Abart der Keilschrift oder das primitive Alphabet von 24 (25) Zeichen (etwa gar das griechische?) in Uebung war, in Sogd dagegen eine complicirtere Gestaltung desselben, nach Art des Zend- oder Sanskrit-Alphabets oder den 34 Zeichen der tübetischen Schrift ähnlich, angewendet wurde.

Versuchen wir nun in grösster Kürze — wie es auch das spärliche Quellenmateriale mit sich bringt — eine Schilderung des sogdischen Gebietes nach den ältesten Berichten zu geben und beginnen wir mit der Hauptader desselben, auf deren beiden Seiten das iranische Leben am regsten blühte, mit dem Zarafśān.

Der Sogdfluss führt bei den Geschichtschreibern der Thaten Alexander's des Grossen den Namen, welchen ihm nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Aristobulos (Strabo XI p. 518) Griechen und Makedonier beileigten, Πολυτίμητος d. i. ‚vielgeschätzt, hochgeehrt, verehrungsreich‘. Unmöglich können die Fremdlinge aus Eigenem eine so überschwängliche Bezeichnung für einen Fluss, der ihnen kaum anders vorkommen mochte wie viele andere Hyrkanien's, Baktra's oder der parthischen Wüstenstriche, aufgestellt haben: wir besitzen in dem griechischen Worte offenbar nur die getreue Uebersetzung einer einheimischen, iranischen Bezeichnung, deren Lautcomplex zu erschliessen uns vielleicht noch gelingen wird. Die Sogdianer allerdings hatten vollen Grund dem heiligen Strome ihres Landes, der ihnen Alles gab und spendete, mit solch' aussergewöhnlichem Namen ihre Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen. Ziemlich unzureichend sind übrigens die Nachrichten über selben, welche uns in den Auszügen aus den sicherlich reichhaltigeren Quellenwerken der alexandrinischen Epoche

vorliegen. Im Herbst des Jahres 329 hatte sich Spitamenes mit der aufständischen Macht vor dem Andringen des Lykiers Pharnuches aus der Umgebung von Marakanda weiter nach Westen zurückgezogen, *ὡς ἐπὶ τὸν ποταμὸν τὸν Πολυτίμητον* (Arr. IV 5, 6), um plötzlich, vier Tagmärsche westlich von Marakanda, über Pharnuches herzufallen; die makedonischen Reiter wurden auf eine Insel (*νησός τις τῶν ἐν τῷ ποταμῷ οὐ μεγάλη* § 9) des steiluferigen Polytimetos (*κρημνώδεις αἱ ὄχθαι* § 7) gedrängt, wobei viele in den Wellen durch die feindlichen Pfeile ihren Tod fanden; der Rest wurde auf der Insel niedergemacht. Als hierauf Spitamenes nochmals Marakanda bedrohte, eilte Alexander selbst herbei, trieb den Rebellen bis zu den Steppenträndern vor sich her und nahm für die Niedermetzlung der Division Pharnuches schreckliche Rache: *ἐπῆλθε πᾶσαν τὴν χώραν ἔστιν ὁ ποταμὸς ὁ Πολυτίμητος ἐπάρδων ἐπέρχεται*, übergab alle Dörfer und Städte der blühenden Sogdlandschaft den Flammen und der Plünderung, wobei 120.000 Einwohner (Diodor XVII κγ') niedergehauen wurden. Es heisst da von dem Flusse, dessen Wellen von Sogdianerblut gefärbt wurden: *ὁ Πολυτίμητος πολὺ ἔτι μείζων ἢ κατὰ τὸν Πηγεῖον ποταμὸν ἐστὶ* (Arr. IV 6, 7). Die Makedonier verfolgten den Lauf bis dahin, *ἵνα ἀφανίζεταί τῷ ποταμῷ τὸ ὕδιον· ἀφανίζεται δὲ καίπερ πολλοῦ ὄν ὕδατος ἐς τὴν ψάμμον* (§ 6); vgl. Strabo XI p. 518: *εἰς τὴν ἄμμον καταπίνεται ὁ Πολυτίμητος*, und Curtius VII 39: *ingens spatium rectae regionis est, per quam amnis — Polytimetum vocant incolae — fertur torrens. Eum ripae in tenuem alveum cogunt; deinde caverna excipit et sub terram rapit. Cursus absconditi indicium est aquae meantis sonus, cum ipsum solum, sub quo tantus amnis fluit, ne modico quidem resudet humore.* — Bei Ptolemaeus entspringt ein namenloser Fluss auf den *Σόγδια* ὄρη und ergiesst sich nach einem bogenförmig gekrümmten Laufe in der *᾽Ωξειανῆ λίμνη*, zwischen dem Oxus und Jaxartes, ganz nahe an ersterem, — also kein anderer als der Sogdfluss. Den Namen *Πολυτίμητος* legt Ptolemaeus sonderbarer Weise einem Flusse bei, der zwischen Jaxartes und Oxus in das kaspische Meer einmünden soll, — ein gewaltiger Irrthum! Wenn wir von einer sehr zweifelhaften Notiz absehen, die sich bei Julius Honorius und Ethicus findet, worin von einem Fl. Sogotan (*Σογδιανός*?) die Rede: *nascitur de monte Caucasos et geminatur et facit coro-*

nam etc., so haben wir alles was die Alten über den Sogdfluss berichten.

Genauere Nachrichten bieten schon die arabischen Geographen, namentlich Ibn Hauqal und Yāqūt, mag auch deren Kunde über den Oberlauf des Flusses immerhin noch dürftig sein. Ihnen zufolge entspringt der ‚Fluss von Şughd‘ in dem Gebirge Buttam (بتم) im Lande der Qarluq-Türken, nach der Seite von al-Rāst und Şaghāniyān und gegen Farghāna hin. Die Länge des Thales bis Bukhārā hin beträgt 50 Parasangen oder acht Tagereisen. Nach längerem Laufe sammelt sich das Wasser zu einer Art kleinen See's, Namens Wāi (وی, etwa baktr. vaidhi? oder schr. وری warī, baktr. vairi ‚Seebecken‘, vairyā ‚Canal‘?). Hierauf folgen Ortschaften, namentlich der unter dem Namen Burghar oder Yurghaš bekannte Gau. Der Fluss gelangt zum Orte Waraghsar (ورغسر), der bereits zu Samarkand gehört; hier ist ein Damm aufgeführt, dessen Erhaltung den Bewohnern obliegt, was ihnen als Aequivalent der Kopfsteuer (kharag) angerechnet wird; hier theilen sich die Gewässer in zahlreiche Canäle, um sich hinter Samarkand zu einem Hauptfluss wieder zu vereinigen. Von der Quelle bis zu den Mauern Samarkand's sind es mehr als 20 Parasangen. Hinter Bukhārā und Baikand in der Steppe verlieren sich die Gewässer in einem Wasserbecken, das bei Idrīsī (II p. 194) den Namen Sam-ğaş führt. Dies die Nachrichten der Araber den Hauptumrissen nach; in die Namen der zahlreichen, das Gebiet Samarkand's bewässernden Canäle, welche sie anführen, wollen wir nicht eindringen, sondern gleich einige ergänzende Notizen aus anderen morgenländischen Quellen anfügen. Bei den persischen Geschichtschreibern bis auf die neueste Zeit herab ist kein anderer Name für den Sogdfluss häufiger in Gebrauch als Kūhikfluss, āb-i-Kūhik. Die Bezeichnung rührt von einer tumulusartigen Anhöhe auf der Nordseite Samarkand's her, an welcher der Fluss vorüber fließt, und die jetzt unter dem türkischen Namen Çupān-ātā-tāpā bekannt ist, vormals aber den persischen Namen Kūhik ‚monticulus‘ führte (Mémoires de Baber, p. Pavet de Courteille I p. 98); hier hatte Mirza Ulugh-begh sein astronomisches Observatorium errichtet zum Behufe der Rectificirung der Erdtafeln seines Vorgängers Khoğa Naşir al-Tusī, eine Gründung, welche

nachmals der Zerstörungswuth Šaibāni Khān's erlag. Der Name Kūhik (Qūhik) findet sich besonders häufig bei dem Geschichtschreiber Timur's, Šarīf al-dīn 'Alī (p. Petis de la Croix III p. 221. IV p. 261, 282 etc.), und bei Bābr. Der Bezirk, worin sich der Fluss verliert, führt bei letzterem nach einer Ortschaft an der Westseite den Namen Qara-göl; nach neueren Berichten wird das Schlammbecken selbst Teŋgiz oder ‚Meer‘ schlechtweg genannt. Ueber den Ursprung des Daryā Qūhik weiss selbst Mir 'Izzet-ullah (Magasin asiatique II p. 165) nichts anderes zu sagen, als er liege nach der Seite von Darwāz und Sarī-qol (Taškurghan), wodurch wir allzuweit nach Osten geführt werden. Licht in diese dunkle geographische Frage hat erst in neuester Zeit (1870) die russische Expedition unter General Abramow gebracht, welcher sich der Reisende A. Fedzenko angeschlossen hatte. Als Resultat derselben ergab sich, dass sich die Quellen des Zarafšān auf einem, das Alaī-Plateau (dašt-i-Alaī, Šarīf-al-dīn I p. 174, 185; vgl. Wu-luī in einer sinischen Beschreibung der Westgebiete, Deguignes 1, 2 p. LXXXV) im Westen abschliessenden Gebirgsrücken in einem 7½ Meilen langen Gletscher befinde und von demselben herab in gerader Richtung nach Westen an den Gebirgsorten Paldurak und Ab-burđan vorüber unter dem Namen Mača fliesse und sich bei Warza-minar mit einem zweiten, ebenso bedeutenden Zufluss aus Süden, dem Fān, vereinige. Dieser letztere entspringt in dem Kūh-tan, dem Scheidegebirge zwischen Baš-Hiṣār und dem Zarafšāngebiet, durchfließt den Iskandar-göl, der einen Umfang von 1½ Meilen besitzt und 7000 Fuss hoch liegt, und nimmt von Osten her den Yāghan-āb, welcher einen mit dem Mača fast parallelen Lauf hat, und von entgegengesetzter Seite den Bach Pās-rūd auf. Das Fängebiet hatte drei Jahrzehende vorher (1841) Al. Lehmann betreten und durchforscht; aber bereits im Jahre 1500 war Bābr auf seinem Zuge von Qara-tagīn und Hiṣār nach Yār-yālaq in denselben unwegsamem Bergdistrict gelangt: aus dem Thale des Kem-rūd, eines Nebenflusses des Hiṣārstromes, hatte er nämlich den fast unübersteiglichen Gebirgsrücken Sarw-tagh, wahrscheinlich in dem 12.300 Fuss hohen Murapass, überstiegen, um in das Territorium Fān einzudringen, das seinen eigenen Fürsten besass, von welchem Bābr Pferde bester Race zum Geschenk erhielt;

daselbst fand er einen herrlichen Bergsee, wahrscheinlich den Qül-i-qalān der neuesten Berichte (I p. 176: Au milieu des montagnes de Fān se trouve un grand lac qui a environ un šer'i de circuit; c'est une belle nappe d'eau et qui offre un spectacle des plus curieux), und schlug hierauf nordwestwärts den Weg über Kištüt nach dem Qühik ein. Die Bergnamen Fān und Qān werden uns noch später begegnen. — Hier nur noch die Erörterung des heutzutage fasst ausschliesslich in Uebung bestehenden Namens Zar-afšān, d. i. χρυσόφορος. Den Grund zu dieser Bezeichnung bot unzweifelhaft die Thatsache, dass die Wassermassen der oberen Zuflüsse aus dem Kūhtan und Qara-tagħ einen mit Goldkörnchen und Goldkrystallen untermischten Bergschutt mit sich führen und dieses Geschiebe, zu überaus dünnen Plättchen ausgeschmiedet, an den flacheren Uferstellen absetzen; dass jenes Gebirge Ganggold enthalten muss, ergibt sich auch aus dem Vorhandensein von Goldschüppchen in den das Gebiet von Hišār durchschneidenden Zuflüssen des Oxus. Schon die sinischen Berichte führen Gold als ein Product von Sogd an, und die arabischen Geographen bezeugen das Vorkommen von Gold in dem Gebirge Buttam. Der reisende Naturforscher Lehmann erfuhr (S. 115), dass die Tagik's bei Ura-mīthan aus dem Ufersande des Flusses Gold in feinen Körnchen wuschen; er selbst sah (S. 119, 122) einige feine Goldkörnchen, die 10 Werst aufwärts von Warzaminar an dem Fānbach waren erwaschen worden, und beschreibt das mühsame Verfahren der überaus spärlichen Goldgewinnung, mit welcher sich vornehmlich die Juden befassen sollen. Uebrigens ist der Name Zarafšān ein durchaus moderner und in keiner älteren Schriftquelle nachzuweisen; denn dass bei Aristoteles Meteorol. I, 13 der Flussname ὁ Χοάσπης verändert werden müsse in Ζαριάσπης und dass der Zarafšān damit gemeint sei, wie Roesler (Aralseefrage S. 52) will, — credat Judaeus Apella.

Sollte sich der älteste Name des Sogdflusses gar nicht erschliessen lassen? Doch vielleicht, wenn wir den sinischen Berichten über Sogdiana aus den Zeiten der Dynastien Suī und Thang Aufmerksamkeit schenken wollen; darin ist mehrmals von dem Na-mi šuī oder dem Flusse Na-mi (那密) die Rede, und es wird bemerkt, Khang oder Sa-mo-kien (Samarkand)

liege südlich vom Na-mi (Klaproth, Magasin asiatique I p. 106), der Sitz des Herrschers von Mi (Maimurgh) sei westlich vom Na-mi (Deguignes 1, 2 p. LXXII; Abel-Rémusat, Nouv. mélanges I p. 233; Klaproth p. 105), das westliche Tsao (İstikhan) liege nur wenige Li entfernt vom Südufer des Na-mi (Klaproth p. 105), der Vorort des Reiches Ho (Gawa) befinde sich mehrere Li südlich vom Na-mi (Klaproth ebd.; A. Rémusat p. 237; fehlerhaft Deguignes p. LXXIII: à plusieurs mille li au sud de la rivière Na-mi šui), ferner das westliche 'An liege südlich (Klaproth p. 107; nördlich, Rémusat p. 232) vom Na-mi, endlich der Hauptort der A-si liege ‚sur la rivière Na-mi, au sud de cette rivière; cette ville était entourée d'un quintuple cercle d'eau courante‘. Lassen wir die letzte Angabe, bei welcher eine Verwechslung mit einem anderen Flusse, vielleicht dem Murgh-āb, mitspielen dürfte, bei Seite, so laufen alle übrigen topographischen Angaben auf die eine Thatsache hinaus, dass unter Na-mi, wie zuerst Klaproth (p. 121) ersehen hat, kein anderer Strom als der heutige Zarafšān verstanden werden darf; auch die nach dem Thang-šü und einer vollständigeren Redaction des Hiuan-Thsang zusammengestellte japanische Karte vom Jahre 1710 zeichnet den Lauf des Na-mi šui dem Sachverhalt genau entsprechend nordwärts vom Oxus oberhalb der Orte Mi-mo-ho Sa-mo-kien Kiü-šoang-ni-kia und Pu-ho (Bukhār). Dieser von den sinischen Berichterstattern gebotene Name für den Sogdfluss verdient unseres Erachtens näher in's Auge gefasst zu werden, da wir mit vollem Rechte annehmen dürfen, dass in dem Lautcomplex Na-mi, wofür mehreren Analogien zufolge entweder Namidh oder Namiq substituiert werden kann, die in Sogdiana alteinheimische Bezeichnung für den heiligen Strom, welcher das Sogdthal befeuchtet und mit Pflanzenwuchs segnet, enthalten ist, während der von den Griechen ausgegangene Name *Ἡλυτιμῆτος* bloss die Uebersetzung des altiranischen Namens darbietet. Es läge nun nahe, auf baktr. nāmau, altpers. nāma, neupers. nām ‚nomen, fama, gloria‘, und baktr. namista ‚nobilissimus‘, neupers. nāmī (نامی, aus nām + ya), ‚illustris, celebratus‘ hinzuweisen; das Richtigere glauben wir indess zu treffen, wenn wir eine sogdianische Namensform Namiq statuieren, welche einem älteren Nemañhya oder Namaqya = ved. namasīa ‚adorandus, reverendus, προς-

κυνητέος, πολυτίμητος' entspräche und wie baktr. nemaqyāmahī ,wir beten an, huldigen', nemañh ved. námas ,Anbetung, Verehrung' auf den arischen Verbalstamm nam ,sich beugen' zurückzuführen. Einen ähnlichen Gang in der Lautentwicklung muss auch ösisches (dig.) namug (tag.) namüg (südl.) namig ,Korn, Getreide' durchgemacht haben, wenn es wirklich wie neupers. namak (نمک) ,Salz' ursprünglich die ,verehrungswürdige, heilige' Nahrung, die Speise der Opferflamme, bedeutete. — Wenn wir Namiq als einheimische Vulgärbezeichnung für den Zarafšān hinstellen, welche die sinischen Pioniere des Westens im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Chr. in ausschliesslichem Gebrauche stehend vorgefunden haben, so sind wir damit noch nicht zu der Annahme gezwungen, dass dieser Name seit ältester Zeit der einzige gewesen, welcher für den heiligen Strom in Uebung war. Es konnten neben Namaqya recht wohl auch noch andere, vorzugsweise hieratische, Bezeichnungen bestanden haben: so ist es z. B. in hohem Grade wahrscheinlich, dass der in dem Avesta vorkommende Dāitya, huzv. Dāitīk, der aus Airyana vaēḡa fliesst und an welchem Zoroaster seine Offenbarungen erhalten haben soll, bevor er nach Balkh zog, kein anderer ist als der Sogdfluss, — eine Meinung, welche uns gelegentlich Prof. Sachau mitgeteilt hat und die derselbe hoffentlich bald gründlich darlegen wird. Wir können uns wenigstens nicht mit der Ansicht befreunden, welche das arische Quellenland nach Medien und Atropatene verlegt und den Dāitya bald mit dem Araxes, bald mit dem Kūr identifiziert; für Airyana-vaēḡa gilt uns noch immer die östliche oder Gebirgsseite von Sogd mit den angrenzenden Cantonen Farghāna, Darwāz etc.; auch haben wir keinen Grund im ersten Fargard des Vendīdād bei den Worten airyanem vaēḡō vanhuhyāo dāityayāo von der traditionellen Uebersetzung ,der guten Dāitya' abzuweichen, da wir uns nicht zu wundern brauchen, dass der Dāitya, falls wir darin den Sogdfluss erblicken dürfen, eine solche Wichtigkeit beigelegt wird; wenn es heisst: ,der Dāitīk ist reich an Kharfaster's oder schädlichen, ahrimanischen Thieren', so kann dies, wenigstens für den Unterlauf des Flusses, wirklich zutreffend sein und kann das Ungeziefer gerade so als Gegenschöpfung Ahriman's gegolten haben wie der Winter Airyana-vaēḡa's. Justi ver-

muthet, dass der im Bundeheß angeführte Fluss Zišmand, der von Sogd aus gegen den Khağand fließen soll, der Zarafšān sei; dies geht nicht an; gemeint ist entweder der Yilan-ötü von Dizak oder der Fluss von Ura-tübä; nicht einmal an den bei Ğismān an dem Nūrātānyn Aq-tau vorüberstreichenden Zufluss des Zarafšān kann gedacht werden.

Ausser dem Zarafšān kommt nur noch der Fluss von Šahr-i-sabz in Betracht, welcher im Sultān-Hāzrat-Tagh, dem Verbindungsknoten zwischen dem Samarkand-Tagh und dem Kuh-i-tan, entspringt und über Qarši in der Richtung gegen Bukhārā fließt, um sich im Sande zu verlaufen oder, gleich dem Zarafšān, ein Wüstenwasserbassin auszufüllen; sein bedeutendster Zufluss ist der Fluss von Khuzār, der bei Qarši einmündet. Dieses Wassersystem, obwohl von minderer Bedeutung als das des Zarafšān, ist für die alten Dependenz von Sogd, Kašāniya und Nakhšap, die Quelle des Gedeihens und der Blüthe gewesen, und noch jetzt soll das Gebiet von Šahr-i-sabz an Wohlstand und Industrie Bukhārā und Samarqand zum mindesten erreichen, wo nicht übertreffen. Von Flussnamen alten Klanges auf diesem Gebiete, in welchem auch das später zu erörternde Nawṛaxa oder Nawqat lag, erfahren wir nur wenig in den Schriftwerken der Vergangenheit. Bei Idrisi (II p. 200) finden wir eine Notiz über zwei Flüsse im Gebiete von Kešš, von denen der eine Qašarīn im Gebirge Buttam, der andere As-rūd im Gaue Kaška entspringt; beide vereinigen sich bei Nasaf, dem heutigen Qarši. In eine viel ältere Zeit geht zurück die Angabe der sinischen Annalen (Abel-Rémusat, *Nouv. mél. asiat.* I p. 238; Klaproth, *Magas. asiat.* I p. 105; Deguignes I, 2 p. LXXII): ‚le pays de Sse est à dix li au midi de la rivière rv-mo‘. Wir werden später sehen, dass das Territorium von Sse so ziemlich mit Kešš zusammenfällt; der Flussname Tumo šui oder Tūma ist iranischen Ursprungs, und wir vergleichen baktr. tūma ‚kräftig, strotzend‘, von wz. tu ‚strotzen, vermögen‘, wie skr. tūmra ‚geschwollen, feist, kräftig‘ und lat. tumidus. Freilich finden wir auch im Türkischen توماق tūmāq ‚rivière‘ (Pavet de Courteille, *Dictionnaire* p. 245). Es ist uns gelungen die sinische Nachricht durch eine Notiz aus später Zeit zu bekräftigen. Bei dem Geschichtschreiber Timur's, Šarīf-al-dīn 'Alī al-Yazdī, finden

sich folgende zwei Stellen, welche auf den bei Taš-kurghān laufenden Zufluss des Kaška-daryā bezogen werden müssen (I p. 147): ‚Alağa Itu et Pulad Bugha étoient campés au ruisseau de Tūm, et l'Emir Hussein étoit arrivé à Qaršī‘; (III p. 174): ‚Timur alla camper au bord d'une petite rivière, nommée Tūm‘ und am folgenden Tage ‚dans la délicate campagne de Kešš‘. So genau und zuverlässig sind die Angaben der sinischen Berichterstatter über die so entfernten Westgebiete! Uebrigens findet sich bei Šerif al-dīn auch der Name Kaška oder Khuška für den Fluss von Kešš, z. B. (I p. 205): ‚il alla camper dans la plaine de Khūsmīš sur le bord de la belle rivière de Khuška‘. Ist es gestattet den Namen mit neupers. *khušk* baktr. *huska* ‚trocken‘ in Verbindung zu bringen, so hätten wir da einen Gegensatz zu dem ‚wasserreichen, strotzenden‘ Zufluss Tūm; auch sonst wird berichtet, dass der Fluss von Qaršī und Kešš im Sommer wasserarm sei und mitunter gänzlich austrockne. Indess sind auch andere Ableitungen, zumal im Zusammenhange mit dem Ortsnamen Kešš, möglich.

Wenden wir uns von den Wasseradern zu den Rippen des Landes Sogd! Der Name von Sogd haftet bei Ptolemaeus einem Gebirge an, das sich über das Land von Westen nach Osten in langem Zuge erstreckt und dessen Westende den Lauf des nicht genannten Polytimetos an der südlichen Uferseite bis zur Krümmung begleitet; es umfasst also die ptolemäische Bezeichnung τὰ Σόγδια ἔρη zunächst jenen Gebirgszug, der aus der Nachbarschaft Bukhārā's, entlang dem Zarafšan bis zu dessen Quelle streicht, dann aber auch das System aller jener parallelen Ketten, welche nach Osten hin bis zu den Quellen des Jaxartes und Oxus sich hinziehen, und als deren Fortsetzung der Thian-šan gelten darf, also die Gebirge von Osrūšana und Farghāna einerseits und die von Hišār und Qara-tagin andererseits; Ptolemaeus bemerkt nämlich: ἀπὸ τῶν Σογδίων ὄρων ποταμοὶ διαρρέουσι πλείους ἀνώνομοι, συμβάλλοντες τοῖς δύο ποταμοῖς, und meint darunter die Zuflüsse zum Oxus in Hišār und Qara-tagin und jene zum Jaxartes in Khōqand. — Treffend charakterisirt die vorherrschende Richtung der sogdischen Gebirge von West nach Ost der arabische Geograph Qodāma,

wenn er bei der Position Kūl, welche, wie wir sehen werden, etwas nördlich von dem heutigen Bustān in Bukhārāi gesucht werden muss, bemerkt (Sprenger, Post- und Reiserouten, S. 17): ‚südlich davon beginnen die Berge, welche sich bis Šīn ausdehnen‘. Wir übergehen die Sonderbezeichnungen, die sich bei anderen arabischen Geographen für diesen Bergzug vorfinden, und erwähnen nur den Namen Sak, den al-Ištākhrī (übers. v. Mordtmann, S. 130) für das Gebirge südlich von Samarqand kennt. Am häufigsten begegnet der Name Buttam (بتم) als Gesamtbezeichnung für den Gebirgsstock, welcher im Gebiet von Nakhšap und Kišš anhebt und in der Richtung nach Osten sich hinziehend die Quellen des Zarafšān in sich schliesst, so wie die Quellen aller jener Zuflüsse, welche Oxus und Jaxartes aufnehmen; in neuerer Zeit, zum ersten Male bei Bābr (I p. 56), begegnet dafür der Name Kūh-i-tan oder Kūh-tan, und auch die neuesten Kartenwerke bieten für das Scheidegebirge von Kišš und Hišār den entstellten Namen Koten oder Kūtūn. Seit Lehmann sind auch die Benennungen Waššān-tau und Fān-tau (von neupers. fān ‚morsch, brüchig‘) für die südwärts von Ura-mithan und Warza-minar am Zarafšān sich erhebenden Bergzüge in Gebrauch.

Auch in den sinischen Schriftwerken finden sich Angaben über Gebirge in Sogd. So findet sich z. B. die Notiz, südlich von Tong-Tsao oder Osrūšana nach Fei-'an oder Farghāna hin erstreckte sich der Po-si šan oder das Gebirge Po-si (Abel-Rémusat, Nouv. mél. asiat. I p. 235; Po-sie, bei Deguignes), ‚où sont des retranchements et des fossés creusés par un général du temps des Han‘; man wäre versucht in dem Namen baktr. parsti neupers. pūšt ‚Rücken‘ zu suchen, oder Basā (بسا), was bei einigen Geographen als Gesamtname für die von Galča's bewohnten Gebirgscantone von Wārūkh, Sūkh und Hūšiyār vorkommt; sogar an die Thalschlucht Basmanda, durch welche man von Ura-tāpā in das Zarafšānthal hinübergelängt, könnte gedacht werden. Bald darauf heisst es in demselben Berichte: ‚on y voit la ville de Ye-ča, qui est gardée par un commandant. On sacrifie deux fois par an, en se tenant debout vis-à-vis d'une caverne d'où il sort de la fumée; le premier qui la touche est frappé de mort.‘ Bei diesem Naturwunder werden wir an die heiligen Feuer der Parsen gemahnt, noch mehr aber

an das interessante Phänomen, welches Lehmann zur Rechten des Fänbaches unterhalb Waïr-âbâd nahe einem Berggipfel beobachtete (S. 127 f.) und das durch das Vorhandensein brennender Steinkohlenlager im Innern des Berges erzeugt wird. Wir näherten uns dem Gipfel des Berges, als uns plötzlich erstickende Dämpfe umfingen, deren starker Schwefelgeruch augenblicklich über ihre Natur belehrte. Wir hatten die ewigen Feuer erreicht und befanden uns vor einem natürlichen Ofen; zwischen den Spalten der Sandsteinschichten drangen nämlich an mehreren Stellen heisse, unterirdische Dämpfe und zuweilen helle Flammen hervor. Hier hat man in den Fels eine kleine Höhle in Form eines Backofens hineingehauen und die Wände derselben mit Steinen ausgemauert. Aus der Tiefe des Ofens vernahmen wir ein beständiges Rauschen, Murmeln und Kochen. Etwa 50—100 Fuss über dem Ofen und etwas weiter östlich gewahrten wir mehrere künstliche Vertiefungen, die locker ausgefüllt waren, so dass durch die Zwischenräume beständig heisse Dämpfe emporstiegen; wir sahen das ganze Gemäuer mit einem Aggregat von Schwefelkrystallen bekleidet. Anderen ähnlichen Gruben entstiegen ausser den Schwefeldämpfen auch Salpeterdämpfe, die sich in der Gestalt niedlicher, fast Zoll hoher Dendriten condensieren. Schwefel und Salpeter wird zum Verkauf eingesammelt, etc.' — Schon der arabische Polyhistor Qazwîni, und nach ihm mehrere Verfasser geographischer Compendien, kennen dieses Phänomen und berichten darüber ungefähr Folgendes (Baqūwî, *Notices et extraits des manuscrits*, tome II p. 508; Mesalek alabsar, *Not. et extr.*, tome XIII p. 256; vgl. auch Ištakhri S. 130, Idrîsî I p. 486 etc.): Buttam ist ein Gebirgscanton im Bereich von Farghāna. Die Berge von Buttam sind hoch und ziemlich unzugänglich; gleichwohl giebt es daselbst viele Heerden von Schafen, Rindern und Pferden, in den Thälern blühende Dörfer, an den Bergabhängen starke Vesten. Man findet daselbst Gold, Silber, Ammoniaksalz, Borax, Vitriol; ferner Eisen, Blei, Kupfer, Quecksilber; auch Steine, welche wie Kohlen brennen. Daselbst ist nämlich ein Fels mit einer natürlichen Höhle, aus welcher beständig Dämpfe dringen, die bei Nacht hell leuchten; der Qualm ist unerträglich; an den Wänden werden die Dämpfe fest, und die Anwohner sammeln die so gebildeten Brocken

von Ammoniak und Salpeter'. Schwerlich bezieht sich auf diese Gegend der Bericht, der sich bei Mas'ūdi (Les Prairies d'or, p. Barbier de Meynard, I p. 347 sq.) findet und worin die Rede ist von einem 40–50 Meilen langen Thale, welches die Karawanen passieren müssen, wenn sie aus Khurāsān über Sughd nach Šin ziehen: in diesem befänden sich die Berge, aus welchen Ammoniak (nūšādar) gewonnen wird. Denn man kann dabei mit Reinaud (Géographie d'Aboulféda p. CCCLXXII) viel eher an die flammenden Berge Ho-šan im Thian-šan denken; vgl. auch die Stelle aus dem Kao-čhang-hing-ki (Journal asiat. IV. série, tome IX, p. 63): „on tire du sel ammoniac d'une montagne située au nord de Pé-thing (= Urumtsi)'. Mit grösserer Berechtigung ziehen wir hierher eine Notiz aus dem Alterthum, die sich bei Plinius, dem Naturforscher, findet (II § 237): flagrat in Bactris Cophanti noctibus vortex. Baktra ist hier in weiterem Sinne für das makedonisch-baktrische Reich zu nehmen, welches auch Sogdiana umfasste; der Name Κωφάντης (vgl. Κωφάντα, Ort in Karmanien, Ptolem. VI. 8, 14, und كوفن Kūfan, 6 Fars. v. Abīward, Yāqūt) geht zurück auf baktr. kaofa, altpers. kaufa ‚Höcker, Bergrücken', woraus neupers. kūh ‚Berg' hervorgegangen, und bedeutet somit ‚höckrig, kuppenreich'. Zu kühn wäre wohl die Vermuthung, dass der in dem Reiseberichte Fedtschenko's vorkommende Name Kantagh für den Berg, auf dessen brennenden Steinkohlenschichten Schwefel gewonnen wird, in irgend welchem lautlichen Zusammenhange, etwa durch die Mittelform Kuhān, mit dem plinianischen Cophantes stünde; auch müssen wir absehen von der Variante Qān für Fān, die sich in dem persischen Texte bei Bāber (I p. 176: nous arrivâmes aux limites du district de Fān etc.; laissant Fān à main droite, nous prîmes la route de Kīstūt etc.) vorfindet. Auch eine zweite, sich uns aufdrängende Vermuthung, dass nämlich die Völkerschaft der Κάνδαροι, welche Ptolemaeus neben den ‚waldbewohnenden' Ἀρβάρται im östlichen oder gebirgigen Sogdiana anführt, etwa das Thal (darra, derena) des Berges Kan bewohnt haben möge, müssen wir zurückweisen, da einmal der heutige Name des Berges keine alte Gewähr besitzt und andererseits die Κάνδαροι auch anderswohin verlegt werden dürfen, in das Kandargebirge östlich von Taš-kurghān (Sary-qol), das seinen Namen von

einer aromatischen Holzart (skr. kandara, neupers. kandār) zu haben scheint.

Einen fabelhaften Ruf haben durch Alexander's Heldenthaten gleich dem Felsen Aornos an der Grenze von Indien drei Gebirgspositionen in diesen nordischen Gegenden erlangt, deren Schilderung so ziemlich das Gepräge orientalischer Dichtung trägt — so wie denn im Šah-nāmah unter anderm die Bergveste Sipend fast mit denselben Details ausgemalt wird wie die sogdianische Felsenburg, von welcher die Geschichte Alexander's Kunde gibt. Wiewohl nun die griechischen Berichte fast nur die romanhaft-poetische Seite hervorkehren und aller topographischen Genauigkeit ermangeln, so lässt sich doch vielleicht aus dem Sachverhalt und der Aufeinanderfolge der Thatsachen die Lage der drei Gebirgsvesten annähernd bestimmen. Machen wir den Versuch mit den beiden ersten, der baktrischen und der sogdianischen Veste; die dritte, in Paraitakana gelegene, soll Gegenstand der Untersuchung in der zweiten Abhandlung sein, worin wir die sakischen Lande schildern werden.

Im Spätherbst oder zu Winterbeginn des Jahres 328 war es der makedonischen Truppenmacht gelungen den sogdianischen Rebellen Spitamenes vollständig zu schlagen und den Westen der Provinz dauernd zu beruhigen. Die Gefahr war jedoch für die Eroberer noch immer bedeutend gross, da sie fürchten mussten von Baktra abgeschnitten zu werden, indem die Aufständischen die Cantone von Xenippa (Nakhšap) und Nautaka (Nawqat) mit den südwärts gelegenen Gebirgszügen besetzt hielten, so dass den Makedoniern gradeso wie bei Beginn der Expedition nur der Weg durch die Wüste offen blieb. Alexander nun nahm zuerst Xenippa ein und eroberte, bevor er in Nautaka das Heer in den Winterquartieren ausruhen liess, die starke Felsenposition des Sysimithres, wodurch die Verbindung mit Baktra über das Gebirge hin ein für allemal hergestellt und gesichert war. Diese Position, ἡ ἐν τῇ Βακτριανῇ ἢ Σισιμίθρου πέτρα (Strabo XI p. 517), war 15 Stadien (9000 Fuss) hoch und zählte am Fusse 80 Stadien oder 2 Meilen im Umfang; auf der breiten befestigten Höhe des Berges konnte für 1500 Mann Korn angebaut werden, so dass für die Verteidiger der Position Nahrungsmangel nicht zu befürchten

war. Zur Ergänzung diene der Bericht, der sich bei Curtius VIII 8, 19 findet: ‚in regionem, quam Nautaca appellant, rex cum toto exercitu venit. Satrapes erat Sysimithres: is armatis popularibus fauces regionis, qua in artissimum cogitur, valido munimento saepserat. Praeterfluebat torrens amnis, terga petra claudebat: hanc manu perviam incolae fecerant. Sed aditus specus accipit lucem, interiora obscura sunt. Perpetuus cuniculus iter praebet in campos, ignotum nisi indigenis etc‘. Alexander nahm zuerst die von Sysimithres aufgeführten Bollwerke ein und drang über den Bergstrom, — ‚interveniebat fluvius, coeuntibus aquis ex superiore fastigio in vallem‘ — zu der πέτρα vor, die er nach allen Regeln der Kriegskunst belagerte, bis sich Sysimithres ergab. Wir haben also in dieser πέτρα einen Engpass vor uns, einen angeblich durch Menschenhand bewerkstelligten ungemein schmalen Durchgang mitten durch einen steilen Felsenrücken, auf welchem ein geräumiges Schloss Unterkunft für zahlreiche Vertheidiger bot; eine sich lang hinziehende Clause, durch welche man wieder in ebenes Gebiet gelangte. Dieser Umstand, sowie das gänzliche Schweigen über die Nachbarschaft des Oxus, verbietet an die Position von Kälif (كالف) zu denken, welche bei persischen Autoren ganz ähnlich beschrieben wird; wir müssen uns, schon wegen der Anführung des nahe gelegenen Nautaka, das, wie wir sehen werden, in dem Gebiete von Kišš oder Šahr-ī-sabz gesucht werden muss, zu der östlicheren Passage wenden, welche nach Tarmidh (baktr. tarō-maetha ‚jenseitige Ansiedelung?‘) führt und das Scheidegebirge zwischen Kišš und Baš-Hiṣār oder den Kūh-ī-tan in dem ‚eisernen‘ Pass durchschneidet. Dass die Burg des Sysimithres noch zu dem Gebiete von Baktra gerechnet wird, darf uns nicht stören; wie später das Gebiet der Tukhāra vom eisernen Pass anhub, so mag in alter Zeit die Satrapie Baktra nordwärts über den Oxus gereicht und das Stromgebiet des Flusses von Tarmidh mit dem benachbarten Durchgangsthore umfasst haben. — Den iranischen Namen des ‚eisernen Thores‘, Dar-ī-āhīn, bietet einer der ältesten arabischen Geographen, Ya‘qūbī in seinem ‚Buch der Länder‘; nach ihm ist Dar-ī-āhīn eine nördlich von Balkh gelegene, bewohnte Ortschaft wie Kišš und Nakhšap; auch Idrīsī spricht von einer ‚kleinen, bevölkerten Stadt‘ bei dem Engpass. Das

vollständige Itinerar zwischen Nakhšap und Balkh lautet bei den arabischen Geographen seit Ibn-Ḥawqāl so: Nakhšap, Sūniġ, Dīdakī, Kandak, Bāb al-ḥadīd oder ‚das eiserne Thor‘, Dārānk, Hāšim-gird, Tarmīdh; von Tarmīdh über den Oxus nach Siyah-gird oder ‚Schwarzburg‘, dann nach Balkh. Im Ganzen sind es neun Stationen oder Tagemärsche, und zwar von Nakhšap nach dem eisernen Thore vier, und von da nach Balkh fünf. — Sehr genaue Angaben über diese wichtige Position liefern die sinischen Schriftwerke. Kurz ist allerdings die Notiz bei Ma-tuan Lin, der in seinen Excerpten aus der älteren Reiseliteratur nach einer gedrungenen Beschreibung des Reiches von Kišš Folgendes hinzufügt (Abel-Rémusat, *Nouv. mélanges asiat.* I p. 238): ‚C'est là qu'est la porte de fer; les montagnes à droite et à gauche sont inaccessibles. Les rochers sont de couleur de fer, et ce défilé sert de limite à deux royaumes. On le ferme effectivement avec des portes de métal‘. Dagegen beschreibt Hiuan-Thsang (um 630 n. Chr.) das südlich von Kāšāna oder Kašš gelegene Gebiet und den eisernen Pass in folgender ausführlicher Weise (Si-yü-ki, par St. Julien, I p. 22): ‚En sortant de ce royaume, il fit environ deux cents li au sud-ouest, et entra dans des montagnes. La route des montagnes était rude et raboteuse, et les sentiers des ravins étaient bordés de précipices; on ne rencontrait aucun village, et l'on ne voyait ni eau ni herbes. (p. 23): Il fit environ trois cents li au sud-est, à travers les montagnes, et entra dans les Portes de fer. On appelle ainsi les gorges de deux montagnes parallèles, qui s'élèvent à droite et à gauche, et dont la hauteur est prodigieuse. Elles ne sont séparées que par un sentier qui est fort étroit, et, en outre, hérissé de précipices. Ces montagnes forment, des deux côtés, de grands murs de pierre dont la couleur ressemble à celle du fer. On y a établi des portes à deux battants, qu'on a consolidées avec du fer. On a suspendu aux battants une multitude de sonnettes en fer; et, comme ce passage est difficile et fortement défendu, on lui a donné le nom qu'il porte aujourd'hui. Lorsqu'on est sorti des Portes de fer, on entre dans le royaume de Tu-ho-lo (Tukhārā)‘. Der sinische Pilger gieng also von Kāšāna aus zwei Tagreisen lang in südwestlicher Richtung gegen Nakhšap zu, ungefähr bis zur Station Sūniġ oder bis Dīdakī, wofür auch die Variante Dizqān

begegnet, und schlug von da eine mehr südöstliche Route ein, bis er in drei Tagereisen zum eisernen Thore gelangte, dessen Befestigung er noch wohl erhalten antraf. — In der mongolischen Epoche, im Jahre 1222, gelangte Khieu Čang-Čhün in diese Gegend, auch ein gleichzeitig Reisewerk Ye-lü-čhu-thsaï bietet Angaben über selbe; ersterer schildert als Augenzeuge die vielen Gebirgszüge südlich von Sie-mi-sse-kan (Samarkand) und Ki-ši (Kišš), sowie die eiserne Pforte, durch welche er in südöstlicher Richtung zum A-mu gelangte (Pauthier, *Journal asiat.*, VI. série, tome IX, p. 76, 77). Auch in einem Abriss der Thaten Čingis-khān's wird der eisernen Pforte und des A-mu gedacht (Pauthier, *Marco Polo*, p. CXXII). In allen diesen Schriftwerken finden sich die Charaktere Thie-men 鐵門, 'Eisen — Pforte' für die Localität angewendet, während der mongolische Name, der seit dem dreizehnten Jahrhundert den iranischen und arabischen verdrängt hat, Tāmūr-γaghalgha lautet, worin der zweite Bestandtheil auf das Verbum γaghayo 'verschliessen' zurückgeht; in persischen und alttürkischen Schriftwerken findet sich dafür die Modification Tīmūr-qahlaqa oder -qohluga (تیمور قهلقه). Wir führen die zwei wichtigsten Stellen aus Šarif-al-din 'Alī an; in der einen (tome III p. 173) werden folgende Localitäten, welche Timur 1398 berührte, angeführt: Tarmidh, der kišlaq von Ġihān-šāh, Tarki, das eiserne Thor oder Qohluga mit dem Bergstrom Bārik, der Ort Čikdaliq, ferner Qūzimundaq, Dūrbilgīn, der Fluss Tūm, endlich Kešš; in der anderen, ziemlich parallelen Stelle (IV p. 173): Tarmidh, Qohluga, Šikdaliq, Dulburgīn, Kešš. Anderorts wird der Fluss von Šikdaliq (I p. 69), sowie der Ort Quzinundaq (I p. 141) erwähnt. — Da wir bereits die Hauptresultate der russischen Expedition nach Hišār kennen, sind wir auch in der Lage die Position der eisernen Pforte auf der heutigen Landkarte genauer zu fixiren und in ein helleres Licht zu stellen, als es bisher nach den allgemeinen Angaben der älteren Reiseberichte möglich war (vgl. Majew, *Izwestija der kais. russ. Geogr. Ges.* XII, 1876, Heft 5, S. 349—363; Lerch, *Russ. Rev.* VII, 1875, Heft 8). Wir erfahren, dass der Fluss von Khūzār, der sich mit dem Kaška-darya vereinigt, in seinem Oberlaufe aus zwei mächtigen Quellenarmen besteht, dem ‚grossen (katta)‘ und ‚kleinen (kiči)‘ Uru-darya. Dieser letztere

entspringt in dem Baiṣūn-tagh, einem bedeutenden, von Nordost nach Südwest streichenden Querriegel, welcher die Wasserscheide gegen den Oxus bildet, dem er nach Süden zu den Fluss von Širābād zuschickt. Verfolgt man den Weg von Khūzār ostwärts mit einer ziemlichen Neigung nach Südost, so gelangt man an dem Weiler Kušluš vorüber in das Thal des Kiči-uru-darya und über Tang-i-khurām zu dem 4509 engl. Fuss hohen Pass von Aq-robāt; aus dem sich anschliessenden breiten Čakčathale gelangt man zu dem Passe von Derbend oder der ‚eisernen Pforte‘, welche die hohe südwestlich streichende Bergkette durchbricht und über den Kišlaq Derbend nach der ziemlich bedeutenden Ortschaft Bai-iṣūn führt. Es ist eine schmale Schlucht, 2 Werst lang und 5 bis 35 Schritte breit, mannigfach gewunden und von einem Giessbach durchströmt, der im Sommer austrocknet und nur bei Hochwasser den Širābād-darya erreicht; ihr westliches Ende liegt 3740, ihr östliches 3540 Fuss hoch. Diese Schlucht („perpetuus cuniculus“ bei Curtius) führt jetzt den Namen Buzghala-khana ‚Haus des wilden Ziegenbockes‘, der Bach („torrens amnis“ bei Curtius), den Šerifeddīn Bārik nennt, Buzghala-khana-bulaq. Auf den älteren Karten findet sich ein Ort Darwan verzeichnet, das ist offenbar Darband, ein etwa aus 500 Gehöften bestehendes Winterdorf, nach welchem der Fluss von Širābād auch Darband-darya genannt wird. Diese am östlichen Ausgange des eisernen Thores gelegene Oertlichkeit erwähnt auch der Reisende Ruy Gonzales de Clavijo, welcher (1403) im Auftrage des Königs von Castilien Henrique III. zu Timur nach Samarkand zog und eine ziemlich genaue Beschreibung des eisernen Thores giebt, dessen Befestigungen damals bereits in Trümmern lagen (Historia del gran Tamorlan, Madrid 1782, p. 140); Clavijo schliesst nämlich seine Beschreibung mit folgender Notiz (p. 141): Darbante es una muy gran ciudad, que se cuenta su senorio con una grande tierra, e las primeras destas puertas, que son mas cerca de nos se llaman las puertas del Fierro de cerca Darbante, e las otras postrimeras se llaman las puertas de Fierro cerca Termit que confinan con el terreno del India menor. Die Ruinen von Tarmidh (Termez) sind an dem Ausfluss des Sürkhān in den Amū bei dem Flecken Gulgul aufgefunden worden. Von Tarmidh nach dem östlicheren

Qabādiyān zählen die arabischen Geographen, ebenso wie nach Balkh, zwei Tagereisen. — So viel über den Felsen des Sysimithres!

Ganz im Unklaren sind wir dagegen über die Lage des zweiten Felsens, der ‚sogdianischen‘ Πέτρα, welche von Ariamazes vertheidigt worden war. Die Verschiedenheit der Nachrichten über diese Felsenburg ist so gross, dass wir diese mit gleichem Rechte in den äussersten Westen wie in den äussersten Osten von Sogdiana verlegen dürfen, je nachdem wir die Tradition des Curtius oder die des Arrianos zu Grunde legen. Curtius schildert sie uns so: ‚petra in altitudine XXX eminet stadia, circuitu C et L complectitur. Undique abscissa et abrupta semita perangusta aditur; in medio altitudinis spatio habet specum . . .; fontes per totum fere specum manant, e quibus collatae aquae per prona montis flumen emittunt‘. Also nicht ein Engpass, sondern ein hohes Felsplateau mit einer Veste; Ariamazes soll daselbst 30.000 Bewaffnete beherbergt und Lebensmittel auf zwei Jahre aufgespeichert haben! Wo sollen wir nun das Felsenest mit einem Umfang von $3\frac{3}{4}$ Meilen und einer Höhe von 18.000 Fuss suchen? Curtius und seine Gewährsmänner (Kleitarchos und Timagenes) verlegen die Einnahme desselben in die Zeit der Expedition nach Margiana. Als nämlich Alexander im Winter 329/328 in Baktra-Zariaspa Quartier hielt, brach in dem kaum bewältigten Sogdiana allerorten der Aufstand mit verstärkter Wuth aus, und scheint diesmal der Hauptstützpunkt der Insurrection das westliche Steppengebiet gewesen zu sein, wo heute die Türkmänen nomadisiren, im Alterthum aber die Daher und Massageten hausten. Für das Frühjahr 328 entwarf Alexander den Verhältnissen gemäss folgenden Feldzugsplan: um die westliche Linie zu decken und die Verbindung mit Hyrkanien und Parthien aufrecht zu erhalten, sollte eine Expedition von Baktra längs des Oxus nach Margiana und dann weiter nach dem Ochus vordringen und diese Flanke durch Anlegung von Colonien dauernd befestigen; war dies geschehen, sollten dann mehrere selbstständig operirende Colonnen Sogdiana von West nach Ost durchziehen und sich im Centrum des Landes, in Marakanda, vereinigen, so dass hierauf die Möglichkeit geboten wurde, auch an die Unterwerfung der östlichen Berggebiete, namentlich

Paraitakana's, zu denken. Der Zug nach Margiana wird von Curtius kurz berührt (VII § 40): ‚Alexander exercitu aucto ad ea, quae defectione turbata erant, componenda processit; quarto die ad flumen Oxum perventum est. Superatis deinde omnibus Ocho et Oxo, ad urbem Margianam (codd. margianam) pervenit; circa eam VI oppidis condendis electa sedes est: duo ad meridiem versa, quattuor spectantia orientem, modicis inter se spatiis distabant, ne procul repetendum esset mutuum auxilium‘. Gleich daran schliesst sich mit den Worten ‚et cetera quidem pacaverat rex; una erat petra etc.‘ die Schilderung der Einnahme des Felsens und die Nachricht, dass Alexander die Gefangenen und die gefundenen Schätze unter die Colonisten jener neuen Städte vertheilt habe. Unter Margiana ist nun offenbar das Mōuru des Avesta, Margus der Keilinschriften, Marw al-šahiġan („Königsseele“) der arabischen Geographen oder das heutige Mārū in der Türkmenensteppe gemeint, eine Stadt, die nach dem Glauben der Perser von Tahmūraf gegründet, von Alexander dem Griechen erneuert und vergrössert worden war, wie denn auch Sirakhs, 30 Farsang südlich von Marw; Kaï-kāwūs angelegt und Alexander befestigt haben soll. Wenn dann von einer Ueberschreitung des Ochus, d. i. des Tēġend oder des Unterlaufes des Haré-rūd, die Rede ist, so haben wir darin den Fingerzeig, dass sich die Expedition bis Nasā oder Nisā an der Grenze von Hyrkanien erstreckt hat. In der angrenzenden Steppe sassen die Dahae, ein den Parthern verwandtes Nomadenvolk, das in mehrere Stämme zerfiel, unter welchen namentlich die Ἄπαρνοι oder Πάρνοι (zend. aperenāyūka ‚Bursche‘ perena neupers. barnā ‚voll, erwachsen, Knabe‘), Ἐάνθιοι und Πίσσουροι (vgl. den Flecken Pissurak in Dihistān) erwähnt werden; Reiterschaaren dieses Volkes waren von Spitamenes, dem Haupte der aufständischen Sogdianer, aufgeboten worden und beunruhigten die von den Makedonen unterworfenen Gebiete, Baktra, Margiana, Areia, ferner Ἀστωρηνή (Astawa oder Ustūwa استوة der arab. Geographen, wo jetzt Khabūšān oder Khūšān liegt) und das benachbarte Νησαία (Nisā نسا), welches der Ὠγος durchfloss (Strabo XI p. 509). Dort, wo der Ochus das Hochland verlässt, indem er den Nordabhang des Gulistāngebirges bespült, war eine alte Grenzscheide iranischen und turanischen (sakischen) Gebietes. Ḥamza meldet die Sage,

Manoščihir habe in dem Vertrag mit Afrāsiāb durch einen Pfeilwurf die Grenze seiner Herrschaft bis Mazdōrān (etwa ‚das grosse Thor‘) festgesetzt, einen Ort zwischen Tūs und Sirakhs, nach welchem der Kūh-i-Gulistān bei Ptolemaeus den Namen τὸ Μασδωραβὸν ὄρος führt. Eine andere Bezeichnung dieses Gebirgszuges, Oschobates (var. Ochobaris), lernen wir aus einer Notiz kennen, welche auf die Chorographia des M. Agrippa oder die Weltkarte des Augustus zurückgeht, bei Ethicus (Mela ed. Gronov., p. 726 = Orosius Hist. 1, 2 p. 20 Hav.): ab oppido Catippi (= Καλλιόπη) usque ad vicum Saphrim (= Σαφρί, Isid. Charac. § 12) inter Dahas SACARAVCAS et Parthyenos mons Oschobates. Hier werden neben den alt-heimischen Dahern auch die Çakā rawakā (Σακαράκι, Σακάραι) erwähnt, welche gleich den Tukhārā (Τόχτροι) aus Innerasien stammend um 130 v. Chr. über den Jaxartes gedrungen waren und, während die Tocharer dem baktrianischen Reiche der Diadochen Alexander's ein Ende machten, für sich die Sitze der westlichen Saken und Chorasmier eingenommen hatten und von da aus oft in die Geschicke des parthischen Reiches eingriffen, also die Vorfahren der Haiṭal oder der ‚weissen Hunnen‘. Den Dahern lagen auch die Σίρακας nahe, nach welchen Ptolemaeus eine Landschaft am Tēgend Σιρακηνή benennt, deren Vorort ohne Zweifel die alte Stadt Sirakhs oder Sirkhas (etwa ἐς Σίρακας? vgl. über sie Yāqūt s. سرخس) bildete. Ist es nun nicht möglich, dass in der Nähe dieses äussersten Vorpostens von Khūrāsān und im Machtgebiet der befreundeten Daher der Megistane Ariamazes mit den flüchtigen Sogdianern eine feste und sichere Position gefunden hatte, von wo aus er die makedonischen Zuzüge auf der grossen Verkehrsstrasse über den Haré-rūd mit Erfolg zu beunruhigen gedachte? Wenn sich nicht in den Gebirgen von Marw al-rūd oder auch (woran Müzzell gedacht hat) von Ṭāliqān eine Localität vorfindet, welche auf die Beschreibung der Πέτρος passt, worüber indess jede Nachricht fehlt, so schlagen wir vor, die Position von Kilāt (كَلات bei Yāqūt; vgl. Qilāt قلات in Dailam) heranzuziehen, da diese so ziemlich zu passen scheint. ‚Das heutige Kilāt,‘ sagt Spiegel (Iran. Alterth. I 54), ‚liegt in einem Thale, das 5 bis 6 Stunden breit von Ost nach West, und 10 bis 11 geogr. Meilen lang ist; ein kleiner Strom durchsetzt das Thal;

die Felsen, auf denen die Veste liegt, sind fast unersteiglich; sie kann bei einiger Aufmerksamkeit leicht vertheidigt werden. Vielleicht ist damit identisch *خرق الجبل* Kharāq al-ğebel oder Qar'ak der arab. Geographen; auch im Bundeheš ist von einem Berge Rawak die Rede, auf dessen beiden Seiten ein Weg in die Burg *قرعك* Qarak läuft; man nennt diesen Ort auch die Pforte des Landes Sirak (*سرك*). Zwischen Sirakhs und Abiward (Baward) lagen auch noch andere Vesten, wie Khāwarān und Sawkān. Weiter nach Süden, gegen Tūs und Abr-šahr oder Nisāpūr (Nisiaca im Thalgebiet *Παρθαύ-νισα*, Isid. Charac. § 12), ist die sagenberühmte Stätte, wo Iranier und Turanier manch harten Strauss ausgefochten haben sollen; wir erinnern nur an die Namen Gonāwat und Rēwand (Raevañta). — Eine andere Aussicht böte sich aus der Angabe des Curtius, dass bei jener Expedition auch der Oxus überschritten wurde; dann könnte man auch an die Position von Kālif (Kilif) denken, welche zwischen Tarmidh und Āmol auf dem äussersten Ausläufer der von Ost nach Südwest streichenden sogdianischen Gebirge gelegen das Oxusgebiet gegenüber von Baktra beherrscht. Sehr gut stimmt dazu die Bezeichnung *ἡ τοῦ Ὠξοῦ πέτρα*, welche nach Strabo XI p. 517 identisch sein soll mit *ἡ τοῦ Ἀριαμάρου πέτρα*. Die Araber zählen von Balkh nach Kālif 18 bis 20 Farsang, und in persischen Schriftwerken findét sich die Angabe ‚que cette place forte occupe le sommet d'une montagne couverte de rochers noirs et qui a 8 farsakhs de circuit; les abords en sont inaccessibles, mais sur le plateau sont des sources et des pâturages‘ (Barbier de Meynard, Dictionnaire géographique de la Perse, p. 474, N. 2).

Arrianos dagegen, der aus den zuverlässigen Memoiren des Ptolemaeus Lagi und des Aristobulos geschöpft hat, versetzt das Ereigniss der Einnahme des sogdianischen Felsens durch die 300 *κρημνοβῆται* in den Frühling des Jahres 327, in jene Zeit, wo Alexander bereits aus den Winterquartieren von Nautaka aufgebrochen war und in Baktra alle Vorbereitungen zu seinem Zuge nach Indien traf. Sein Werk war indess damals noch nicht vollendet; nach der energischen Bewältigung der mehrmaligen Aufstände in West- und Central-Sogdiana, so wie nach der bereits erfolgten Einnahme der ‚eisernen Klausur‘, musste er daran gehen auch noch die östlichen

Berggebiete von Sogdiana so wie Paraitakana (Bādakhšān) zu unterwerfen, um hinter seinem Rücken einen allseitig gesicherten und dauernden Besitz zu lassen. Viele sogdianische Häuptlinge hatten in den unwegsamen Berggebieten des östlichen Theiles, welcher sich bis zu den Quellen des Oxus und noch darüber hinaus erstreckte, Zuflucht und Sicherheit gesucht und waren bereit, zu gelegener Zeit aus ihren Verstecken hervorzubrechen und das nationale Werk der Befreiung von der verhassten Fremdherrschaft wieder aufzunehmen. Merkwürdiger Weise weiss Arrian in seinem Bericht nichts von Ariamazes; er meldet bloss, dass ausser vielen sogdianischen Adelligen auch die Familie des baktrischen Pahlvān's Oxyartes (d. i. wohl Vakhšuvarta), zumal dessen Tochter Roxane, ‚die Rose des Orients‘, sich auf dem Felsen in Sicherheit befunden habe. Da nun Curtius selbst im Verlauf der Begebenheiten des Frühjahres 327 auch die Unterwerfung des Oxyartes und die Vermählung Alexander's mit Roxane anführt, so dürfen wir vermuthen, dass wir es mit einem ganz verschiedenen Factum zu thun haben und dass der Felsen des Arimazes und der ‚sogdianische‘ Felsen, auf welchem Roxane gefangen wurde, verschiedene Localitäten sind, die in den oberflächlichen Darstellungen der späteren Epitomatoren und Geographen willkürlich vermengt erscheinen. Wie ganz anders würden wir über diese topographischen Fragen urtheilen können, wenn wir die gleichzeitigen Memoiren sowie die *Σταθμοὶ τῆς Ἀλεξάνδρου πορείας* eines Βαίτων, Διόγνητος, Ἀμόντας u. a. besässen! Arrian theilt fast gar nichts über die vor den Aufbruch nach Indien fallenden Expeditionen mit und weiss ausser der Einnahme des ‚sogdianischen‘ Felsens überhaupt nur die Unterwerfung des Chorienes in Paraitakana zu melden; nur der ‚Rhetor‘ Curtius bietet einige topographische Einzelheiten, die wir näher erörtern wollen, nachdem wir die wichtigsten Nachrichten der arabischen und sinischen Berichterstatter über die Gebiete von Hišār Wakhš und Khuttal vorausgeschickt und mit der heutigen Kunde über diese vor kurzem erschlossenen Regionen verglichen haben. Aus dem Alterthum ist noch die bestimmte Angabe des Ptolemaeus über das Volk der *Δρεψιανοί* von Belang, welches das Gebiet zwischen Oxus und Jaxartes inne gehabt haben soll; dort lag *Δρέψα ἡ μητρόπολις*, ein Vorort,

der nur das heutige Hişār gewesen sein kann; er darf nämlich nicht mit *Δράψαα* oder dem heutigen Kunduz, das bei Ptolemaeus den Namen *Χοάνα* (sin. Ahuan oder Huo) führt, verwechselt werden; die Namensähnlichkeit soll uns nicht täuschen, da ein generelles Appellativum, welches den Begriff der Herrschaft (baktr. *drafša* ‚Banner, Fahne‘, neup. *dirafš*) ausdrückt und verschiedene Herrschersitzen anhaften konnte — auch Baktra heisst im Awesta *eredhwōdrafša* ‚mit hohem Banner versehen, weit gebietend‘, — beiden Namen zu Grunde liegt. Sind doch Balkh Kunduz und Hişār bis in spätere Jahrhunderte die Hauptsitze der Macht im nordöstlichen Khurāsān gewesen! Eine andere Oertlichkeit bei Ptolemaeus, *Χολβισίνα* (var. *Χόλβυσσα*) an der rechten Uferseite des oberen Oxus (Kokča), scheint identisch mit Hulbuk *هلبك*, dem Sitze der Sultane von Khuttal, zu sein; keinen Zweifel leidet es aber, dass die Position *Ἀλεξάνδρεια ἐσχάτη*, südwestlich von der *ἑρρινή Κομηδῶν* in der Nähe des oberen Oxus, in Khuttal anzusetzen ist; eine feste Stadt daselbst heisst noch bei den arabischen Geographen Iskandra *اسكندرة* (Yāqūt s. *الختل*) oder Sikandra, gleichwie die neuesten Pioniere des Ostens für den Quellensee des Pangā oder den Sarī-kul auch die Benennung Sikandar vorfanden und wir von einem Iskandar-kul im Gebiet des oberen Zarafśān Kunde haben. Es scheint keine blosser Erdichtung, sondern eine glaubhafte Tradition zu sein, wenn die Fürsten von Bādakhšān, Wakhān, Saginān, Rōšnān und Darwāz nach alten und neuen Berichten ihre Macht bis auf den Griechen Alexander zurückführen; hatte doch der Eroberer auf ihrem Boden gewaltet und Städte seines Namens angelegt, während seine Nachfolger ihre Macht, wie Strabo bezeugt, bis nach Tibet ausdehnten, *μέχρι Σηρῶν καὶ Φρυγῶν* (XI p. 516). Die Vermählung Alexander's mit der schönen Baktrierin Roxane und das kluge politische Verfahren, welches er in der Besetzung der Machtstellen befolgte, hatte allmählig eine solche Sinnesänderung bei dem iranischen Adel hervorgerufen, dass die stolzen Megistane freiwillig die Macht des Eroberers unterstützten und sich seiner Herrschaft fügen lernten; sein Name wurde fortan gefeiert, Sage und Tradition sind seines Ruhmes voll. — Nach dem Sturze der griechischen Herrschaft in Baktra-Sogdiana durch die Yātya und Tukhāra, war die

Herrschergewalt daselbst im Besitze von Nomadenfürsten hochasiatischer Abkunft. Während das indische Culturelement in seiner buddhistischen Gestaltung immer stärker eindrang, entfremdeten sich diese alt-iranischen Lande dem Grossreiche der Arsaciden und Sassaniden immer mehr und nur zeitweilig gelang es den Herrschern des Westreichs Tukhāristān in ihren Machtbereich zu bringen; stärker erwies sich von Norden her seit dem sechsten Jahrhundert die Gewalt der Türken. Nach dem Untergange der Königsfamilie der Kušānen zerfiel das ganze Gebiet am obern Oxus in 27 gesonderte Fürstenthümer, die mehr oder weniger unter der Suprematie des türkischen Khāqān's standen, welcher am Flusse Suī (Čui) im Norden von Farghāna seinen Sitz hatte. Nur vorübergehend war die Oberhoheit des sinischen Reiches in diesen so fernen Westgebieten (seit 656). Als die Araber alle iranischen Lande unterworfen hatten, benützten sie die Fehden der einzelnen Fürsten unter einander, um die Macht der Türken einzuschränken, und es gelang ihnen, ganz Tukhāristān in ihre Gewalt zu bringen; die Sāmāniden herrschten unangefochten in allen Oxusländern bis an die Grenzen von Wakhān, Šaquiya, Qumidh und al-Rāšt; weiter ostwärts war türkischer Boden, unterthan dem Khāqān der Qarlūq. — In der Aufzählung der nördlich vom Oxus (Wakšu, sin. Fo-tsu) gelegenen tukharischen Fürstenthümer beginnen wir mit dem an Baktra und das ‚eiserne Thor‘ zunächst gelegenen Reiche TA-MI (咀 霽), d. i., wie Cunningham erkannte, Tarmī (ترمت) oder Tarmidh (ترمذ), dessen gleichnamiger Fluss im Bundeheš als Nebenfluss des Veh-rut angeführt erscheint; der Fluss von Tarmidh, āb-i-Tarmīdh, oder der heutige Surkhān, ist wasserreich und einer der grössten Zuflüsse des Oxus, so wie der wichtigste Strom des Hišārgbietes; sein Unterlauf durchfliesst jetzt eine mit Röhricht erfüllte wüste Strecke, wo sich allerlei Wild herumtreibt, Tiger, Schakale und Wildschweine. Die Stadt selbst, welche auf Felsen an beiden Ufern des Flusses gebaut war und deren Mauern von Süden her der Oxus bespülte, war, wie wir aus dem Šāh-nāma und Moqadassī ersehen, seit Alters ein wichtiger Uebergangspunkt über den Oxus, ein volkreicher Hafenort; ihr Gebiet betrug nach Hiuan-Thsang sechs (sin.) Tagereisen von Ost nach West, vier von Süd nach Nord;

in der Capitale fand der Pilger zehn saṅghārāma's (buddh. Klöster) mit 1000 Gläubigen. Zu Tarmidh gehörten wahrscheinlich noch die an der Strasse nach Ṣaghāniyān entlang dem Ufer des Surkhān gelegenen Orte Ṣarminḡān (صرمینجان) oder Ćarmīqān (حرمیقان) und weiter nordwärts Dārzingī (دارزنگیی); ebenso der District Safa, welchen Bābr (I p. 261), und die Prairie Buya, welche Ṣarīf-al-dīn (I p. 182) nennt. In der arabischen Epoche bildete die Herrschaft Tarmidh eine Dependenz von Ṣaghāniyān. Weiter gegen Nordosten, und zwar noch immer im Stromgebiet des Surkhān, in einer breiten fruchtbaren Ebene, welche für den Ackerbau trefflich geeignet war — der Sage nach war sie einst so dicht bewohnt gewesen, dass sich ohne Unterbrechung bis zum Oxus Dach an Dach reihte, — erstreckte sich in einer Breite von vier und einer Länge von fünf (sin.) Tagereisen das Fürstenthum ĆHI-GO-YAN-NA (赤鄂衍那), d. i., wie Cunningham zuerst gesehen, Ćaghāniyān (چغانیان) oder Ṣaghāniyān (صغانیان), ein Name, den wir auf mongol. caghan ‚weiss‘ zurückführen möchten, wenn wir sicher wüssten, dass unter den Tukhāra's mongolische Elemente vorhanden gewesen; vgl. auch Ćāghān (جاغان) oder Ṣāghān (صاغان), eine Burg bei Marw (Yāqūt). Nach der Hauptstadt heisst auch der Strom Surkhān bei den arabischen Geographen meist ‚der Fluss von Ćaghāniyān‘ und Iq̄takhri sagt ausdrücklich, dass die Einwohner von Tarmidh das Wasser aus dem Ćaiḡūn und dem ‚Flusse von Ṣaghāniyān‘ holen; vgl. auch die Namen Ćāghāna und Ćāghān-rūd bei Ṣarīf-al-dīn (I p. 108, 123). Kurz und treffend ist die Schilderung, welche wir bei al-Baššārī al-Moqaddasī lesen: ‚Ṣaghāniyān ist ein grosses Wilajāt in Mawarā'l-nahr, welches mit seinem Gebiet an Tarmidh grenzt; eine Gegend von ausgiebiger Cultur, reich an Wohlstand, gleich Palästina, nur mit reicheren Tränkeplätzen an den Flüssen versehen; die Wässer ergiessen sich in den Ćaiḡūn, bleiben aber in heissen Jahren aus. Es sind da bei 16.000 Dörfer, aus welchen 10.000 Krieger vollgerüstet und mit Proviant und Vieh versehen dem (Sāmāniden-) Sultan 'Alī Zuzug geleistet haben. Die Hauptstadt gleichen Namens gleicht Ramla, nur dass sie schöner ist; daselbst herrscht eine grosse Billigkeit der Nahrungsmittel; mitten auf dem Markte steht die Moschee; jedes Haus hat sein fliessendes Wasser

mit Baumpflanzungen. Hier finden sich viele Vögel, viel Wild. Die Weideplätze an dem Ufer haben so üppigen Graswuchs, dass sich Reiter darin verbergen können. Die Stadt, so blühend sie einst war, gerieth, so scheint es, zur Zeit der Einfälle der Ghozz und später der Moghol immer mehr in Verfall und Bābr (I p. 56, 121, 122, 261, II p. 164) kennt wohl den District, nicht aber die Stadt, auf deren Kosten Hiṣār-i-šādman sich immer mächtiger erhob. Die Tāgik's dieses alten Culturgebietes scheinen seither einen neuen Ort, den sie Dih-i-nāu oder Dih-nāu (دهنو), den neuen Gau' benannten, cultiviert zu haben; gegenwärtig werden auch Qalūq, Yūrōi, Sar-i-asyā, Sar-i-ḡui und Rogār (d. i. Hiṣārek oder Hiṣār-payan der Chronisten) als blühende Ortschaften angeführt. Von Sar-i-ḡui führt ein Gebirgsweg über den Sangri-dagh nach Khūzār und Šahr-i-sabz; dieser Berg mit dem Phänomen eines Bergnebels und Wassersturzes wird von Sidi-Āli (a. 1550, Journ. asiat. IX. Paris 1826, p. 205 sq. سنکردک) beschrieben; der Fluss, der bei Sar-i-ḡui vorüberfließt und in den mächtigen Surkhān sich ergießt, ist der bei den Chronisten häufig genannte Tupalān oder Tufalāq, den man bisher irrthümlich für den Hauptstrom gehalten hat. Auch die arabischen Geographen, namentlich Iṣṭakhrī und Moqaddasī, führen zahlreiche Ortschaften an; doch sind die Lesarten sehr unsicher; wir führen nur an: Bārsend (بارسند) oder Bāsēnd (باسند) gegen Osten im Gebirge, Gūr-āb (جوراب) oder Kūr-āb (کوراب) oder Būr-āb (بوراب), Hanbār (هنبار), Sinūr (σινوپτα) oder Dinūr (دينور), Ghašar (عشر), Bahām (بهام), Barabdā (بربدا) oder Nūbdā (نوبدا) etc.; Qodāma nennt auch 'Amān, ein grosses volkreiches Dorf, 7 Farsakh von Dārzingī. Aus allem ersehen wir, dass Čaghāniyān aus kleinen Anfängen — Hiuan-Ṭsang nennt die Stadt kleiner als Tarmidh und zählt daselbst nur fünf saṅghārāma's — sich unter der Herrschaft der Araber, namentlich unter den Sāmāniden, zu dominirender Bedeutung emporgehoben hat, um später wieder zu verfallen. — Weiterhin, gegen Nordosten, nennt der sinische Pilger das Fürstenthum Ho-lv-mo (忽露磨), das in einem langen Thal drei (sin.) Tagreisen von Süd nach Nord, eine Tagereise von Ost nach West sich erstreckt haben soll; er zählt in der Stadt, welche an Grösse Čaghāniyān gleichkam, nur zwei Conventikel mit hundert Gläubigen und

bemerkt, der Fürst des Ländchens sei ein Türke aus dem Stamme Hi-su (采素) oder Ho-su (Ghozz?). Weiters reiht er an das Fürstenthum SV-MAN (愉漫) in einer Ausdehnung von vier Tagereisen von West nach Ost und hundert Li (= einem sin. Tagmarsch) von Süd nach Nord; gegen Südost reichte es bis in die Nähe des Fo-tsu (Wakhš); die Hauptstadt war noch kleiner als die vorige und besass ebenfalls nur zwei Convente mit einer kleinen Anzahl von Frommen; der Herrscher stammte gleichfalls von den Hi-su-Türken ab. Weiter gegen Südwest (also wieder gegen Tarmidh und Čaghāniyān hin) schloss sich an Su-man das Fürstenthum KIO-HO-YAN-NA (鞠利衍那) an, in einer Ausdehnung von zwei Tagereisen von Ost nach West und drei Tagereisen von Nord nach Süd; die Stadt war so gross wie Čaghāniyān und hatte drei sañghārāma's mit hundert Religiösen. Oestlich von Su-man (und wohl auch von Kio-ho-yan-na) erstreckte sich in einer Längenausdehnung von fünf Tagereisen entlang dem Fo-tsu (Wakhš) und einer Breite von drei Tagereisen das Reich HV-ŠA (鑛沙), dessen Hauptstadt eine ziemliche Grösse besass. Gegen Osten von Hu-ša war das Reich KHO-TV-LO (珂咄羅) in der bedeutenden Länge und Breite von zehn Tagereisen und mit einer Hauptstadt so gross wie Tarmidh. Noch weiter gegen Osten lag das Reich KIŪ-MI-THO (拘謎陀) im Centrum des Ta-Tsong-ling, zwanzig Tagereisen von West nach Ost, zwei(?) von Süd nach Nord ausgedehnt, mit einer ebenso grossen Capitale wie das vorige; gegen Südwest stiess es an den Fluss Fo-tsu (āb-i-Pangā) an. Endlich, gegen Süden von Kiü-mi-tho, kam das Reich ŠI-KHI-NI (口棄尼), welches Hiuan-Thsang (p. St. Julien II p. 205 sq.) bei seiner Rückreise aus Indien und Ghazna über Andarāba, Khwasta, Mungān, Karšama, Bādakhšāna, Yāmagāna, Kurāna, Mastuğ und (Wakhān — diese Partie ist offenbar ausgefallen —) als nordwärts von letzterem gelegen anführt und näher beschreibt; sein Umfang betrug zwanzig Tagereisen, die Hauptstadt war unbedeutend; das mit Getreide noch einigermassen gesegnete, aber sonst ziemlich sterile Gebiet besteht aus einer Reihe von Bergen und Thälern, abwechselnd mit sandigen und felsigen Hochsteppen; ist es doch das Vorland zu dem gegen Osten sich erstreckenden wüsten und von rauen Bergketten durchzogenen Plateau PO-MI-LO (波謎羅) oder

Pamīra, das bis an die Reiche Khabanda (Taš-qurghān), U-ša (Wačča) und Kāšaghāra reicht; dieser Lage entsprechend ist auch das Klima von Ši-khi-ni kalt und rauh; die Einwohner, rauh und abgehärtet, sind ohne höhere Cultur, gehen in Fellen und Wollstoffen gekleidet, und führen ein räuberisches Leben; der buddhistische Glaube ist dahin nicht gedrungen; ihre Schrift ist der tukhārischen ähnlich, aber die Sprache hat einen verschiedenen Charakter. — Wir haben hier alle nördlich vom Wakhš und Paṅṅ gelegenen Reiche aufgezählt, um deren gegenseitige Stellung zu fixiren und auf der heutigen Landkarte sicher zu stellen. Die Forscher, welche eine Kritik der sinischen Nachrichten versucht haben, wie Reinaud (*Mémoire sur l'Inde* p. 152 sqq.), Alex. Cunningham (*Journ. asiat. soc. Bengal.* 1848, XVII 2), Vivien de Saint-Martin (*Mémoire analytique sur la carte de l'Asie centrale et de l'Inde*) und H. Yule (*Journ. asiat. soc. Gr. Br.* 1873, VI p. 92—120), stimmen darin überein, dass unter Ši-khi-ni das heutige Šugnān oder Šaghinān, unter Kiü-mi-tho das Land der ptolemäischen Κομῆζα oder das heutige Darwāz, unter Kho-tu-lo das so oft erwähnte Reich Khuttal (pl. Khuttalān, Khotlān) oder die heutige Herrschaft Kūl-āb, unter Su-man das in arabischen Schriftwerken genannte Gebiet Šümān zu verstehen sei; nur über Ho-lu-mo, Hu-ša und Kio-ho-yan-na gehen die Meinungen auseinander. Was nun Ho-lu-mo betrifft, so ist es offenbar, dass Yule Unrecht hat, wenn er darin Gharm in der Landschaft Qara-tagīn am oberen Kyzyl-sū (Wakhš) finden will; der Reihenfolge nach kann nur an den heutigen Vorort Qarataḡ am oberen Surkhān gedacht werden, und wenn wir die Distanzangaben der arabischen Geographen berücksichtigen, so fällt ebendahin die von Čaghāniyān 10, von Šümān 13 Farsang entfernte Ortschaft Hamūrān (هموران) oder Hamawārān (همواران, Var. همواران), an einem wādī gelegen, d. h. dem Flussthal des Qarataḡ-daryā, das man passiert, um nach Dašt-i-nāwāt und nach Hāšār zu gelangen. Hāšār-i-bālā oder i-šādman (,das obere', ,das freudenreiche') ist vielleicht erst in der ghozzischen Zeit zur Bedeutung gelangt, und entspricht dieser Veste in den arabischen Itinerarien die Station Abārqaš (آبارتشر, Var. بارسکوان oder اباکسردان etc.), so dass wir dann weiter Šümān nach dem heutigen Dū-šamba ver-

legen dürfen. Indessen wäre es gewagt, den Namen Hamūran, wie Cunningham versucht hat, mit Ho-lu-mo zusammenzustellen; der Analogie zufolge dürfen wir nur mit Gharma Kharūma Rūma und ähnlichen transscribieren, und da bieten sich, da wir das von Reinaud herbeigezogene Kholom nirgends beglaubigt finden, zwei Möglichkeiten. In der Geschichte der Eroberungen der Araber berichtet al-Balādhūrī, dass Qotaiba, welcher a. H. 86 (= 704 n. Chr.) zum Wālī von Khurāsān ernannt worden war, bald darauf zu Ṭāliqān (طالقان) im Gebiete von Marw al-rūd seine Truppen sammelte und vereint mit den Vasallenfürsten und Dihqānen von Balkh und Ṭukhāristān, den Oxus überschritt; während des Uebersetzens kam zu ihm der König von Ṣaghāniyān mit Geschenken und mit goldenem Schlüssel, gelobte ihm Gehorsam und lud ihn ein, in seinem Lande zu campieren; er war nämlich damals hart bedrängt von den benachbarten Fürsten von a-Kharūn (اخرון, Var. احزون; doch vgl. Yāqūt s. خرون) und Šūmān (شومان), und forderte Hilfe. Qotaiba leistete der Einladung Folge, beließ den König von Ṣaghāniyān in seiner Herrschaft, wies die Fürsten von Kharūn und Šūmān in ihre Schranken, und kehrte mit reicher Beute nach Marw zurück. Dürfen wir in Kharūn eine spätere Form von Kharūma (Ho-lu-mo) erblicken? Anderseits ist in persischen Schriftwerken öfter von einem District und Vorort Harm (حرم, Var. حارم und هروم) die Rede, aber ohne nähere Bezeichnung der Lage; nur durch die gelegentliche Anführung des Ortes Nāwandak (bei Šarīf-al-dīn I p. 109 1, 10), der nach Bābr (I p. 175, II p. 164) zwischen Čaghāniyān und dem Kam-rūd lag, werden wir in's Hišārgebiet geführt. — Was Su-man oder Šūmān (شومان) betrifft, das wir nach Dū-šamba verlegen, so wissen wir aus dem Thang-šū, dass die sinische Regierung bei Gelegenheit der Organisation der tukhārischen Fürstenthümer im Jahre 661 das Reich Ho-su mit dem Vororte Su-man als viertes Gouvernement (tu-tu-fu) mit zwei Districten (čeu) unter dem Titel Thian-ma eingerichtet hat; wir wissen ferner, dass Qotaiba a. H. 91 eine neuerliche Expedition gegen Šūmān unternahm und das Reich nach Besiegung des Fürsten 'Alī-šāh und Erbeutung ungeheurer Schätze der Herrschaft der Gläubigen unterwarf; die arabischen Geographen bieten die kurze Notiz:

Šūmān ist kleiner als Tarmidh, der Bezirk gut bebaut und besonders ergiebig an Safran. Ibn-Dasta nennt auch die Flüsse, welche diese Gegend bewässern; er sagt (Lerch, Russ. Revue VII. 1875 H. 8): „unter den Nebenflüssen des Ġaiḥūn ist noch der Fluss, welcher Rāmīdh رَامِيْد (corr. رَامِيْد, Rāomīdh) genannt wird; er kommt aus dem Lande al-Rāšt, darauf fliesst er in das Gebiet von Šaghāniyān; in ihn ergiessen sich mehrere Flüsse, welche von dem Gebirge Buttam und den Bergen von Sanām, Nihām und Khāwar kommen und Kam-rūdh, Nihām-rūdh, Khāwar-rūdh heissen. Und es fliesst dieser Rāmīdh bis zum Ende des Gebietes von Šaghāniyān, dann ergiesst er sich in den Ġaiḥūn oberhalb Tarmidh. Die Gebirgsgegend zwischen dem Rāmīdh und dem Wakhš-āb wird Qobādhiyān genannt“. Wir sehen, Ibn-Dasta vermengt die beiden Flüsse von Šaghāniyān und von Qobādhiyān mit einander und macht daraus einen Fluss, den Rāmīdh; es ist aber ein wichtiges Resultat der jüngsten Hišār-Expedition, dass der Oxus von dieser Seite zwei grosse Flüsse aufnimmt, den Surkhān (= Fluss von Tarmidh und Šaghāniyān) und den āb-i-Qafir-nihān (= Fluss von Qobādhiyān), der aus Qara-tagīn (al-Rāšt) kommt. Der Hauptquellfluss des letzteren heisst noch jetzt Rūmit-daryā, nach einem Orte seines Oberlaufes Rūmit oder Raomīdh (zend. rao-maetha ‚offener, freundlicher Ort‘?); ein zweiter Zufluss heisst Zigdi-daryā, an welchem Dū-šamba liegt, und ein dritter, an welchem Hišār gelegen, Khanāka-daryā. Das Thal des letzteren bildet mit dem des oberen Surkhān ein fast gar nicht unterbrochenes Ganzes; daher auch der Irrthum des arabischen Geographen entschuldigt werden mag. Einer dieser Quellflüsse, vielleicht der des Surkhān oder der Qaratagh-daryā, führt seit Alters den iranischen und mit der Benennung des kaspischen Meeres im Bundeheš gleichlautenden Namen Kam-rūdh; durch das Thal desselben gelangte man über einen hohen Pass des Sarah-tagħ (var. Sarw-tagħ) in das Zarafšān-gebiet; vgl. Bābr I p. 71 et p. 175: „Nous prîmes le parti de franchir le Serv-tagħ en remontant la vallée du Kem-roud“; „nous entrâmes dans la vallée du Kem-roud et la remontâmes. Beaucoup de chevaux et de chameaux ne purent nous suivre dans ses passages étroits et escarpés, sur ces pentes raides et à pic. Après avoir fait trois ou quatre haltes, nous atteignîmes le col du Serv-tagħ“;

,enfin, après être sortis au prix des plus grands efforts de ces défilés périlleux et impraticables, nous arrivâmes aux limites du district de Fân'. An dem Rūmit-daryā, bei der Einmündung des Ilaq, liegt jetzt der Ort Qafir-nihān, der dem Hauptfluss den Namen verliehen hat; in den arabischen Itinerarien heisst der entsprechende Ort Andiyān (انديان) oder Amdiyār (امديار), 5 Farsang von Šumān und 5 von Wašgird entfernt. Wāšagird (واشگرد) oder Wāšgird (واشجود) gehörte wahrscheinlich bereits zu dem Districte Wakhš und war ,eine kleine Stadt, kleiner als Tarmidh und Šumān; hier herrscht lebhafter Handelsverkehr; Leute kommen aus Šaghāniyān und Khuttal und Qawādhiyān und verkaufen Leinwand, Krapp u. a.; von hier wird Safran nach anderen Gegenden ausgeführt'. Auf der heutigen Karte entspricht diesem, im Šāh-nāma in der dichterischen Form Wésa-gird (وېسهگرد) d. i. ,Stadt des Wésa', des Vaters des turanischen Helden Pirān) vorkommenden Orte Faizābād, am Ilaq gelegen und von Tāgik's bewohnt, durch den Nūr-tagh und einen 3350 engl. Fuss hohen Pass von dem Orte Narak getrennt, der bereits am Wakhš-ab liegt. Wir setzen, Cunningham folgend, Hu-ša des Hiuan-thsang Wāšagird und Wakhš gleich; auch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass in Kio-ho-yan-na, wie Yule erkannt hat, der berühmte Ort Qobādhiyān (قباديان) oder Qawādhiyān (قواديان) enthalten ist, der nach Einigen persischen Quellen von dem mythischen Kavi-kavāta (Kaikobad), nach Anderen von dem Sassaniden Qowad I. (490—531) gegründet worden sein soll; letztere Meinung (Ṭabarī, p. Zotenberg, II p. 147: ,Il fonda sur le territoire de Khotlān une ville, nommée Qobād-abād, qu'on appelle aujourd'hui Qowādyān; il fonda aussi Termed et une ville nommée Wazm-gird, sur les bords du Ġiḥūn etc.') däucht uns trotz ihrer Bestimmtheit minder glaubhaft als die erstere, wonach das Alterthum der Stadt in die altbaktrische Epoche hinauf gerückt wird, da der Sassanide, ein Zeitgenosse des mächtigen indoskythischen Königs Golla, ganz unter dem Einflusse der Haiṭal stand und erst sein Nachfolger Khusraw Nūšīrwān in Balkh und Tukhāristān namhafte Erfolge errungen hat. Die arabischen Geographen bemerken: ,Qawādhiyān ist eine Stadt, etwas kleiner als Tarmidh, und ein Wilajat am Ġaiḥūn, zwischen Tarmidh und Khuttal gelegen, von Tarmidh zwei, von Šaghāniyān drei (arab.) Tage-

märsche entfernt. Die Gegend ist im Norden sehr gebirgig und steril; südlich liegt Uwağa oder Ubäğ, ein Uebergangspunkt über den Oxus'. Der von Ištakhri genannte ‚Fluss von Qobādhiyān‘ ist kein anderer als der āb-i-Qafir-nihān, oder der Rāmīd des Ibn-Dasta. Wenn letzterer u. a. Qowādhiyān zu Khuttal rechnet, so mag er Recht haben; das Thalgebiet des Wakhš-āb (iran. Surkh-āb, türk. Kyzyl-sū) gehörte bis Wāšagird hinauf zu dem Wilajat Wakhš oder dem linken, westlichen Khuttal. Denn es gab, wie Yāqūt bemerkt, zwei Khuttalān, verbunden zu einem Gebiet; das eine, links gelegene, führte den speciellen Namen al-Wakhš (الوخش) und war ein langgestreckter District, reich an Naturgaben, mit angenehmer Luft; ‚hier gibt es Quartiere der Könige und es herrscht ein grosser Wohlstand‘; zu demselben gehörten auch die grossen Städte Halāward (هلاورد) und Lāwakand (لاړکند), welche beide an dem Wakhš-āb lagen: eine davon entspricht sicherlich dem heutigen Qurghān-tübā, in dessen Nähe goldhaltiger Sand aus dem Flusse gewonnen wird; der Wakhš-āb selbst mündete bei dem Orte Milah (میلہ, arab. ‚campus, desertum‘), welcher berühmt ist durch einen Sieg des Mahmud von Ghazna, in den Gāriyāb oder Wakhkhāb (= āb-i-Pang, der grosse Oxus); dieses Mündungsgebiet ist jetzt eine mit Wassertümpeln und mit Rohr und Gestrüpp bedeckte, von Tigern bewohnte Niederung, welche Fieberluft erzeugt und an die indischen Džungeln erinnert. So viel über Kio-ho-yan-na und Hu-ša. — Das zweite oder eigentliche Khuttal (ختل), sin. Kho-tu-lo, nach den daselbst häufigen Bergkesseln und Pässen so genannt, schildert Moqaddasi folgendermassen: ‚Es ist ein weiter District an der Grenze von Šind, jenseit des Ğaiḥūn, zu Haiṭal gehörig, bedeutender als Šaghāniyān und an Ländereien und grossen Städten reicher, auch an Wohlstand und Naturgaben gesegneter; seine Capitale ist die zweitgrösste Stadt Hulbuk oder Hulbak (هلبک), wo der Sultan seinen Sitz hat; die erste und grösste Stadt ist Munk (منک); ausserdem sind zu bemerken Tamliyāt (تمليان) oder Tamliyāb, Kāwand (کاووند), Iskandra (اسکندرة) und das Dorf Bangārā‘ (بنجاراع). Andere fügen hinzu: ‚Khuttal liegt zwischen dem Gāriyāb (جریاب) und dem Wakhšāb; es erzeugt viele Saatfelder und Früchte; der fruchtbare Boden nährt viele Haustiere, besonders Pferde

vorzüglicher Race, ihresgleichen gibt es in keinem Laude der Welt. Die Einwohner sind vorzügliche Jäger und beständig mit Jagd beschäftigt'. Kamen somit die Einfüssler des Mahabhārata, welche dem Yudhiṣṭhira (360 v. Chr.) huldigten, darbringend ‚wilde, sehr schnelle, cochenillen-farbige, weisse, regenbogenfarbige, morgenrothfarbige, buntfarbige Pferde‘, und die vor den Königen genannt werden, welche die Esel von Vanksu (Oxus) brachten, aus dem sakischen Lande Khuttal? Auch die Annalen der Han preisen die ‚blutschwitzenden‘ Argamak's von Ta-wan und Tukharistan. In der Sassaniden-Epoche führte der Herrscher des Landes den Titel Khuttalān-khudah; auch der Name Šabil (شَبِيل), in dessen zweitem Bestandtheil skr. pāla ‚Fürst‘ enthalten zu sein scheint wie in dem Namen des Kabulān-šāh Zoṭbīl (= Yātya-pāla), begegnet a. H. 80. Die Distanzangaben, die sich bei Moqaddasī und Iṣṭakhri finden, sind sehr verworren; wir halten folgende Skizze für die annähernd richtigste: ‚Wenn man von Bādakhšān aus den Ġariyāb überschreitet — 1 Farsakh von diesem Flussübergang entfernt liegt Kāwand (var. Kaubengْ كَاوَبَنْج oder Kāwengْ), d. i. das spätere Dillī, bei Sidi-Ali, Journ. asiat. Paris 1826, IX p. 205, — so gelangt man in zwei Tagereisen nach Hulbak (vielleicht das jetzige Khūlbāgh am Balḡuān-daryā oder Kiči-surkhāb), wo man den Fluss Akhš oder Akhis اَخْش überschreitet; es folgt der Fluss Bartān بَرْتَان, noch weiter der Fluss Fāriḡhī oder Fāriḡhān oder Pāriḡhar, endlich der āb-i-Banḡārā‘, worauf man nach Munk gelangt, das von Hulbak zwei Tagereisen entfernt ist (offenbar das heutige Bālgwan, Bālgwān bei Šarif-al-dīn I p. 64, wengleich die Anführung von vier Flüssen Schwierigkeiten macht, da wir jetzt nur zwei Flüsse in diesem Gebiete kennen, den Balḡuān-daryā und den Kūl-āb, vgl. Kūl-ābe كَوْلَابِه bei Sidi-Ali l. c. p. 205 und im Akbar-nāma; beide vereinigen sich bei Khulbagh); von Munk zählen die Itinerarien bis zur Ueberfahrt über den Wakhš, sowie nach Lāwkand und Holāward am Wakhš-āb je einen Tagmarsch; letztere Orte selbst waren einen Tag von einander entfernt. In der Nähe von Munk lag der Gau Tāmliyāt, und von da bis zum Wakhš-āb zählte man 4 Farsang; die Verbindung von Khuttal mit Wāšagird war durch eine Brücke hergestellt, unter welcher der wasserreiche Strom in einem wunderbar zwischen Felsen eingengten Bette

dahinfloss, so dass sein Lauf in der Erde sich zu verbergen schien; diese Brücke führte den Namen Pül-i-sangīn d. i. ‚steinerne Brücke‘ (türk. taš-köprü), eine Position, die durch die mannigfaltigsten Zeugnisse Berühmtheit erhalten hat. So sagt Ibn-Dasta: ‚Der Wakhš-āb kommt aus dem Lande der Qarlūq-Türken und fließt den Fāmīr (Pāmīr) zur Seite lassend in's Land al-Rāšt, dann in's Land der Qumīdh; darauf fließt er zwischen den Bergen, die einerseits im Gebiete von Wāšagird (j. Gebirge Nūr-tagh), anderseits im rustāq Tamliyāt des Landes Khuttal (j. Bergzüge Khodža-yuqur und Sābistān mit dem 3580 Fuss hohen Passe Gūl-i-zindān) liegen; in dieser Bergenge führt eine Brücke, welche die steinerne Brücke heisst, von Khuttal nach dem links gelegenen Wāšagird‘; kürzer Ištakhri: ‚Der Wakhš-āb fließt aus dem Lande der Türken, bis er nach Wakhš kommt; in diesem Gebiete durchbricht er das Gebirge und passiert eine Brücke, welche Khuttal von Wāšagird trennt; man kennt keinen Fluss, der bei der Menge seines Wassers sich so einengt, wie der Wakhš-āb an dieser Stelle‘. Idrīsī behauptet daher, der Strom verliere sich unter der Erde und breche erst eine lange Strecke unterhalb wieder hervor. Diese Brücke, zehn Schritte lang, an zwei vorspringende Felsen befestigt, passiert man noch heute bei dem Uebergang von Balgūān nach Nārak und Faizābād. Sie nennt ausserdem Šarif-al-dīn (II p. 11: ‚la rivière de Wakhš‘, ‚le pont de pierre, nommé Taš-köprü‘ ‚au royaume de Khotlān‘; I p. 64: ‚du côté de Balgawān‘ ‚entre Giala et le pont Sangīn‘ ‚au bout du pont Sangīn‘ etc.), ferner Sidi-Ali (l. c. ‚la ville de Ār-sū چارسو‘, de là, rencontrant le fleuve, nous passâmes le pont Pül-i-sangīn پل سنگین, nous continuâmes notre route pour arriver à Bāzarend بازارند et au bourg de Āhār-šamba چار شنبه; de là notre route nous conduisit à la forteresse Šādmān شادمان etc.) und Andere. Es ist daher merkwürdig, dass Hiuan-thsang dieser Brücke nicht gedenkt. — Was nun das Reich Kū-mi-tho (= Kūmidha) betrifft, welches sich zwanzig Tagereisen im Nordosten von Khuttal erstreckte, so ist das Vorkommen dieses Namens bei dem sinischen Pilger so wie bei dem arabischen Geographen Ibn-Dasta (in der Form كوميذ Kūmidh, Komédh) eines der glänzendsten Zeugnisse für die Akribie der ptolemäischen Nachrichten über den Handelsweg von Sogd nach

Čina. Bei Ptolemaeus ist ἡ ὄρεινὴ Κομηδῶν, ἡ τῶν Κομηδῶν ὄρεινὴ ein vastes Berggebiet, aus welchem der Jaxartes und seine Zuflüsse hervorgehen; die Karavanen, welche nach Serina zogen, betraten dieses Hochplateau ἀπὸ τῶν Σογδιανῶν, aber von der nördlichen Seite her (aus der Gegend von Marghinān und Uš in Farghāna), und durchmassen dasselbe in mehreren Tagesreisen (gegen 3000 Stadien) von Nordwesten nach Südosten, indem sie offenbar das Alaïplateau und einige der sechs von Ost nach West streichenden Parallelketten des Pāmīr (پامير) überschritten; sie gelangten hierauf (am Fusse des Kyzyl-yart) in ein langgestrecktes Hochthal, ἡ φάρμαξ τῶν Κομηδῶν (d. i. the Tāgharma plain), dessen Länge in der Richtung von Südwesten nach Nordosten 50 schoenen, d. i. 3000 Stadien oder sechs ptolem. Grade, betrug; am Ausgange dieses Hochthales lag der berühmte Ἀθίνοσ πύργος, d. i. nach H. C. Rawlinson's treffender Vermuthung (Journ. of the R. Geogr. Soc. 1872 p. 504) das heutige Qilā-i-Taš-qūrghān in Sār-i-qól, und von da führte der Weg εἰς τὸ κατὰ τὸ Ἰμαξον ὄρος ὀρεινήριον τῶν εἰς τὴν Σήραν ἐμπορευομένων, d. i. nach Yärkand. Die Anwohner jener ὄρεινὴ nennt Ptolemaeus Κομηδαί, während er an die Jaxartesquellen das Volk der Ἀριστεῖς setzt; beide gehörten zu dem mit den Iraniern verwandten Volke der Σάρα; selbst der Name der Komeder ist nicht ohne Analogie (vgl. كوميذ Kūmidh, Veste in Tābaristān, bei Yāqūt; Kumūda, eine der zehn eisigen Höllen der buddhistischen Mythologie, im Dharmapradīpikā; ja selbst ein dem Vanksu benachbartes Gebirge wird so genannt, im Brāhmaṇa-purāṇa). Aus dem Alterthum hat sich noch ein zweites, wengleich entstelltes Zeugniß über das Volk erhalten; auf der Weltkarte des Augustus, deren Spuren sich nach Müllenhoff's Untersuchung noch in dem Machwerk des sogenannten Ethicus und Julius Honorius nachweisen lassen, heisst es: Oxos fl. nascitur de monte CAVMESTE; in quinque alveos dividitur et transeunt omnes per montem Caucasum (= Mēru, mit dem See Anavatapta; also eine indische Anschauung!) etc.; hier ist offenbar zu lesen: de monte CAVMEDĒ. Bei den Genannten findet sich auch ein innerasiatisches Volk TRAVMEDAE, d. i. CAVMEDAE, wenn nicht die Τρωμῆδοι. Bei Hiuan-Thsang umfasst das Gebiet der Kiū-mi-tho vornehmlich die heutigen Landschaften Darwāz, Wānağ (oder Wānğ; etwa

das in indischen Schriftwerken genannte pferdereiche nordische Land Vanāyuḡa oder Vanāyu?) und Rušnān, worin die Hauptorte Qilā-ī-Khumb, Qilā-ī-Wang, Qilā-ī-Wamār liegen. Eine uralte Capitale der Saken hiess nach Ktesias (bei Nikolaos v. Damaskos) Ῥωζαναία ἢ πόλις, ἔνθα Σάκαις τὸ βασιλεῖον ἦν, vgl. Steph. Byz. Ῥοζονοκία πόλις (Σακῶν); auch dieser Name ist echt iranisch, von baktr. raokhāna ‚glänzend, leuchtend, Glanz, Licht,‘ neupers. rōšan روشن, ‚herzuleiten; die Benennung hat sich noch jetzt auf dem alten sakischen Boden erhalten, eben in jenem an dem āb-ī-Pang ober Šighnān gelegenen Canton Rušnān (oder Rōšān; auch südlich von Yassīn in Dardistān finden wir einen gleichnamigen Ort); mehr über die Saken so wie über das Land Šighnān, über welches Bīrūnī vorzügliche Nachrichten bietet, anderen Ortes. — Kehren wir nach Wāšāgird zurück und verfolgen wir noch das Itinerar nach dem Lande al-Rāšt. Einen Tagmarsch nach Wāšāgird in nördlicher Richtung (also am Westufer des Wakhā-āb oder Kyzyl-su) war die Station Ilāq oder Ailāq ايلاق, nach welcher noch heute der Zufluss des Kāfir-nihān den Namen Ilāk führt; auch Bābr (I p. 259, 260, 309) gedenkt der Sommerhalden oder yailaq's im Gebiet von Hišār und Qara-tagīn. Eine Tagreise weiter war die Klausel Darband دربند, einen Tag weiter der Ort Ġabākhān جباخان oder Ġāwkān جاوگان oder Kāwkān کارگان, und noch einen Tag weiter das Felsenschloss al-Qala'a القلع, wo die äussersten Vorposten des musulmanischen Khurāsān's standen. Ibn-Khurdādbeh und Ibn-Sayd berichten über diesen Grenzort: ‚er liegt zwischen zwei Gebirgen, gegen Farghāna hin, in dem Lande al-Rāšt; hier brachen die Qarlūq-Türken ein, um Raubzüge zu machen; um diese Einfälle zu verhindern, liess hier der Wazīr Fadhl ben Yahiyā ben Khaled al-Bārmakī (a. 793 n. Chr.) eine Mauer von Nord nach Süd aufführen, welche durch zwei Castelle geschützt wurde; von diesem Thore (al-bāb) gegen Ost ist Kāšghār gelegen‘. Der äusserste Ort in Farghāna allen arabischen Nachrichten zufolge war Ūz-kand; ostwärts lag das Gebiet des Gūr-takīn al-dihqān, und man gelangte nach einer Tagreise zu dem Fuss eines hohen Gebirges, über welches zwischen hohen Felswänden ein steiler und dann jäh abfallender Pass führte, welcher unwegsam wurde, wenn Schnee fiel; am zweiten Tage gelangte

man nach Atās, welches auf einem Hochplateau lag, von wo aus man durch wüste und unbewohnte Strecken in sechs Tagen nach Ober-Birsgān (am obern SIRR oder Narīn) und in sieben Tagen nach Tubat (Yārkand) gelangte. Dieses an dem Bergstutz gebaute Atās und die Veste al-Rāšt müssen als die äussersten Grenzpunkte des erst in neuester Zeit erschlossenen Alaïplateau's in Ost und in West betrachtet werden. Die Veste al-Rāšt lag wohl in irgend einem der Pässe (etwa dem Tarak-dawān?) der hohen Gebirgskette, welche Farghāna von Qara-tagin scheidet; den Namen Rāšt (راشت), Var. Qasb, wobei an die bei Herodot III 93, VII 67, 86 neben den baktrischen Saken genannten Κάσπιοι gedacht werden könnte, wenn die Lesart sicher wäre) oder Arišt, Rišt (ارشت, رشت) so wie den in Farghāna seitwärts von Ūš und den Jaxartesquellen gelegenen Ort Rištān (ريشتان) sind wir versucht in Zusammenhang zu bringen mit dem Volke der Ἀριστεῖς, welches Ptolemaeus an die Jaxarteszufüsse setzt; der heutige Name der Landschaft Qara-tagin, welche von Galči's oder persisch sprechenden ‚montagnards‘ bewohnt wird, rührt von einem türkischen Machthaber der Khitan her; als Eigenname begegnet er schon unter den späteren Sāmāniden (von qara ‚schwarz‘ und تकिन takin, tagin ‚wohlgestalt, kräftig, muthig, Held‘). Ueber Karātegin hat in neuerer Zeit der russische General Abramow einen kurzen Bericht veröffentlicht (Journ. of the Roy. Geogr. soc. 1871, XLI p. 338—342); darin erscheinen als wichtigere Ortschaften Gharm (der Vorort, mit 800 Häusern), Qalaï, Sar-i-pūl, Sarym-saly, Naudanak, Komar-āb, Tang-i-namazga, Langar-šah (wo Salz gewonnen wird) u. a., sämmtlich in der Nähe des Kyzyl-sū (Surkh-āb, Wakhš, Oxus) gelegen; Sar-pūl und Zankūn nennt Šarif-al-dīn (I p. 23). Somit sind wir mit der Beschreibung des Hišargebietes zu Ende, und wir widmen noch einige Aufmerksamkeit den Zügen Alexander's, so weit sie das östliche Sogdiana oder die Striche ostwärts von dem ‚eisernen Thor‘ (dem Felsen des Sisymithres) betreffen. — Curtius gibt folgende kurze Nachricht (VIII 14, 1): tertio mense (a. 327) ex hibernis (vgl. Arrian. IV 18, 2: Ἀλέξανδρος περὶ τὰ Ναύτακα ἀνέπαυε τὴν στρατιάν ὅτιπερ ἀκμαίων τοῦ χειμῶνος ἦν) movit exercitum, regionem quae GABAZA appellatur aditurus. Diese Gegend lässt sich nicht bestimmen, da

von einem annähernd ähnlichen Namen nirgend eine Spur vorhanden; weder Qobādhiyān noch Ubağa noch jenes Gabakhān oder Gāwakān, welches wir bei dem Dorband al-Rašt kennen gelernt haben, will recht stimmen. Da das ‚eiserne Thor‘, der Schlüssel zu der Hişārlandschaft, sich bereits in der Gewalt des Eroberers befand, so ist die Annahme, dass wir Gabaza jenseit des Surkhān und gegen den Wakhš-āb hin zu suchen haben, keine allzu kühne. Curtius spricht von einem Saltus, wo die makedonischen Colonnen von einem grossen Gewitter überrascht wurden; furchtbar litt das Heer von Winterfrost und Mangel; wenige Weiler, von Barbaren bewohnt, lagen am Ausgange der Enge und in den Bergthälern versteckt; doch zur rechten Zeit erschien die von Sysimithres geleistete Zufuhr, welche das Heer reichlich versorgte. Bergengen und Pässe gibt es nach dieser Seite hin viele. Dass wir uns aber nicht weit von Khuttal und Šignān befinden, lehrt die sofortige Anreihung der Expedition gegen die Saken: ‚rex sex dierum cocta cibaria ferre milites iussit, SAGAS petens. Totam hanc regionem depopulatus XXX milia pecorum ex praeda Sysimithri dono dat‘ (VIII 15, 20). Arrian übergeht diese Expedition, obwohl es (VII 10, 5) bei ihm heisst: Ἀλέξανδρος νικῶν — καὶ Βακτρῖους καὶ Σάκας. Diese Saken sind verschieden von jenen Reiterhorden, welche jenseit des Jaxartes (Tanais) nomadisirten und meist Σκύθαι οἱ Ἄβιοι genannt werden, auch von den Massageten zwischen Chorasmien und dem Sogdfluss. Es sind die Saken am obern Oxus (āb-ī-Pang), die Nachbarn der Inder; vgl. Curtius VII 15, 6: venturos Chorasmos et Dahas Sacasque et Indos et ultra Tanain omnem colentes Scythas; V 9, 5: Bactra intacta sunt, Indi et Sacae; Strabo XI p. 513: φησὶ δ' Ἐρατοσθένης, Σάκας μὲν καὶ Σογδιανούς τοῖς ἔλοις ἐδάφειν ἀντικεῖσθαι τῇ Ἰνδικῇ. Drei ihrer Stammesfürsten unter Darius I. (bei Polyæn. VII 12) haben echt iranische Namen: Σακεσφάρης (Çaka-içfāra), Ὁμάργης (Haumavarga, vgl. Ἀμάργιοι bei Herodotos), Θάμυρις (Tahmūraf); ihr Heerführer unter Darius III. führt den echt skythischen Namen Μαυάκης (Arr. III 8, 3; vgl. Μευάκης auf bosporan. Inschr.). Choirilos (Strabo VII p. 303) nennt die Saken μηλονόμοι, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Makedonen ihnen 30.000 Schafe wegtrieben. Ob sich die Expedition bis zu ihrer Capitale

Rökhšānaka erstreckte, wird nicht berichtet und ist auch kaum anzunehmen; dass aber Khuttal erobert wurde, können wir aus der Gründung Sikandra schliessen. Curtius berichtet weiter: ‚inde pervenit in regionem, cui Oxyartes satrapes nobilis praeerat, qui se regis potestati fideique permisit‘. Fällt also in diesen Verlauf der Heereszüge die Einnahme des ‚sogdianischen‘ Felsens, ἡ τοῦ Ὀξάρτου πέτρα? Uebereinstimmend mit Curtius verlegt in diese Zeit Arrian die Vermählung Alexander's mit Roxane, der Tochter des Oxyartes, welche auf dem Felsen verwahrt gewesen. Arrian berichtet unmittelbar darauf von der Expedition nach Bādakhšān; denn dass unter Paraitakana die heutige Landschaft Paraïḡān und unter dem Gebiete des Χοριάνης (vgl. Χοριάνης Χωριάνης, Perser bei Prokopius b. Goth. IV 1 u. 8) der Canton Khuryāna oder Qurrān verstanden werden darf, werden wir anderen Ortes darlegen. Nachdem auch noch die Häuptlinge Austana und Katanna bewältigt worden waren und nachdem Polysperchon die Landschaft Bubakana (vgl. Βουβάκης, Perser bei Arr. II 12, 8) durchzogen und unterworfen hatte, gieng es mit gesammelten Streitkräften frischen Muthes durch's Kabulthal — nach Indien!

Indem wir nun die am Zarafšān gelegenen Hauptgebiete und die am meisten genannten Ortschaften des Herzens von Sogd nach den vorhandenen ältesten Schriftwerken zu schildern versuchen, folgen wir im grossen Ganzen der Reiseroute, welche der bewährteste Führer auf diesem Gebiete, der sinische Pilger Hiuan-Thsang, in seinem Si-yü-ki einzuhalten für gut fand, und beginnen mit der Landschaft, welche die sinische Bezeichnung Tong-Tsao (東曹) kuē oder ‚das östliche Reich Tsao‘ führt, worin Tsao (sin. ‚la multitude‘) schwerlich auf einen Namen iranischen oder türkischen Ursprungs zurückgeht; es ist dieselbe Landschaft, welche bei den arabischen und persischen Schriftstellern Ošrūsenah genannt wird. Matuan-lin gibt aus den Annalen der Dynastien Suï und Thang folgendes Résumé über dieses Gebiet, als dessen Centrum das heutige Ūra-tāpā gelten muss (Abel-Rémusat, Nouveaux mélanges asiatiques, I p. 235): ‚la partie orientale du pays de Tsao se nomme aussi Tu-su-ša-na, Su-tuï-ša-na, Su-tu-ši-ni. Elle est au

nord du mont Po-si. Elle est à deux cents li de Ši (Taškend) vers le nord, de Khang (Samarkand) vers l'ouest, de Ning-yuan (Farghāna) vers l'est. Il y a au midi cinq cents li jusqu'au Tokharestan. On y voit la ville de Ye-ča, qui est gardée par un commandant'. Wir finden ausserdem die Notiz (p. 203): „le royaume de Su-tuī-ša-na, qui fut connu sous les Suī, n'est autre que le pays des Ta-wan au temps des Han' — eine Angabe, der wir nur den Werth einer blossen Conjectur beimessen können, da weit gewichtigere Gründe dafür sprechen, dass wir unter Ta-wan ein östlicheres Gebiet (Farghāna, wenn nicht Čaghāniyān) zu verstehen haben. Weiters berichteten die Annalen, dass die Herrscher von Su-tuī-ša-na zu wiederholten Malen Gesandte an den sinischen Hof schickten, um ihre Ergebenheit und Unterwürfigkeit zu bezeugen, so namentlich um 618 bis 626 n. Chr.; im Jahre 752 wurden Boten nach Šin abgeschickt, um Hilfe gegen die stetigen Einfälle der Araber („les Ta-ši à robe noire“) zu erbitten; die praktischkluge Regierung des entfernten Reiches der Mitte fand es nicht rathsam dem Ansuchen zu willfahren. Vor den Arabern waren es die westlichen Türken, welche wie in den Jaxarteslanden so auch in Osrūsenah zeitweilig die Oberherrschaft besaßen. Ursprünglich gehörte jedoch das Gebiet zu Haiṭal. Ueber die Eroberung durch die Araber geben die orientalischen Schriftwerke nur kurze Notizen. Balādhūrī berichtet, dass im Jahre 94 d. H. Qotaība gegen Ošrūsna und Khoḡand gezogen und bis Kāšān und Urašt in Farghāna vorgedrungen sei; später wird von einer Besitznahme Ošrūsna's durch Sa'īd (a. 103 H.) und durch Fadhl (a. 178) berichtet. Der Name des letzten einheimischen Fürsten von Ošrūsna soll Afšīn oder Ifšīn gelautet haben; er hat das Gepräge eines Appellativum's und eines iranischen Ursprungs. — Hören wir was Hiuan-Thsang über Ošrūsna berichtet; er war von Če-ši (Čaš) nach Fei-han (Farghāna) gezogen und verfolgte nun weiter seine Route. „En partant de ce pays — heisst es im Si-yü-ki, p. Stanisl. Julien I. p. 17 —, dans la direction de l'ouest, il fit environ mille li, et arriva au royaume de Su-tu-li-se-na. Le royaume de SV-TV-LI-SE-NA (羣都利瑟那) a de quatorze à quinze cents li de tour. A l'est, il est voisin du fleuve

Še. Le Še-no (野合) sort du plateau septentrional des monts Tsong-ling, et coule au nord-ouest. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs, ce royaume ressemble à celui de Če-ki (Čăš). Depuis qu'il a un roi, il s'est mis sous la dépendance des Tu-kiue (Turcs). En partant de ce royaume, dans la direction du nord-ouest, on entre dans un grand désert sablonneux, où l'on ne voit ni eau, ni herbes. La route s'étend à perte de vue, et il est impossible d'en calculer les limites. Il faut regarder dans le lointain quelque haute montagne, et chercher des ossements abandonnés, pour savoir comment se diriger et reconnaître le chemin qu'on doit suivre. Après avoir fait environ cinq cents li, il arriva au royaume de Samo-kien (Samarkand)'. Was der buddhistische Reisende von der wüstenartigen Beschaffenheit des Landes in der Richtung nach Westen (und Südwesten) berichtet, stimmt vortrefflich zu der Schilderung, welche ein anderer sinischer Berichterstatter Jahrhunderte später (1221) von der Strecke südlich von dem Khoğendflusse oder dem Sirr bis Samarkand entwirft (Journ. asiat. VI^e sér. tome IX p. 69): ‚Au sud-ouest du fleuve Hokhian (ou Ho-tan, i. e. Khoğand) on fait plus de deux cents li sans trouver absolument ni eau, ni herbe. Ensuite au midi, on aperçoit de hautes montagnes couvertes de neige‘. Auch die arabischen Geographen reden von einer ausgebreiteten Steppe zwischen Dizak und Zāmin, und neuere Reiseberichte schildern uns die nordwestlich von Ura-tübä sich erstreckende Gegend als ein sandiges Gebiet, das im Sommer, wenn die Gluthitze unerträglich wird, alles vegetabilischen und animalischen Lebens ermangelt; Nazarow (Magasin asiat. I p. 66) macht sogar die Bemerkung: ‚C'est pourquoi l'on n'élève dans ce pays qu'une très-petite quantité de bétail‘. Diesen Angaben zufolge wagen wir sogar den Namen Ušruçanah, dessen ältere Form im Si-yü-ki mit Su-tu-li-se-na (Šuthriçana) wiedergegeben ist, durch die Annahme einer alt-sogdianischen Namensform Khšudraçānaka mit der Bedeutung ‚Vernichtung alles lebendigen Samens‘ zu deuten, indem wir auf baktr. Khšudra, huzw. šusr, neupers. šuhr ‚Same‘ verweisen, wofür wir eine im siebenten Jahrhundert bestehende sogdianische Mittelform šuthr annehmen dürfen, die später in der Zusammensetzung zu ušthr und ušr degenerierte, so wie auf baktr. çāna ‚Zerreibung,

Vernichtung' und çanaka ‚Steppe‘, von çan ‚zerstören‘. Allerdings könnten wir auch baktr. ustra neupers. uštur šutur ‚Kameel‘ zu Hilfe nehmen; aber, wir denken, die von uns vorgezogene, nicht minder durchsichtige Lautdeckung ergibt sich auch, wenn wir eine sogdianische Völkerschaft aus dem höchsten Alterthum herbeiziehen, welche uns Ptolemaeus nordwärts von Σόγδισ ἄρη gegen die Jaxartesbiegung hin, also genau in der Landschaft Ösrūsnah, anführt: wir meinen das Volk der Ὀξυδράγκαι oder Ὀξυδραγκαι, das bekanntlich auch an dem Indus einen Namensvetter besitzt, den wir mit den Sañskritlauten Kṣudraka wiederzugeben gewohnt sind. Sicherlich hat unsere Deutung mehr Bestand als die von Vivien de Saint-Martin vorgebrachte, wonach für Satrušna indischer Ursprung angenommen werden müsste, unter Berufung auf skr. çatru-ghná (-ghaná, -hán) ‚Feinde schlagend, Gegner vernichtend‘, ‚une dénomination connue dans l'ancienne géographie sanscrite et qui se rattache aux vieilles légendes de la race solaire‘. Auch werden wir uns hüten die Existenz einer buddhistischen Colonie tief im Norden des Oxus anzunehmen, da es kaum glaublich, dass Hiuan-Thsang von derselben nicht Meldung gethan hätte. Unsere Zusammenstellung mit Ὀξυδράγκαι: dagegen darf schwerlich abgewiesen werden. Ausser diesem Volke nennt Ptolemaeus den mittleren Jaxartes entlang auf der Westseite die Ἀυγαλοί, ferner die Ἰάτιοι καὶ Τάγοροι, endlich gegen die Mündungen des Stromes hin die Ἀριάκαι. Die ersteren dürfen kaum mit den räthselhaften Ἀγλοί des Herodotos III p. 92 zusammengestellt werden; eher dürfen wir an die Ἀυγάσιοι ἔθνος Μασσαγετῶν Steph. Byz. p. 145 (wonach zu corrigiren οἱ Ἀττίσιοι bei Strabo XI p. 513) denken, worin wir als ersten Bestandtheil das die Nähe und Umgebung ausdrückende baktrische Vorwort aiwi, als zweiten eine geographische Position wie das später zu erwähnende Γάξαι erkennen. Bemerkenswerth ist aber die Thatsache, dass der Quellenschriftsteller, welchen Marinos oder Ptolemaios vor sich hatte, die Ἰάτιοι (oder Yatya, sin. Yue-ti und Ya-ta, I-ta) und die Τάγοροι oder Τόγαροι (Thogari bei Justinus, sin. Tu-ho-lo, die Bewohner von Tūkhāristān oder, wie Yāqūt auch schreibt, Takhīristān طخیرستان) erst an der Nordgrenze von Sogd nomadisierend kannte; es muss diese Angabe aus einer Zeit stammen, wo diese beiden inner-

asiatischen Stämme das baktrianische Reich bedrohten, aber noch nicht aufgelöst hatten — wir müssten denn lieber annehmen, dass darunter nur einzelne zurückgebliebene Theile der nach Süden gezogenen Stämme zu verstehen seien. Die Landschaft, welche diese beiden Völker bei Ptolemaios einnehmen, entspricht dem Gebiete Yläq der arabischen Geographen, wofür wir eine ältere Form Yraq (vgl. die Ἀριάκαι des Ptolem.) substituieren dürfen, trotzdem auch an türk. yailaq ‚Sommerweideplatz‘ gedacht werden kann. Durch die eingewanderten Yatya und Tukhāra wurden die iranischen Ἀριάκαι von den Ἀργάσιοι und Ὀξυδράκται verdrängt und nach Norden geschoben. Unter die iranischen Stämme Sogdiana's gehören vielleicht auch die Σαβάδιοι, welche Ptolemaeus sammt Μαράκωνδα und dem Flusse Δαργάμανις an den Paropanisos versetzt hat; die arabischen Geographen erwähnen in Osrūnah eine grosse Stadt Sābādh oder Sābāth östlich von Zāmin. — Nach diesen ethnologischen Bemerkungen können wir auch die wenigen Localitäten, von denen die Schriftsteller über Alexander melden, erörtern. Nachdem Alexander Marakanda eingenommen und daselbst eine mässige Besatzung zurückgelassen hatte, zog er nordwärts; auf einem benachbarten steilen Berge (ὄρος τραχύτατον καὶ πάντῃ ἀπίοτον, Arr. III 30, 10), entweder dem samarkandischen Čupān-ātā-tāpā (vgl. Plutarch. de Alex. virtute 1, 2 u. 2, 9 πρὸς Μαρκιάνδου) oder dem Khodym-tagh auf der Passage von Sūzān-ghirān, hatten sich gegen 30.000 Sogdianer gesammelt, um ihm den Durchgang zu verwehren. Hier erhielt Alexander einen Pfeilschuss in's Schienbein, aber die Sogdianer wurden geworfen und nur 8000 überlebten die Niederlage. Nun ging es durch die Steppe bis an das Ufer des Jaxartes; die Entfernung von Marakanda wird zu 1500 Stadien (= 37½ geographische Meilen oder über 278 Kilometer) angegeben. In dieser nordischen Gegend gab es sieben feste Plätze, welche Sogdiana vor den jenseit des Jaxartes nomadisierenden Saken schützten. Alexander liess in diesen Plätzen Besatzungen zurück und fasste den Plan an dem Ufer des Jaxartes eine mächtige Schutzwehr gegen die nordischen Barbaren zu gründen, welche seinen Namen tragen sollte. Da brach auf einmal in ganz Sogdiana ein Volksaufstand los, dem sich sofort auch die sieben Vesten von Osrūnah anschlossen.

Alexander überliess die Belagerung des wichtigsten Platzes, *Κυρόπολις* oder *Κύρα*, wo sich 15.000 streitbare Sogdianer angesammelt hatten, seinem Feldherrn Krateros; er selbst warf sich mit rasender Energie zunächst auf *Γάζα* (Arr. IV 2), welches allsogleich fiel, nahm noch an demselben Tage drei andere Plätze ein, zog hierauf vor *Μαίμαχα* und rächte die Niedermetzlung der makedonischen Besatzung mit der gänzlichen Zerstörung dieser starken Position (Curt. VII 27: *ΜΑΕΜΑCΕΝΙ, valida gens. Alexander urbem corona circumdedit, munitiorem quam ut primo impetu capi posset . . . non alia urbs fortius obsidionem tulit . . . cuniculo suffossa moenia . . . victor urbem dirui iussit*). Nach Einnahme dieser ringsum gelegenen Vesten konnte die Belagerung von *Kyra* um so ernstlicher betrieben werden; Alexander drang durch das ausgetrocknete Flussbett (*ποταμός δια τῆς πόλεως χειμάρρους ὧν διέρχεται*, Arr. IV 3) in die Stadt und drängte die Rebellen in hitzigem Strassengefecht, wobei er im Nacken verwundet wurde, in die Burg (*ἡ ἄκρα*); aber auch diese musste wegen Wasser-noth capitulieren, und *Kyra* wurde der gänzlichen Zerstörung anheim gegeben. Nachdem auch noch *Marakanda* wieder bewältigt worden war, konnte der Eroberer, wenn auch nur in Hast, die geplante Gründung von *Ἀλεξάνδρεια* durchführen; um die Macht der makedonischen Waffen den Völkern der äussersten Nordgrenze des Reiches fühlbar zu machen, setzte er sogar über den *Jaxartes*, auf welchen Strom der Name *Tanaïs* übertragen wurde, und unternahm in einer Strecke von 60 Stadien in dem unbekanntem Lande der *Massageten*, welche man für die *Abier* des *Homeros* hielt, eine abenteuerliche erfolglose *Recognoscierung*. Es ist nicht möglich, die genannten Positionen auf der heutigen Karte mit voller Sicherheit zu bestimmen; Vermuthungen sind jedoch nicht ausgeschlossen. Und so dürfen wir annehmen, dass *Κυρόπολις* oder *Κύρα* mit dem Vororte der Landschaft *Ošrūsnah*, dem heutigen *Ura-tübä*, in dessen Bereich gegen den *Sir* hin noch jetzt ein *Kurghan* den Namen *Kür-kend* führt, ferner *Γάζα* mit *Dizak* (*Ğizakh*), die unbenannte benachbarte Veste, *τείχος γῆινον τε καὶ οὐχ ὑψηλόν* (Arr. IV 2) mit *Zāmīn* (baktr. *zemaēna zemaēnya γῆινος*, slav. *земльнѣ*), die drei folgenden Plätze mit *Sābāt Šuwa-kath* und *Khawast*; *Μαίμαχα* mit einer südlich von *Ura-tübä* im Gebirge

gelegenen festen Position, etwa mit Dakh-kath oder mit Masikha, endlich Ἀλεξάνδρεια mit Khoğenda zu identificieren sei. Hier noch die Bemerkung über Κυρούπολις. Neuere Forscher, welche in dem Ἀράξης des Herodotos durchaus nur den Oxos (Amū) erkannt und die Massageten nur nach Chorasmien verlegt wissen wollen, wie Roesler (Aralseefrage S. 8 ff. 82 ff.), vergessen ganz auf die Nachrichten der Alten, wonach Kyros alles Land bis zum mittleren Jaxartes besessen und als Denkmal seiner sieghaften Thätigkeit gegen die nordischen Barbaren in der Nähe des Araxes oder Orxantes oder Jaxartes (etwa baktr. Yarakhsaīta? oder Vara khšaeta ‚leuchtendes Wasserbecken‘?) die starke Veste Κύρα oder Κυρούπολις angelegt haben soll; vgl. Strabo XI p. 517: τὰ Κύρα, ἔσχατον ὄν Κύρου κτίσμα ἐπὶ τῷ Ἰαξάρτη ποταμῷ κείμενον, ὅπερ ἦν ὄριον τῆς Περσῶν ἀρχῆς; Arr. IV 3: Κυρούπολις, τεταγισμένη τε ἦν ὑψηλοτέρῳ τείχει ἤπερ αἱ ἄλλαι πόλεις, οἷα δὴ ὑπὸ Κύρου οἰκισθεῖσα. Ueberhaupt wurde der Jaxartes als die äusserste Grenze aller alten Eroberungszüge angesehen, vgl. Plin. VI § 49: arae ab Hercule et Libero Patre constitutae, item Samiramide et Cyro atque Alexandro, finis omnium eorum ductus, includente flumine Jaxarte. Vielleicht gab es noch eine zweite Gründung des Kyros und zwar am oberen Jaxartes, die durch ihre weitere Entfernung der Zerstörung durch Alexander entgieng; wenigstens kennt Ptolemaeus einen Ort Κυρέσχατα, dessen Lage er so genau situirt, dass wir darin die Position des heutigen Usgent oder Uz-qand erkennen müssen; ‚hier vereinigen sich die Jaxartesquellen‘ heisst es bei Ptolemaeus wie bei den Arabern. Auch die Massageten werden wir in das Jaxartesgebiet versetzen, uns aber gleichwohl hüten, eine genauere Kenntniss des unteren Jaxartes oder gar des Aralsees bei den alten Persern wie bei den Griechen (vor Ptolemaeus) vorauszusetzen; was Herodot über den Araxes berichtet, vage und phantastische Anschauungen, ist Wiederhall orientalischer Sagen und Vorstellungen; aber der Jaxartes liegt denselben zu Grunde. Nach Alexander soll auch Demodamas („Seleuci et Antiochi regum dux“ Plin. l. c.) den Strom überschritten haben; uns fehlen aber Nachrichten über diese Expedition. Bei Ptolemaeus finden sich richtige Angaben über den Jaxartes so wie über Völkerschaften jenseit des Stromes, die — wie wir zu beweisen gedenken — auf glaubwürdigen

Originalnachrichten beruhen; aus guter Quelle stammt auch die Notiz bei Plin. XXX § 74: in Bactris duo lacus vasti, alter ad Scythas versus, alter ad Arios, sale exaestuant; da Baktra hier, wie öfter, das baktrianische Reich in seiner grössten Ausdehnung bezeichnen kann, so dürfen wir in dem gegen die ‚Skythen‘ gelegenen See das schmale, aber sehr langgestreckte Salzbecken von Tuz-khanah nordwestlich von Ğizakh erblicken. So weit die Nachrichten der griechisch-römischen Schriftsteller über Ošrūsna.

Viel reichhaltiger an topographischen Daten sind die arabischen Geographen. Yāqūt gibt folgenden Ueberblick s. v. **اشروسنه**: ‚Ošrūsene, eine grosse Landschaft in Transoxanien, nach Moqaddasī zu Haiṭal gehörig, zwischen dem Saiḥūn und Samarqand, 26 Farsang von letzterem. Iṣṭakhrī sagt, es gebe keinen Ort und keine Stadt dieses Namens, derselbe gelte nur für die Landschaft; gegen Süden ist selbe mit Gebirgen angefüllt, an welche sich dann die Gebiete von Kešš, Ṣaghāniyān, Sūmān, Buttam und Rašt anschliessen, während Fargḥāna im Osten liegt. Die grösste Stadt ist Bulsān; andere Orte sind Bungīkaṭ, Sābāṭ, Zāmīn, Dizak, Kharqāna‘. Daneben heisst es wieder: ‚die grösste Stadt und der Sitz des Wālī ist Bungīkaṭ, die nächste hierauf Zāmīn‘. Unter diesem Artikel (**زامين**) bemerkt Yāqūt: ‚Zāmīn, eine volkreiche Stadt, welche auch den Namen Sabadha **سبدنه** führt; in ihrem Rücken beginnen die Berge von Ošrūsena, gegen Westen sind Steppen und Ebenen‘. Man erinnere sich an die **Σαβᾶδιοι** des Ptolemaeus, über deren Sitz wir oben eine Vermuthung ausgesprochen haben. Der Vorort von Ošrūsene heisst bei Idrisī Būmaṅgekath (**بومنجکت**), bei dem Verfasser des Mesalek al-absar gar Nauba-kath (**نوبجکت**); vielleicht ist eine Verwechslung mit Bangī-kath, d. i. Pang-kand am Soghdfluss, im Spiel; jedenfalls ist das obige Bulsān, so wie das bei al-Baqūwī vorkommende Šebil, räthselhaft; auch mit Ye-ča der sinischen Berichte wissen wir nichts anzufangen. Der Hauptort von Ošrūsene lag sicherlich im Centrum der Landschaft, wie sich aus den Itinerarien ergibt, und ist das heutige Ura-tübā, wie Bāber (I p. 16) bemerkt: ‚le nom de Ura-tipa s’écrit originairement Ušrūšana et Ušrūcana‘. Die Araber zählen von Dizak (**ديزك**) über Qiṭrān-darra (**درة** **تطران**) oder auch über

Kharqāna (خرتانه) nach Zāmīn (زامين) 9 Farsangen; von da nach Sābāṭ (ساباط) 4 Farsangen; von da über Ur-kand und Šūwa-kath (oder Šāwa-kath) nach Khoğenda zwei Tage oder 10 Farsangen. Von Sābāṭ nach der Hauptstadt von Oārūsene 3 (Variante 9) Farsangen; von da über Kūr-kath (کورکث, Var. کردکث) und 'Araq (عرف) nach Khoğenda 7 Farsangen. Von der Hauptstadt nach Asbānī-kath (اسبانیکث) oder dem heutigen Asfānāh an der Grenze von Farghāna 9 Farsangen. Von Zāmīn führt ein Weg nach Taškand über Yām und Khāst (خشث; Var. Khawast, Khawūs, Khās etc.). Ausserdem werden genannt Marsminda (مرسمنده), Dah-kath (دعکث), Būğ-kath (بورجکث) und andere Orte mit zweifelhaften Lesarten. Von Belang ist nur noch das Itinerar Mīr-I'zzel-Ullah's, worin folgende Orte vorkommen zwischen Khoğend und Dīzak: Aq-tipa (اقتپه), Aq-sū (اقسو), dernière station du territoire de Khokand, Qūr-kant (قورکنت), village entouré d'un mur de pierre et de terre qui forme un carré; c'est le dernier endroit du territoire d'Ura-tipa', Ura-tippah (اورتپه), 8 heures de Qur-kant, cité entre deux hautes collines, le long desquelles les maisons s'étendent; elle est défendue par un mur', Urā-kant (یوراکنت), Sawāt (سیات), grand village avec un fort en terre', Yām (یام), grand village avec un mur en terre', Quduq (قدق), Dizakh (دزخ). In Qūr-kant, dem Kūr-kath der arabischen Geographen, könnte man eine Spur des uralten Kūrα erblicken; doch ziehen wir die Gleichstellung mit Ura-tippah vor; auch lässt sich der Name Kūr-kath recht gut aus dem Türkischen deuten, von qūr قور, 'ceinture, aime, garde, défense' (indogerm. vāra). Ueber die uralte Metropole von Oārūsene oder das heutige Ura-tāpā (tübā, tippah) veröffentlichte zuerst Generalmajor Gens (Beiträge z. Kenntniss d. Russ. Reiches, II. Bd. 1839 S. 73 ff.) einige Daten: ,Der Berg Ura-tāpā (also die *ἄκρα* von *Κυρούπολις*) ist nur ein paar hundert Fuss hoch und trägt eine Citadelle; die Stadt selbst liegt am Fusse des Berges und ist mit einer Mauer umgeben; zwischen der Stadt und der Citadelle befindet sich der Bazar, den ein auf dem Berge entspringender Bach durchfließt; ein anderer Bach, der diesen in sich aufnimmt, (also der *ποταμὸς χειμάρρους ὧν* von *Κυρούπολις*), strömt durch die Stadt und versorgt sie hinreichend mit Süßwasser. Die Häuser sind aus Lehm erbaut'. ,30 Werst von Ura-tāpā gegen Khoğand

befindet sich ein bucharischer Wachtposten, an einem Bache, der sich in den Syr-daryā ergießt, offenbar das obige Qūrkanđ. — Für die Topographie der Landschaft bieten noch die Memoiren Bābr's einige Ergänzungen. Erwähnt sind darin (I p. 37) Aq-sū gegen den Čir (Syr-darya) hin, im Territorium von Uratipa die Flüsse Būrdan-suī und Amānī-suī (I p. 214), welche aus den Bergen von Mašikhaī kommen und die Ebene von Yalghār bewässern; ferner Dah-kat oder Dakh-kat (I p. 208 suiv.), l'un des districts d'Uratipa, situé dans le Maliq-tagħ; il se trouve au pied d'une haute montagne; de l'autre côté de cette montagne s'étend le gouvernement de Mašikhaī, dont les habitants, quoique tağik, possèdent des troupeaux de chevaux et de moutons, comme les tribus turques; Dah-kat est située sur un terrain bas et uni; und am Oberlauf des Būrdan-sūī der Weiler Āb-būrdan (p. 214), ‚le village le plus bas situé de la dépendance de Mašikhaī. Südlich und westlich von Uratipa sind viele yaīlaq's (p. 130), z. B. Böreke-yaīlaqi (p. 168) auf dem Wege nach Sang-zār, dem Vororte des Districtes Yār-yaīlaq (p. 120), und Aq-kapčighaī (p. 26) ‚à 18 igagħ à l'est de Samarkand. Sehr häufig ist bei ihm und den persischen Chronisten die Rede von Zāmīn, von Yām (oder Ğam) und dem Flusse von Yām, von Dizāk und den Passagen von Biti-quduq und Suzān-ghirān. Von Zāmīn führte nach Süden ein Weg nach dem District Yār-yaīlaq über Pešā-ghyr (Bābr I p. 127, 129, 208). Und somit scheiden wir von dem uralten Gebiet der Oxydranker und deren Metropole Šuthrisana, um mit Hiuan-Thsang nach dem hochberühmten Katha, nach Samarkand, zu pilgern.

‚Le royaume de SA-MO-KIEN (罽 秣 建), sagt der sinische Wanderer, welcher die Stadt in fünf Tagereisen oder nach Zurücklegung von 500 Li erreichte, ‚a une circonférence de seize à dix-sept cents li. Il est allongé de l'est à l'ouest, et resserré du sud au nord. La capitale a environ vingt li de tour. Il est protégé par des obstacles naturels et possède une nombreuse population. Les marchandises les plus précieuses de pays étrangers se trouvent réunies en quantité dans ce royaume. Le sol est gras et fertile, et donne d'abondantes moissons. Les

arbres des forêts offrent une magnifique végétation, et les fleurs et les fruits viennent en abondance. Ce pays fournit beaucoup d'excellents chevaux. Les habitants se distinguent de ceux des autres pays par une grande habileté dans les arts et métiers. Le climat est doux et tempéré, les mœurs respirent l'énergie et la bravoure. Ce royaume occupe le centre des pays barbares. Pour tout ce qui regarde la conduite morale et les règles de la bienséance, les peuples voisins et éloignés se modèlent sur lui. Le roi est plein de courage, et les royaumes voisins obéissent à ses ordres. Il a une forte armée et une nombreuse cavalerie. La plupart de ses soldats sont de la race des *ČE-KIE*. Les *Če-kie* sont d'un naturel brave et impétueux, et affrontent la mort avec joie; quand ils combattent, nul ennemi ne saurait tenir devant eux'. Zur Ergänzung der allerdings kurzen Schilderung Hiuan-Thsang's mögen einige Notizen dienen, welche Ma-tuan-lin in seiner ,umfassenden Prüfung der alten Litteratur' (uen hian thung khao) älteren Schriftwerken aus den Zeiten der Dynastien Han, Tsin, Wei, Suï und Thang entnommen hat (Abel-Rémusat, *Nouv. mélanges asiat.* I p. 225—239). ,Ce royaume peut être appelé puissant; beaucoup d'états sont soumis à celui-là. Les habitants ont tous les yeux enfoncés, le nez proéminent et une barbe touffue. Ils excellent dans l'exercice du négoce; beaucoup de barbares se rendent chez eux pour échanger des chevaux. On voit dans ce pays de grands et de petits tambours, des guitares, des luths à cinq cordes, des flûtes de plusieurs espèces.' ,Le climat est doux et tempéré, il convient aux diverses sortes de grains; on donne beaucoup de soins à l'entretien des jardins, où l'on cultive des légumes, des arbres, des fleurs odoriférantes. Le pays produit des chevaux, des chameaux, des mulets, des bœufs à bosse, de l'or, du sel ammoniac, des pignons doux, du asana, sorte de parfum, du phi-pha, de la peau de cerf, des tapis, des étoffes de laine brodées, beaucoup de vin de raisin; les maisons riches en conservent quelquefois jusqu'à mille ši, et il ne se gâte pas dans l'espace de plusieurs années. Il y a dans ce royaume trente grandes villes et deux cents hameaux.' Fruchtbarkeit des Bodens und Reichthum der Producte wissen schon die griechischen Schriftsteller zu rühmen; voll des Preises sind aber die arabischen Geographen, wenn sie auf Soghd zu reden kommen; das Soghd-

thal gilt den Orientalen für eines der vier irdischen Paradiese, wie das Thal von Biwān in Fars, von Ghawṭah bei Damask, und das Flussgebiet von Obullah. Gewöhnlich ist von zwei Ṣoghd die Rede, nämlich Ṣoghd von Samarqand, und Ṣoghd von Bukhārā (Hāzimī, bei Yāqūt); das erstere heisst im Munde der Perser auch Ṣoghd-ī-kalān, ‚das grosse Ṣoghd‘. Moqaddasī rechnet es zu Haṭal und sagt: ‚Ṣoghd ist ein prachtvoller District mit der Hauptstadt Samarqand. Es sind zusammenhängende Dörfer, umgeben von Bäumen und Gärten, von Samarqand bis nahe an Bukhārā; man sieht kein Dorf; ehe man hineinkommt, wegen der Bäume in und um dasselbe; es ist das schönste Land auf Gottes Erden, reich an Bäumen und voll von Flüssen, von Vogelgesang durchtönt‘. Aehnlich drückt sich Iṣṭanhrī aus: ‚Ṣoghd erstreckt sich von der Grenze Bukhārā's, rechts und links entlang dem Wadī von Ṣoghd bis zur Grenze von Buttam, ununterbrochen, in einer Länge von acht Tagesreisen. Es ist voll von Wiesen, Gärten und Feldern, überall sind Wasseradern und Brunnen. Das Grüne der Bäume und der Saaten verbreitet sich an beiden Ufern des Thales, umgeben wird es von bebauten Feldern; hinter diesen sind wiederum Weideplätze für die Kamele. Ganz Ṣoghd erscheint wie ein Kleid von grünem Brocat, in das blaue Adern fließenden Wassers eingestickt sind, geziert mit dem Weissen der Burgen und Wohnhäuser‘. In dichterischer Weise vergleicht Ğaihanī in seinem Buche Mutagāwabe Ṣoghd von Samarqand mit der Gestalt eines Menschen. ‚Sein Haupt ist Bunġikat, seine Füße Kašāniya, sein Rücken Wadhār, sein Unterleib Kabūdangkat, seine Hände Māyamurgh und Būzmāġar. Seine Breite beträgt 36, seine Länge 46 Parasangen‘ (Yāqūt s. صغول). Wir fügen hier die begeisterte Schilderung eines Reisenden an, welcher das mittlere Zarafsanthal in jüngster Zeit besucht und beschrieben hat (Radloff, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1871, S. 401—439, 497—526): ‚Das ganze Zarafsanthal, soweit es mit einem Netze von Canälen bedeckt ist, bildet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedlungen. Wenn man auf der Höhe der Grenzgebirge entlang reitet, so sieht man in der Niederung einen dunkeln Wald sich hinziehen, der sich scharf gegen die hell erleuchtete Steppe abgrenzt: dies ist das mit Ansiedlungen bedeckte Thal des Zarafsan. Hier grenzt Acker

an Acker, Garten an Garten, ohne die geringste Unterbrechung, jedes Fleckchen Land ist bearbeitet. Wenn man von der kahlen Höhe zu dem Thale hinabreitet, glaubt man sich aus der Wüste in ein Paradies versetzt zu sehen. Herrliche Wiesen, mit dem grünen Bädäkraute besät, prangen im schönsten Grün des Frühlings, zwischen ihnen sind üppige Felder mit Tabak, türkischem Weizen, Arbusen, Melonen. Die Felder sind alle in regelmässige Vierecke abgetheilt. Sprudelnde Bäche fliessen rauschend zwischen ihnen dahin, deren Ufer meist dichte Baumreihen begleiten. Zwischen diesen Feldern liegen die Gärten, über deren niedrige Lehmmauern ein dichter Wald von Bäumen emporragt. Hier recken hohe Pappeln mit silbergrauen gezähnten Blättern ihre schlanken Stämme hoch in die Luft zwischen den mächtigen dunklen Karagač-Bäumen mit den runden ballonförmigen Kronen. Dort erscheinen saftgrüne Fruchtbäume, die ihre von Aepfeln, Pflirsichen, Aprikosen u. s. w. beladenen Aeste herabhängen lassen. Hier sehen wir von Wasser bedeckte gelbgrüne Reisfelder, dort Baumwollpflanzungen. Das Auge kann sich gar nicht satt sehen an all der Pracht, die in buntem Durcheinander uns umgibt. Wir glauben zu träumen. Eben befanden wir uns noch in der öden Steppe, die Sonne brannte mit sengender Gluth auf uns herab, uns umgab die endlose graugelbe Steppe, Menschen und Thiere waren erschlaft in der todten menschen- und thierlosen Umgebung. Jetzt ruhen wir im Schatten der mächtigen Bäume, umgeben von herrlichen Bildern einer mannigfach gruppirten Landschaft. Ein munteres Treiben herrscht um uns her, überall sehen wir Arbeiter auf den Feldern, die ihrem Tageworke nachgehen; die Hitze, wenn auch noch bedeutend, erscheint uns hier Kühlung gegen die sengende Gluth der Steppe. Und all diese Pracht und Herrlichkeit dankt der Mensch allein dem Wasser, das in Silberadern die Steppen durchrinnt und sie zu einem Paradiese umschafft. Nirgends auf der Erde sieht man die wohlthuende Wirkung des Wassers so deutlich wie hier. So beschaffen ist Çughdha, das ‚reine, hellglänzende‘ Gebiet, auf welchem die Iranier sich zuerst aus der nomadisch-patriarchalischen Lebensweise zu einer höheren Cultur emporgearbeitet haben; wo der Lichtglaube zu seiner ersten Blüthe gedieh; wo der nationale Geist der Iranier am regsten sich entfaltete, am kräftigsten sich zu vertheidigen

wusste; wo noch immer der Fleiss der Tägikbevölkerung dem Lehm Boden durch künstliche Bewässerung Schritt auf Schritt die schönsten Früchte abringt. Fürwahr, das Ufergelände des ‚verehrungswürdigen (namaqya)‘, des ‚gesetzlichen (däitya)‘ Stromes, welcher tausende von Canälen mit Wasser speist und dadurch den fleissigen Anwohnern grasreiche Wiesen, prachtvolle Felder, herrliche Gärten hervorzaubert, heisst mit Recht ein Paradies der Erde, und ist ein schönes Denkmal des iranischen Fleisses, eine bleibende Stätte menschlicher Thätigkeit!

Allerdings, das Ueberwiegen der indolenten türkischen Nomadenbevölkerung, so wie die Unsicherheit der politischen Zustände bis in die Zeit der russischen Invasion, hat auch hier Vieles umgestaltet, manche herrliche Culturblüthe zum Welken gebracht, manche Oase in ödes Gebiet verwandelt. Am stärksten hat die Ungunst der Zeiten die Metropole selbst betroffen; das alte Marakanda oder Samarqand ist schon lange nicht mehr das was es einst gewesen unter den Makedonen sowohl wie unter den Haiṭal's, unter den Sāmāniden wie unter Tīmūr. Die zahlreichen Ruinen alter grosser Gebäude und die Verödung der Vororte sind sprechende Zeugen des allmäligen Sinkens der Stadt, und erwecken in dem Besucher trübe Gedanken. Indem wir die Schilderung der alten Prachtbauten, der Medressen und Grabdenkmäler, den Reisenden, welche Samarkand aus eigener Anschauung kennen gelernt haben (wie Khanikoff, Lehmann, Vámbéry, Radloff u. a.), überlassen, beschränken wir uns auf die Darlegung der allerdings spärlichen Zeugnisse über die Metropole aus dem höheren Alterthum. — Ueber Umfang und Grösse derselben zur Zeit Alexander's haben wir eine einzige kurze Notiz bei Curtius (VII 26, 10); als nämlich Bessus beseitigt worden war und Alexander zum ersten Male Sogdiana betreten hatte, marschierte er direct ‚ad urbem MARACANDA; LXX stadia murus urbis amplectitur; arx alio cingitur muro‘. Curtius bezeugt hiemit das Vorhandensein der Citadelle (arx, ἡ ἀρχα Arr. IV 3, 6; 5, 2, pers. 'arq) und unterscheidet von der Burgmauer die äussere Stadtmauer; die Länge der letzteren betrug 70 Stadien (3½ Stunden) oder etwas über 3 Parasangen. Hiuan-Thsang gibt nur 20 Li oder 1 Parasange an; wenn er die äussere Umfassung gemeint hat und wenn die Stadt, wie doch vorauszusetzen, unter den Fürsten der Kuei-šuang und

Ye-ta nicht an Umfang eingebüsst hat, so dürften 60 Li richtiger sein. Ungemein an Umfang und Blüthe gewann die Stadt zur Zeit der Sāmāniden; die arabischen Geographen unterscheiden gleichfalls eine innere und äussere Stadt; die innere Stadt hat vier Thore, und ihre Area beträgt 2500 gerib; die äussere Stadt hat zwölf Thore, eines von dem andern ist je 1 Parasange entfernt, so dass der Umfang der Mauer 12 Parasangen beträgt; die Stadttheile liegen auf beiden Seiten des Soghdthales'. Eine classische Beschreibung Samarkand's und seiner nächsten Umgebung bietet Bāber in seinen Memoiren (p. Pavet de Courteille, Paris 1871, I p. 96—105); wir entnehmen derselben folgende Einzelheiten. Die Stadt, deren Umfang 10.600 Schritte beträgt (d. i. mehr als 2½ arab. Meilen oder fast 1 Parasange, wie bei Hiuan-Thsang), liegt südlich von dem āb-ī-Kūhik und dem Hügel Kūhik (j. Āpān-ātā), westlich von dem Bach āb-ī-rahmet (eau de la merci), welcher die Wiesengründe von Khan-yurti und Kān-ī-gül bewässert, und nördlich von dem Fluss oder Canal Dargham, der bei Külbeh in den Kūhikfluss einmündet. Ueber den Kūhikfluss führt die Brücke pūl-ī-mughāk (le pont profond). Reizende Gärten umgeben die Stadt; ausser dem bāgh-ī-bihišt (jardin du paradis) und dem bāgh-ī-šemāl (jardin du Nord) und dem nordöstlichen oder ‚Türkisthor‘ unmittelbar anliegenden Garten budenekurughī (parc aux cailles), an welchen sich weiterhin die Anlagen Nakš-ī-ġihān (le tableau du monde) und bāgh-ī-dilkušā (le jardin qui ouvre le cœur) anschliessen, sind weiter bemerkenswerth der bāgh-boldi (le jardin parfait) und der bāgh-ī-činār (jardin des platanes), ferner der an dem Südwestabhang des Kūhikberges und in der Nähe des astronomischen Observatoriums gelegene bāgh-ī-maidān, worin Ulugh-begh's wundervoll construirter Palast ħihil-sutūn (les quarantes colonnes) und der berühmte Porcelainpavillon sich befinden, endlich der schönste der Gärten, der von Derwiš Mohammed Tarkhan im Nordwesten der Stadt angelegte čehār-bāgh. In noch weiterem Umkreis umschliessen die Stadt gras- und wasserreiche, mit Ansiedlungen belebte Wiesengründe und Ebenen, so gleich im Anschluss an den letztgenannten Garten die Prairie göl-ī-mughāk (de l'étang profond), die Prairie von Külbeh an dem Kūhikfluss, und im Osten die an dem Rahmetbache sich dehnende

Ebene Kān-i-gül (mine des roses⁴) und die Wiese von Khan-yurti (la demeure du khan⁴). In der Nähe des südöstlichen oder ‚eisernen‘ Thores befindet sich die Grabstätte des Glaubensboten Qāsim ben-Abbas, mazār-i-šāb (le monument funéraire du roi⁴). Südlich von der Stadt beginnt das Gebirge Aghallyk-tagh, an dessen Fuss ein Weg nach Westen (gegen Kattah-qūrhān) führt. — Arrianos sagt von Marakanda (III 30, 6): τὰ δὲ ἐστὶ βασιλεία τῆς Σογδιανῶν χώρας. Er kennt aber noch einen zweiten Herrschersitz dort, wo Ptolemaeus Τριβακτρα anführt (d. i. entweder Baikand oder Bokhārā), und spricht im Allgemeinen von mehreren ἐρύματα τῶν Σογδιανῶν im Bereich des Polytimetos (IV 15, 7; 16, 3); es ist nicht unmöglich, dass der Sitz der Herrschaft zu verschiedenen Zeiten gewechselt hat. Die Annalen der Han geben als Residenz von Khang-kiü an die Stadt Pi-thian im Bezirke Lo-yuei-ni; die Annalen der Suï den Ort A-lu-ti an dem Flusse Sa-pao — Localitäten, die sich jetzt nicht mehr bestimmen lassen. Das Awesta nennt Gāu oder Gava die Wohnung von Sughdha; wir werden weiter unten nachzuweisen versuchen, dass darunter die Capitale des Reiches Hoa oder Kūšānī-kath, das spätere Ribat-i-Šoghhd oder das heutige Kattah-qurghān, verstanden werden müsse oder dürfe. Auch sonst finden wir ausser Samarqand den Ort Aštīkhan, ausser Bokhārā den Ort Baikand als Residenz angeführt.

Von den classischen Autoren wird Marakanda höchst selten erwähnt; Ptolemaeus verlegt es in merkwürdiger Confusion nach Baktriana an den Nordabhang des Paropanisos; Plinius führt es an richtiger Stelle an, doch ist die Leseart der Handschriften verstümmelt: denn (VI § 49) statt oppidum PANDA muss es offenbar heissen oppidum [Mara]CANDA. Es fällt somit Wilson's (Asiat. Research. XV p. 12, 95) und Lassen's (Ind. Alterth. 2. A. I p. 800) Anknüpfung der indischen Pāndava's an Sogdiana in Nichts zusammen. Nach den übereinstimmenden Sagen der Orientalen soll die Stadt al-Iskandar erbaut haben, — er, welcher den geschichtlichen Zeugnissen zufolge Sogdiana gräulich verwüstet, Marakanda mehrmal eingenommen und nach Strabo (XI p. 517) sogar der Zerstörung preisgegeben hat. Wenn die Stadt und das Land die alte Blüthe wieder erreicht hat, so geschah dies erst nach Bewältigung der Aufstände mit Hilfe

der Colonien, welche der Eroberer aus allen Theilen seines Reiches, sogar aus Hellas, hieher gezogen hatte; er soll ἐν τε τῇ Βακτριανῇ καὶ τῇ Σογδιανῇ ὀκτὼ πόλεις nach Strabo XI p. 517, duodecim urbes nach Trogus Pompeius gegründet haben; von Städtegründungen ἐν τῇ Σογδιανῇ spricht auch Arrian IV 16, 3. Als Alexander in Indien war, wollten 3000 Griechen, welche wider ihren Willen hieher verschleppt worden waren, ihre Heimat wiedergewinnen und giengen bei diesem Versuche elend zu Grunde (Diod. XVII 99, 5: οἱ κατὰ τὴν Βακτριανὴν καὶ Σογδιανὴν κατοικισθέντες Ἕλληνες ἐκ πολλοῦ μὲν τὸν ἐν τοῖς βαρβάροις κατοικισμὸν χαλεπῶς φέροντες etc.). Marakanda erholte sich erst unter den Diadochen, unter welchen Sogdiana einen Adnex der baktrischen Provinz bildete; bereits im Jahre 323 bei der Theilung des Reiches durch Perdikkas wurde dem Philippos, Sohn des Balakros, ἡ Βακτριανῇ καὶ Σογδιανῇ verliehen (Diod. XVIII 3, Phot. bibl. cod. 82). Diodotos, welcher 255 von den Seleukiden abfiel und ein eigenes griechisch-baktrisches Reich begründete, wird von Trogus Pompeius ‚mille urbium Bactrianarum praefectus‘ genannt; darunter sind offenbar auch die Städte Sogdiana's und der sakischen Ostlande mit einbegriffen. Die Blüthe dieses Reiches dauerte bis 140 v. Chr., zu welcher Zeit ‚Bactriani, Sogdianorum et Arachotorum et Drangianorum Indorumque bellis fatigati, ad postremum ab invalidioribus Parthis velut exsanguis oppressi sunt‘. Wir dürfen vermuthen, dass speciell in Sogdiana das einheimische nationale Element wieder sich erhoben und, unterstützt von den stammverwandten Parthern und den nordischen Nomadenvölkern oder den ‚Wasser-Saken‘ (Ἀκασιάται: Strabo XI p. 513, Polyb. X 48, Steph. Byz., Paesicae, Pestici, Pasicae, Psacae bei den Römern), sich frei zu machen versucht hatte. Die Parther unter Mithradates nahmen damals von Baktra Besitz, und wieder waren auf kurze Zeit alle iranischen Lande bis zu den Indern und den Oxusquellen vereinigt; aber schon zehn Jahre später zogen, von den Hunnen gedrängt, innerasiatische Stämme aus dem Οὐχάρδης-Bassin und vom Lob-naor in das Sakengebiet und über den Jaxartes ein, und gründeten eigene Herrschaften, welche seither in steter Fehde mit den Parthern stehen, die Tukhāra in Baktra, die Çakāraukā in Chorasmen und Dahistan, die Asya und Yatya in Sogdiana; letztere überflutheten in allmählichem Vordringen auch Baktra, das Kabul-

thal und die Indusebenen, und gründeten das mächtige indoskythische Reich. — Nichtsdestoweniger war die makedonisch-griechische Herrschaft von solcher Dauer gewesen, dass die Cultureindrücke und Einflüsse des hellenischen Lebens sich nicht so schnell und nicht spurlos verwischen liessen. In diese Epoche können wir z. B. die Verbreitung des Weinstockes und der rationellen Weincultur nach Centralasien setzen; hellenische Ansiedlungen sind mit der Cultur der Rebe, der süßen Gabe des Bakchos, unzertrennlich verbunden; seither ward in Margiana, und noch weiter nördlich, die Rebe gepflegt, und die sinischen Annalen der Handynastie rühmen die po-tao Frucht (βότρυς) als das herrlichste Erzeugniss der Länder 'An-si, Ta-hia und Khang-kiü. Wie wir oben andeuteten, mochte sogar die trieterische Festfeier des Dionysos sich mit den iranischen Jahresfesten verbunden haben. Alexander soll, den Sagen der Parsen zufolge, in Samarkand ein goldgeschmücktes oder mit goldenen Lettern geschriebenes Exemplar des Awesta in einem ätä-gāb zu ewigem Andenken niedergelegt haben, es ist wohl möglich, dass in dem letzten Jahre seiner Herrschaft sich das hellenische Element mit dem einheimischen vollständig ausgesöhnt hat und dass namentlich auch die religiösen Ansichten der Iranier in klugpolitischer Weise von den späteren Macht-habern geschont wurden.

Wir wollen nun eine Deutung des Namens Marakanda versuchen und über die verschiedenen Formen und Synonymen desselben handeln. Wir halten die älteste, aus der Zeit Alexander's überlieferte Form τὰ Μαράκανδα, trotzdem man an baktr. mara skr. smara ‚Erinnerung, Ruf‘ oder an baktr. mārā neupers. mār ‚Schlange, Reptil‘ denken könnte, für eine im Anlaut verstümmelte, indem wir als ersten Bestandtheil das altpers. hamara ‚Kampf, eigentlich das Zusammenkommen‘ hinstellen und zwar in der zufolge der Etymologie nicht unmöglichen Bedeutung ‚Versammlung‘ (skr. samaryá ‚Festversammlung, Panegyris‘, ähnlich baktr. hañgamana, neupers. anğuman), weil die Lage des Ortes von selbst zu dieser Erklärung drängt; hier, wo die Flussadern und Canäle von Sogd zusammentreffen, wo die Wege aus Khurāsān nach den turanischen Landen und nach Šin einen Vereinigungsknoten bilden, war seit Alters ein Sammelpunkt der Stammesgenossen, eine Panegyris der Handels-

leute und Kauflustigen. Eine zweite Deutung wäre übrigens ebenfalls statthaft, wenn wir von baktr. hama ‚Sommer‘ armen. amarh ausgingen (vgl. Ἀμαρούσα, Ort in Hyrkanien bei Ptolem.) und auf die sommerliche Beschaffenheit des sogdianischen Klimas hinwiesen; doch macht die Ableitungssylbe -ra, welche im Zend mangelt, Schwierigkeit. So viel ist gewiss, dass einerseits die Makedonen sich kein Gewissen daraus zu machen brauchten, wenn sie τὰ Ἀμαράκανδα in τὰ Μαράκανδα verkürzten, und dass andererseits die Sogdianer selbst während der 180jährigen makedonischen Herrschaft mit Leichtigkeit sich die hibride, durch den griechischen Artikel beeinflusste Form Thamarakanda oder Samarakanda aneignen mochten; Roesler (Aralseefrage S. 11 Anm. 2) denkt sogar an die Formel ἐς Μαράκανδα, um das s zu erklären, wobei jedoch der Ausfall des Artikels befremdet (vgl. ἔς τὰν πόλιν, stamboli); sogar ein sekundärer Einfluss buddhistischer Sprechweise, wodurch der im Indischen übliche s-Anlaut für baktr. h sich festigen mochte, könnte angenommen werden. Als Hiuan-Thsang die Stadt besuchte (630 n. Chr.), war die Aussprache zweifellos Samarkand (Sa-mo-kian); auch als die Araber das Zweistromland betraten, fanden sie den Namen سمرقند (سمرقند) in unbestrittener Geltung. Die eingedrungenen Hunnen, Türken und Mongolen jedoch legten sich den Namen ihrem Idiom zurecht; al-Birūnī behauptet (Sprenger, Post- und Reiserouten S. 20), im Türkischen sage man Samizkand سمرقند, d. i. ‚Sonnenstadt‘. Die Etymologie ist unrichtig, weil dem arabischen (شمس) entnommen; in allen türkischen Dialekten bedeutet سیمز samiz سمر sümiz سیمیر sāmīr سیمز sīmāz سیموز sīmuz (jak. ämis, tat. sāmīs sāmās sīmīs) ‚fett, dick, saftreich‘, und verwandt ist mong. simä ‚Nahrungsaft, Kraft‘ (adi. simätäi ‚saftig, markig, wohlhabend, reich‘), mandž. simengge ‚Fett, Vollsaftigkeit, Uberschwang, Freude‘, semežen und semsu ‚Fett‘ etc. Jedenfalls ist die türkische Benennung für die reiche, an Boden und Fruchtertrag gesegnete Metropole von Sogd eine höchst zutreffende. Auch Bāber berichtet (I p. 96), die türkischen und mongolischen Stämme gebrauchten den Namen Simer-kent. Der sinische General Čang-čhün (a. 1221) bezeichnet die Stadt gleichfalls mit Charakteren, denen die Aussprache Si-mi-sse-kan (Simizqand) zukommt (Journ. asiat. VI^e sér. IX p. 70), ebenso der sinische Bericht über die Thaten Čingis-

khan's und Hulagu's. Auch Gonzalez de Clavijo bedient sich der Form Cimesquinte, und im Jahre 1328 wird ein christlicher Bischof ‚in civitate Semiscantensi‘ erwähnt. Was nun den zweiten Bestandtheil betrifft, der sich sonst nirgend bei Ptolemaeus vorfindet (denn Σώκωνδα in Hyrkanien ist offenbar baktr. *çaokoēnta* ‚brennend‘), so glauben wir nicht zu irren, wenn wir *κάνδα* (kand, qand, kent) auf baktr. *kañta* ‚gegraben‘ (von kan, neupers. kandan ‚graben‘) in der Bedeutung ‚Graben, Canal‘ oder ‚Veste, ein mit Gräben und Mauern versehener Ort‘ zurückführen, wie Uz-qand auf baktr. *uç-kañta*. Sicherlich ist dieses in so vielen Ortsnamen des iranischen Dū-ābe vorkommende Element nicht türkischen Ursprungs, wie noch Vullers (Lex. Pers. 2, 894), freilich auf Grund arabischer und persischer Notizen, anzunehmen geneigt ist; denn in allen diesen Ortsnamen bietet die echte türkische Form statt -kand das Apellativ-element -kat, -kath, was im Türkischen ‚Haus, Heim, Zelt‘ bedeutet.

Als zweite Bezeichnung für Samarkand und das Reich Sogd kommt in Betracht der in den sinischen Annalen der Dynastien Wei, Suï und Thang vorkommende Name Khang. Schon die Annalen der Handynastie kennen ein grosses Reich des Westens, das sich zwischen den U-sün oder den Qazaq-Türken und den Yueï-ši bis nach Ta-wan und Ta-hia erstreckte, unter dem Namen Khang-kiü (Khanggū), beschreiben es aber in so allgemeinen und ungenauen Ausdrücken, dass die gewiegtsten Sinologen im Zweifel darüber waren, ob damit Kipčak oder etwa ein südlicheres Gebiet verstanden werden solle. Noch Deguignes (1, 2 p. LXIX—LXXVII) hatte Khang und Khang-kiü nach Kipčak versetzt; dem aufmerksamen Auge Visdelou's war es jedoch nicht entgangen, dass im Thang-šu ausdrücklich bemerkt wird, Khang werde auch Sa-mo-kian genannt. Wir halten an dieser Identität fest und werfen die Frage auf, ob Khang eine Bezeichnung barbarischen (hunnisch-haitalischen) Ursprungs war oder eine altiranische, hieratische Bezeichnung, die von den eingedrungenen Nomaden nachmals adoptirt wurde. Allerdings wissen wir nichts über die Sprache jener Barbaren; doch ist es uns gestattet, eine Verwandtschaft derselben mit den späteren Türken anzunehmen, und somit wäre der Hinweis auf uigur. *käng* (dim. *kängäs*, adv. *kängrü*) *čag. kän* ‚weit, breit,

geräumig' (Vámbéry, Kudatku-bilik 215) gar nicht zu verwerfen. In neuerer Zeit ist jedoch die andere Ansicht mehrfach vorgebracht worden und verdient in Erwägung gezogen zu werden. In dem Awesta findet sich nämlich der Ausdruck *Kaŋha* für eine sagenhafte Region, welche östlich vom See *Vourukaša* lag; und das Königsbuch weiss zu erzählen von *Kang*, der Hauptstadt des turanischen Königs *Afrāsiāb*, von *Kang-bihīšt*, der prachtvollen, auf einem Felsenrücken jenseits des *Gul-zarriūn* gelegenen Veste *Afrāsiāb*'s, von dem paradiesischen Gau *Kang-diž* im Osten hinter dem Meere von *Čin* mit seinem von *Siyāwūš* erbauten uneinnehmbaren Felsenschlosse. Der Ausdruck gehört allerdings seinem Wesen und Ursprunge nach der mythischen Nomenclatur an und entbehrt somit einer wirklichen geographischen Unterlage. Indess ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass die Iranier diesen mythischen Namen auch für ganz bestimmte Oertlichkeiten des Nordens und Ostens angewendet haben. So hat es *H. C. Rawlinson* (*Journ. of the Roy. Geogr. Soc.* 1872 p. 503) wahrscheinlich gemacht, dass das heutige *Taš-qurghān* im *Sār-i-qól*gebiet vor Alters mit *Kang* bezeichnet wurde; so führen arabische Geographen jenseits des *Jaxartes* zwischen *Isping-āb* und *Fār-āb* einen Gau *Kang-dih* (oder *-diž*) an; das *Šāh-nāmāh* kennt ein weiteres *Kang-diž*, die Stadt *Baikand* in *Bokhārā*; möglich, dass auch *Khwarizm* so hiess (*Sachau, Zur Gesch. u. Chron. v. Khw.* S. 17) — und endlich, dass auch das herrliche *Soghdthal*, welches die Orientalen für eines der vier irdischen Paradiese ansehen, dieser alte Sitz iranischer Cultur und Glaubensreinheit im hohen turanischen Norden, mit *Kang* bezeichnet wurde. Und so dürfte *Reinaud*, welcher zuerst das mythische *Kang* einer gründlichen Betrachtung unterzogen und mit *Khang*, dem sinischen Namen von *Sogdiana* und *Samarkand*, in Verbindung gebracht hat (*Géographie d'Aboulféda* I p. CCXX—CCXXIII), mit dieser Gleichstellung keinen unglücklichen Wurf gemacht haben. Dazu kommt folgende Erwägung. Die sinischen Annalen erwähnen wiederholt, dass nicht nur das Herrscherhaus in *Khang*, sondern auch in den übrigen sogdianischen Fürstenthümern den Namen *Čao-wu* oder *Šao-wu* geführt habe und dass sich die Fürsten dieser Abkunft rühmten. Zwar wird bemerkt, dass dies ursprünglich der Name einer Ortschaft in der Urheimat der *Yuei-ši*, d. h. im Gebirge

Khi-lian šan der Provinz Kan-su gewesen sei, und dass der Name so viel wie ‚berühmter Krieger‘ bedeute; doch scheint diese Anknüpfung an die sinische Heimat willkürliche Erfindung zu sein. Viel wahrscheinlicher dünkt uns die Annahme, dass in Šao-wu der Name des iranischen Heros Siyāwūš (Siyāwakhš, baktr. Čyāvaršāna, Sohn des Kava Uča) enthalten sei, den die sogdianischen Herrscher an die Spitze ihrer Stammtafeln gesetzt hatten, um eine Anknüpfung ihrer barbarischen Abkunft an die Traditionen der Iranier zu schaffen. Kein Name ist seit Alters im turanischen Norden berühmter gewesen als der des Siyāwūš, welcher sein Dasein dem Ehebunde des iranischen Herrschers Kai-kāus mit einer turanischen Prinzessin verdankte, welcher in Turan ein Asyl gefunden und daselbst Kang-diž erbaut hatte, zuletzt aber der turanischen Hinterlist zum Opfer gefallen war. In der Urgeschichte von Bokhārā spielt Siyāwūš eine Rolle, da er das Schloss von Bokhārā gegründet haben soll (Ta'rih-i-Naršakhī, Vámbéry S. 1 f.); er soll auch nach Khwārizm gekommen sein, woselbst seine Nachkommen über zweitausend Jahre den Thron inne hatten (Sachau, l. c. S. 17); auch die Herrscher von Kabandha scheinen einer Tradition bei Hiuan-Thsang zufolge auf Siyāwūš ihr Geschlecht zurückgeführt zu haben. Warum sollten nicht auch die Fürsten von Soghd und Samarqand, das vor allem den Namen Kang führte, von dem glorreichen Heros abzustammen sich gerühmt haben?

Eine Ausgeburt orientalischer Phantasie und zugleich ungeschickter Pragmatik ist die Sage, unter Qobād, dem Sohne des Pīrōz, habe Šamar oder Šumar, Sprössling eines Tubba', an der Spitze einer arabischen Heldenschaar einen Zug durch Iran bis nach Türkistan und Šin unternommen, um endlich in Tubbat eine Herrschaft zu gründen; jenseit des Ġailūn habe er eine starkbefestigte Stadt, genannt Šin, durch Verrath der Königstochter, einer zweiten Tarpeia, eingenommen und nach sich entweder Šumrān (شمران bei Yāqūt) oder Šamar-qand (Ṭabari, p. Zotenberg II p. 156—159, mit der Bemerkung, kand bedeute im Türkischen ‚Stadt‘) benannt. Oft sind Appellative sprechende Merkmale wichtiger, historischer Thatsachen und Zeugnisse des Völkerverkehrs in alter Zeit. So auch hier; trotz der Verkehrtheit der ganzen Sage verdient doch die Nachricht, Samarkand habe vormals Šin oder Čina geheissen und

Sinesen hätten zur Sassanidenzeit die Stadt bewohnt und besessen, alle Beachtung. Die Annalen der Handynastie gedenken der rühmlichen Thatsache, Söhne des sinischen Ostens hätten die Westbarbaren in der Fertigkeit, Metalle zu giessen und Waffen und Gefässe zu fabriciren unterwiesen, so wie sinische Kaufleute schon damals Seide, Porzellan und Firniß nach Tawan und den übrigen Westlanden brachten. Ṭabarī (p. 158) schreibt ihnen auch die Erfindung des Papiers zu; Thatsache ist, dass das Papier von Samarkand im Orient die grösste Berühmtheit genoss; Bāber bemerkt hierüber (I p. 103): ‚Le meilleur papier qui existe au monde provient de Samarkand; l'espèce appelée ġevāz sort en totalité de Kān-ī-gūl‘. Andererseits wird in den sinischen Berichten den Bewohnern von Khang selbst Handelsgeist und ausgebildeter Gewerbefleiss nachgerühmt, und Wei-tsi bemerkt in seiner Geschichte der Westvölker (Nouv. mél. asiat. I p. 229), in Khang würden die Knaben schon im fünften Lebensjahre im Lesen und Rechnen unterrichtet, um zu Kaufleuten ausgebildet zu werden. Auch in der Geographie, welche dem Geschichtswerke des Moses von Khorni einverleibt ist, werden die Sogdiq̄ als intelligente und thätige Kaufleute hervorgehoben (Saint-Martin, Mémoires sur l'Arménie II p. 374). Den byzantinischen Nachrichten aus der Regierungszeit Justinian's zufolge waren die Sogdianer (οἱ Σουγδαῖται) die Vermittler des Seidenhandels zwischen Šin und dem Abendlande, sowohl unter der Sassanidenherrschaft als auch, seitdem Khūšnawāz, der Haiṭalānšāh (Ἐφθαλάνος Ἐφθάλιτων βασιλεύς Theophan. in Phot. bibl.), nach der Besiegung des Pīrōz (um 485) sich in den Besitz der kaspischen Emporien gesetzt hatte, so wie sich schon seit lange die indischen Häfen, namentlich der Stapelplatz Barygaza, im Besitze der Indoskythen befanden; die Hunnen hatten damals die nomadische Lebensweise bereits aufgegeben und waren, gleich ihren Unterthanen, den Sogdianern, ein städtebewohnendes Volk geworden (οἱ Ἐφθαλίται ἀστικοὶ τὸ φύλον, Menander p. 299 Nieb.). Handelsinteressen waren es also vorzugsweise, welche die Herrscher des sinischen Ostens bewogen die Verbindungen mit den Völkern des Zweistromlandes zu pflegen und aufrecht zu erhalten, und die politischen Verhältnisse des Westens mit aufmerksamen Augen zu überwachen. Zwar misslang die Mission des sinischen

Generals Čang-kian nach Khang-kitü (122 v. Chr.) in Folge der feindlichen Haltung der Hiung-nu, sowie die Expedition des Generals Kan-’ing (97 v. Chr.) nach den Gestaden des kaspischen Meeres in Folge der Passageschwierigkeiten; aber immerhin wurden Handelsbeziehungen angeknüpft und lange Zeit unterhalten. Die politischen Verhältnisse des Orients gaben schon dem weitsichtigen Minister des Augustus, Maecenas, zu denken (Horat. od. 1, 12 ‚tu urbi sollicitus times, quid Seres et regnata Cyro Bactra parent Tanaisque discors‘); schon damals schickten die Indoskythen und die Baktrer Gesandte nach Rom ‚orando foederi‘. Unter Traianus ist die Rede nicht nur von den ‚proceres Parthorum‘, sondern auch von den ‚duces Serum‘ (Martial. XII 8). Unter Hadrianus schickten die ‚reges Bactranorum‘ (Aet. Spartianus 21 § 14), d. i. die Fürsten der Kušänen, nochmals Gesandtschaften nach Rom, um Bündniß und Freundschaft zu erbitten, wahrscheinlich um sich vor der Uebermacht der Parther zu sichern; sie erlagen jedoch derselben, und Baktra ist gegen das Ende der Arsakidenepoche förmlich ein Adnex des parthischen Reiches, wie Sağistan, Armenien und das kaukasische Albanien. In dem Kampfe des armenischen Fürsten Khusraw mit dem Begründer der Sassanidendynastie Artasār (227—237 n. Chr.) steht der König der Kušanq Vah-sağan auf Seiten des ersteren, welcher die Rechte der gestürzten Arsakiden verfißt. Bemerkenswerth in diesen politischen Wirren ist die ausdrücklich bezeugte Einnischung des Ğen-bagur oder Himmelssohnes von Ğenastan (Ğina-bagaputhra, arab. **بعبور نعبور** baghbūr faghfür), der damals als Vermittler und Friedensstifter auftrat. In einem freundlichen Verhältniß stand der sinische Hof namentlich zu Khusraw Nūsīrwān (531—578), an dessen ‚brüderliche Majestät‘ der Faghfür ein Schreiben gerichtet haben soll, dessen Eingang Maş’ūdī (Les prairies d’or II p. 200) überliefert hat. Seitdem der hařtalische Fürst *Κατολιφος* sich dem Türken-khāqān *Ἀσκήν* (sin. Sse-kin Mo-kan ko-han) unterworfen hatte (um 565), waren die Türken das herrschende Volk in Centralasien geworden; die letzten Sassaniden machten ungeheure, aber vergebliche Anstrengungen, sich der Türkenmacht zu erwehren. Von Tong še-hu ko-han melden die Annalen der Thangdynastie, dass er nicht nur Balkh, das Reich der Kušänen, sondern auch Persien, wo Ku-so-ho (Khusraw Abarwiz) herrschte,

tributär gemacht habe (627). Gegen dessen Nachfolger Sse-še-hu, welcher mit barbarischem Terrorismus wüthete, suchten die Fürsten von Khang vergebliche Hilfe bei dem sinischen Kaiser (631, also zur Zeit, als Hiuan-Thsang das Dū-āb durchwanderte); einige Jahre später (638) soll sogar Yazdigird III. (sin. I-sse-keu) einen marzabān (sin. mo-sse-pan) an den sinischen Hof unter Darbringung zahlreicher Geschenke geschickt haben, freilich ohne den gewünschten Succurs gegen seine Feinde, die Araber, zu erhalten — auch die persischen und arabischen Berichte lassen Yazdigird bei dem König von Soghd, dem Khāqān der Türken, und dem Kaiser von Činastān Hilfe suchen. Einer der folgenden Khane, Thu-lu (d. i. Tūr khan, Fürst von Tūkhāristān, zu welchem Yazdagird geflohen war), behauptete sich, von Prätendenten verdrängt, gerade in Khang und Tu-ho-lo; er bewies bei der Einnahme von Mī (oder Mayamurgh) eine barbarische Zerstörungswuth (642). Bald aber gelang es der glorreichen Thangdynastie, den sinischen Waffen im Westen achtunggebietende Erfolge zu verschaffen und eine bedeutende Ländermasse dem Reiche der Mitte einzuverleiben; im Jahre 650 hatten die sinischen Generale alle türkischen Oststämme zur Unterwerfung gebracht und versucht, dieselben an Ackerbau und friedliche Arbeiten zu gewöhnen; der Himmelssohn konnte nunmehr auch an die Bändigung der westlichen Türken und die Pacification der jenseits des Tsong-ling und Thian-šan gelegenen Länder denken. Schon im Jahre 652 begann der Krieg gegen den mächtigen Khāqān A-sse-na Ho-lu, und nach harten zahlreichen Kämpfen gelang es dem sinischen Heerführer Su-ting-fang die Macht der westlichen Türken zu brechen, und das ganze Ili- und Jaxartesgebiet dem Reiche einzuverleiben (657), was zur Folge hatte, dass auch die Vasallenstaaten der Türken bis zur Grenze von Khurāsān in ein ähnliches, aber gewiss freundlicheres Abhängigkeitsverhältniss zu Šin traten, dessen Staatsmänner sich in den neuen Eroberungen als praktische Organisatoren bewiesen. Ausdrücklich heisst es im Thang-šu: ‚Die Heerführer öffneten Strassen und Wege und errichteten ordentliche Posten in gleichen Zwischenräumen bis nach 'An-si. Provinzen wurden eingerichtet und in Districte, Garnisonsorte und Gae eingetheilt'. Den Türken wurden ihre Stammesoberhäupter und Khane, den Vasallen die erblichen Vicekönige

(tu-tu tseu-sse) belassen; als oberste Instanz stand über beiden der sinische Generalcommandant (tu-tu). Allerdings behaupteten sich die sinischen Garnisonen gegen die stets rebellierenden Horden nicht allerorten und äusserte sich die Macht der nach voller Selbständigkeit strebenden Erbkhane, so namentlich A-sse-na tu-ši's, welcher sich mit den Tubat verband und (677) sogar 'An-si bedrohte, in fühlbarer Weise; trotzdem hielt sich das sinische Gouvernement in Suī-še öing (am Flusse Čuī), also dort, wo auch der jeweilige Khāqān seinen Sitz hatte, bis zum Beginn des achten Jahrhunderts aufrecht. Während die sinische Politik ihren Einfluss im Norden vergeblich dadurch zu behaupten suchte, dass sie den Erbfolgestreit, welcher nach dem gewaltsamen Tode des Khāqāns Salax oder So-lo (737) zwischen der ‚schwarzen‘ und der ‚gelben‘ Linie eintrat, zu gelegener Zeit schürte und bald diese, bald jene Partei begünstigte, was freilich endlich dahin ausschlug, dass der herrschende Stamm der Tu-ki-ši (arab. Tūrqiš; Reste derselben gibt es noch jetzt im kleinen Altai unter dem Namen Tīrgäš) aufgerieben oder verdrängt wurde, und die Kho-lo-lo (türk. Qarluq arab. Kharlukhiya) zu Macht und zu voller Selbständigkeit gelangten (766), währte die sinische Oberherrschaft in den südlicheren Vasallenstaaten, wenn auch nur dem Namen nach, in Folge der regen Handelsbeziehungen und der Gemeinsamkeit der buddhistischen Cultur unangefochten wenigstens so lange, bis das Vordringen der Ta-ši (Tāgik's) oder der glaubensfanatischen Araber ihr ein jähes Ende bereitete. Noch im Jahre 661 wurde in Tu-ho-lo das sinische Gouvernement mit dem Hauptsitze in A-hwan Yuē-či fu (j. Kunduz) eingerichtet und wurden in 15 andere ringsum gelegene Königreiche, welche im Thang-šu aufgezählt sind (Abel-Rémusat, Mémoires de l'institut royal, tome VIII p. 86—88), Garnisonen gelegt, so dass es im Ganzen 88 Districte, 110 Bezirke und 126 Garnisonsplätze gab; sogar Po-sse (Parça) erscheint darunter als tributäres Gebiet, worin der Sohn Yazdagird's Pi-lu-sse (vielleicht Fīrūz Khūšān-šédah), der bisher als Flüchtling in Tūkhāristān herum geirrt war, das Gouvernement führte, mit dem Sitze in Tsi-ling (etwa Σίτρυξ an der Grenze von Tāpuristān und Varkāna bei Polyb. X 31, 6? oder Zaranğ in Sağistān?) — freilich nur auf kurze Zeit; denn von den Ta-ši vertrieben, flüchtete er nach Šīn und starb daselbst (672),

einen Sohn Ni-nie-ssé (Narseh) hinterlassend, den (679) General Peï-hing-kian wieder einsetzen sollte; letzterer zog es aber vor, in Suï-še zu verbleiben, ohne sich mit den Ta-ši in einen harten und erfolglosen Kampf einzulassen. Von etwas längerer Dauer war die sinische Oberhoheit in Khang selbst. Noch während der Kämpfe mit den Westtürken hatte sich der Fürst von Samarkand Fo-hu-man (Vahumān) unter das Protectorat des Himmelssohnes gestellt und wurde mit dem Titel Khang-kiü tu-tu belohnt; ebenso bewies sich Fürst Tu-so pa-ti (Tuça paiti) dem sinischen Hofe ergeben (696), sowie sein Nachfolger To-hoën (Tarkhün). Die Intentionen der sinischen Politik waren vorwiegend auf Herstellung friedlichen Handels und Wandels gerichtet; die Vasallenfürsten anerkannten diese Culturmission zu wiederholten Malen durch Gesandtschaften, welche die Erzeugnisse heimischer Natur und Industrie überbrachten. Freilich, festen Rückhalt und dauernden Waffenschutz gegen die bald alles niederwerfende Gewalt der muselmanischen Glaubensschaaren fanden auch die Fürsten von Khang wohl niemals in der Macht des Osterreiches; zu gross war die Entfernung, zu bedeutend die Hindernisse, welche Sandwüsten und unübersteigliche Gebirge, sowie die Stützigkeit der türkischen Horden der Entfaltung bedeutender sinischer Heeresmassen in den Weg legten. Dies zeigte sich noch unter Tarkhün, den die Araber unter Qotaïba a. H. 90 so sehr in die Enge trieben, dass er, ohne auf den Schutz der sinischen Waffen zu bauen, mit Qotaïba einen höchst ungünstigen und schmachvollen Frieden schliessen und sich zu einer enormen Tributleistung verpflichten musste. Gleich darauf beseitigten die Sogdianer ihren Fürsten und wählten Ghürek (غرگ, sin. 'U-le-kia) aus dem Fürstenhause Osrüseno's, den Enkel des Afšin, zu ihrem Haupte. Qotaïba zog a. H. 92 mit 20.000 Gläubigen gegen den Prätendenten, nahm Samarkand mehr durch List als mit Waffengewalt ein, und machte Soghd tributär, ohne jedoch, wie es scheint, den Ghürek zu beseitigen. Von diesem meldet das Thang-šu, dass er gerade damals (713) unter Sendung werthvoller Geschenke den Schutz des sinischen Kaisers erfehlt habe; es war aber zu spät; die Ta-ši standen bereits in Farghāna. Aus den arabischen Berichten über die Eroberung von Mawarā al-nahar ersehen wir, dass die Fürsten von Baïkand, Bokhārā,

Kešš, Soghđ, Šās u. s. w. zu dem Khāqān der Türken, und durch diesen, der ein Vasall von Šin war, zu dem Reiche der Mitte selbst in einem gewissen Abhängigkeits- oder Feudalverhältnisse standen, und dass sinische Generale und Truppen die Heeresmassen der Türken zu begleiten pflegten. In Raométhan z. B. traf Qotaiba den Türken Kūr boghān, welcher 200.000 Krieger befehligte und ein Neffe des sinischen Kaisers gewesen sein soll. Das Ta'rikh-i-Naršakhi lässt Raométhan von Sekeğket, welcher die Tochter des Kaisers von Šin zur Frau hatte, erbaut werden; die Braut soll ihm zur Mitgift goldene (Buddha-) Idole mitgebracht haben. Als Qotaiba Kāsān und Urešt in Farghāna erobert hatte, fand er sein Ende; das Grab des heldenhaften Eroberers in Šin (صين), d. h. auf dem Šin unterworfenen Boden Farghāna's, verblieb, wie wir aus einem Verse des 'Abd-al-Rahman ben Ğumanah al-Bahéli ersehen, in ruhmvollem Angedenken bei den Gläubigen. Nach seinem Tode gieng ein Theil der nordischen Eroberungen auf längere Zeit wieder verloren; darum melden auch die sinischen Annalen, dass U-le-kia's Nachfolger Tu-ho (Tugha) mit seinen Sympathien sich wieder dem sinischen Reiche zugewendet habe; ob dieser Reaction erhielt er den Titel Kin-hoa-wang und die verwitwete Königin-Mutter oder die Khatun den Zunamen Kiün-fu-žin. Von da an hören alle Nachrichten aus dem Ostreiche über Khang auf. Wir mussten aber an alle diese historischen Thatfachen erinnern, um die Bedeutung des Beinamens Šin und die Existenz einer sinischen Handelscolonie in Samarkand in's rechte Licht zu bringen. Nur von topographischem Interesse ist der Name al-Šin, welchen das östliche gegen Šin gerichtete Thor von Samarkand unter den Sāmāniden führte.

Von Samarkand zog Hiuan-Thsang in südöstlicher Richtung nach Mi-mo-ho; er gibt folgende Notiz über diesen Herrschersitz (I p. 19): ‚le royaume de MI-MO-HO 弭秣賀 a de quatre à cinq cents li de tour. Il est situé au milieu d'une vallée; il est resserré de l'est à l'ouest, et allongé du sud au nord. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs, il ressemble au royaume de Sa-mo-kien'. Ma-tuan-lin (Abel-Rémusat, Nouv. mél. asiat. I p. 233, vgl. Deguignes I, 2 p. LXXII, Klaproth,

Magas. asiat. I p. 104, 105, 107) bietet folgende Daten: ‚le pays de Mi (sin. 米 國 mi-kuë d. i. ‚le royaume du riz‘) ou Mi-mo est situé à l'ouest de la rivière Na-mi, dans l'ancien Khang-kiü. Il n'a pas de roi, mais un prince de la famille de Šao-wü, issu des rois de Khang, et dont le titre est pi-čüë. La ville a deux li en carré, et il y a quelques centaines de soldats. On compte cinq cents li vers le nord-ouest jusqu'au royaume de Su-tui-ša-na, deux cents li au sud-ouest jusqu'à celui de Sse, et six mille six cents li à l'est jusqu'à Kua-čeu. Les habitants ont payé le tribut en raretés de leur pays dans les années Ta-nieï de la dynastie des Suï (605—616)'. Hiezu füge man noch folgende Angabe (Abel-Rémusat, Mémoires de l'institut royal, VIII p. 95; Deguignes l. c.): ‚la capitale du royaume de Mi, était la ville de Po-si-te'. Im Thang-šu endlich finden wir die historische Notiz zum Jahre 642: Thu-lu, der Ko-han der westlichen Turkhorden (d. i. Tūr-khān; vielleicht derselbe, der nach Yāqūt s. نوبهار den letzten Sprossen des buddhistischen Hohenpriestergeschlechtes der Bārmak zu Balkh vergewaltigte), nahm Khang-kiü in Besitz; ‚auf dem Marsche nach Khang griff er Mi an, bewältigte es, liess die waffenfähigen Einwohner über die Klinge springen, verkaufte den Rest in die Sklaverei und verheerte das Gebiet'. Indess wird bald wieder, zum Jahre 658, ein Fürst in Mi erwähnt, Šao-wü Khaï-čüë, dessen Sympathien sich dem Reiche der Mitte zuwandten; und noch zur Zeit des Khalifats, um 742, wird eines Fürsten von Mi, Namens Me-čhuë, gedacht. Was den Namen der Capitale Po-si-te betrifft, so erinnern wir an das oben erwähnte Gebirge Po-si šan; aber noch mehr empfiehlt sich die Gleichstellung mit einer uralten, in der Geschichte Alexander's genannten Localität Βαζιστα; vgl. Diodor XVII κς': περὶ τοῦ ἐν Βαζισταῖς κωνυγίου καὶ τοῦ πληθους τῶν ἐν αὐτῷ θηρίων. Ausführliches berichtet darüber Curtius VIII 1, 7: ‚Alexander Sogdianis rursus subactis Maracanda repetit'; ibi ‚stativa habuit; quibus adiunctis', (§ 10) ‚in regionem quae appellatur BAZISTA (codd. bazaira) pervenit'. (Cap. 2) ‚Barbarae opulentiae in illis locis haud ulla sunt maiora indicia quam magnis nemoribus saltibusque nobilium ferarum greges clusi. Spatiosas ad hoc eligunt silvas, crebris perennium aquarum fontibus amoenas; muris nemora cinguntur, turresque habent, venantium

receptacula. Quattuor continuis aetatibus intactum saltum fuisse constabat; quem Alexander cum toto exercitu ingressus, agitari undique feras iussit'. ,Rex, IV milibus ferarum deiectis, in eodem saltu cum toto exercitu epulatus est. Inde Maracanda reditum est'. Wir werden gar nicht irren, wenn wir diesen in der Nähe von Samarkand gelegenen Thiergarten (*καράδεισος*) von Bazista (sin. Po-si-te) an den quellen- und baumreichen Nordabhang des Kaman-baran-tau oder Samarkand-tau, etwa in das Flussthal von Urgut, dessen Platanengarten Berühmtheit genießt, verlegen und Mi-mo-ho, d. i. Maimaghar oder Maimargha (vgl. neupers. مای māi ,animal repens, reptile, serpens, formica etc.' und baktr. meregha, os. margh, neupers. murgh ,avis') als den Namen des Bezirkes, welcher später auf die Capitale selbst übertragen wurde, auffassen. In der That finden wir bei den arabischen Geographen eine sogdianische Ortschaft Mäimürgh, und bereits Abel-Rémusat hat beide Namen mit einander identificiert. In den sinischen Berichten wird die Entfernung Mi's von Sse (oder Kešš) zu 200 Li, d. i. zwei Tagereisen; jene Samarkand's von Sse zu 240 oder 300 Li angegeben; auch heisst es (Klaproth p. 105): ,la résidence du roi de Mi était alors à l'occident de la rivière Na-mi; de là au nord-ouest jusqu'au royaume de Khang, on comptoit 100 Li'. Auf der japanischen Karte erscheint Mi-mo-ho auf einer Insel, umgeben von Canälen des Na-mi šui, dem hier eine mehr nordwestliche Richtung beigemessen wird. Wenn wir das Maass der Entfernungen für die angegebenen Positionen auf der heutigen Karte ansetzen, so müssen wir Mi in das Gebiet des heutigen Ğuma'a-bazār und zwar mehr in die Nähe des Zarafšān (Namiq) setzen, zwischen die Weiler Durgān, Piwān, Kiyik und Tutak; hier vereinigt sich der aus der Thalschlucht von Urgut kommende Fluss mit den äussersten Canälen von Soghd, namentlich mit dem Lāzān, und umschliesst eine wasserreiche fruchtbare Niederung, welche südwärts von den Abhängen des Kaman-baran-tau umschlossen wird. Jedenfalls müssen wir die Annahme Vivien de Saint-Martin's zurückweisen, wonach Mi-mo-ho mit dem heutigen Maghyān eins wäre; denn dieser mitten im Hochgebirge an einem Zufluss des Zarafšān gelegene Kurghān liegt bereits viel zu weit nach Südosten, und ist von Samarkand noch weiter entfernt als

Pangkand und Farap. — Welche Angaben bieten nun die arabischen Geographen über die Gegend, wo das alte Reich Mi gelegen war? Idrīsī (p. Jaubert II p. 202) belegt die Gebirgslandschaft südlich von Pangkand mit dem Namen Šāwdār (شاودار) oder Sāwdhār (ساودار), und für Pangkand selbst verwenden die Araber die Form Bunġikath oder Banġikath (بنجکث). Ġaihanī nennt Banġikath ‚das Haupt von Soghd‘ oder die äusserste Position gegen Osten; von Samarqand bis dahin wurden 9 Parasangen gezählt. Zu dem Gebiete von Samarqand gehörte noch der Ort Waraghšar (ورغسر), wo sich der Soghdfluss theilte, etwa das heutige Pang-šambe (Päišāmbi); dann folgte der Gau Darghaš (درغش), wofür auch die Varianten Darghan (درغن), Warghaš (ورغش), Burghaš (برغش) und Burghar (برغر) sich vorfinden, 4 Parasangen von Samarqand; eine Parasange weiter Māimarkath (مایمرکث), wofür bei Moqaddasī die Lesart Māimarkhaġ (مایمرخج) begegnet, und landeinwärts Šahr-faghin. Wir dürften wohl dieses Māimarkath dem sinischen Mi-mo-ho gleichsetzen; indess ziehen wir die Gleichstellung mit Māimūrgh vor. Ueber diese Ortschaft finden wir folgende Angaben: Ġaihanī (bei Yāqūt) nennt Māyamūrgh (مایمرغ) und das wahrscheinlich nördlich vom Soghdfluss gelegene Būzmāġar (بوزماجر, Var. بوزماجین Būzmāġan, بوماجر Būmāġar), die beiden Hände von Soghd; Yāqūt selbst bietet folgende Artikel: درغم, Dargham ist eine Landschaft und ein District des Gebietes von Samarqand; es umfasst eine Anzahl von Dörfern, welche an den District von Māyamūrgh grenzen; مایمرغ, Māyamūrgh ist (erstens ein Dorf Bukhārā's auf dem Wege nach Nasaf; zweitens) eine Ortschaft in der Nähe von Samarqand, dessen Gebiet mit dem Gebiet von Dargham zusammenstösst; kein District ausser Samarqand ist so überfüllt mit Bäumen und volkreichen Weilern wie Māyamūrgh. Der Wanderer traf also von Samarkand ausgehend zuerst den rostāq al-Dargham (الدرغم) oder Dhargam (ذرغم), dessen auch andere Geographen wie Moqaddasī und Idrīsī gedenken, und, noch weiter gegen Südosten, etwa in einer Entfernung von 5 Parasangen, welche den 100 Li (= eine kleine Tagereise), welche von Khang nach Mi gezählt wurden, entsprechen, den volkreichen und blühenden District Māimūrgh oder Mi-mo-ho,

eine Hauptposition von Soghd. — Was den Canton Dargham betrifft, so hatte er seinen Namen von dem wichtigsten Canale des Gebietes von Samarkand, dem heutigen Anggar-daryā; Bābr (I p. 98) bemerkt: „on a pratiqué dans le cours d'eau une large saignée qui forme comme un petit fleuve: c'est le Dargam qui coule au sud de Samarkand, à la distance d'un ser'i; il sert à féconder les jardins et les faubourgs de la capitale ainsi que plusieurs districts qui en dépendent". Diese wichtige Wasserader war schon in den heiligen Büchern der Parsen Gegenstand des Preises; der Bundehesh nennt gleich nach dem Daitya den Fluss Dargām (دَرگام), welcher in Südah (سودا, d. i. Sughda) fließt, und zu vergleichen ist wohl auch der zendische Darega in Airyanem-vaegō, der Heimat Zarathustra's. Auffallend ist, dass Ptolemaeus einen Fluss Δαργάμανις in dem Gebiete der Paropanisaden entspringen und im Gebiete der Σαβάδιοι in den Fluss Ὠχος einmünden lässt; noch auffallender, dass er an das Ufer des Dargamanis die Stadt Μαράκανδα versetzt. Sollten bei dieser heillosen Verwirrung aller Ortslagen zugleich mit der Stadt nicht auch der Dargam oder der längste Canal von Sogd (vgl. baktr. daregha ‚lang‘) und ebenso die Sabadier von Osrüsene in die unrechte Lage versetzt worden sein, da man annehmen darf, dass Ptolemaeus den Fluss Dargamanis als die wichtigste Wasserader von Marakanda bei irgend einem Gewährsmann vorgefunden haben mochte? Dass er Marakanda gar an den Hindukoh versetzt hat, erklärt sich daraus, dass im Bereich dieses Gebirges und am Indus wirklich eine Völkerschaft unter dem Namen Σαβάδιοι (Sabei, Σάβαι, Σίβαι, j. Swät) existierte, mit der er leicht den sogdianischen Stamm zusammenwürfeln konnte. — Den südlich von Guma'a-bazār und Pangkand gelegenen Bergdistrict Säwdār schildert uns Bāber (I p. 107) folgendermassen: „le district de Šāwdār est contigu à Samarkand et à ses faubourgs. C'est un très-beau canton, l'un des côtés du dequel est occupé par la montagne qui est entre Samarkand et Šahr-i-sabz. Les villages y sont nombreux, et sont bâtis, par la plupart, au pied de cette montagne. La partie de ce district, qui est arrosé par le Qūhik, jouit d'une température salubre et très-pure; l'eau y abonde et son territoire est très-fertile et très-riche. Les voyageurs qui ont visité l'Égypte et la Syrie n'ont

cité aucun pays qui puissent lutter avec lui'; auch sonst kommt er auf dieses Gebiet zu sprechen; z. B. (p. 88) ,un château, appelé Erket (j. Urgut), au pied du mont Šawdār'; (p. 128) ,je sortis de Zamin et, passant par le chemin des montagnes, je marchai contre Ribāt-i-Khoğa, place, où réside le gouverneur du district de Šawdār (also vielleicht identisch mit Pangkand?); (p. 178) ,après avoir traversé la rivière du Qūhik sur un pont, en face d'Yāri, je chargeai les begs d'aller s'emparer par surprise de la forteresse de Ribāt-i-Khoğa; (p. 179) ,nous traversâmes le Qūhik au-dessous de Ribāt-i-Khoğa et regagnâmes le Yār-yailaq'. — Nördlich vom Zarafšān ist das Sunggar- oder ,Falkengebirge', und noch weiter der Sang-zārtau, die Grenze von Ošrūsene; dazwischen die grasreichen Niederungen und Steppen von Yar-yailaq und der Bach Yilānotū, welcher Gizakh erreicht und sich dann in der ,Hungersteppe' von Ošrūsene verliert. Bāber: (I p. 178): ,je laissai derrière moi Yāri et, franchissant la montagne de Šunkārkhāneh, j'entrai sur le territoire de Yar-yailaq'; (p. 120) ,quant à moi, passant par Bōrekeh-yailaqi, je parvins à Sang-zār, place où réside le gouverneur de Yar-yailaq'; (p. 178) ,nous arrivâmes au village fortifié d'Isfendek, qui dépend du Yar-yailaq'; (p. 181) ,nous nous rendîmes d'Isfendek à Wāsmind (vers Samarkand)'. Die arabischen Geographen zählen von Samarkand nach Zāmīn 17 Parasangen und erwähnen auf dieser Nordostost-Route die Station Abārkath oder Bārkath (ابارکث), j. Aq-tāpā, ein grosser Marktflcken; die Steppe Qiṭwāne oder Fiṭwāne (قطوانه), d. i. Yar-yailaq, mit dem Weiler Ġisr-baghī; dann ein Gebirge, d. i. Sang-zār, mit dem Weiler Fawraha (فورهه), endlich Zāmīn in Ošrūsene. Auch das oben erwähnte Būzmāgar, so wie Wazmind (وزمند, Var. وریمد), Riwerd (ریورد) und Raskhān (رسخان), müssen nach dieser Seite hin gesucht werden. Verfolgen wir nun eine mehr nördlich gewendete Route!

Hiuan-Thsang fährt in seinem Reiseberichte fort: ,En partant de ce pays (Mi-mo-ho), dans la direction du nord, on arrive au royaume de Kie-pu-ta-na. Le royaume de KIE-PU-TA-NA (却布咀那) a de quatorze à quinze cents li de

tour; il est allongé de l'est à l'ouest, et resserré du sud au nord. Sous le rapport des propriétés du sol et des mœurs, il ressemble au royaume de Sa-mo-kien. En partant de ce royaume, il fit environ trois cents li à l'ouest, et arriva au royaume de Khiü-šoang-ni-kia'. Lag nun Kapütana nördlich von Mäimorgh, dem heutigen Urgut oder Ğuma'a-bazar, und drei Tagereisen westlich von Kušanī-kath oder Kattah-qurghān, so muss es direct nördlich von Samarkand, an dem Abhange des Kodymtau und im Bewässerungsraysen des Bulangghyr, gesucht werden. In der That finden wir daselbst noch heute einen Ort Gubdan oder Gubdun, worin eine Entstellung von Kapütana in türkischem Munde ersichtlich; hier war also in alter Zeit ein Sitz der haikalischen Fürsten, die Bevölkerung muss jedoch vorwiegend iranisch gewesen sein. Schon der Name des Vorortes ist entschieden iranischen Ursprungs, und wir kennen noch zwei Localitäten auf iranischem Boden, welche gleichbenannt sind. Einmal führt Ptolemaeus in nächster Nähe von 'Αρεία (Haraiva, Haré), etwas nach Nordwesten, unter 104° 30' und 35° 30' eine Stadt an, Namens Καποτάνα ἢ Καπουτάνα, d. i. Kabudan كبودان ,pagus in vicino Nišapūrae' (Vullers). Dann heisst auch der Ürmiahsee in Adharbaigān bei den Armeniern Kapotan (קפוטן, Moses von Khorni bei Saint-Martin, Mémoires sur l'Arménie II p. 370, I p. 17), von armen. կապոյտ ,himmelblau, meerblau', wie denn auch bei Strabo, der (p. 529) diese Deutung wohl kennt, anderen Ortes (p. 523) statt Σκαῦτα gelesen werden muss Κακαῦτα (vgl. Καπούτα in Gross-Armenien, Ptolem. V 13, 21); auch die arabischen und persischen Geographen nennen den See mitunter Kabudān (كبودان); vgl. Quatremère, Histoire des Mongols, par Rasideddin p. 316, Mas'ūdi

Les prairies d'or I p. 98; auch Yāqūt s. v. بَحِيرَة أَرْمِيَة nennt die mitten im See sich erhebende Gebirgsplatte, auf welcher eine starke Veste erbaut war, كبودان Kabūdhan; vgl. neupers. كبود ,azurblau' (کبودتار kabūtār, 'Taube', skr. kapōta, 'Täuberich', von der grau-bläulichen Farbe der wilden Taube?). — Nach der in Japan verfertigten Karte vom Jahre 1710 lag Kieputan-na im Reiche ČONG-TSAO (中操) oder dem ,mittleren Tsao', wobei zu erinnern, dass das ,östliche' Tsao nach Ura-tübä, das ,westliche' nach Ištikhan fällt. Ma-tuan-lin (Abel-Rémusat I

p. 237) berichtet über dieses Reich: ‚il y a à l'est du Tsao d'occident et au nord de Samarkand une division du pays de Tsao qu'on nomme moyenne. Le roi fait sa résidence dans la ville de Kia-ti-č'in. Les habitants sont grands de taille et très belliqueux‘. Die an Canälen so reiche Mittellandschaft nördlich von Samarkand ist das ‚grosse Sogd‘, Šoghd-i-kalān der persischen Schriftwerke; daselbst wird eine ziemliche Menge von festen und offenen Ortschaften erwähnt, z. B. Khoğa-didār, Wadhār (وڅار), der Rücken von Šoghd‘, Mürdān (موردان), Ribat-mulq, ferner Šīrāz (شیراز), einer der häufigst genannten Orte, nach Yāqūt 4 Parasangen nördlich von Samarkand, doch schon zu Bāber's Zeiten in Ruinen liegend (I p. 82), nahe dabei Kābīd, ferner Saqrūge und ‘Alī-abād, Khūb-kent und Qara-kent, u. a. Da es uns gelang, Kuputana sogar noch in der Gegenwart nachzuweisen, so müsste es uns Wunder nehmen, wenn nicht auch die arabischen Geographen dieser Position gedächten. Vivien de Saint-Martin (Mémoire analytique etc. p. 281) verweist auf Kebud-mehe-ket, eine Localität von Sogd auf der rechten oder nördlichen Seite des Flusses bei Ibn-Ḥawqal und Ištakhrī (Oriental Geography, p. Ouseley p. 279), unter der Voraussetzung natürlich, dass die Lesart einer Correctur bedürfe. In der That muss für کبودمکث oder کبودکث, bis wohin von Samarkand aus 4 Parasangen gezählt werden, gelesen werden کبودنجکث und کبودکث; denn nach Yāqūt ist Kabūdhangē-kat ‚eine 2 Parasangen (sic! s. کبود 4 Parasangen) von Samarqand entfernte Landschaft, ein bebauter rostāq mit der Stadt Langū‘kath لڭوعکث und Ğaihanī nennt Kabūdhangē-kat ‚den Unterleib von Šoghd‘. Dass Kabūdangē eine sogdianische Vulgärform für das ältere Kapótana war, wozu noch das türkische Appellativum kath (Sitz, Residenz) hinzutrat, ist nicht zu bezweifeln; in welchem Verhältniss jedoch dieser Name zu dem von Yāqūt angeführten Langū‘kath und zu dem von Ma-tuan-lin angegebenen Kia-ti-č'in gestanden haben mochte, ist schwer zu sagen; von wichtigeren Ortschaften auf diesem Gebiete führen wir aus den heutigen Karten noch an, Dagbīt am Aq-daryā, Čilāk, Guma'a-bazar, Yangi-qurghān (auf der Sūzān-ghirān-Passage), Sarāilyk (bei Gubdan), Šīrīn-kent, Khoba, Aq-tāpā (am Canale Tailan) und Yam-bai (am Beš-aryk oder den ‚fünf Canälen‘, nordöstlich

vom Čupan-ätä). Wer aber möchte bei der Lesung des unscheinbaren Ortes Gubdun das hohe Alterthum desselben und das Bezeugtsein durch sinische Berichte voraussetzen?!

Ueber SI-TSAO oder das ‚westliche Tsao‘ bringt Ma-tuan-lin folgendes Resumé (Nouv. mél. asiat. I p. 234): ‚Le royaume de Tsao a été connu du temps de la dynastie des Suï. C'est une ancienne ville dépendante du Khang-kiü, qui n'a pas de prince particulier, mais que le roi de Khang-kiü donna à gouverner à son fils Niao-kian; ce prince a mille hommes sous son commandement. C'est dans ce royaume que se trouve le dieu Te-si, adoré par tous les habitants des royaumes voisins jusqu'à la mer occidentale. Ce dieu est figuré par une statue d'or de Pho-lo-kuo (Balkh?), haute de quinze pieds, très bien proportionnée du haut en bas. Chaque lune on lui immole cinq chameaux, dix chevaux, et cent moutons; plusieurs milliers de personnes vivent habituellement de la chair de ces victimes sans jamais l'épuiser. On compte au sud-est cent li jusqu'au royaume de Khang (Samarkand); à l'ouest, cent cinquante li jusqu'à celui de Ho (Gawa), à l'est six mille six cents li jusqu'à Kua-čeu. Ils envoyèrent payer le tribut dans les années Ta-nieï de la dynastie des Suï'. (p. 236) ‚Le Tsao occidental a été connu du temps de Suï. Au midi il touche à Sse-ki-polan. La capitale est la ville de Se-ti-hen. Au nord-est, dans la ville de Yueï-iü-ti, il y a un temple du dieu Te-si où les gens du pays vont offrir des sacrifices. On y voit un vase fait d'or et de coquilles qu'ils prétendent leur avoir été donné par l'empereur (bagaputhra de la Chine) au temps de la dynastie des Han. Ils vinrent à la cour dans les années Wu-te (618—626). La première année Thian-pao (742) leur roi Ko-lo-pu-lo (Qarabura ‚schwarzgrau‘ oder qarabul, qaraghul ‚Wächter‘?) envoya en tribut des marchandises de ce pays; un décret lui accorda le titre de roi de hoäi-te ‚(qui a la vertu dans le cœur)‘. Il fit représenter que ses ancêtres et son père ayant toujours été attachés au Khan céleste, il désirait vivre en bonne intelligence avec les Chinois, et seconder le fils du ciel dans ses expéditions‘. Um die Nachricht über den Gott Te-si würdigen zu können, erinnern wir uns vorerst an das, was Herodot am Schluss des

ersten Buches von den Massageten berichtet: θεῶν μόνον ἥλιον σέβονται, τῷ θόουσι ἵππους. Νόος δὲ οὗτος τῆς θυσίης. Τῶν θεῶν τῷ ταχίστῳ πάντων τῶν θνητῶν τὸ τάχιστον δατέονται. In den heiligen Büchern der Parsen erhält wohl die Sonne das Beiwort *aurvat-ara* ‚mit schnellen Pferden begabt‘; dass jedoch das Tagesgestirn bei den ältesten Iraniern eine viel reichere Mythologie hatte, lässt sich aus den Gebräuchen schliessen, welche die nordischen Massageten treuer bewahrt haben, als ihre cultivirteren Stammesgenossen. Bei diesen fand eine andere Gestirngottheit grössere Verehrung, der glänzende, majestätische *Tistrya* oder *تیشتر* *Téstar* (Spiegel, *Eran. Alterth.* II p. 70), der Peiniger aller bösen Geister, welche Trockenheit und Misswachs verbreiten, der *Daeva's* und *Pairika's*, der Spender männlicher Nachkommenschaft, von Rindern, Schafen und Pferden, der für seine Gaben von den Menschen Opfer von *Haoma* und Fleisch der lichten, gutfarbigen Thiere erhält. Dürfen wir also in *Te-si* eine Verunstaltung von *Teštri* erblicken? An *Thwāša*, den Gott des unendlichen Raumes, dem gleichfalls geopfert wurde, oder auch an *ātars*, *ātaš* ‚Feuer‘ wollen wir nicht denken. Die *haijalischen* Fürsten haben sich stets der iranischen Cultur zugänglich gezeigt und liessen sicherlich den Götterglauben der *Sogdianer* unangetastet. — Was nun die geographische Lage des ‚westlichen‘ *Tsao* betrifft, so kann den obigen Distanzangaben zufolge gar kein Zweifel darüber bestehen, dass wir es im Herzen von *Sogd*, nordwestlich von *Samarkand*, zwischen *Kattah-qurghān* und *Gubdan* suchen müssen. Der Vorort und Herrschersitz von *Si-Tsao* lag nur einige *Li* entfernt vom südlichen Ufer des *Na-mi* (*Klaproth*, *Mag. asiat.* I p. 105) oder dem *Aq-daryā*, dem Hauptflussbett des *Zarafšān*; und der Name desselben *SE-TI-HEN* entspricht Silbe für Silbe dem Lautcomplex *Astikhan* oder *Istikhan*, wie noch heutigen Tages der bedeutendste Ort zwischen *Kattah-qurghān* und *Čiläk* genannt wird. Auch dieser Name ist entschieden iranisch, und bereits *Ptolemaeus* nennt einen Ort *Ἀστακίνα* unter 112° und 43° 20', den wir ohne weiters mit *Istikhan* identifizieren würden, wenn nicht der heutige Weiler *Astānah* am *Amu-daryā* unterhalb *Kerki*, den auch *Yāqūt* unter diesem Namen (*استاناه*) als zu *Balkh* gehörig anführt, ein grösseres Anrecht hätte dafür zu gelten; eine Vertauschung der Ortslagen ist übrigens bei

Ptolemaeus nichts seltenes. Dass Astikhan ein alter Herrscher-sitz in Sogd gewesen, wird von den Arabern ausdrücklich berichtet; so sagt al-Balādhori bei Gelegenheit der Expedition Qotaiba's gegen Samarqand: ‚die Könige von Soghd residierten früher in Samarqand, dann aber bezogen sie Ištikhan‘ (vgl. Reinaud, *Mémoire sur l'Inde* p. 183); ja einige behaupteten sogar, wie Yāqūt s. *صفد* angibt, Ištikhan (اشتیکھن) sei die Hauptstadt von Soghd und ihr gebühre der Vorzug vor Samarqand. Yāqūt bietet folgendes Résumé s. *اشتیکھن*: ‚Ištikhan, eines von den Dörfern Soghd's von Samarqand, 4 (sic) Parasangen von letzterem entfernt. Nach Ištakhri ist Ištikhan eine selbstständige Landschaft, von Samarqand unabhängig; es hat bebaute Felder und Dörfer, ist an Gärten, Wiesen und Bäumen, an Saaten und Obst reich und äusserst gesund; es hat eine Citadelle und einen robadh, vereinzelt Gehöfte mit Canälen‘. Ištakhri rechnet von Samarqand nach Ištikhan 9 Farsang, von Ištikhan nach Kašāniya westlich davon 5 Farsang; die richtigste Angabe ist wohl die bei Idrisi (II p. 202), wonach die Distanz von Samarqand nach Ištikhan 21 Meilen oder 7 Farsang beträgt. Andere Geographen, wie Moqaddasi, führen nur den Namen an, unter den acht grösseren Städten von Soghd. — Unter dem Territorium Sse-ki po-lan müssen wir den Bergzug verstehen, welcher Sogd von der südlichen Steppengegend scheidet, den Kaman-baran, welcher bei Ištakhri den Namen Sāk führt; vgl. auch Šakistān (شکستان), nach Yāqūt ‚ein Dorf Ištikhan's in Soghd, nahe an Samarqand‘, und den zendischen Bergnamen Barana. Die Ortschaft Yuei-iü-ti, wo der Gott Te-si seinen Tempel besass, ist vielleicht das heutige Méthan (baktr. maethana ‚Niederlassung, Stadt‘, neupers. méhan) oder, wenn die Richtung Nordost in Südost verändert werden darf, Dagbit (vgl. but ‚Götze‘) oder Kabid (türk. ‚Form, Gestalt, Statue‘). Auf dem Wege von Samarkand nach Ištikhan liegt jetzt Afrin-kent, welcher Ort häufig genannt wird, ferner Mozan (nach Yāqūt s. *مزن* ‚grosse Burg, 3 Farsakh von Samarqand‘), und die bedeutende Ortschaft Yangi-qurghān.

Von Kapótana gelangte Hiuan-Thsang in drei Tagemärschen nach K'ü-šoang-ni-kia im Westen (I p. 20); er schildert dieses Fürstenthum also: ‚le royaume de K'Ü-SOANG-NI-KIA (屈霜你迦)

a de quatorze à quinze cents li de tour; il est resserré de l'est à l'ouest et allongé du sud au nord. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs, il ressemble au royaume de Sa-mo-kien'. Der Name Kiü-šoang-ni-kia kann allen Analogieen zufolge nicht anders umschrieben werden als mit Kūšanī-kath d. i. ‚Kušanensitz‘, zumal wenn wir noch die Thatsache berücksichtigen, dass die sinische Regierung um 655, nach Unterwerfung der westlichen Türken und gleichzeitig mit der Organisation von Khang, auch aus diesem Fürstenthum einen Vasallenstaat bildete, welcher die Bezeichnung Kuei-šoang-čeu (arrondissement de Kuei-šoang' Abel-Rémusat I p. 237 suiv.) führte. Kuei-šoang hiess einer der fünf Stämme der Yuē-ti (Fo-kuē-ki p. 83, Deguignes I, 2 p. LXXXIX); der Vorort desselben war Hu-tsao, welche Benennung fast wie eine Combination von Hu (d. i. Ho oder Gawa) und von Tsao (Ošrüsene, Kapótana, Ištkhan) erscheint. Es wird aber berichtet, dass dieser Stamm ungefähr um 16 n. Chr. unter dem Fürsten Kūčūko (sin. Kieu-tsieu-kio), der von Lassen (Ind. Alterth. II. Bd. 2. A. p. 372, 819) dem ΒΑCΙΑΕΥC ΟΗΜΟ ΚΑΔΦΙCΗC gleichgestellt wird, die Obmacht über die vier anderen Stämme der Yuē-ti, nämlich Hieu-mi, Šoang-mi, Hi-tün und Kao-fu oder Tu-mi, errungen und dass der Sieger den Dynastienamen Kuei-šoang oder Kušan angenommen habe, wobei zu beachten, dass der Name sich bereits in den arianischen Legenden der Münzen eines früheren Fürsten der Yuē-ti, nämlich des ΚΟΖΟΥΑΟ ΚΑΔΦΙCΗC (arian. kuḡala kasasa kušana yarugasa dharmathidasa) vorfindet und dass auch der mächtige ΚΑΝΗΡΚΙ oder Kaniška, welcher um 10—40 n. Chr. in Puruša-pura und Kaçmīra herrschte, sich mahā-rāḡa des Volkes Gušang genannt haben soll (A. Cunningham, J. of the As. soc. of Beng. XVII p. 20). Mit Unrecht wird jedoch der auf den Münzen so häufige Ausdruck ΚΟΡΑΝΟ mit Kušana in Verbindung gebracht, auch kann ΟΗΜΟ oder ΟΟΜΗΝ auf den Münzen des Kadphises II. nicht den Stamm Hieu-mi oder dessen Vorort Ho-me bedeuten. Was aber Kūšan ursprünglich bedeutete, ob etwa ‚Todtschläger‘, von baktr. kuš, neupers. kuštan ‚tödtet‘, oder ‚kraftvoll, mächtig, kühn‘, uigur. küčün, čerem. kosten (von osm. küč, güč, jak. küs, mandž. čosun ‚Kraft, Gewalt‘), weiss Niemand. Da die Yuē-ti anfänglich Sogdiana besaßen, wie denn noch später die Fürsten

von **Khang** ausdrücklich dieser Race entstammt heissen (Nouv. mél. as. I p. 227), so ist es möglich, dass der zur Oberherrschaft gelangte Stamm **Kuei-šoang** ursprünglich im Herzen des Soghdthales sass und von da aus vorrückend **Tukhāristān**, **Kabul** und das **Pangāb** sich zu eigen machte. Die armenischen Geschichtschreiber kennen ein mächtiges, mit den **Aršakiden** verbündetes Volk **Kušanq**, welches süd- und nordwärts vom **Veh-rut** (**Oxus**) sass; auch **Firdōsī** weiss die Macht der **Kušanen** zu rühmen (**Vivien de St.-Martin**, *Nouv. ann. des voyages*, 1849, III p. 49 sq.). Der syrische Gnostiker **Bardesanes** gebraucht bei der Schilderung der Sitten und des Luxus der baktrianischen Frauen, welche ihre Männer gänzlich beherrschten, — ähnliches berichten die sinischen Autoren; das **Sui-šu** fügt noch hinzu: ‚bei den **Ye-tha** in **Tu-ho-lo** herrscht Polyandrie; mehrere Brüder nehmen zusammen eine Frau; die Frau, welche einen Mann hat, trägt auf der Mütze ein Horn; diejenige, welche mehrere Brüder zusammen hat, trägt so viele Hörner, als sie Männer hat‘, also ganz so wie in **Tübät** und **Tanggut** — synonym mit **Βάρταροι** den Namen **Qušani** oder **Qašani** (**Cureton**, *Spicilegium Syriacum*, London 1855, p. 20, 21, 22, 82). In den römischen Schriftwerken finden wir allerdings, wie bereits erwähnt, nur die Bezeichnung **Bactrianoë** (**Tab. Peut.**) oder **Bactrani** (**Script. Hist. Aug.**, **Jul. Honorius**, **Amm. Marcell.** XXIII 6, 55 ‚natio antehas bellatrix et potentissima Persisque semper infesta, antequam circumscitos populos omnes ad dicionem gentilitatemque traheret nominis sui: quam rexere veteribus seculis etiam **Arsaci** formidabiles reges‘, und 57 ‚gentes Bactranis oboediunt plures, quas exsuperant **Tochari**‘; glossa **Placidi** ex **Isidoro** ‚**Bactrani** **Scythae** fuerunt, qui suorum factione a sedibus suis pulsī iuxta **Bactron** fluvium consederunt‘, **Trogus Pomp.** II 3, 6 ‚**Scythae** **Bactrianum** imperium condiderunt‘); es ist aber wahrscheinlich, dass der Name **Cvsani** an zwei oder drei Stellen bei **Ammianus Marcellinus** herzustellen sein wird. Zunächst **XVI** 9, 4 (a. 356): ‚**Tamsapor** refert ad regem, quod **Constantius** pacem postulat precativam; dumque ad **Chionitas** et **Evsenos** haec scripta mittuntur, in quorum confiniis agebat hiemem **Sapor**, tempus interstitit longum‘. **H. Kiepert**, der einzige Gelehrte unseres Wissens, welcher auf die Stelle des **Ammian** Bezug genommen, versetzt allerdings auf seinen

trefflichen Karten die Euseni in die Regionen des Iliflusses, indem er offenbar dabei an das Volk der U-siün oder U-sün der Annalen der Handynastie gedacht hat, welches jene nordische Gegend seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. inne hatte und später den Hiung-nu gehorchte; der Name lebt heute noch unter den Kazäqen fort, deren ‚grosse Horde‘ (ulu-džüz) sich Ūeisün nennt (Radloff, Proben d. Volkliteratur d. sibir. Türken III. Bd. S. XV u. 5). Aber die Annahme, dass Šapur II. (309—380) in seinen Kriegszügen wider die Turanier bis zum Ili vorgedrungen wäre, ist zu kühn und widerstreitet der Tatsache, dass die Macht der Sassaniden auch zu ihrer höchsten Blütezeit niemals über den Oxus und dessen Zuflüsse hinaus sich erstreckt hat; wohl aber ist an eine Expedition gegen die baktrischen Kušanen zu denken, da auch von Artašr I. (226—240) berichtet wird, er habe Nišapur, Marw, Balkh und Khwarizm eingenommen und zur Anerkennung der persischen Oberhoheit gezwungen. Man lese also CVSANOS; das gleiche schlagen wir vor in der Parallelstelle XVII 5, 1 (a. 358): ‚rex Persarum in confiniis agens adhuc gentium extimarum, iamque cum CHIONITIS et GELANIS omnium acerrimis bellatoribus pigrore icto societatis rediturus ad sua, Tamsaporis scripta suscepit, pacem Romanum principem nuntiantis poscere precativam‘. Hier tritt für euseni die Schreibweise celani ein, und doch sind offenbar dieselben Völker gemeint; dieser Umstand, sowie der Ausdruck gentes extimae, hindert uns an die Gélän (Γηλοι oder Γήλαι) zu denken, welche gleich den Tapurān Kadušiyan und Dailamān zu verschiedenen Zeiten der persischen Herrschaft Widerstand entgegengesetzt und stets eine gewisse Selbständigkeit bewahrt haben. Šapur schloss also mit den Chioniten und den Kuschanen, den Nachbarn im Norden und Nordosten von Khurāsān, Frieden und Waffenbrüderschaft. Die letztere zeigt sich bei der Belagerung der festen Stadt Amida, XIX 2, 3 (a. 359): ‚PERSAE omnes murorum ambitus obsidebant; pars, quae orientem spectabat, CHIONITIS evenit; meridiano lateri sunt destinati; tractum servabant septentrionis ALBANI; occidentali portae oppositi sunt SEGESTANI, acerrimi omnium bellatores‘. Was für ein Volk auf der Südseite Amida bestürmte, kann für uns nicht zweifelhaft sein; wir füllen die Lücke von etwa acht Buchstaben, welche in den besten Hand-

schriften V² P b zur Noth mit cuius ausgefüllt erscheint, zuversichtlich mit CVSANI aus, so dass auch hier die Kuschanen den Chioniten zur Seite stehen. Dass die Chionitae (vgl. هيون haiün ‚Pferd, Kameel‘ bei Firdosi) kein anderes Volk sind als die Chunni, Οὔνοι der klassischen Autoren, die Χεοννί oder Χωννί des Theophylaktos, die Hūna (Hāra-Hūna, Čedi-Hūna etc.) des Mahā-bhārata, und die Hiung-nu oder Hiün-yo der sinischen Annalen, darf ebenfalls nicht bezweifelt werden; aus den letzteren erfahren wir, dass die nördliche Horde der Hunnen im Jahre 90 n. Chr. grosse Niederlagen erhielt und gezwungen wurde, westwärts zu ziehen; das Land, welches sie fortan bewohnte, hiess Yuë-pan (vgl. türk. يابان yābān ‚désert, plaine vaste et non cultivée‘) und erstreckte sich von dem Flusse I-li bis zum Aral. Weiter gegen West war das Land der Yan-tsaï oder A-lan-na (Ἀλανοί und Ἀλαῦνοι des Ptolem.) und reichte bis Ta-Tsin oder an die Grenzen des römischen Reiches; es enthielt ‚Stümpfe, die weder Ufer noch bestimmte Grenzen haben‘, und besass Städte, welche von zahlreichen Kaufleuten besucht wurden. Mit den A-lan-na kamen die Hunnen in Conflict, und es heisst, der Čen-yü der Hunnen habe den König der A-lan-na getödtet (Deguignes I, 2 p. LXXVII sq. 123, 279 sq. 289). Ammian und die abendländischen Chronisten gedenken der Hunnen erst seit 375, und berichten als abgeschlossene Thatsache, dass die Hunnen ‚pervasis Alanorum regionibus‘ dies Volk sich unterworfen und zur Waffengenossenschaft gebracht hatten; dass diese Thatsache schon lange vorher eingetreten war, schliessen wir daraus, dass bereits Ptolemaeus in bedeutungsvoller Nachbarschaft der europäischen Alanen die Χεοννί anführt, während die Weltkarte des Augustus die Hunnen noch in ihren alten innerasiatischen Wohnsitzen angesetzt hatte (CHVNNI SCYTHÆ bei Jul. Honorius und Ethicus; vgl. Orosius II p. 21 Hav.: ‚a fontibus Otorogorrae usque ad civitatem Otorogorram inter CHVNNOS SCYTHAS et Gandaridas mons Caucasus‘). Gewiss wird sich die Hunnenmacht auch südwärts, gegen Khwārizm und Soghd, sieghaft geäussert haben; Beweis hiefür die Thatsache, dass sowohl die Ephthaliten übereinstimmend Hunnen genannt werden, als auch bei Cosmas jene Indoskythen, welche nach den Yuë-ti das Indusgebiet besaßen. Von den Hunnenabtheilungen, gegen welche die Sassanidenkönige einigemal mit

Glück, meist aber unglücklich gekämpft haben, begegnen am häufigsten die Namen Οὔννοι Κατισσηνοί (z. B. bei Jo. Malalas, Hermes VI. Bd. S. 327) und Οὔννοι Κιδαρῆται; letztere führen diesen Namen entweder von ihrer turbanähnlichen Kopfbedeckung (κιδαρῆς· πῖλος βασιλικὸς ἐν καὶ τῶν Hesych.; hebr. keter, armen. khojr) oder von einem ihrer Hauptsitze Kidar oder Kedr (كدر, Var. كندر كيدر) im Gebiet Bārāb (باراب) am unteren Jaxartes. Andere wichtige Bollwerke waren Γόργα oder Γοργώ, d. i., nach Sachau, Urva des Awesta oder, wie bereits Deguignes erkannt hat, das spätere Gorgangǵ (arab. Ğorgāniya, türk. Urgenǵ, auf mittelalterlichen Karten Organcia), ferner Βαλαγάν, d. i. Khwārizmī-kāth, welches in der Nähe des Berges Balǵān بلجان gelegen war. Einer der mächtigsten Hunnenfürsten Khūšnawāz besass nicht nur Khwārizm, sondern auch Soghd, alle Lande der Kušanen, Bādakhšān, Ṭakh̄yristān, Garǵistān, Marw und Bādaghés; eine grosse Anzahl kleinerer Fürsten war ihm tributär. Im Besitze des zwischen Harāt und Marw al-rūd gelegenen Bezirkes Bādaghés (baktr. Vāitigaecō) können die Hunnen allerdings nur zur Zeit ihrer höchsten Macht gewesen sein; der Vorort Bawan, Baūn, Būn (بون), auch Bīna (بيننا) genannt, heisst (bei Yāqūt) ausdrücklich eine Capitale der Hayāṭila, und noch a. H. 84—90 herrscht hier ein fast unabhängiger Fürst Nizek (pers. ‚Lanze‘); auch der Šar (‚König‘) des benachbarten Berggebietes von Gharīstān, der in Bašīn (بشین) seinen Sitz hatte, war den Hayāṭila zeitweilig tributpflichtig. Die arabischen Geographen, vornehmlich Moqaddasī, rechnen im Gegensatz zu Khurāsān und dem westlichen Khwārizm, alles Land jenseit des Ğaiḥūn zu Haiṭāl, namentlich Bokhārā, Samarqand, Khoǵenda sammt Nasaf, Kašš und Šaghāniyān; Khwārizm selbst zerfiel, nach Moqaddasī, in zwei der Sprache und den Sitten nach ganz verschiedene Theile, das haiṭalische mit der am Ostufer des Ğaiḥūn gelegenen Hauptstadt Khwārizmiya-kāth, und das khurāsānische mit Ğorgāniya. Da’qāl, der Genealogist, redet von zwei Brüdern, Khurāsān und Haiṭāl, Söhnen des ‘Alam ben Sam ben Noah, von denen Haiṭāl der Ahnherr des belād al-Hayāṭila wurde. Ṭabārī versichert, haiṭāl bedeute in der Sprache von Bokhārā einen ‚Tapferen‘. Wir wollen uns hier nicht in weitläufigen Untersuchungen ergehen, welche von den überlieferten Namensformen, ob arab. Haiṭāl

(pl. Hayāṭila), oder armen. Hephthal Thetal, oder byzant. Ἐϕθαλίται Ἀβδαλοί, oder sin. Ye-tha, Yi-ta, Ye-yi-ta, I-ta, den Vorzug verdiene und was dann die ursprüngliche Bedeutung gewesen sei; wir können aber nicht verhehlen, dass uns alle diese Formen wie eine Erweiterung, eine vollere Aussprache des älteren Namens Yuē-ti oder Ἰάτιοι vorkommen, und dass nichts wider die Annahme spricht, dieser alte Name sei auf die neuere Schichte der Hunnen übergegangen, wie denn auch die sinischen Annalen bemerken ‚les Ye-tha sont de la race des grands Yueï-ši‘ (Nouv. mél. asiat. I p. 240, 243). Noch heute sind Ueberreste des einst so mächtigen Volkes der Ἰάτιοι oder der Indoskythen in Multān und in Sewistān vorhanden, in dem Stamme der Yāt oder Ğāt, welche das yātki oder ğātaki, einen Dialekt des Sindhī und Panġābi, sprechen; die arabischen Berichte über die Eroberung des Ostgebietes nennen diesen Stamm Zoṭ oder Zaṭ, zwei Abtheilungen desselben führt das Königsbuch an unter den Namen Māi und Murgh. Wenn nun die Balūĉen für eben diese Ğāt die Bezeichnung Ğagdal oder Ğawdal (ursprünglich wohl Yawdal) anwenden, so dürfen wir darin dieselbe erweiterte Form erkennen, die wir ziemlich rein in Ἀβδαλοί (Theophylaktos VII 7 p. 282) oder in dem Gau Yaftal (Yāqūt s. يفتل), verstümmelt in Ṭāliqān (armen. Italakan) wiederfinden.

Die ausdrücklich überlieferte Thatsache, der Hunnenfürst Khūšnawāz habe seinen Hauptsitz in Ṣoghḍ, und zwar irgendwo zwischen Bokhārā und Samarqand, gehabt, führt uns wieder nach Kūšāni-kath zurück. An diese Position knüpft sich nämlich, so scheint es, eine weitere geschichtliche Erinnerung, welche mit dem Auftreten und der Machtentwicklung der Hunnen in Zusammenhang steht. Ein sinischer Bericht (Nouv. mél. asiat. I p. 243) meldet, ‚que ce nom de Ye-tha était primitivement celui de la famille royale du pays de Hoa, dont les habitants furent connus avant l’an 144 de J.-C., et avaient assujéti tous les royaumes voisins, la Perse, Hieï-pan (vielleicht Yueï-pan, oder besser Kho-pan, d. i. Khabandha in Sār-i-qól), la Cophène (sin. Ki-pin), Su-le (Kašgar), Ku-me (Baï), Kueï-tseu (Kuĉe), Yü-thian (Khuttan) etc.‘; vgl. (p. 242) ‚les régions de l’occident, le Khang-kiü, Khuttan, Su-le, les A-si, et plus de trente autres petits royaumes, se trouvèrent placés dans

leur dépendance, et ils formèrent un empire puissant qui s'unit par des mariages avec les Šo-šo ou Žu-žu (d. i. mit den Ὀγώρ, sin. Yeu-kieu-liü, deren Fürst um 402 n. Chr. nach Besiegung der Hunnen in Yuë-pan sich zuerst den Titel 可汗 Kho-han und seiner Gemalin den Titel 可敦 Kho-tun beigelegt hat). Die Hunnen also, welche in Centralasien mächtig wurden und auf welche der Name der Yuë-ti übergegangen war, hatten einen ihrer ältesten Hauptsitze, einen Ausgangspunkt ihrer Dynastie, in Hoa, was nach Vivien de St-Martin eins ist mit Ho in Khang-kiü, oder dem Reiche, worin Kūšānī-kath Vorort war. Ueber das Fürstenthum Ho (句) gibt Matuanlin folgende Notiz (Nouv. mél. asiat. I p. 237): ,ce pays est au midi de la rivière Na-mi, à plusieurs li; il faisait aussi partie de l'ancien Khang-kiü. A l'orient, jusqu'à Tsao (Ištikhan), on compte cent cinquante li; à l'occident, jusqu'au pays des petits 'An, il y a trois cents li. Les mœurs des habitants sont les mêmes que celles de Khang. Le roi, de la famille Šao-wū (Siyāwūš), est parent du roi de Khang; il a mille hommes de troupes. Sur le mur septentrional d'un pavillon qui est dans la ville royale (Kūšānī-kath), on voit les portraits des empereurs de la Šīn; sur le mur occidental, sont ceux des rois des états qui font partie du Fu-lin (πόλις, l'empire Romain); et enfin, sur le mur oriental, on a peint ceux des princes turcs et brahmanes'. Samarkand war allerdings zu jeder Zeit der Brennpunkt des geistigen Lebens, der Sammelplatz der Kaufleute, der Sitz des Wohlstandes und der Industrie; aber auch Ho oder Hoa, mitten in Sogd gelegen, hatte seine Bedeutung, seine grosse Vergangenheit als dynastischer Sitz unter den Kuschanen sowohl wie unter den haiṭalischen Hunnen. Wir glauben, dieselbe Bedeutung des Machtsitzes auch für die urälteste Zeit des Iraniertums in Anspruch nehmen zu dürfen, und sind überzeugt, dass der sinische Name Ho das zendische GAU oder GAVA wiedergibt. Erinnern wir uns, dass im ersten Fargard des Vendīdād Ahuramazda sich rühmt als besten der Plätze geschaffen zu haben Airyanem vaēğō vañguhyāo dāityayāo, und dann, Gāum yim çughdhōšayanem oder ,Gava, das in Sogd gegründetete', und dass darin Añgramainyus als Gegenschöpfung ,eine Wespe (çkaiti kann auch den Rištawurm oder den in Sogd häufigen Skorpion oder eine Phalangengattung

bezeichnen) die voll Tod ist für Rinder und Felder'. Der Name gava (skr. gó), in collectivem Sinne genommen, bedeutet ‚Rinderheerde, Hab und Gut‘ und ist auf einen Landstrich angewendet, welcher an Weideplätzen und Ackerland nicht Mangel hat. Die eingedrungenen Nomaden haben also — diese Beobachtung konnten wir schon mehrmal machen — eine einheimische Benennung beibehalten; wir haben nicht nöthig den Namen Ho oder Hoa aus einer innerasiatischen Sprache (etwa aus mong. ghowa ghowai ‚schön, lieblich‘) zu deuten. Ein weiteres iranisches Appellativum scheint auch in der Bezeichnung Fu-me (Deguignes p. LXX, Klaproth Magas. asiat. I p. 107 ‚Ho était dans l'ancien territoire de Fou-me‘) enthalten zu sein, die zur Zeit der Han, namentlich um 32—8 v. Chr., für diesen Landstrich üblich war (vgl. Klaproth p. 104: ‚dans le Khang-kiü, il y avait cinq roitelets appelés rois de Su-hiaï, de Fu-me, de Yü-ni ou Ua-ni, de Ki, de 'Ao-kian ou Yüe-kian‘); wir können darin baktr. būmi (skr. bhūmi), neupers. büm ‚Erdboden, Ackerland‘ erblicken. Wenn wir uns fragen, welches Gebiet auf der heutigen Karte dem uralten Bezirk Gau oder Bum entspricht, so müssen wir zunächst von der Nachricht ausgehen, dass das Reich Ho sich südlich vom Namiq und westlich von Samarqand und İstikhan in der Längenausdehnung von Süd nach Nord erstreckt habe; die Südgrenze war also der Tim-tau, welcher terrassenförmig zum Canal Nurpai und zum Zarafšān abfällt; die Abhänge sind baumlos, enthalten aber zahlreiche Ansiedlungen mit unabsehbaren Getreidefeldern, die allerdings nur dünn besäet sind und einen geringen Ertrag abwerfen. Schon Ibn-Khordādbeh führt Tim (falsche Lesart نیم Nim) als einen District von Soghd an, der an der Steuerleistung Antheil hatte, und Yāqūt bemerkt s. تیم, Tim, in der Sprache von Khurā-sān ein Karawansarāi bezeichnend, auch Timek genannt, ist wie Kasaf und Nasaf eine Burg in Soghd von Samarqand'. Unter den Ansiedlungen sind hervorzuheben: Qala-i-dawūs mit sehr ausgedehnten Begräbnissplätzen, Zeugen einer einstigen zahlreichen Bevölkerung (Lehmann S. 97), höchst wahrscheinlich das alte Dabūsiya; das Dorf Mīr; ferner Buzdubaï oder Širīn-khatūn, auch Šahr-i-qatān genannt, d. i. Ribāt-i-qatān der pers. Chronisten, mit vielen Ruinen; Khoḡa-qurghān, Arab-khāna; im Gebirge Sarāi-qurghān,

vielleicht die alte, Burg Tīm; endlich am Canale Nurpai, 60—70 Werst westlich von Samarkand, Kattah-qurghān, in einem Quadrat gebaut, mit vier Thoren und einer Citadelle. Der letztere Ort, Sitz eines Emirs, scheint vormals den Namen Qaba-méthan (vgl. Šarīf-al-dīn I p. 71 a. 1363, p. 229 a. 1371; baktr. Gawa-maethana), später Ribāt-i-Šoghd (vgl. Bābr I p. 148) und Qala'a (bei Sidi-Ali a. 1555) geführt zu haben. Auf dem Wege nach İstikhan liegt Ćinbaī, vielleicht Kün-baī des Bābr. Die ganze zwischen Dabūs und İstikhan gelegene Sogdlandschaft, welche vom Zarafšan und zahlreichen Canälen durchschnitten wird, heisst bei den persischen Schriftstellern gewöhnlich Miyān-qāl (pl. -qālāt) d. i. ‚zwischen den Vesten gelegen‘. Zwischen Samarqand und Kattah-qurghān, in der geraden Distanz von 8 Farsakh, nennt Mir İzzet Ullah folgende Stationen: Ribāt Ćarkhī (چرخى), Dawūl (دوول), Naşr-abād, Qamāruq, Ašek-atā, Qarā-sū, Kattah-qurghān (کته تورغان, ‚das grosse Fort‘). Das Itinerar der arabischen Geographen führt uns von Samarqand den Sogdfluss entlang (in 7 Parasangen) nach İstikhan; von da zählt es 5 Parasangen westwärts nach Koşāniya, dann 7 Parasangen über Arbiŋān nach Dabūsiya, endlich 5 nach Karmīniya; oder man gieng von Qaşr-'alqama, das 2 Parasangen westlich von Samarqand lag, 5 Parasangen weit nach Zormān oder Rozmān, das selbst wieder nur 2 Parasangen von İstikhan entfernt war, und gelangte in 6 Parasangen nach obigem Arbiŋān. Ueber Koşāniya bemerkt Yāqūt s. كَشَانِيَّة: ‚es ist eine Landschaft von Samarqand, nördlich (sic?) vom Thale Šoghd; es ist das Herz der Städte Šoghd's; seine Bewohner sind jedoch die geringsten an Zahl; zwischen Kaşāniya und Samarqand sind 12 Parasangen‘. Ćaihānī nennt كَشَانِيَّة ‚den Fuss‘ oder die westliche Spitze des samarkandischen Šoghd. Moqaddasī führt gleichfalls كَشَانِي Koşānī unter den Hauptstädten von Šoghd an, ebenso İştakhrī und Bīrūnī, und in späterer Zeit Abu'lfidā. Wir können daher Sprenger (Post- und Reiserouten S. 30) nicht beistimmen, wenn er eine Verwechslung mit Kaşāniya oder Keşš annimmt. Der Name liesse sich allerdings aus pers. كَشَانِه, كَشَانِه oder كَشَان Kāşānah oder Kāşān ‚habitation d'hiver, salle echauffée‘ (vgl. Kāşān in Farghāna) erklären; aber wir geben zu bedenken, dass die ursprüngliche Aussprache, wie aus den sinischen

Berichten und Umschreibungen zur Genüge erhellt, vielmehr Košāniya, Kušāniya lautete. Die Distanzangaben der arabischen Itinerarien und der sinischen Berichte führen uns nach dem heutigen Kattah-qurghān. Indess machen wir auch auf eine östlich von Katyrēi und nördlich vom Hauptflussbett gelegene Localität Kāsān aufmerksam, welche Ruinen eines alten Schlosses enthalten soll, und empfehlen russischen Gelehrten die archäologische Durchforschung dieses Gebietes. Und so hätten wir denn das Alterthum dieser wichtigen Position von Sogd, Kiti-šoang-ni-kia, worin zuerst Reinaud (Mémoire sur l'Inde p. 82, 163) Košāniya der Araber wieder erkannt hat, ausführlich dargelegt.

„Quand on a quitté ce royaume“, fährt Hiuan-Thsang in seinem Si-yü-ki fort, „à une distance d'environ deux cents li à l'ouest, on arrive au royaume de Ho-han. Le royaume de HO-HAN (喝 捍) a environ mille li de tour. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs, il ressemble au royaume de Sa-mo-kian. Quand on a quitté ce royaume, à une distance d'environ quatre cents li à l'ouest, on arrive au royaume de Pu-ho“. Hier wollen wir gleich bemerken, dass der Name des Reiches mit einer geringen Veränderung in der ersten Hälfte (羯) KIE-HAN lautet und dass beide Schreibweisen, allen Analogien zu Folge, auf einen Lautcomplex wie Garghān oder Karqān zurückweisen. Nach Hoei-li, Ma-tuan-lin und der Karte vom Jahre 1710 hiess dieses Reich auch TONG-'AN, „le pays des 'An orientaux“ und SIAO-'AN „le petit 'An“, und lag südlich vom Na-mi šui; es hatte zwanzig Städte und hundert kleinere Ortschaften. Nach der Umgestaltung von Khang-kiü in ein sinisches Vasallenreich, etwa um 656, wurde Tong-'an unter dem Namen Mu-lan čeu in das sinische Gouvernement einbezogen, der Fürst Šao-wu pi-si fügte sich der sinischen Oberherrlichkeit, Ho-han čing ward damals auch Yo-kin genannt. Da Pu-ho unstreitig Bukhār gleichzusetzen ist, so müssen wir Garghana oder Karqāna auf der Sogdstrasse zwischen Bukhārā und Katty-qurghān suchen; wir verfolgen also das Itinerar, welches die arabischen Geographen bieten. Auf Bukhārā folgt bei ihnen nach 4 Parasangen Sorgh (سرع) mit einer

Burg und einem Bazar; hierauf nach 3 Parasangen der Canton Tawāwés (طراویس), reich an fließenden Gewässern, an Gärten und Anlagen, mit Bazaren und Jahrmärkten, die stark besucht wurden; hierauf nach 3 Parasangen Kūl (کول, Var. bei Ibn-Khordādbeh Kūr کور mit dem Zusatz تشنتقن, etwa daštqan ‚Ort in der Steppe‘). Qodāma (Sprenger, Post- und Reiserouten S. 17) macht hier die wichtige Bemerkung: ‚Kūl ist das Dorf von حرجند, d. h. جرجند Ĝarġand; daselbst hält sich der König der Türken auf zum Behuf von Raubanfällen. Südlich davon sind Berge, und diese dehnen sich bis Šin aus‘. Wer wird in dem Territorium Ĝarġand Fürstenthum und Stadt Ho-han verkennen wollen? Vielleicht findet sich auch bei Moqaddasī eine Spur dieses Namens; er führt unter den Städten Bokhārā’s ausser Tawāwés und anderen auch an جرجن Ĝarġhan und جرجانکث Ĝarġhānkath. In demselben Gebiet, das in der haitalischen Epoche von einem Machthaber zweiten Ranges beherrscht worden war, hausten also noch zur Sāmānidenzeit räuberische Nomadenhorden, welche unter einem König standen. Es folgt nach 4 Parasangen Karmīniya (کرمینیه), ein Ort in Miyān-qāl, bald zu Bokhārā, bald zu Soghd gerechnet, welcher noch heute unter diesem Namen (کرمینا Karmīnā) existiert und somit einen Anhaltspunkt gewährt, die genannten Positionen genauer zu fixieren; nach 5 Parasangen kommt endlich das oben erwähnte Dabūsiya oder Dabbūs. Die Berge, von welchen Qodāma spricht, sind die Σόγδία ἔρη des Ptolemaeus, deren westliche, bis Bostān und Wangānzī reichende Ausläufer die Namen Qara-quttuk-, Kyz-bibī- und Karn-āb-tau tragen; weiterhin nach Osten, gegen Katty-qurghān, folgt der oben erwähnte Tīm-tau. Südlich von diesen Bergen ist die grosse Steppe Orta-ööl, welche von dem wasserarmen Flussbett des Karn-āb durchschnitten wird. Auch der Nordabhang dieser Berge erhält, je weiter man gegen West und gegen den Zarafšān vorschreitet, immer mehr den Charakter der Steppe; eine förmliche Wüste erstreckt sich zwischen Karmīniya und dem Weiler Bostān. Lehmann gibt hierüber folgende Auskunft (S. 86 ff.): ‚Nachdem wir uns 4 Werst von Bostān entfernt hatten, hörte das Culturland mit dem letzten Canale, der vom Norden her aus dem Zarafšān kommt, plötzlich auf und folgte eine ausgedehnte Wüste. Die Mālikwüste, wie wir sie nennen wollen,

bildet einen wunderbaren Contrast zu den üppigen Fluren, die uns bisher begleitet hatten; man kann sie wegen ihrer Dürre und Unfruchtbarkeit den flachen Theilen der abscheulichen Kyzil-qumwüste vergleichen; sie dehnt sich von West nach Ost über 35 Werst aus. Die Mälikwüste wird von dem Volke in drei Abtheilungen gebracht: das westliche Dritttheil wurde mir Khamrabat (d. i. wohl Khān-ī-robāt), das mittlere Kuyuk, das östliche Kharkhana genannt'. Der letzte Name erinnert auffallend an die alten Bezeichnungen Garghān, Karqān, und wir dürfen auch hier einen Ueberrest der alten Nomenclatur Sogdiana's statuieren. „Aus der Mitte der Wüste, 18 Werst von Bostān, taucht plötzlich eine kleine Oase hervor. Es sind die Ruinen eines festen Schlosses, welches zu den ältesten Ueberresten der Vorzeit dieses Landes gehört; denn nach der Aussage Aller, die ich darüber befragte, blühte es vor etwa achthundert Jahren und soll von einem Häuptlinge irgend eines Nomadenstammes des alten Mawerā'l-nahar erbaut worden sein. Mälik-khān, so hiess der abenteuerliche Stifter dieser Veste, zog nun von ihr aus raubend und plündernd im Lande umher und war weit und breit gefürchtet. Nach ihm führt die Ruine, welche ein grosses Viereck, 106 starke Schritte lang und eben so breit, bildet und von schönen gebrannten Ziegeln ausserordentlich sauber und regelmässig erbaut ist, so wie das nahe gelegene Dörfchen, noch jetzt den Namen Mälik'. Stimmt diese Sage nicht vortrefflich zu der Nachricht Qodāma's über Kūl, den Sitz eines كول nomadischer Türken? Es ist übrigens noch die Frage, ob für Ho-han čing der sinischen Berichte, zumal wenn man die Distanzangaben Hiuan-Thsang's und Ma-tuan-lin's berücksichtigt (vier Tagereisen von Bukhār, und zwei von Ho oder Kušāniya), nicht vielmehr eine östlichere Position angenommen werden muss, etwa Karmīniya selbst, welches 17 Werst von Mälik und 6 Werst vom Rande der Steppe Kharkhana entfernt ist; das Gebiet dieser Stadt ist ein alter Cultursitz, reich an Wassercanälen, an vortrefflich gepflegten Gartenanlagen, an Karawan-sarai's, an Landsitzen und ergiebigem Ackerlande. Von Karmīniya führte seit Alters eine Passage in das nördliche Berg- und Steppengebiet. Nach Ištakhrī lag, der Stadt gerade gegenüber, 1 Parasange jenseit des Soghđthales, links von der Samarqandstrasse, Ğarimkan;

1 Parasange höher hinauf, Madiyangëkath; und endlich gelangte man nach Nür im Gebirge. Gegenwärtig führt auch ein Weg nach Westen, nach Ghugduwän und Wardänzi, Ortschaften, die zu Bokhärä gehören.

Ueber Bukhärä, das in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der politischen und wissenschaftlichen Welt in eben so hohem Grade auf sich gezogen hat, wie Khīwa oder Khwärizm, dürfen wir uns kürzer fassen, da wir über diesen alten Culturort ausreichende Berichte aus der Sāmānidenzeit sowohl wie aus allen nachfolgenden geschichtlichen Epochen besitzen; wir verweisen in dieser Beziehung auf das Werk des unternehmenden und verdienstvollen Reisenden Hermann Vámbéry ‚Geschichte Bochara’s, Stuttgart 1872, zwei Bände‘. Die wissenschaftliche Kritik hat dieser Arbeit, allerdings mit Recht, den einen Mangel vorgeworfen, dass darin die ältesten Zeiten, die iranische, die makedonische, die hunnisch-haitalische, ja selbst die arabische, gar nicht oder doch in unzureichender Weise berücksichtigt sind; aber man muss bedenken, dass es einerseits nicht in der Absicht des Verfassers lag die zendischen, griechischen, sinischen und arabischen Berichte zu sammeln und einer vergleichenden Prüfung zu unterziehen, und dass andererseits, was speciell die Stadt Bukhärä betrifft, die Nachrichten aus der vorislamitischen Zeit, wie wir gleich sehen werden, höchst spärlich fließen.

„Le royaume de Pv-ho (捕喝) a de seize à dix-sept cents li de tour. Il est allongé de l’est à l’ouest et resserré du sud au nord. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs des habitants, il ressemble au royaume de Sa-mo-kian‘. So der kurze Artikel im Si-yü-ki. Etwas mehr bietet die Sammlung Ma-tuan-lin’s. Wir lesen darin (Nouv. mél. asiat. I p. 231): „Le pays de ‘An, aussi nommé Pv-ho, est celui qu’on nommait NĪEV-MĪ au temps des premiers ‘Weī. Du côté du nord-est, il est à cent li (sic) du ‘An oriental (Tong-‘An, Ho-han); et du côté du sud-ouest, à la même distance de Pi. Il est borné à l’ouest par le cours de fleuve U-hiü (Véh, Oxus). La capitale est la ville d’A-lan-mi. C’est un petit état du Khang-kiü, et l’ancien pays du roi de Ki. On y compte quarante grandes villes et un millier de hameaux. Les soldats les plus courageux

sont appelés Če-kieï. Če-kieï, en langue du royaume du milieu, signifie guerrier'. Es ist dann weiter die Rede von Gesandtschaften und Tributleistungen an den sinischen Hof, namentlich zu jener Zeit, wo nach Unterjochung der westlichen Türken Sogdiana in ein sinisches Gouvernement (Khang-kiü tu-tu-fu) umgewandelt wurde; von dem damaligen Fürsten in 'An heisst es, dass dessen Familie bereits zweiundzwanzig Generationen sich im Besitze der Herrschaft befinde. Handelsleute aus allen Ländern kamen hier zusammen. In der That findet sich Pu-ho oder Pu-huo als Station auf der mittleren Route jener drei Handelsstrassen genannt, welche der sinische General Pei-kiü in seiner 'Geschichte und geographisch-statistischen Beschreibung der Westländer' (um 607 n. Chr.) nach Erkundigungen aus dem Munde der Kaufleute statuiert hat; diese mittlere Route führte durch das Uigurenland Kao-čang, über Su-le (Kašgar) und einen Pass des Tsong-ling, dann weiter über Fo-han (Farghāna) Khang und Ho, endlich durch Gross- und Klein-'An nach dem Königreiche Mu (Marw) und so nach Po-sse (Parča); sie fällt zusammen mit der alten Handelsstrasse nach Serike. Was nun den Namen Pu-ho betrifft, so ist er offenbar auf den Lautcomplex Bukhār (collect. Plur. Bukhārā, Bukhārāi) zurückzuführen; diese Bezeichnung der Hauptstadt ist jedoch nicht die älteste, sondern datirt aus der haitalischen Epoche, in welcher der Buddhacultus der herrschende war. Denn es wird ausdrücklich berichtet (Niqbi ben Massud, bei Silvestre de Sacy, Notices et Extraits des Manuscrits, II p. 384): 'Bukhārā antiquioribus temporibus vocata est (Nū)meğ-kath; et bukhār lingua idololatorum Catayae et Uighuriae significat templum idolorum'; und in der That finden wir auch im Mongolischen, das die buddhistische Terminologie am getreuesten bewahrt hat, die an bukhār sich anschliessende Form buxar kiyit = skr. vihāra čaitya 'cella eremitica'; das sin. pu-ho ist also eine Variante für pi-ho-lo, skr. vihāra, locus secretus, claustrum s. templum buddhisticum'. Die Hayāṭila haben somit dem indischen Worte vihāra dieselbe Form gegeben, wie später die Uighuren und Mongolen, während sonst dafür auf iranischem Boden die Form behār einzutreten pflegt, vgl. نوبهار Nau-behār, der Klostersitz des buddhistischen Hohenpriestergeschlechtes der Barmakiden in Balkh (Yāqūt s. v.), ferner شابهار Šā-behār

(Yāqūt s. v.) und بهارز بهار-zah (al-Farghānī bei Yāqūt s. سامان), Localitäten bei Balkh. Wie der Fo-cultus noch zu Beginn des achten Jahrhunderts in Bukhārā mächtig war, ersehen wir aus Balādhori's Bericht über die Einnahme der Stadt Bikand durch Qotaiba a. H. 87; unter der reichen Beute fand man daselbst ein mächtiges Götzenbild (des Fo) aus Gold, welches ein bedeutendes Gewicht besass; an Stelle der Augen waren Perlen von aussergewöhnlicher Grösse und Schönheit eingefügt; wir werden dabei an den büt des Gebirges ġebel al-Zōr (وزر) in Zanin Dāwar (Yāqūt s. v.) gemahnt, welcher Augen von Rubin hatte, und an den weissen und rothen büt von Bāmiyān. Das Ta'rikh-i- Naršakhī (Vámbéry S. 16) bemerkt: ‚nach alter Sitte von der Zeit her, als die Einwohner von Bokhārā noch Götzenanbeter waren, besorgten sie ihren Götzeneinkauf an den Markttagen‘; in Raométhan ferner waren die Götzen untergebracht, welche die Tochter des Kaisers von Šīn ihrem Gemale, dem Türken Sekeġket, zur Mitgift gebracht hatte (Vámbéry S. 2). — Eine andere Erklärung des Namens böte sich aus der Annahme, dass an Stelle Bukhārā's in ältester Zeit der Ort Τρίβακτρα gestanden habe; Τρίβακτρα wenigstens nimmt bei Ptolemaeus fast ganz dieselbe Position ein wie Bokhārā, und so wie aus Βάκτρα, altpers. Bāktari oder Bākhtri, baktr. Bākhdhi, sich allmählig die Form Bāhar oder Bāhr, sin. Fo-ho-lo, arm. Bahl, entwickelt hat, woraus durch Metathese Balkh wurde, so mochte auch Τρίβακτρα, das bereits zur Zeit Alexander's einfach Βάκτρα genannt wurde (Curt. VII 38, 10 ‚Alexander ad Maracanda urbem contendit, ex qua Spitamenes comperto eius adventu ΒΑΚΤΡΑ perfugerat‘ = Arr. IV 5, 3 ‚Σπιταμένης ὡς ἐς τὰ βασίλεια τῆς Σογδιανῆς ἀνεχώρει‘), unter dem Einflusse einer barbarischen Aussprache in Buyār sich umwandeln. Wir theilen indess diese Ansicht nicht, weil in der ältesten Zeit nicht Bukhārā, sondern Paikand die Metropole und der Herrschersitz von Westsogdiana war. Wir werden vielmehr also den Namen Τρίβακτρα oder Βάκτρα, τὰ βασίλεια τῆς Σογδιανῆς, für Paikand in Anspruch nehmen und voraussetzen, dass derselbe in der haithalischen Zeit ausser Gebrauch kam und allmählig in Vergessenheit gerieth, nachdem die appellative Bezeichnung Paiti-kañta, die wahrscheinlich dem persischen Namen Paï-kand (arab. بيكند) Baikand, in Ermangelung der Tenuis) zu Grunde liegt, sich

Geltung verschafft hatte. Wir erkennen diese neue Bezeichnung auch im sin. Pa-ti-yan (Nouv. mél. asiat. I p. 240): ‚Le roi des Ye-tha faisait sa résidence dans la ville de Pa-ti-yan, ce qui veut dire demeure royale; cette ville avait plus de dix li en carré; on y voyait beaucoup de temples et de tours, tous ornés d'or‘), und in herkömmlich stark verkürzter Form in Pi, das, wie wir oben lasen, eine Tagreise südwestlich von Pu-ho entfernt lag. Freilich hat Sachau in scharfsinniger Weise, ausgehend von der arabischen Aussprache, Paikand auf Vaëkereta des Vendidād zurückzuführen und aus baktr. vi, hužw. vaé ‚Vogel‘ zu deuten versucht; jedoch hat diese Gleichstellung und Deutung ihre sachlichen und lautlichen Schwierigkeiten, und hat namentlich die Annahme, dass kand älterem kereta entspreche, sehr viele Bedenken hervorgerufen. Rawlinson, welcher ähnliches vermuthet, zieht auch das später zu besprechende Fa-ti des Hiuan-Thsang herbei; wir werden jedoch sehen, dass dies der Distanzangaben wegen nicht gestattet ist. — Nach Firdosi hiess Paikand ehemals Kang-diž, und Frédün soll daselbst einen Feuertempel gebaut und das Awesta mit goldenen Buchstaben geschrieben niedergelegt haben; nach dem Ta'rikh-i-Naršakhī war Bokharā vormals eine Niederung, die mit Sümpfen und Morästen, mit Wäldern und Röhricht bedeckt war, und die Metropole darin Paikand, wo Abarzī Herrscher war. Vor dessen Tyrannei sollen die Wohlhabenden geflüchtet sein und weiter nördlich im Gebiete der Türken eine neue Stadt gegründet haben, die sie Ğemu-kath benannten; diese soll später Bokharā genannt worden sein. Wir halten Ğemu-kath für eine verdorbene Lesart für Nūmeğ-kath und die Deutungen Vámbéry's (‚schöne, gute Stadt‘) und Spiegel's (‚von Ğem oder Yima gemacht‘) für unnöthig. Es heisst ferner, ‚durch die Türken wurde Abarzī getödtet, und türkische Fürsten herrschten seither in Paikand; vor Ankunft der Araber regierte Bendün, der das von Siyāwūš in Bokharā gegründete Schloss restaurierte; er hinterliess einen minderjährigen Sohn Tüg-šāde, in dessen Namen die Khätun oder Königin-Witwe die Herrschaft führte bis zur Ankunft der Araber. In der That ist von dieser Khätun sowohl in den sinischen Annalen, wie in abendländischen Quellen (z. B. Echellensis ad a. m. 6174) die Rede. Nach den arabischen Schriftstellern soll bereits ‚Obaid-allah ben Abu-Bakara, der-

selbe, welcher den Zoṭbīl von Kābul bekämpfte, den Ġaiḥun überschritten und Baïkand, dessen König nach Samarkand geflohen war, und hierauf ganz Bokhārā eingenommen haben; sein Nachfolger, Muhallab, soll seinen Sohn Ḥabīb gegen Kešš und gegen Bokhārā, dessen König 40.000 Bewaffnete entgegenstellen konnte, geschickt haben (a. H. 80—82). Dauernde Erfolge errang aber erst der Wali Qotaiba ben Muslim, der nach Unterwerfung des Fürsten von Bādeghés, Nizek, a. H. 87 bei Zamm über den Ġaiḥun setzte, und nach einem glücklichen Treffen mit den Türken, welche von Soghd Succurs erhalten hatten, und nach kurzer Belagerung Baïkand (بيکند), eine grosse und schöne Stadt zwischen dem Ġaiḥun und der Hauptstadt Bokhārā, von letzterer nur einen grossen Tagmarsch entfernt, einnahm. Alle Bewohner derselben wurden ausgerottet, eine ungeheure Beute fiel den Siegern in die Hände, darunter auch jener goldene Götze. Ein grosser Theil der männlichen Bevölkerung soll sich indess damals nicht in der Stadt, sondern Handels halber auswärts befunden haben; es waren dies wahrscheinlich die Keš-kušān, die weder Einheimische noch Araber, weder Feueranbeter noch Moslim, sondern Buddhaverehrer waren, sich zumeist mit Handel beschäftigten und in ganz Bukhārā in grossem Ansehen standen (Vámbéry S. 17) — also ⁴ Nachkommen der Kuschanen und der Ephthaliten. Sie bauten sich später, als die Araber das Land beherrschten, neue Ansiedlungen, namentlich bei Bokhārā, und lebten in Frieden als wohlhabende Kaufleute. Noch unter den Arabern hiess Baïkand ‚die Stadt der Kaufleute‘, und es herrschte daselbst ein lebhafter Waarenverkehr bis zum Westmeer und bis Šin anderseits; darum sagt auch der Verfasser des Kitāb-al-‘iqlim (liber climatum): ‚eine jede Stadt Mawerā’lnahar’s hat Saatefelder und Dörfer, nur nicht Baïkand; hier sind nur Bazare und Stationsgebäude (Hôtels), deren Zahl an tausend beträgt; doch hat es Festungsmauern‘. — Qotaiba nahm hierauf (a. H. 88) Nūmeškath (نومشکت, falsche Lesart تمشکت oder تومشکت Tūmuškath) ein, d. i. die Stadt Bokhārā mit älterem Namen, nachdem die Einwohner freiwillige Unterwerfung und Zahlung eines grossen Tributes angeboten hatten; ferner zog er vor Rauméthan (راوميشن), falsche Lesarten ارمينية und رزمين, im Ta’rikh-i-Naršakhī (رامشين), dessen Bewohner sich gleichfalls

ohne Schwertstreich unterwarfen. Was dann von der Besiegung des Königs Wardān-khodsāh und der mit ihm verbündeten Türken, sowie von der Einnahme von Bokhārā durch List und Ueberrumpelung erzählt wird, scheint nur eine modificirte Wiederholung der früheren Ereignisse zu sein. Es schliessen sich daran die Expeditionen gegen Kešš und Nasaf, so wie gegen Soghd und Samarqand an. — Auch Moqaddasī, nach welchem der Kreis von Bokhārā 12 Parasangen lang und 12 Parasangen breit ist (Sprenger S. 20), sagt: die Hauptstadt heisst Nūmeg-kath (نومجکث, Var. نومجکث Namūg-kath), ebenso Ištakhri (نومجکث, Var. بومجکث Būmeg-kath). Dass wir von den bezeugten Lesarten Ğemu, Būmeg, Meg, Tūmuš, Nūmeš, Namūg, Nūmeg gerade der letzteren den Vorzug geben, woraus wir auf eine ältere Form Nūmeg oder Nūmig schliessen dürfen, glauben wir genugsam begründen zu können durch die Heranziehung der sinischen Namensform Nieu-mi; über den gleichfalls überlieferten Namen A-lan-mi sind wir dagegen zu keinem Resultat gekommen, und es ist sogar möglich, dass die Angabe nur irthümlich von den sinischen Gelehrten mit Pu-ho oder Nieu-mi in Verbindung gebracht worden ist. Der sinische Name des Reiches 'An bedeutet ‚beruhigtes Gebiet‘, Čong-'An ‚das centrale 'An‘ im Gegensatz zu dem östlichen und westlichen Fürstenthum, Ta-'An ‚das grosse 'An‘ im Gegensatz zu dem kleinen; was jedoch der älteste überlieferte Name Ki bedeute und ob derselbe, wie bei Ho und Fu-me, auf ein iranisches Wort zurückgehe, kann Niemand sagen. — Was Rauméthan (راوميثان) betrifft, das wie Bokhārā selbst von Samarkand 37 Parasangen entfernt ist (falsch 17 Parasangen, Yāqūt s. راميشان), nur dass es westlicher und auf der andern Seite des Sogdflusses liegt, so finden wir darin als ersten Bestandtheil baktr. rava, rao ‚leicht, frei, offen, freundlich‘, als zweiten das baktr. Appellativum maéthana (v. mith ‚vereinigen‘), ‚Ansiedelung, Wohnung, Stadt‘ neupers. ميهن méhan ‚mansio, domus cum familia, populus vel tribus‘ (Vullers II p. 1260; über s als dentalen Hauch, vgl. die reiche Sammlung bei Fr. Müller, Beitr. z. Lautlehre d. neupers. Spr. I p. 10; der bukhharische Dialekt hat also hier gegenüber dem von Fars die ältere Lautstufe bewahrt!), wie in dem gleichfalls bokharischen Ort Zōr-méthan (worin zura, zāvare ‚Gewalt, Stärke‘) und Méthan (2 Farsakh

südlich von Bokhāra), in dem khwārizmischen Khōš-méthan (Moqaddasī) und Artha-khōšméthan (Yāqūt, und in den ost-sogdianischen Oertlichkeiten Méthan (zwischen Ištīkhan und Čilāk), Ura-méthan (3 Farsakh östlich von Pangkand am Zarafšān), Khaba-méthan (bei Šarīf-al-dīn) etc. Dieser alte Bezirk, auch unter dem Namen Čār-šanbe bekannt, wurde im Jahre 1868 plötzlich durch die Sandmassen der westlichen Wüste total verschüttet, ein gleiches Loos erfuhr der stark bevölkerte und reiche Bezirk Wardānzi, und man befürchtet, dass die Versandung des Khanates in der Richtung von Nordwest nach Südost immer mehr vorschreiten und endlich die Hauptstadt selbst erreichen wird; die immer mehr um sich greifende Entwaldung der nördlichen Bezirke und die Vernachlässigung und Zerstörung der Canäle scheint bei diesem Naturprocesse mitzuwirken. Gross ist die Menge der Ortschaften, welche die arabischen Geographen, namentlich Moqaddasī und Yāqūt, als in Bukhāraī gelegen anführen; da jedoch die Lesarten meist zweifelhaft sind, so führen wir nur einige wenige namentlich an: Zindāna (زندانه), auch Bukhār-zindana genannt, 4 Farsakh nördlich von Bukhāra, Dimaš (ديمش), nahe bei Sorgh, Šīkath (شيكث), Košu-faghn (كشغفن), Moghakān (مفكان) oder Mūkān (موكان), Māsti (ماستی), Ghordān (گردان), Quršān etc. Möge dieses einst so blühende und reiche Gebiet, wenn es dereinst, wie sicher zu erwarten steht, unter die russische Herrschaft gelangt, und wenn der Verheerung durch die Sandmassen eine erneute sorgsamere Canalisierung Einhalt gebieten wird, zu neuem Flor gelangen!

,Quand on a quitté ce royaume (de Pu-ho)', lautet weiter der Bericht im Si-yü-ki, 'à une distance d'environ quatre cents li à l'ouest, on arrive au royaume de Fa-ti. Le royaume de FA-TI (伐地) a environ quatre cents li de tour. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs des habitants, il ressemble au royaume de Sa-mo-kian. Quand on a quitté ce royaume, à une distance d'environ cinq cents li au sud-ouest (sic), on arrive au royaume de Ho-li-si-mi-kia. Le royaume de HO-LI-SI-MI-KIA (貨利習彌迦) est situé sur les deux rives du fleuve Fo-tsu (縛芻). Il a de vingt à trente li de

l'est à l'ouest, et cinq cents li du sud au nord. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs des habitants, il ressemble au royaume de Fa-ti; mais la langue parlée est un peu différente. — Ueber das Fürstenthum Fa-ti, das auch Si-'AN oder das ‚westliche 'An‘ genannt wurde, können wir nicht mehr und nicht weniger mittheilen als was Vivien de St-Martin (*Mémoire analytique* etc. p. 282) vorgebracht hat: ‚Fa-ti, à 400 li vers l'ouest de Pu-ho, n'est représentée dans cette direction par aucune localité historique; le seul lieu qui nous paraisse pouvoir convenir à cette indication est Betik, lieu situé sur la droite de l'Oxus, à une trentaine de lieues au sud-ouest de Boukhara. L'importance de Bétik est d'être le point de passage du fleuve le plus fréquenté entre le Khoracân occidental et la Boukharie, et cette importance nous paraît expliquer suffisamment la mention qui en aurait été faite au voyageur chinois parmi les informations qu'il recueillit à Samarkand sur la région du nord de l'Oxus‘. Der Umstand, dass Hiuan-Thsang diese Theilfürstenthümer wahrscheinlich nicht selbst bereist hat, sondern nur aus den Erkundigungen, die er zu Khang eingezogen, schildert, macht uns die Dürftigkeit der gebotenen Angaben und die Unzuverlässigkeit der Distanzen und Richtungen, so wie die auffällige Thatsache erklärlich, dass die Lage von Fa-ti am Oxusufer nicht besonders hervorgehoben wird. Die arabischen Geographen zählen von Bukhārā bis Firabr am Oxus 20 (Var. 17) Parasangen, eine Distanz, welche so ziemlich stimmt zu den 400 Li (d. i. vier kurzen Tagmärschen) des Si-yü-ki; dies angenommen, erscheint dann die Distanz nach Khwārizmī-kath, nämlich 500 Li, viel zu kurz; sie muss vielmehr zu 1500 Li (d. i. fünfzehn sinischen oder zwölf arabischen Tagmärschen) angesetzt werden; auch ist die Richtung Südwest in Nordwest zu verbessern. Was aber sehr gegen die Vermuthung des Pariser Geographen zu sprechen scheint, ist der Umstand, dass kein einziger arabischer oder persischer Schriftsteller der Vergangenheit für jenen Uebergangsort von Sogd nach Khurasān den modernen und türkisch klingenden Namen Betik anführt, sondern dass diese stets nur Firabr oder Perebr (پيربر) nennen. Es ist indess möglich, dass das Gebiet am rechten Oxusufer von Ilcik (bei Betik) bis Elcik, den weiter unterhalb gelegenen Hafen- und Stappelplatz

von Bukhārā, vor Alters den Namen Vaidhika (von baktr. vaidhi ‚Bewässerung‘ vāidhi ‚Fluss‘) geführt hat und dass daraus in späterer Aussprache Bétik entstanden ist. Vielleicht ist eine Spur dieser Benennung in einem Orte, welchen Moqaddasī als zu Bukhārā gehörig anführt, erhalten, nämlich, wenn die Lesung richtig ist, in Dū-bedeك (دوبدك). Jedenfalls hat diese Darlegung mehr Gewähr, als wenn wir vermuthen würden, Fa-ti sei in direct westlicher Richtung von Bokhārā in dem gegen Khwārizm hin sich erstreckenden Steppengebiete anzusetzen, in einem Territorium, worin selbst die arabischen Geographen nur vereinzelte Ribāt's (z. B. Ribāt Tāš رباط تاش, Šörükh شوروك, Remel رمل, Ribāt Toghān طغان etc. bei Moqaddasī) anführen und für ein Culturgebiet sicher kein Platz ist. Man könnte sich darauf berufen, dass in einer früheren Zeitepoche der Westen Bukhārā's gesegnetere, mit Wasseradern erfüllte Culturstriche enthalten haben mochte, wie denn noch jetzt zeitweilig Ueberreste alter bedeutender Canäle in den versandeten Strecken der Kyzil-qūmwüste zu Tage treten. Auch ist bei Arrian die Rede von einer in Westsogdiana an der Grenze der Steppe gelegenen Veste Βαγαί (vgl. pers. bāgh ‚Garten‘, باغوا Bāghwā, alter Ort in Dahistān zwischen Farāwā und Nisā), bei welcher Spitamenes mit 3000 massagetischen Reitern in Sogd einbrach, (IV 17, 4): ἐς Βαγιάς (unus codex Γαβιάς, wobei man an Gāu des Vendīdād erinnert wird), χωρίον τῆς Σογδιανῆς ἐχυρόν, ἐν μεθορίῳ τῆς τε Σογδιανῶν γῆς καὶ τῆς Μασσαγερῶν Σκυθῶν ὀκισμένον; die Nennung der Massageten macht es jedoch wahrscheinlich, dass wir diese Veste mehr nordwestlich, etwa bei dem späteren Nūr (j. Nūrātā, nördlich von Karmīniya, im Aq-tau), suchen müssen. Auch ist zu bedenken, dass die Zeit Hiuan-Thsang's nicht gar zu weit der arabischen Epoche entrückt ist und dass die Cultursitze, welche der sinische Pilger sonst anführt, sämmtlich auch bei den arabischen Geographen sich nachweisen lassen. — Moqaddasī führt zahlreiche Oxusübergänge an; nach Tarmīdh, Kālif und Kerkerā (j. Kerki) folgen bei ihm Ribāt, Khawārān, Šar, Nū-waidhā (نويده), ‚wo die Leute von Samarkand über den Fluss setzen‘; ein Name, der auffallend zu Fa-ti und dem von uns statuirten Vaidhika stimmt; vgl. Nū-waizā نويزه, Burg bei Sirakhs, und obiges دوبدك (?), dann noch drei andere, ferner Firabr und Āmūl,

endlich Sekāwa Māhégīrān und Darghān, der Grenzort von Khwārizm, Marw und Ankhwārā (انخوارا, d. i. Bukhārā?). Firabr gegenüber, 1 Parasange vom linken Oxusufer, lag Āmūya (Āmūi, Āmū) oder Āmūl, sin. 'O-meī oder 'O-mo, das spätere Ćār-ġūi (zuerst bei Bābr I p. 126), der wichtigste Uebergangspunkt von Khurāsān, Sammelplatz der Karavanen und als solcher wichtig genug, um dem Oxus seinen Namen zu geben: āb-i-Āmu, daher bei Clavijo (p. 137) Viadme, (p. 199) Biamo, oder Amū-daryā. Von da nach Marw oder dem zendischen Mōuru, der Metropole der Satrapie Margiana, werden 36 Parasangen gezählt. Dieser alte Cultursitz wird unter dem Namen Mo (Mū Rémusat, Méu Klaproth) auch in den sinischen Berichten genannt, als Handelsstation von Khang nach Po-sse (Persien) und als ein Hauptsitz des Reiches 'An-si ('An-sie, 'An-sik), von dem schon in den Annalen der Han die Rede ist. So heisst es im Sse-ki des Historikers Sse-ma-tsian (trad. par Brossel, Journ. asiat., Paris 1828, II p. 424 sq.): 'An-si, à quelques milliers de li à l'occident des Ta-Yuē-ši, peuple sédentaire et cultivateur. Les champs produisent du riz et du vin de po-tao, leurs villes murées sont comme celles de Ta-wan. Ce pays, qui est fort grand, peut avoir en tout sens mille li. Il est situé vers le fleuve Uei ('Wei). On y trouve des marchés: les négociants font usage de chariots et de barques pour aller dans les pays voisins jusqu'à quelques mille li. Ils ont des pièces de monnaie en argent, à l'effigie du roi: à sa mort on change les empreintes pour celles du nouveau roi; des traits obliques semblables à des plantes entrelacées servent de date'. Wir sehen, dass unter 'An-si im Grossen Parthien, der Sitz der Aršakiden, gemeint ist, und müssen uns daran erinnern, dass Marw als Dependenz dazu gehörte und dass es der Hauptprägeort der parthischen Münzen war. Zur Ergänzung diene die prägnante Schilderung des Landes bei Plinius: ,difficilis aditu propter harenosas solitudines per UXX p. Margiana regio apricitatis inclutae — sola in eo tractu vinifera — undique inclusa montibus amoenis, ambitu stadiorum MD, contra Parthiae tractum sita'. Zur Zeit der Machtentfaltung der Haiṭal's war Mo-kuē čing Sitz selbständiger Fürsten aus der Race der sogdianischen Yuē-ši, die ihr Geschlecht auf Šao-wū (Siyāwūš) zurückführten, mit dem Titel A-lan-mi (Nouv. mél. asiat. I p. 234);

und es heisst: ‚la capitale du pays de Mu est à l'ouest du U-hiü ho (du fleuve Oxus ou Wéh-rut); on compte cinq cents li au nord-est jusqu'au pays des 'An (Pu-ho), et deux cents li à l'orient jusqu'à celui de U-na-'o; vers l'occident, il y a plus de quatre mille li jusqu'au royaume de Po-sse'. Ueber U-na-'o (Unaga; wenn iranisch, entweder Gunawät oder Annawa Annau vgl. Ἀνζωή in Haré, Isid. mans. Parth.), den zweiten haitalischen Sitz am linken Oxusufer, den näher zu bestimmen uns bisher nicht gelungen ist, heisst es (l. c. p. 233): ‚le royaume de U-na-'o est à l'ouest du U-hiü ho, dans l'ancien pays des 'An-si. Le roi est de la famille Šao-wu, issu, comme les précédents, de la race royale des pays de Khang, et portant le titre de Fo-ši. La ville capitale de cet état a deux li en carré; les troupes qu'il entretient sont de plusieurs centaines d'hommes. On compte vers le nord-est, jusqu'au royaume des 'An (Pu-ho), quatre cents li; au sud-ouest, jusqu'à celui de Mu, deux cents li et davantage'.

Was endlich Ho-li-si-mi-kia des Hiuan-Thsang betrifft, so ist darin der Lautcomplex Khwārizmiya- oder Khwārizmī-kāth nicht zu verkennen; die Hauptstadt des Landes Chorasmien war in ältester Zeit nicht Gurgāng, sondern Khwārizm, wofür auch das Appellativum Kāth (کاث, nach Yāqūt so viel wie ‚Mauer, Einfriedigung auf freiem Felde', gew. کاث kath in türkischen Ortsnamen für pers. kand) in Gebrauch war. Sachau (Zur Gesch. u. Chronologie von Khwārizm I., Abh. d. Akad.) hat die Identität von Khwārizm und Kāth als zweier Namen einer und derselben Stadt nachgewiesen und dargethan, dass Khwārizm ‚die alte Stadt', al-Fīl die Citadelle, und Kāth ‚die neue Stadt' unmittelbar an einander lagen, und zwar am östlichen oder rechten Ufer des Oxus, in der Nähe der Anhöhe Balgān (بلجان, nach Ibn-Al'athīr, Βαλαζμ bei Priscus). Wie nun Ibn-Khurdād-bih Khwārizm und Kāth neben einander stellt, so erscheinen beide Namen bei dem sinischen Pilger bedeutungsvoll in einen verbunden (Kath von Khwārizm, Chorasmierstadt'); auch wird das Land ganz richtig als ein schmaler, aber lang gestreckter Culturstrich zu beiden Seiten des Fo-tsu (Wakhšu, Ὠξος) geschildert. Ergänzend fügt Ma-tuan-lin hinzu, dass dieses Reich, namentlich der westlich vom Flusse gelegene Theil (wo Gorgāng lag), den sinischen Namen Ho-TSIN führe und dass

dasselbst Fürsten, welche von Šao-wū (Siyāwūš) abstammten, regieren. — Den Namen Khwārižm (خوارچم), baktr. Qāirizem, altpers. Uvārazmiya, assyr. Huvarīsmu, bringen Spiegel und Justi in Zusammenhang mit baktr. qar ‚tadeln, verletzen‘, qāiri ‚Tadel, Herabsetzung‘, neupers. خوار khwār ‚niedrig, schlecht‘, und erklären ihn als ‚schlechtes, unfruchtbares Land‘; Lerch (Khiwa oder Kharez̄m S. 2 ff.) schliesst sich dieser Etymologie an, deutet jedoch den Namen als ‚niedriges Land, das Land der Niederung‘; Sachau dagegen verharret bei der von Burnouf vorgeschlagenen Erklärung durch ‚Futterland‘, von baktr. qar (skr. hvar) ‚essen, verzehren‘, neupers. khwardan, oset. xorum ‚essen‘, xor ‚Nahrung, Brod, Weizen‘, zumal da auch Andeutungen, welche sich bei arabischen Geographen finden, sie zu bestätigen scheinen. Wir unsererseits geben zu bedenken, dass die Iranier die Oase des unteren Oxus, welche einen erfreulichen Gegensatz zu den sie umgebenden Wüsten bietet, diesen alten Kultursitz, gewiss nicht mit einem geringschätzenden und herabsetzenden Prädicat werden bedacht haben. Der Name des Landes ist frühzeitig nach dem Westen gedrungen; die Χοράσμοι nennt zweimal Herodot in Verbindung mit den Πάρθοι (III 93, VII 66) und spricht von einem πεδίον, ἐν οὐροισι ἐὼν Χορασμίων τε καὶ Ὑρκανίων καὶ Πάρθων etc. (III 117); merkwürdig, wenn aus dem alten und echten Hekataios entlehnt, ist folgende Angabe bei Athen. II p. 70 B: Ἐκαταῖος Ἀσίας περιηγήσει· Πάρθων πρὸς ἧλιον ἀνίσχοντα Χοράσμοι οἰκέουσι, γῆν ἔχοντες καὶ πεδιά καὶ οὐρεα· ἐν δὲ τοῖσι οὐρεσι δένδρεα ἐνὶ ἄγρια, ἄκανθα κυνάρη, ἰτέη, μυρίκη. ἐν δὲ ταῖσι πόλισι Χορασμίη; hier kann πόλις sowohl ‚Staat, Gebiet‘ als auch ‚Stadt‘ bedeuten, und wir hätten in letzterem Falle das älteste Zeugniß über die Metropole vor uns. Zu Alexander's Zeit schlossen sich die sakisch-iranischen Chorasmier der nationalen Bewegung, welche von Sogdiana ausgieng, an und boten dem Spitamenes Schutz und Hilfe; vgl. Strabo XI p. 513: τοῦ δὲ τῶν Μασσαγετῶν καὶ τῶν Σακῶν ἔθνους καὶ οἱ Ἀττάσιοι (d. i. entweder Ἀυγάσιοι oder Ἀπασιάκται) καὶ οἱ Χωράσμοι, εἰς οὓς ἀπὸ τῶν Βακτριανῶν καὶ τῶν Σογδιανῶν ἔφυγε Σπιταμένης. Später aber, als die Aufstände bewältigt und die Reiterhorden der Steppe zurückgedrängt worden waren, zog es der Chorasmierfürst vor, in ein freundschaftliches Verhältniss zu dem Eroberer zu treten; vgl. Curtius VIII 1, 8: Phrataphernes, qui Chorasmiis praeerat,

Massagetis et Dahis regionum confinio adiunctus, misit qui facturum imperata pollicerentur; Arr. IV 15: Φαρσμανής ἔχωρασιμῶν βασιλεὺς ἀφίκετο παρ' Ἀλέξανδρον εἶν ἰππεῦσι χιλίοις καὶ πεντακοσίοις· ἔρασκε δὲ ἕμπορος οἰκεῖν τῷ τε Κόλχων γένει καὶ ταῖς γυναῖξιν ταῖς Ἀμαζόσι. Er hatte also, wahrscheinlich in Folge von Handelsbeziehungen, Kunde von den Völkerschaften des Kaukasus und den Sarmato-Alanen, deren Weiber als sehr kriegerisch geschildert werden. In der römischen Zeit werden die Chorasmier nur selten genannt; auf der Augusteischen Weltkarte waren die CHORASMII am unteren Oxus in der Nachbarschaft der MASSAGETAE· PASICAE· DAHAE und DERBICCAE (Var. DERVICAE, DREVICES, etc. ‚quorum medios finis secat Oxus amnis‘; vgl. baktr. driwika ‚Bettelhaftigkeit, Armuth‘; zu unterscheiden sind die Δριβυκας, die Ptolemaeus in Medien ansetzt, und von denen eine Spur in dem Derfek-dagh in Dailemān vorhanden ist) verzeichnet. Auch in armenischen Schriftwerken begegnen die Khrazmiq̄. Die weitere Geschichte und Topographie dieses Culturgebietes ist von Sachau und Lerch erschöpfend dargethan.

Als Mittelpunkt eines zu Khang oder Sogdiana gehörigen Reiches begegnet uns in den sinischen Nachrichten aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert der Name NA-SĒ-PO (oder NA-SĪ-PHO); ausser diesem Namen und der Bemerkung, dass daselbst gleichfalls Herrscher, welche von Šao-wū abzustammen sich rühmten, ihren Sitz hatten, findet sich keine weitere, in's Einzelne gehende Notiz über dieses Fürstenthum. Erst die Araber ziehen den Ort wieder aus dem Dunkel hervor. In seiner Geschichte der Eroberungen erzählt Balādhori, dass im Jahre 89 d. H., nachdem Baikand und Bukhārā in die Hände der Gläubigen gefallen waren, Qotaiba den Ġailūn nochmals überschritt und ohne Schwertstreich ausser einigen Cantonen von Soghd Kišš und das gegen die bucharische Wüste hin gelegene Territorium von Nasaf einnahm, worauf er nach Bukhārā und über den Fluss zurück nach Marw zog; im Jahre 91 d. H. wurden Kišš und Nasaf von neuem in Besitz genommen; auch in den späteren Kämpfen mit den Khāqānen der Türken geschieht beider Orte Erwähnung. Yāqūt hat über Nasaf (نسف) folgende Daten: ‚Nasaf ist eine grosse Stadt, reich

an Bevölkerung und bebauten Landstrecken, zwischen dem Ġaiḥūn und Samarqand gelegen; es wird auch Nakhšab (نخشاب) genannt. Iṣṭakhri sagt: ‚Nasaf hat eine Citadelle, einen ribāt, vier Thore, und einen Fluss, der mitten durch die Stadt fliesst und die Gewässer von Kišš aufnimmt; die Wasseradern verteilen sich unter die umliegenden Dörfer. Das Haus des Imārat's liegt am Ufer dieses Flusses bei dem Brückenkopf (ras al-qanṭara). Nasaf liegt in der Höhe von Bokhārā und Balkh, in einer Ebene, welche durch die Berge von Kišš begrenzt wird; gegen den Ġaiḥūn dagegen ist eine Wüste ohne Berge. Jener eine Fluss trocknet in manchen Jahren ganz aus. Die übrigen Geographen, namentlich Moqaddasī, bieten folgendes Itinerar von Bukhārā nach Nasaf: ‚Bukhārā, ein Tag (7½ Farsang) nach Farāġūn (فراجون); Yāqūt kennt auch einen Ort Fāriġak (فارجك, nach welchem das südöstliche Viertel und Thor von Bukhārā bāb al-Fāriġak hiess), weiter ein Tag (7 Farsang) durch wüste Strecken nach Mūbarikāk (مباريكان, j. Khoġa Mobārek), weiter ein grosser Tag (8½ Farsang) nach Māyamūrgh, endlich ein Tag (7 Farsang) nach Nasaf. Ferner werden folgende Dependenzien oder grössere Orte bei Nasaf angeführt: Sīrkath (سيركث), östlich von Nasaf, d. i. Šīrkend bei Šarīf al-dīn (I p. 115); Kasba (كسبه, Var. Kasiya كسيه und Kašta كشته, bei Yāqūt auch Kasaf, baktr. etwa Kačava oder Kačapa), 4 Farsang westlich von Nasaf; endlich Bazda (بزده), 6 Farsang südwestlich von Nasaf; Bazda, bei Yāqūt auch in der volleren Form Bazdava (بزده), war mit Mauern und einer Citadelle versehen und lag auf der Strasse von Bukhārā nach Kālif. Moqaddasī kennt auf dieser Strasse mitten durch die Wüste folgende Stationen: ‚von Bukhārā nach Ḥakim ein Tag, nach dem „alten Ribāt“ ein Tag, nach der Cisterne des Sa'd ein Tag, nach Bazda ein Tag, dann nach dem Bukharierdorf (am Ġaiḥūn) zwei Tage, nach dem Khwārizmierdorf ein Tag, endlich nach Kālif zwei Tage. Yāqūt führt in der Nähe von Nasaf noch an: Ġawbaġ oder Ġubaq, Warghaġan oder Wazghaġan (وزغچين), endlich Khuzār (خزار) oder das heutige Guzar auf der Strasse nach Tirmidh und Balkh, nach welchem Orte der Khuzār-rūd benannt ist. Sehr oft wird Nakhšab auch von den persischen Chronisten genannt doch ist seit der mongolischen Epoche der Name Qaršī (قرشی), was im Uighurischen

und im Mongolischen ‚Palast‘ bedeutet, weit häufiger. Einen Palast hatte nämlich der Khān Kūpāk (oder Koyuk?), Sohn des Oktaï, 2 1/2 Meilen von Nakhšab, das damals bereits in Ruinen lag, erbaut, und die neue Gründung verdrängte seither den alten iranischen Namen des zu einer Dorfschaft herabgekommenen Ortes. — Wir bemerken noch, dass südlich von Khuzār in dem von Nordost nach Südwest gegen Kālif sich hinziehenden Bašqurd-dagh Steinsalz gewonnen wird, welches Sogd versorgt und als ‚samarkandisches‘ Salz in Kauf kommt; schon Ibn Khurdabih nennt unter den Steuerbezirken von Soghd ‚la mine de sel‘ (Journ. asiat. VI° sér., V p. 247).

Wenn uns nicht alles trügt, so gibt bereits die Geschichte Alexander's von Nakhšap Kunde. Wir halten nämlich Xenippa, welches Alexander gegen Ende des Jahres 328 einnahm, für Nakhšap oder das heutige Karši. Einzig bei Q. Curtius Rufus, dem wir auch sonst manche denkwürdige Notiz verdanken, finden wir den Ort erwähnt. Die Stelle lautet (VIII 7, 13 sq.): ‚decem diebus apud Maracanda consumptis, cum parte exercitus Hephaestionem in regionem Bactrianam misit, commeatus in hiemem paraturum; ipse XENIPPA pervenit. Scythiae confinis est regio habitaturque pluribus ac frequentibus vicis, quia ubertas terrae non indigenas modo detinet, sed etiam advenas invitat. Bactrianorum exulum, qui ab Alexandro defecerant, receptaculum fuerat‘. Die Zahl der Aufständischen betrug 2500 Reiter; diese kampfgewöhnte Rotte focht mit wilder Verzweiflung und gab dem makedonischen Feldherrn Amyntas viel zu schaffen; erst nach hartem blutigem Strausse gelang deren Bewältigung. Es heisst dann weiter: ‚his in fidem acceptis in regionem, quam NAUTACA appellant, rex cum toto exercitu venit‘. Aus dem Zusammenhange der Thatsachen wird klar, dass Xenippa in jenem Theile Sogdiana's lag, der an Baktra angrenzte, und dass unter Skythien hier jene Wüste gemeint ist, welche den Unterlauf des Polytimetos von Baktra und dem Oxus schied. Das Stromgebiet des Polytimetos war seiner ganzen Länge nach von den makedonischen Colonnen zur Ruhe gebracht und von Insurgenten gesäubert worden; mittlerweile hatte jedoch die Verbindung mit Baktra selbst eine Unterbrechung erlitten, indem die Cantone zwischen Sogdiana und Baktra den aus dem Polytimetosthale verjagten Reiterschaaren Unterkunft boten

und so der Schauplatz erneuter Insurrection wurden. Alexander musste in aller Eile von Samarkand aufbrechen und die wichtigen Positionen von Xenippa und Nautaka, d. i. von Karši und Šahr-i-sabz, wiederzugewinnen trachten. Für den erstgenannten Canton, der als gut angebaut und dicht bevölkert geschildert wird, passt die Lage des heutigen oasenreichen Gebietes von Karši ausnehmend; sogar den Lauten nach sind wir versucht, zwischen Ξένιππα und Nakhšap einen Zusammenhang anzunehmen; es ist sehr leicht möglich, dass die griechischen Eroberer den ihnen fremd klingenden iranischen Namen ihrem Idiome möglichst anbequemt haben, wie denn Silbenumstellungen und Consonantenversetzungen bei Wiedergabe orientalischer Ortsnamen nicht selten eine Rolle spielen. Nakhšap dürfen wir wohl aus iranischem Sprachgut deuten, sei es dass wir das neupers. **نخشاب** *nakhšab* ‚leuchtend, hell scheinend (vom Vollmond)‘ zu Grunde legen, oder dass wir *nakhš-ap* mit Rücksicht auf die Nebenform *nas-af* als den mit einem todten oder langsam fließenden Wasser behafteten Ort (vgl. baktr. *naçu νερός*) deuten. Ξένιππα selbst wird dann nicht mehr erwähnt, wir müssten denn zu einer Conjectur Zuflucht nehmen und den von Ptolemaeus im Flussgebiete des Zariaspes angeführten Ort *Μενάπια* in Ξενάπια verändern und nach Sogdiana verlegen wollen; dergleichen Transpositionen dürfen wir bei Ptolemaeus, dessen Abriss von Nord-Iran zu den confusesten Partien der Erdkarte gehört, ohne Bedenken annehmen.

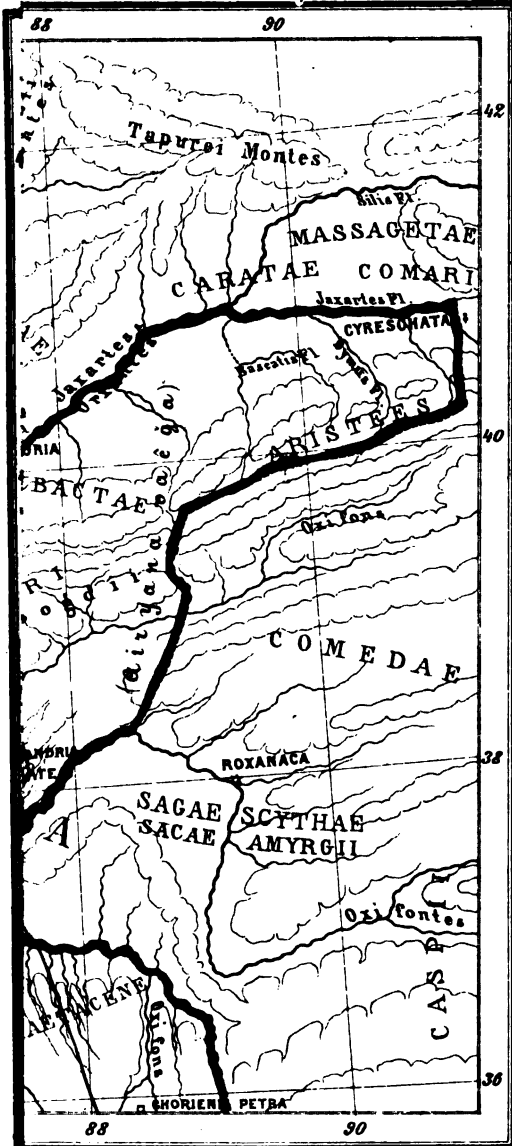
Das von Curtius genannte Nautaka, τὰ Νάυτακα, spielt in den Kriegen Alexander's eine wichtige Rolle. Als Bessos die Satrapie Baktra, die ihm keinen festen Stützpunkt mehr zu bieten schien, da Drapsaka (Kunduz), Aornos (baktr. Varēna) und die Metropole Zariaspa oder Baktra in die Hände des raschen Eroberers gefallen waren, verlassen hatte und die Richtung nach Marakanda über das eiserne Thor einschlug, um in Sogdiana den Krieg fortzuführen und für sich, wenn möglich, eine Herrschaft zu gründen, hielt er zuerst Rast in Nautaka; vgl. Arr. III 28, 9: Βήσσος εἰς Νάυτακα τῆς Σογδιανῆς χώρας ἀπέχωρει. Das nachrückende makedonische Heer nahm einen anderen Weg: es durchzog die wasserarmen brennenden Sandsteppen auf dem rechten Oxusufer und schlug, indem es den von Hochsogdiana in's Flachland nach Südwest verlaufenden

Querriegel und das eiserne Thor vermied, eine mehr westliche Richtung nach Marakanda ein, offenbar deshalb, um mit Umgehung von Nautaka dem Prätendenten, der bei der Organisation des Widerstandes mit der Rivalität der Heerführer viel zu schaffen hatte, zuvor zu kommen. Es gelang wirklich der von Ptolemaios geführten Avantgarde, welche damals in vier Tagen eine Strecke von zehn Tagmärschen durchflog, Bessos, der Nautaka bereits verlassen hatte und den Weg nach Marakanda über das Gebirge einzuschlagen im Begriffe stand, einzuholen und im Einverständniss neidischer Verräther gefangen zu nehmen. Alexander hatte indess an der Spitze der Hauptarmee das sogdianische Flachland (*loca deserta Sogdianorum* Curt. VII 20) durchzogen und unter anderm an den Branchiden und dem von ihnen bewohnten Städtchen (*τὸ τῶν Βραγχιδῶν ἄστυ*, Strab. XI p. 517; *Branchidae bilingues*, Curt.) eine sehr unrühmliche Rachsucht bewiesen; als er hierauf die rings um das verlassene Nautaka gelegenen Districte in Besitz nahm, konnte er den sehr zusammengeschmolzenen Bestand der Pferde durch Requisitionen wieder auf die frühere Höhe (viertausend Stücke) bringen; er fand da eine ausgezeichnete Race von Reitpferden vor, wie denn die Pferde von Khang und Ta-wan drei Jahrhunderte später auch bei den sinischen Heerführern Lob und Bewunderung gefunden haben. Dann gieng es mit frischen Kräften gegen Marakanda, in das Herz von Sogd! — Auch nach der Bewältigung der sogdianischen Aufstände wird Nautaka genannt, namentlich deshalb, weil Alexander den Winter 328/327 vor seinem Zuge nach Indien zwei bis drei Monate daselbst Quartier hielt. Kurz vorher hatten Xenippa und Nautaka eine Invasion durch die nationalen Reiterschaaren erfahren, auch das eiserne Thor war noch in der Gewalt des Sisymithres; die Verbindung mit Baktra war also ernstlich gefährdet. Nachdem jedoch Xenippa wieder erobert worden war, schlug der Sieger in Nautaka sein Lager auf und begann von da aus seine Operationen gegen die Pässe und Bergdistricte Ostsogdiana's; vgl. Diodor. XVII κθ': στρατεία τοῦ βασιλέως εἰς τοὺς (sic) καλουμένους Ναύτακας καὶ φθορὰ τῆς δυνάμεως ὑπὸ πολλῆς χιόνος. Die Schlappe, von der hier die Rede, erlitt das Heer im District Gabaza, den wir oben im Wakhsgebiet gesucht haben. — Was den Namen betrifft, so ist derselbe auf den ersten Blick als

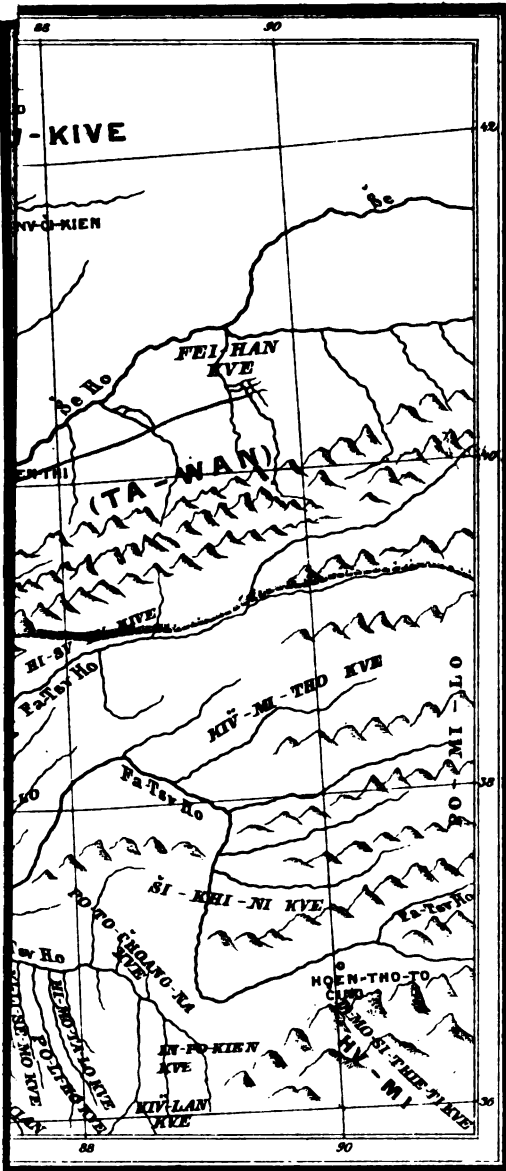
iranisch zu erkennen; nāutāk (ناوتاك) bedeutet ‚schiffbar‘, und so heisst auch ein Fluss in Ghaznīn, auf der Hochebene Pešyan-sai, bis wohin Afrāsiyāb vorgedrungen sein soll (Bundeheš cap. XXX); auch die Deutung ‚neu fliessend, neuer Wasserlauf‘ ist möglich, da der Strom von Kišš zeitweilig sein Bett verändert haben mochte; oder es ist Ναύταξ eine Entstellung in griechischem Munde für Naukata (vgl. baktr. kata ‚Haus, Leichenbehälter‘), wobei man sich auf die im Gebiet von Kišš gelegene Ortschaft Nauqat oder Nauqad berufen könnte, wo der sogdianische Prophet al-Moqanna, dem die Secte der ‚Weissgekleideten‘ anhing, volle dreizehn Jahre hindurch (767—780) seinen Sitz inne hatte; sein Wohnsitz wird indess auch auf den Bergrücken Sanām verlegt. Die arabischen Geographen zählen von Nasaf nach Sūniġ 4 Farsang, weiter nach Nūqād und Qariš einen Tag, und dann nach Kišš einen Tag (5 Farsang). Moqaddasī nennt bei Kišš folgende Ortschaften: Nūqad (نوقد), Qariš (قریش) oder Qawiš (قویش), ferner Sūniġ (سونیج) oder Surniġ (سورنیج), und Eskī-faghñ (اسکیفغن), das von Nasaf etwas entfernter lag als Sūniġ. Im Jahre 1377 verliess Timur mit seinem Heere Qaršī und lagerte auf den weiten und grasreichen Gefilden bei Nauqat (Šarīf al-dīn I p. 141).

Ueber Kišš selbst bieten die ältesten Nachrichten die sinischen Schriftwerke. Ma-tuan-lin fasst den Sucus derselben in folgende Worte (Abel-Rémusat, Nouv. mélanges asiat. I p. 238): ‚Le pays de Sse est à dix li au midi de la rivière Tu-mo (d. i. Tūm, bei Šarīf-al-dīn; s. o.!)‘; il a fait aussi partie de l'ancien Khang-kiū. Le roi est de la famille de Šao-wu, et parent de celui de Samarkand. Il a plus de mille soldats. Les coutumes de cet état sont pareilles à celles de Khang, dont il est éloigné, au nord, de deux cent trente li (240 li, Klaproth Mag. asiat. I p. 105; 300 li, Hiuan-Thsang); du côté du midi, il est à cinq cents li du Tokharestan; à l'ouest, il est à deux cents li de Na-se-po; au nord-est, il est à deux cents li de Mi‘. ‚La ville de Čuang-kian KĪ-sse (Kišš كیش) devint la capitale de plusieurs milliers de li de pays, et eut jusqu'à vingt mille familles. C'est là qu'est la porte de fer. Il y a dans la ville des temples dédiés aux esprits: on leur sacrifie toujours mille moutons à la fois‘. ‚Au temps des années Hian-khing

(656—660), on l'érigea en arrondissement (ou Čeu) de Khiü-ša, et le roi eut le titre de juge'. Auch wird bemerkt (Deguignes I, 2 p. LXXII, Klaproth p. 107): 'Ici il y avait autrefois (32—8 a. Chr.) la ville de Su-hiaï (cf. p. 104: dans le Khangkiü il y avait cinq roitelets appelés rois de Su-hiaï, de Fu-me, de Yü-ni, de Ki et de 'Ao-kian)'. Hiuan-Thsang traf auf seiner Pilgerfahrt von Sa-mo-kien nach Ta-mi (Tarmidh) über den Gebirgspass des 'eisernen Thores' nach einem Marsche von 300 Li zuerst Stadt und Reich Kie-šoang-na (Kašāna), und bemerkt: 'Le royaume de KIE-ŠOANG-NA (羯霜那) a de quatorze à quinze cents li de tour. Sous le rapport des produits du sol et des mœurs des habitants, il ressemble au royaume de Sa-mo-kien'. Der Name Kašāna oder Kašāniya für Kašš oder Kišš findet sich auch bei arabischen Geographen, z. B. Birūnī, und bei Mirkhwand; derselbe ist, wie wir oben dargelegt haben, wohl zu unterscheiden von Kūšānī-kath oder Kušāniya, und bedeutet 'Winterwohnung'; Kašš ist wohl nur Abkürzung davon. Der sinische Name des Reiches Sse oder Ssü, scheint darauf hinzuweisen, dass zeitweilig Sir-kath (Širkend, s. o.) die Capitale war, ein Ort, der weiter gen Nasaf hin lag. Für Kešš findet sich in späterer Zeit das Synonym Šahr-i-sabz ('die grüne Stadt'), namentlich bei Šarif al-dīn (z. B. I p. 150, 307, II p. 415; Kešš I p. 30, II p. 404, III p. 174), der eine grosse Zahl von Oertlichkeiten in diesem Territorium anführt. Das eiserne Thor beschreibt Hiuan-Thsang ausführlich; dass der Felsen des Sisymithres dieselbe Position bedeute, haben wir unumstösslich dargethan. Und so sind wir denn bei unserem Versuche, die Topographie Sogdiana's nach den ältesten Quellen darzustellen, wieder dahin gelangt, woher wir den Ausgang genommen haben.

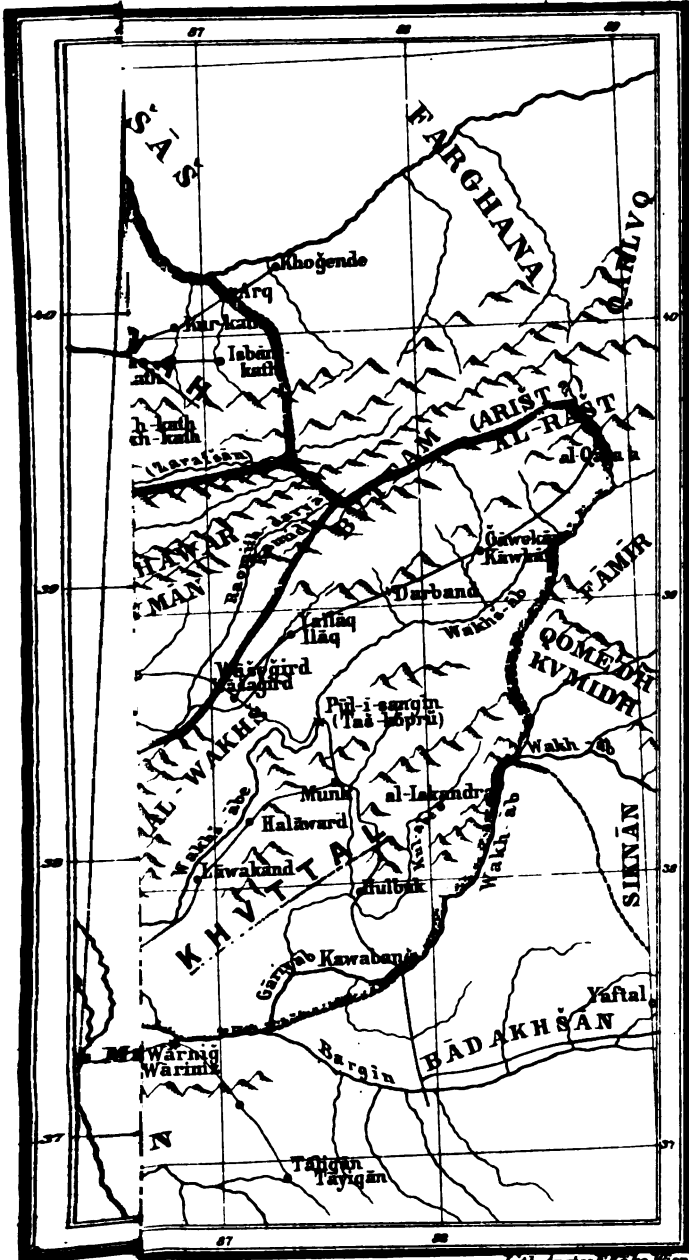






Lith. Anst. v. F. Köbe, Wien.







Hume-Studien.

I.

Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus.

Von

Dr. Alexius Meinong.

Es gibt leider in der Psychologie nur zu viele Fragen, deren Lösung schon in der verschiedensten Weise versucht worden ist, ohne dass es gelungen wäre, eine allgemeine Uebereinstimmung in Bezug auf diese Lösung zu erzielen; aber zum Glücke geht die Uneinigkeit doch nur in wenigen Fällen so weit, dass sie sich nicht bloß auf die Erklärung, sondern selbst auf die Existenz eines psychischen Phänomens erstreckte, wie dies bei der Abstractionsfrage der Fall ist. Nicht nur darum handelt es sich seit Berkeley, wie man zu abstracten Begriffen gelange, sondern ob es überhaupt solche Begriffe gebe, — nicht wie der Abstractionsact beschaffen, ob er ein psychischer Vorgang ganz eigener Art, oder aus einem oder mehreren andern psychischen Acten erklärbar sei, muss in erster Linie festgestellt werden, sondern, ob ein solcher Abstractionsact überhaupt möglich sei, ob er nicht die menschlichen Fähigkeiten weit übersteige.

Es müssen erhebliche Schwierigkeiten der Lösung dieses Problems entgegenstehen, wenn eine so lange Zeit dieselbe so wenig zu fördern vermochte, und kaum wird sich heute ein Einzelner noch Kraft genug zutrauen, gleichsam mit einem Schlage alle Zweifel und Controversen in dieser Hinsicht zu beseitigen. Aber was sich nicht mit einem Wurf gewinnen lässt, mag vielleicht doch allmählig, Schritt vor Schritt, zu erreichen sein, und zu diesem Ende hat es sich stets als das Leichteste und doch zugleich Lohnendste herausgestellt, eine kritische Betrachtung des bereits Geleisteten der eigenen Untersuchung zu Grunde zu legen. Wenn daher an dieser Stelle

die eine der beiden heute einander gegenüberstehenden Abstractionstheorien in der Darstellung, die sie durch ihre ersten und hervorragendsten Vertreter gefunden hat, einer eingehenden Prüfung unterzogen wird, so ist mindestens nicht alle Hoffnung ausgeschlossen, dass aus einer solchen Untersuchung ausser für die Geschichte der Philosophie auch für die Aufklärung der in Rede stehenden Frage selbst mancher Nutzen erwachsen könnte.

Die Historiker haben sich mit der Behauptung, ein späteres Ereigniss sei die nothwendige Folge dieses oder jenes früheren gewesen, niemals sehr zurückhaltend gezeigt; ja sie pflegen Thesen dieser Art mit einer Sicherheit aufzustellen, als ob nicht schon dem Bemühen, das wirkliche Vorhandensein eines solchen Verhältnisses auch nur einigermaßen wahrscheinlich zu machen, in der Regel die grössten Schwierigkeiten im Wege stünden. In dieser Beziehung muss die Thatsache, welche zur Ausbildung der modernen nominalistischen Abstractionstheorie gewissermassen den Anstoss gegeben hat, zu den Ausnahmen zählen. Wer sich die Charakteristik vergegenwärtigt, die John Locke im vierten Buche seines ‚Essay concerning human understanding‘ von den abstracten ‚Ideen‘ entwirft, — der wird in der That, heute wenigstens, kaum anders denken können, als dass eine Reaction, wie sie in Berkeley's Schriften bald genug eintrat, geradezu unvermeidlich war.

‚Achten wir genau auf sie‘, sagt Locke,¹ ‚so werden wir finden, dass allgemeine Ideen Gebilde und Erfindungen des Geistes sind, die nicht ohne Schwierigkeit gebildet werden und sich nicht so leicht von selbst einstellen, wie wir zu glauben geneigt sind. Erheischt es z. B. nicht einige Mühe und Geschicklichkeit, die allgemeine Idee eines Dreiecks zu bilden, die doch noch keine der abstractesten, umfassendsten und schwierigsten ist? Es soll die Idee eines Dreiecks gebildet werden, welches weder schiefwinklig noch rechtwinklig, weder gleichseitig, noch gleichschenkelig, noch ungleichschenkelig sei,

¹ a. a. O. ch. VII sect. 9.

sondern alles dieses und zugleich nichts von diesem. In der That ist dies etwas Unvollständiges, das nicht existiren kann, eine Idee, worin einige Theile von verschiedenen und mit einander unvereinbaren Ideen zusammengestellt sind'. Was Locke bei diesen Worten vorschwebte, kann nicht im Geringsten zweifelhaft sein; aber indem er Umfang und Inhalt des Begriffes Dreieck nicht auseinanderhielt, behaftete er den letzteren zugestander Massen mit einem inneren Widerspruch, und wer ihm einmal so weit folgte, für den lag wohl nichts näher, als noch einen Schritt weiter zu gehen und solchen abstracten Begriffen die Existenz kurzweg abzusprechen.

Wirklich liegt denn auch in Berkeley's Ausführungen auf der Negation das Hauptgewicht. Er leugnet, dass die innere Erfahrung von einem psychischen Vorgange des Abstrahirens Kenntniss gebe,¹ er bestreitet die Möglichkeit eines Abstractums mit Rücksicht auf den Satz des Widerspruches,² — ein dritter Einwand, die Frage, wann sich das Individuum die Fähigkeit zu der von Locke als so schwierig geschilderten Operation eigentlich erwerbe,³ ist den beiden ersten gegenüber natürlich nur von sehr untergeordneter Bedeutung. So weit ist auch Alles klar und präcis; nicht das Nämliche ist aber von der Art und Weise zu sagen, in der er die so in die Erklärung der psychischen Phänomene gerissene Lücke wieder auszufüllen sucht.

Es handelt sich einfach um die Frage: wie sind, wenn es keine Abstracta gibt, allgemeine Erkenntnisse möglich? ja was ist überhaupt, wenn die Dinge sich so verhalten, unter Allgemeinheit zu verstehen? ‚Allgemeinheit besteht‘ nach Berkeley's Meinung ‚nicht in dem absoluten, positiven Wesen oder Begriff von irgend etwas, sondern in der Beziehung, in welcher etwas zu anderem Einzelnen steht, was dadurch bezeichnet oder vertreten wird, wodurch es geschieht, dass Dinge, Namen oder Begriffe, die ihrer eigenen Natur nach particular sind, allgemein werden.‘⁴ Von den ‚allgemeinen Dingen‘ kann

¹ A treatise concerning the principles of human knowledge, introduction sect. 10, — Alciphron or the minute philosopher, dial. VII sect. 6.

² Treat. intr. sect. 13, noch ausdrücklicher Min. phil. a. a. O.

³ Treat. intr. sect. 14.

⁴ ibid. sect. 15.

bei der vorliegenden erkenntnistheoretischen Frage natürlich nicht eingehender die Rede sein, um so mehr aber von den allgemeinen Namen und allgemeinen Begriffen.

Gibt es also auch keine abstracte allgemeine Idee, so können allgemeine Ideen doch auf anderem Wege entstehen. Eine particuläre Idee wird dadurch allgemein, ‚dass sie dazu verwendet wird, alle anderen Einzelvorstellungen derselben Art zu repräsentiren oder statt derselben aufzutreten‘.¹ Die Ideen vordanken daher ihre Allgemeinheit dem, was sie bezeichnen, man betrachtet sie darum auch ‚viel mehr nach ihrem relativen Werthe, insofern sie für andere substituirt sind, als nach ihrer eigenen Natur oder um ihrer selbst willen‘.² Wie freilich diese Substitution, wie jene Repräsentation zu denken sei, darüber finden wir bei Berkeley keinerlei Aufschluss.

Mit dieser Theorie von den allgemeinen Begriffen möchte es nun ganz wohl verträglich erscheinen, bezüglich der allgemeinen Worte an Locke's Behauptung festzuhalten: ‚Worte werden dadurch allgemein, dass sie zu Zeichen allgemeiner Ideen gemacht werden,‘³ aber Berkeley widerspricht dieser Ansicht. Nach ihm wird ein Wort allgemein, indem es als Zeichen gebraucht wird für alle particulären Ideen, welche vermöge ihrer Aehnlichkeit zu derselben Art gehören und deren jede es besonders im Geiste anregt;⁴ es ist, wie man sieht, so ziemlich derselbe Vorgang wie bei der Bildung der allgemeinen Ideen. ‚Ebenso, wie die einzelne Linie dadurch, dass sie als Zeichen dient, allgemein wird, so ist der Name Linie, der an sich particulär ist, dadurch, dass er als Zeichen dient, allgemein geworden. Und wie die Allgemeinheit jener Idee nicht darauf beruht, dass sie ein Zeichen für eine abstracte oder allgemeine Linie wäre, sondern darauf, dass sie ein Zeichen für alle einzelnen geraden Linien ist, die existiren können, so muss auch angenommen werden, dass das Wort Linie seine Allgemeinheit von derselben Ursache herleite, nämlich von dem Umstande, dass es verschiedene einzelne Linien unterschiedlos bezeichnet.‘⁵

¹ *ibid.* sect. 12.

² *Min. phil.* l. c.

³ *Essay book III* chapt. III sect. 6.

⁴ *Treat. intr.* sect. 11 und 18, *Min. phil.* l. c.

⁵ *Treat. intr.* sect. 12.

Sonach steht der allgemeine Begriff wie das allgemeine Wort in gleicher Weise denselben particulären Ideen als deren Zeichen gegenüber. Aber wie verhalten sich allgemeines Wort und allgemeiner Begriff zu einander? Sie sind nicht identisch, denn die allgemeine Idee ist ja, wie gesagt wurde, ihrer Natur nach den particulären Ideen gleichartig, die sie vertritt, — nicht so das allgemeine Wort. Dieses ist aber auch nicht ein Zeichen für die allgemeine Idee, denn es bezeichnet, wie eben gezeigt, alle particulären Vorstellungen derselben Art unterschiedlos.¹ Dass aber gar die Idee ein Zeichen für das Wort sein sollte, das hat weder Berkeley noch irgend jemand vor oder nach ihm behauptet. Besteht also gar keine Beziehung zwischen allgemeinen Worten und allgemeinen Ideen? Das scheint denn doch der Erfahrung zu widersprechen, aber Berkeley selbst hat einen Weg, auf dem die Schwierigkeit zu lösen wäre, nicht gezeigt, und in der That ist kaum denkbar, wie hier ein Lösungsversuch zum Ziele führen könnte.

Also Worte werden allgemein, indem sie Zeichen für particuläre Ideen werden; daraus darf jedoch nicht gefolgert werden, dass, so oft wir einen allgemeinen Namen hören, in uns nothwendig eine solche Idee erregt werden muss, da vielmehr, im Lesen und Sprechen Gemeinnamen grösstentheils so gebraucht werden wie Buchstaben in der Algebra, wo, obschon durch jeden Buchstaben eine bestimmte Quantität bezeichnet wird, es doch zum Zwecke des richtigen Fortganges der Rech-

¹ Dies der Grund, weshalb ich mich der in diesem Sinne von Kuno Fischer (*Francis Bacon und seine Nachfolger*, 2. Aufl., Leipzig 1875, S. 705) gegebenen Lösung nicht anschliessen kann. Er fasst Berkeley's Ansicht so: 'Die Worte sind Zeichen (nicht abstracter, sondern) allgemeiner Vorstellungen, welche selbst Zeichen sind für eine Reihe gleichartiger Vorstellungen'. Dies entspricht im Ganzen Hume's Interpretation, deren Unstatthaftigkeit weiter unten dargethan werden soll. Hier nur so viel: Ich habe keine Stelle finden können, welche K. Fischer's Auffassung stützte, während alles oben aus Berkeley Citirte ihr entgegenzustehen scheint. Uebrigens wäre es doch höchst auffallend, dass Berkeley die Locke'sche Definition von allgemeinen Worten, die er zum Zwecke der Polemik (*Treat. intr. sect. 11*) anführt, nicht zugleich in seinem Sinne adoptirt, wenn sie, seinen Begriff von allgemeinen Ideen vorausgesetzt, seinen Intentionen so vollkommen entspräche, als nach K. Fischer der Fall sein müsste.

nung nicht erforderlich ist, dass bei einem jeden Schritt jeder Buchstabe die bestimmte Quantität, zu deren Vertretung er bestimmt war, ins Bewusstsein treten lasse'.¹ Aber noch mehr: es gibt allgemeine Worte, denen gar keine Einzelvorstellungen zu Grunde liegen; ein activer Geist z. B. ‚kann weder eine Idee, noch einer Idee ähnlich sein‘, denn eine Idee ist absolut inactiv. ‚Daraus scheint zu folgen, dass Worte, die ein actives Princip bezeichnen, wie Seele oder Geist, streng genommen nicht für Ideen stehen, aber trotzdem sind sie nicht bedeutungslos, denn ich verstehe, was der Ausdruck Ich bedeutet, obwohl dies weder eine Idee, noch einer Idee ähnlich ist, sondern das, was denkt, will, Ideen empfängt und mit denselben operirt.‘² Ebenso können wir den Worten Zahl, Kraft keine bestimmte Idee zu Grunde legen, dennoch stellen wir bezüglich Beider höchst evidente und nützliche Behauptungen auf.³

Diese Ausführungen könnten leicht zu der Meinung Anlass geben, als sei es Berkeley hier darum zu thun, Locke's Behauptung, Worte seien Zeichen für Ideen, in dem Sinne zu berichtigen, das Worte vielmehr Zeichen für vorgestellte Gegenstände seien. Dass dies jedoch, zum Mindesten in seiner Allgemeinheit, der Ansicht des Irländers nicht entspricht, erhellt schon daraus, dass wenigstens bezüglich der Aussenwelt der Satz Locke's, so universell gefasst, niemandem besser zusagen konnte als eben Berkeley, für den ja alle sogenannten Aussendinge nichts als Ideen sind. Uebrigens muss jedem schon bei den wenigen, im Laufe unserer Darstellung citirten Stellen aufgefallen sein, wie Berkeley ohne Unterschied bald von Ideen, bald von Gegenständen spricht; im Treatise sect. 1 und 2 werden ‚Ideen‘ und ‚Objecte der menschlichen Erkenntniss‘ ausdrücklich gleichgesetzt, — von einer Entgegenstellung derselben kann daher auch, wo es sich um die Bedeutung der Namen handelt, nicht die Rede sein. Es scheint sich vielmehr aus den angeführten Beispielen zu ergeben, dass für Berkeley hier zwei sehr verschiedene Gesichtspunkte massgebend waren: Worte wie Seele, Geist stehen nicht für Ideen, weil wir

¹ Treat. intr. sect. 19, auch Min. phil. a. a. O.

² Min. phil. dial. VII sect. 8.

³ a. a. O. sect. 8—10.

nach Berkeley's Metaphysik vom thätigen Träger der Ideen überhaupt keine Idee haben können.¹ Auch bezüglich der Kraft wäre es zum Mindesten naheliegend genug, die Inaktivität der Ideen geltend zu machen; aber Berkeley thut es nicht, und bezüglich der Zahl kann er es nicht thun, dasselbe gilt von den in demselben Sinne aufgeführten Worten wie Zufall und Schicksal,² was mag also Berkeley hier vorgeschwebt haben? Da er selbst den Punkt nicht weiter aufgeklärt hat, kann man eben nichts als eine Vermuthung aufstellen, und es liegt wohl am nächsten, an solche Worte zu denken, von denen man in gewöhnlicher Ausdrucksweise zu sagen pflegt, dass sie nicht einzelne Dinge, sondern Attribute oder Relationen bezeichnen. Sind alle Allgemeinbegriffe ihrem Wesen nach nur concret, so muss es mindestens sehr zweifelhaft sein, ob Gegenständen, denen für sich gar keine Existenz zukommt, überhaupt eine ‚präcise‘ Idee entsprechen kann. Es genügt z. B. nicht, bei dem Worte Zahl an Zwei oder Drei zu denken; denn auch davon kann man keine concrete Idee bilden, sondern nur von gezählten Dingen, — gleichwohl wenden wir in solchen Fällen Worte an, sie sind weit entfernt, bedeutungslos zu sein, aber es sind Worte ohne Ideen.

All dies ist für die Abstraktionsfrage insofern von Belang, als Berkeley in der Verkennung dieser Thatsachen den Anlass zur irrthümlichen Annahme von abstracten Begriffen zu finden glaubt. Setzen wir voraus, jeder Name, der etwas bezeichne, stehe für eine Idee, . . . und ist es zugleich gewiss, dass Namen, die doch nicht für ganz bedeutungslos gelten, nicht immer denkbare Einzelvorstellungen ausdrücken, so lässt sich mit Strenge folgern, dass sie für einen abstracten Begriff stehen.³ So ist durch die hier dargestellte Theorie nicht nur eine in sich widerspruchsvolle Lehre zurückgewiesen, nicht nur eine neue Erklärung an Stelle der unhaltbaren gesetzt, sondern zugleich auch der Ursprung des alten, für alle Philosophie so verhängnissvollen Fehlers nachgewiesen.

¹ Vergl. Treatise sect. 135, worauf Berkeley an der in Rede stehenden Stelle selbst hinweist.

² Min. phil. dial. VII sect. 11.

³ Treat. intr. sect. 19.

Werfen wir nunmehr einen kritischen Blick auf die hier in möglichster Gedrängtheit wiedergegebenen Ausführungen des Bischofs von Cloyne, so muss in erster Linie bezüglich seines Verhältnisses zu Locke hervorgehoben werden, dass der Charakteristik gegenüber, die dieser von der Abstraction gab, dasselbe Dilemma anzuwenden war, das jeder mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Definition entgegengehalten werden muss, nämlich: entweder die Definition ist richtig, dann kann in der That das beschriebene Ding nicht existiren, — oder aber, die Definition ist falsch, und dann kann allerdings das fragliche Ding noch ganz wohl existiren, natürlich aber theilweise mit anderen Merkmalen als den ihm in dieser Definition ertheilten. Berkeley hat nun den fundamentalen Fehler begangen, von diesem Dilemma nur das eine Glied zu berücksichtigen. Es wird heute Wenige geben, die sich seiner Polemik gegen Locke's Darstellung der Abstraction nicht anschliessen möchten; aber wenn man auch zugeben muss, dass in den meisten Fällen das ‚Abtrennen‘ metaphysischer oder logischer Begriffstheile bei Weitem nicht so selbstverständlich vor sich geht, als Locke anzunehmen scheint, wenn man ferner den von Locke postulirten Widerspruch zurückweisen muss, wäre damit implicite schon die Möglichkeit aller Abstraction aufgehoben? Kann es nicht darum noch immer abstracte Begriffe geben, wenn sie nur auf anderem Wege entstanden, und von denen Locke's noch insofern verschieden sind, als sie nicht die Conception eines Widerspruches voraussetzen?

Dass dem scharfsinnigen Denker gerade diese Seite der Frage entging, muss um so mehr bedauert werden, als einige in seiner Darstellung als Inconsequenzen erscheinende Zugeständnisse, gehörig ausgebildet, zu einer viel befriedigenderen Erklärung der Abstractionsphänomene hätten führen müssen, als Berkeley auf dem von ihm eingeschlagenen Wege gelingen konnte.

Die eine dieser Concessionen finden wir am klarsten in folgender Weise formulirt: ‚Ich bestreite nicht, dass‘ der menschliche Geist ‚in gewissem Sinne abstrahiren kann, insofern nämlich, als Dinge, die in Wirklichkeit für sich zu existiren vermögen oder so percipirt werden können, auch abgesondert

vorgestellt, oder eines vom andern abstrahirt werden können, z. B. der Kopf eines Menschen von seinem Leib, Farbe von Bewegung, Gestalt von Gewicht.¹ Dem zufolge erleidet die allgemeine Behauptung, es gebe keine Abstracta, schon sehr beträchtliche Ausnahmen. Zwar meint Berkeley, man pflege das Wort Abstraction gewöhnlich nicht in diesem Sinne zu gebrauchen, aber schon das kann nicht durchaus zugegeben werden. Wollte man z. B. die Körper nur in Bezug auf Gestalt und Farbe betrachten, dagegen von allen anderen Eigenschaften derselben, z. B. Gewicht, Solidität u. s. w. absehen, so würde wohl Niemand, der den Raum nicht etwa für eine ‚Anschauung‘ a priori hält, Anstand nehmen, einen solchen Körperbegriff zwar minder abstract als den geometrischen, aber abstracter als den physikalischen Begriff des Körpers zu nennen, — und doch unterscheidet sich unser Begriff von dem letztgenannten nur dadurch, dass von diesem alle nicht direct durch den Gesichtssinn wahrgenommenen, also gewiss auch für sich percipirbaren Merkmale weggelassen wurden.

Man braucht darum noch gar nicht so weit zu gehen, wie William Hamilton, der in seinen Vorlesungen über Metaphysik² im Anschlusse an Laromignière sogar von einer ‚Abstraction der Sinne‘ spricht und zur Erläuterung folgende Darlegung des Letzteren reproducirt: ‚Da wir mit fünf verschiedenen Organen ausgestattet sind, deren jedes dazu dient, eine bestimmte Classe von Perceptionen und Vorstellungen uns zu Gemüth zu führen, theilen wir natürlich alle sensiblen Objecte in fünf Qualitätsclassen ein. Der menschliche Körper ist demnach sozusagen selbst eine Art Abstractionsmaschine. Die Sinne können nichts als abstrahiren. Könnte das Auge nicht Farben abstrahiren, so müsste es diese verschmolzen mit Gerüchen und Geschmücken sehen, und Gerüche und Geschmücke müssten nothwendig Objecte des Gesichts sein‘. Hier ist nun wirklich das Wort Abstraction ganz unglücklich angewendet. Denn jedenfalls muss unter Abstraction, mag es nun eine solche geben oder nicht, ein psychischer Act verstanden werden, durch

¹ Min. phil. dial. VII sect. 8.

² Lectures on metaphysics and logic, ed. Mansel und Veitch, Edinburgh und London 1870. Bd. II. S. 284 ff.

den eine oder mehrere Vorstellungen aus einem grösseren Vorstellungskomplexe ausgeschieden oder doch hervorgehoben werden; ehe also ein solcher vorhanden ist, kann von keiner Abstraction die Rede sein. Wird daher auch, was gewiss nicht selbstverständlich ist, eingeräumt, dass die Ursachen mehrerer Vorstellungen einer Substanz anhaften, so sind dann zwar Complexe realer Qualitäten gegeben, nicht aber Vorstellungskomplexe, von denen allein erst abstrahirt werden könnte. Dass hingegen ein solcher Einwand bei den von Berkeley berührten Fällen nicht angebracht werden kann, leuchtet auf den ersten Blick ein; denn sind Vorstellungen auch abgesondert, von einander percipirt worden, so können sie doch durch Association eng genug an einander geknüpft sein, um zur Loslösung eines besonderen psychischen Actes zu bedürfen.

Von einer Beschränkung des Wortes Abstraction wird also besser Umgang genommen werden; darum ist indessen Berkeley's Unterscheidung an sich durchaus nicht werthlos. Unabhängig percipirbare Vorstellungselemente (vor Allem kommen hier solche in Betracht, welche gleich denen im obigen Beispiele dem Gebiete verschiedener Sinne angehören) haften in der That weit weniger fest an einander, als solche, die stets nur zusammen wahrgenommen werden können; darum gelingt dort in der Regel die Abstraction in weit vollkommenerem Maasse als hier. Ich kann mir ganz gut ein Stück Steinsalz vorstellen und dabei von dessen Geschmack völlig absehen, während es mir unmöglich wäre, ein solches Mineral ohne jede Farbe zu denken.

Auf ganz ein anderes Gebiet gehörig und völlig unzutreffend ist jedoch Berkeley's Beispiel vom Kopf und Leib des Menschen; denn, wenn er damit auch die Fähigkeit, physische Theile von einander zu sondern, durch die Bedingung selbstständiger Existenz oder eben solcher Wahrnehmbarkeit einzuschränken sucht, gibt er unausweichlich unhaltbaren Consequenzen Raum, die sofort zu Tage treten, sobald man versucht, diesen Grundsatz bei dem wichtigsten unserer Sinne, dem Gesicht, zur Anwendung zu bringen. Percipiren wir einen Gegenstand durch directes Sehen, was auf einen Blick geschehen kann, wenn er klein oder fern, mittelst Augenbewegung dagegen, wenn er gross oder nah ist, so müssen wir

gleichzeitig seine Umgebung mitpercipiren; diese mag wechseln, aber immer wird irgend eine sich der Wahrnehmung aufdrängen. Es scheint also, dass wir bei der Vorstellung eines direct gesehenen Gegenstandes von einer Umgebung (was bei Berkeley so viel besagt als von einer concreten Umgebung) unmöglich abstrahiren können, wenn Berkeley's Einschränkung begründet ist. Nicht ganz dasselbe gilt nun allerdings von einem indirect gesehenen Object. Zwar ist durch Augenbrauen, Nase und Wangen das binoculare Gesichtsfeld nach oben und unten, das monoculare auch nach innen in sichtbarer Weise begrenzt, so dass jedes Object, möchte es in den angegebenen Richtungen auch noch so weit vom Fixationspunkte abstehen, immer noch, wenn überhaupt sichtbar, die bezeichneten Theile des Antlitzes zur Umgebung hätte. Aber nach aussen ist jedes Gesichtsfeld offen, natürlich nicht ins Unendliche, aber doch so, dass ein Begrenzendes hier nicht wahrgenommen wird. Auf diesen Umstand könnte man sich nun zur Vertheidigung Berkeley's berufen, da es doch mindestens möglich sei, die Axe eines Auges so zu stellen, dass der fragliche Gegenstand gerade an die Grenze des Sehfeldes zu liegen käme, und so wenigstens theilweise ohne Umgebung percipirt würde. Wer dieses behauptete, übersähe jedoch, einmal dass eine solche Stellung zufällig nur äusserst selten eintreten könnte, einer Absicht aber, sie herbeizuführen, sich wohl keiner, dem es nicht etwa um das Experiment zu thun war, zu erinnern weiss, — ferner, dass die Bilder an diesem äussersten Ende des Gesichtsfeldes so schwach und undeutlich sind, dass sie kaum mehr vermögen als die Reproduction von vorher durch directeres Sehen erhaltenen Perceptionen zu erleichtern, ein Gegensatz so indirect erhaltener Bilder gegen directer erhaltene daher die Reproduction gewiss nicht zu Gunsten der ersteren beeinflussen würde. Uebrigens scheint auch die Erfahrung eines Jeden ganz unzweideutig zu zeigen, dass, wenn wir uns eines gesehenen Gegenstandes erinnern, wir denselben als möglichst direct (selbst mit Zuhilfenahme der Augenbewegung) gesehen zu repräsentiren pflegen, — kurz, Alles weist darauf hin, dass auch das indirecte Sehen in unserem Falle von keinem Nutzen sein könnte. Es ergibt sich daraus von selbst, dass, wenn Berkeley Recht hat, wir völlig ausser Stande sind, die Idee eines Gegenstandes von

der einer ganz bestimmten Umgebung zu abstrahiren. Dies widerspricht aber aller Erfahrung; und auch Berkeley hätte gewiss Anstand genommen, explicite aufrecht zu erhalten, was, wie wir sehen, implicite mit seiner Behauptung stehen und fallen muss.

Wir hätten uns bei diesem scheinbar so minutiösen Falle kaum so lange aufgehalten, wenn Berkeley's Beispiel nicht eines von denen wäre, welche die richtige Lösung der Hauptfrage ganz besonders nahe legen. Mag einer auch über seine Fähigkeit, von metaphysischen oder logischen Theilen abzu- sehen, zweifelhaft sein, so wird ähnliches Bedenken bei physischen kaum aufkommen. Keiner zweifelt daran, dass er von den verschiedenen Eindrücken, die sich etwa dem Auge oder Ohr auf einmal darbieten, in sehr verschiedener Weise Notiz nimmt. Fragt man aber einen, der sich nie mit philosophischen Speculationen beschäftigt hat, wie ihm dies oder jenes entgehen konnte, was er unzweifelhaft vor Augen gehabt haben muss, so antwortet er etwa einfach, er habe eben auf etwas ganz Anderes Acht gegeben. Dabei ahnt er natürlich nicht, dass seine Antwort den Gesichtspunkt enthalte, unter dem vielleicht eine vieldiscutirte philosophische Streitfrage ziemlich einfach zu entscheiden wäre.

Es ist übrigens leicht zu zeigen, dass auch Berkeley selbst den Schlüssel zur Beseitigung aller Schwierigkeit in Händen hält, ja zuweilen unwillkürlich benützt, — und es ist auffallend genug, dass er dennoch von dessen eigentlicher Bedeutung keine Ahnung zu haben scheint. ‚Die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zu unterscheiden‘, sagt er einmal,¹ ‚die zwischen unseren Ideen bestehen, zu sehen, welche Ideen in einer zusammengesetzten Idee enthalten sind und welche nicht, dazu ist nicht mehr erforderlich, als eine aufmerksame Wahrnehmung dessen, was in meinem eigenen denkenden Geiste vorgeht.‘ Diese Stelle müsste, alleinstehend, sehr befremden; es ist nicht abzusehen, wie man Elemente eines Ideencomplexes unterscheiden kann, wenn man diese Elemente, die doch Abstracta sein müssten, nicht vorzustellen vermag. Aber die Stelle wird vollkommen verständlich, wenn

¹ Treat. intr. sect. 22.

man eine andere zu Rathe zieht, welche das zweite und wichtigste der oben berührten Zugeständnisse des irischen Philosophen enthält; sie lautet: ‚Es muss hier zugegeben werden, dass es möglich ist, eine Figur bloß als Dreieck zu betrachten, ohne dass man auf die besonderen Eigenschaften der Winkel oder Verhältnisse der Seiten achtet. Insofern kann man abstrahiren, aber dies beweist keineswegs, dass man eine abstracte, allgemeine, mit innerem Widerspruch behaftete Idee eines Dreiecks bilden könne. In gleicher Weise können wir Peter, insofern er ein Mensch ist, oder insofern er ein lebendes Wesen ist, betrachten, ohne die vorerwähnte abstracte Idee eines Menschen oder eines lebenden Wesens zu bilden, indem nicht alles Percipirte in Betracht gezogen wird.‘¹ In der That, damit könnte sich der eifrigste Vertreter des Conceptualismus zufrieden geben.²

Um die Tragweite dieser Worte zu ermessen, um zugleich zu erkennen, wie der Irländer, und wäre es auch zum Schaden seiner Consequenz, der Wahrheit zuweilen näher kommen konnte, als viele seiner Nachfolger, muss man auf den Zusammenhang Rücksicht nehmen, in dem er sich zu diesem Ausspruche gedrängt fühlt. Gemäss den oben reproducirten Erörterungen über die Allgemeinheit von Ideen und Worten lässt sich zwar vielleicht denken, wie wir dazu gelangen können, allgemeine Sätze aufzustellen, wie sind wir aber im Stande, sie zu beweisen? Die von Berkeley betonte Repräsentation kann hier augenscheinlich keinen Dienst leisten; denn repräsentirte auch die Vorstellung *a* die ähnlichen *b*, *c*, *d*, u. s. f., so sind die letzteren doch nur ähnlich, nicht gleich *a*, und nicht Alles, was von *a* bewiesen werden könnte, muss darum für die übrigen Geltung haben, — inwiefern aber *a* die anderen Vorstellungen vertritt, ist durch die einfache Thatsache der Repräsentation völlig unbestimmt gelassen. Berkeley verkennt keineswegs das Vorhandensein einer Schwierigkeit, er selbst wirft die Beweisfrage auf, und fährt dann (a. a. O.) fort: ‚Ich antworte darauf, dass, obschon die Idee, die ich im Auge habe, während ich den Beweis führe, z. B. die eines gleichschenkligen, recht-

¹ Treat. intr. sect. 16.

² Vergl. Ueberweg's Uebersetzung des Treat. (Berlin 1869, Bd. 12 der Kirchmann'schen ‚philos. Bibliothek‘) S. 109, Anmerk. 5.

winkligen Dreiecks ist, dessen Seiten von einer bestimmten Länge sind, ich nichtsdestoweniger gewiss sein kann, derselbe Beweis finde Anwendung auf alle anderen geradlinigen Dreiecke, von welcher Form und Grösse dieselben immer sein mögen, und zwar darum, weil weder der rechte Winkel, noch die Gleichheit zweier Seiten, noch auch die bestimmte Länge der Seiten irgendwo bei der Beweisführung in Betracht gezogen worden sind. Uebrigens liegt auch in diesen Worten nur, was schon die erst citirte Stelle enthält, nämlich: dass es in unserer Macht liegt, die Aufmerksamkeit bei der Betrachtung eines Individuums in solchem Maasse auf einige Merkmale desselben zu concentriren, dass wir in Folge dessen von den übrigen Attributen absehen können. Wenn sich das aber so verhält, dann ist auch ein grosser Theil von Berkeley's Polemik völlig gegenstandslos. Denn gehört die Aufmerksamkeit auch zu jenen Thatsachen des geistigen Lebens, für deren Erklärung die Psychologie noch am allerwenigsten gethan hat, so kennen wir sie doch, Dank der inneren Erfahrung, gut genug, dass die Frage nach der Abstraction wenigstens als gelöst zu betrachten ist, sobald sich diese, wie dem Verfasser kaum zweifelhaft sein kann, auf die Phänomene der Aufmerksamkeit und der Ideenassociation zurückführen lässt.

Die letzten Erörterungen haben uns von Berkeley's negativen Aufstellungen über Abstraction zu dessen positiven über Verallgemeinerung, von der Frage nach dem Inhalt zur Frage nach dem Umfang der Begriffe, sowie dem Verhältniss von Inhalt und Umfang zu einander geführt, einem Thema, über das auch in der neueren Logik und Psychologie vielfach noch ziemliche Unklarheit herrscht. Es empfiehlt sich daher wohl, ehe wir in der Prüfung Berkeley's fortfahren, erst selbst ein wenig nach Klarheit zu suchen. Haben wir diese einmal gewonnen, dann wird auch die Beurtheilung sowohl Berkeley's als seiner Nachfolger viel rascher und sicherer von Statten gehen, ja wir werden uns, so weit wir auf neuere Leistungen zu sprechen kommen, leicht jeder Kritik enthalten können, da der Vergleich sich dem Leser von selbst aufdrängen wird.

Berkeley selbst hat uns, wie wir sahen, den Gesichtspunkt gegeben, unter dem sowohl die Berechtigung seiner

Haupteinwendungen gegen Locke, als auch das Vorhandensein abstracter Ideen anerkannt werden kann. Wie die Aufmerksamkeit sich bei der Bildung abstracter Begriffe aus concreten thätig erweist, das erkennt jeder leicht, der auf sein eigenes Geistesleben achtet, und eine weiter unten (S. 249 f.) wiederzugebende Darlegung John Stuart Mill's wird noch ein Uebrigcs thun, den Vorgang klar zu stellen. Ebenso ist es selbstverständlich, dass das, was die Logiker den Inhalt eines Begriffes nennen, bei abstracten Begriffen nur mit dem durch die Aufmerksamkeit hervorgehobenen Theile des betreffenden concreten Vorstellungscomplexes zusammenfällt, während in den Umfang dieses Begriffes alle Individuen gerechnet werden müssen, welche sämmtliche den Inhalt desselben ausmachende Attribute an sich tragen. Sobald wir nun aber daran gehen wollen, das Verhalten von Abstract und Concret zu Universell und Particulär auseinanderzusetzen, tritt uns sofort ein Hinderniss entgegen, das schon mancher philosophischen Untersuchung verhängnissvoll geworden ist, Unsicherheit und Verwirrung in der Terminologie.

Von vielen wurden und werden nämlich die in Rede stehenden Ausdrücke ganz unterschiedlos für einander gebraucht, so dass J. St. Mill sich in Folge dessen berechtigt glaubte, die gewissermassen bestimmungslos gewordenen Worte abstract und concret im Anschlusse an die scholastische Diction zur Bezeichnung eines Unterschiedes in der Classe der allgemeinen Namen zu verwenden.¹ Auch in Deutschland haben Manche (z. B. Ueberweg, Siegwart) diese Ausdrucksweise acceptirt; dennoch widerspricht sie noch immer dem gewöhnlichen Sprachgebrauche genug, dass eine Erwägung, ob denn gar nichts zu Gunsten des Letzteren anzubringen wäre, gewiss nicht verspätet genannt werden kann. Eines mindestens scheint ausser Zweifel: wer behauptet, dass die Prädicate allgemein und abstract, oder besonder und concret sich allemal von denselben Begriffen aussagen lassen, meint in der Regel damit eine sehr wichtige psychologische Thatsache anerkannt, keineswegs aber blos eine leere Tautologie gesagt zu haben; als gleichbedeutend gelten also diese Worte auch dem gewöhn-

¹ Vergl. System of logic. b. I, chapt. II, §. 4.

lichen Sprachgebrauche keineswegs. Jedermann erkennt im Gegentheil bei geringer Ueberlegung, dass die Worte allgemein und particulär auf den Umfang, die Worte abstract und concret auf den Inhalt der Vorstellungen gehen. Allgemein ist ein Begriff, dem mehrere Gegenstände entsprechen oder doch entsprechen können, particulär oder individuell hingegen der, welcher ohne Widerspruch oder wenigstens ohne unendlich grosse Unwahrscheinlichkeit eine Beziehung auf mehr als ein Object nicht zulässt.¹ Auf der andern Seite liegt es am nächsten, jeden Begriff abstract zu nennen, der als das Resultat einer Abstraction erscheint, während jeder, an dem noch nichts derartiges vorgegangen ist, als concret zu bezeichnen sein wird.²

Eine Definition von der Art wie die beiden letzten könnte leicht ein idem per idem genannt werden, denn im Grunde besagen Beide doch nicht mehr als: ‚abstract heisst, was abstrahirt ist‘, — allein jedenfalls ist dies das Naheliegendste und schon dieser Umstand ist bei Divergenzen im Sprachgebrauch ein Vorthail. Uebrigens kann aber auch nicht gut daran gezweifelt werden, dass diese Definition für J. St. Mill nicht minder massgebend gewesen ist. Er spricht sich zwar (a. a. O.) dagegen aus, ‚den Ausdruck ‚abstracter Name‘ auf alle Namen anzuwenden, welche das Ergebniss der Abstraction . . . sind‘, — was konnte ihn aber bestimmen, auch nur die Namen der Attribute ‚abstract‘ zu nennen, wenn nicht eben der Umstand, dass diese als ‚Ergebniss der Abstraction‘ gelten?

¹ In den meisten Definitionen bleibt die physische Unmöglichkeit unberücksichtigt, aber mit Unrecht, wie wir sehen werden. — Ungenügend wäre es, den Individualbegriff als einen zu bestimmen, ‚unter dem nur ein Object vorgestellt wird‘; denn das gilt auch von jedem Allgemeinbegriff, sofern er sich nicht etwa auf ein Collectiv bezieht. Sagt man: ‚ein Mensch‘, so stellt man sich gewiss nicht mehrere vor; aber jeder Mensch kann dieser eine sein, der Begriff ist also ohne Frage universell.

² Drobisch (neue Darstellung der Logik, 3. Aufl., Leipzig 1863, §. 19, S. 21 ff.) bezieht abstract und concret, sowie allgemein und besonder auf Gattung und Art, gebraucht diese Namen also relativ. Dagegen ist jedoch einzuwenden, dass hiezu Bezeichnungen wie: allgemeiner und weniger allgemein, abstracter und weniger abstract gewiss deutlicher wären, indess andererseits in Folge jener Ausdrucksweise auch für die von uns individuell und concret genannten Begriffe die Termini fehlen.

Kann dies aber von Weisse, Menschenthum, Alter ausgesagt werden, so gewiss auch von weiss, Mensch, alt; die letzteren Namen (respective Begriffe) von der Classe auszuschliessen, der die ersteren angehören, obwohl die spezifische Differenz der Classe allen in gleicher Weise eigenthümlich ist, kann daher nur als ein logischer Fehler betrachtet werden. Damit ist natürlich durchaus nicht in Abrede gestellt, dass ein Unterschied besteht zwischen den Namen der Attribute und denen der Gegenstände, und um diesem Unterschiede auch im Ausdrucke gerecht zu werden, ohne neue Namen erfinden zu müssen, möchte es vielleicht angemessen sein, die erstgenannte Gruppe als ‚Abstracta im engeren Sinne‘ den Abstractis in der weiteren Bedeutung des Wortes entgegenzustellen.

Ist die Terminologie in dieser Weise geregelt, so kann keiner der in Rede stehenden Ausdrücke überflüssig heissen; denn jedem derselben entspricht ein ganz bestimmter, eigenthümlicher Begriff, und wenn sich zwei dieser Begriffe auf denselben Gegenstand beziehen sollten, so wären sie darum nicht weniger verschieden als etwa die Begriffe: ‚bei 0° Celsius gefrierend‘ und: ‚aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehend‘, die bekanntlich beide von demselben Dinge, dem Wasser, ausgesagt werden können.

Besteht nun aber wirklich eine solche Coincidenz? Dass ein Begriff zugleich allgemein und individuell sein könnte, wie Drobisch meint,¹ oder zugleich abstract und concret, wie James Mill² und Alexander Bain³ aufstellen, ist durch die obigen Definitionen von selbst ausgeschlossen, — dagegen dürfte die oft gehörte Behauptung des umgekehrten Quantitätsverhältnisses von Umfang und Inhalt eines Begriffes⁴ um so bereitwilligere Zustimmung finden. Das fragliche Gesetz lässt sich etwa so aussprechen: je grösser der Umfang eines Begriffes, desto kleiner der Inhalt; je grösser der Inhalt, desto kleiner der Umfang. Anders ausgedrückt: je allgemeiner, desto abstracter; je weniger

¹ a. a. O. S. 23.

² Analysis of the phenomena of the human mind ed. J. St. Mill London 1869, vol. I ch. VIII S. 269 f.

³ Logic part I. deduction London 1870, S. 7 §. 10.

⁴ Vergl. z. B. Hamilton a. a. O. Lecture XXXIV Schluss (S. 298 f.).

abstract, desto weniger allgemein. Ist der Inhalt = 1 (einfacher Begriff), so ist der Umfang unendlich gross. Ist der Inhalt unendlich gross (das wird gewöhnlich als Eigenthümlichkeit concreter Vorstellungen angegeben), so ist der Umfang = 1, d. h. jede concrete Vorstellung ist individuell, jede individuelle concret, woraus sich von selbst ergibt, dass auch alle Abstracta allgemein, alle Universalbegriffe abstract sind. Umfang und Inhalt bestimmen sich also gegenseitig.

Dass zunächst in der That alle concreten Vorstellungen zugleich auch individuell sind, muss jedem klar sein, der bedenkt, dass jede concrete Vorstellung eines psychischen oder physischen Objectes ganz bestimmte Daten der Zeit, respective des Raumes und der Zeit enthält und in keinem der beiden Fälle eine Mehrheit von Vorstellungsgegenständen angenommen werden kann, wenn auch der Grund, der diese Annahme verbietet, dort und hier nicht völlig gleichartig ist. Im ersten Falle schliesse die entgegengesetzte Behauptung einen Widerspruch in sich; denn wenn irgend etwas, so wird durch das Wort Identität das Verhältniss eines psychischen Phänomens zu einem psychischen Phänomen bezeichnet, das mit jenem in allen Stücken, die Zeit eingerechnet, übereinstimmt. Nicht so im zweiten Falle; der noch schwebende Streit der Psychologen, ob man an ein und demselben Orte zugleich verschiedene Farben sehen könne,¹ beweist, mindestens, dass eine solche Annahme nicht absurd ist. Das Gesetz der Undurchdringlichkeit der Körper ist nicht analytisch; und ist es nicht widersprechend, dass verschiedene Gegenstände gleichzeitig einen Raum einnehmen könnten, so ist nicht abzusehen, warum diese Gegenstände ihre verschiedene Individualität einbüßen sollten, wenn sie zufällig sonst in jeder Hinsicht übereinstimmten. Von praktischer Bedeutung ist diese Distinction natürlich nicht; denn hat das Gesetz der Undurchdringlichkeit nicht mathematische, so hat es doch jedenfalls physische Sicherheit, — aber dies konnte uns nicht davon dispensiren, bereits in der obigen Definition des Individuellen diesen Unterschied namhaft zu machen.

¹ Vergl. Helmholtz Handbuch der physiologischen Optik (Karsten's allgemeine Encyclopädie der Physik, Bd. IX), Leipzig 1867, §. 20 S. 273 ff.

Also die Daten der Zeit, beziehungsweise des Raumes und der Zeit, weisen unzweideutig auf ein Individuum; will man dagegen von Raum und Zeit absehen, so kann das nur durch Abstraction geschehen, und die fragliche Vorstellung hört damit auf, eine concrete zu sein. Das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als ob die concrete Vorstellung alle dem vorgestellten Gegenstände eigenthümlichen Merkmale enthalten müsste; deren mag es unendlich viele geben, viele mögen den Sinnen erst spät, viele gar nicht zugänglich werden, — die Zahl der Elemente des concreten Begriffs bleibt dagegen eine beschränkte, nicht einmal alle dem Vorstellenden bekannten Attribute des Objectes müssen in der Vorstellung enthalten sein, ja sie können es oft gar nicht, namentlich wenn diese Attribute Relationen zu andern Objecten voraussetzen. Das Concretum umfasst eben nichts als den Complex von Merkmalen, die sich vermöge der Natur des Gegenstandes den Sinnen auf einmal aufdrängen, also vor Allem die, welche unter Vermittlung des eben am meisten in Anspruch genommenen Sinnes, in der Regel des Gesichts, zum Bewusstsein gelangen, — Daten anderer Sinne wohl nur, wenn sie sich in so auffallender Weise geltend machen, dass sie mit den ersteren sofort eine starke Association eingehen, die sich im Falle späterer Reproduction gar nicht oder sehr schwer lösbar erweist. So mag z. B. das Gesichtsbild eines Wasserfalles sich für den nahestehenden Beschauer mit der gleichzeitig wahrgenommenen Gehörsempfindung des Rauschens vielleicht zu dem Ganzen einer concreten Vorstellung vereinigen; vielleicht verhalten sich auch verschiedene Subjecte demselben Gegenstande gegenüber verschieden. Uebrigens sei, um Misverständnisse zu verhüten, hier ausdrücklich hervorgehoben, dass, sobald der Beobachter in unserem Beispiele den Gegenstand der Vorstellung als ‚diesen Wasserfall‘ bezeichnet, er damit nicht nur das Vorhandensein einer concreten, sondern auch das einer abstracten Vorstellung verräth; denn jene Worte sagen bereits eine Subsumtion des eben wahrgenommenen Phänomens unter eine Classe aus, was ohne allgemeine (und daher abstracte) Idee nicht geschehen kann.

Eines Falles ganz eigenthümlicher Art, der aber auch in diesem Zusammenhange wenigstens erwähnt zu werden verdient,

gedenkt A. Bain. ‚Beim Sehen,‘ meint er,¹ ‚können wir mehr mit den muskularen Elementen beschäftigt sein als mit den optischen und umgekehrt; aber wir können die beiden nicht ganz von einander trennen.‘ Hier wären also Daten ganz verschiedener Sinne (Gesichtsempfindung und Muskelgefühl) immer und überall zu einem Concretum verschmolzen; fraglich bleibt nur, ob Bain mit der Behauptung der Untrennbarkeit Recht hat, und das muss bei dem Umstande, dass nichts der Aufmerksamkeit leichter entgeht als Muskelempfindungen, mindestens sehr zweifelhaft bleiben.

Also alle concreten Begriffe sind particulär; sind aber auch alle particulären Begriffe concreter? Schon Hamilton hat versucht, das Vorhandensein particulärer Abstracta zu constatiren. ‚Die Vorstellung von der Gestalt des Pultes vor mir,‘ sagt er,² ‚ist eine abstracte Idee, . . . aber sie ist zugleich individuell, denn sie repräsentirt die Gestalt dieses besonderen Pultes und nicht die irgend eines anderen Körpers.‘ Aber so unangreifbar dies auch sein mag, wenn man mit Hamilton eine Substanz, deren Vorstellung angeboren ist, den sensiblen Qualitäten zu Grunde legt, so bedenklich muss es andererseits erscheinen, eine so vielbestrittene metaphysische Theorie ohne Erörterung derselben als Basis psychologischer Untersuchung zu verwenden. Stellt man sich einen Augenblick auf den Standpunkt von Hamilton's Gegnern, betrachtet man die äusseren Gegenstände, um mit J. St. Mill zu sprechen,³ blos als ‚Gruppen von Sensationen‘, so erkennt man sofort, wie unglücklich es war, gerade die Gestalt als Beispiel herauszugreifen. Die Gestalt bestimmt die Ausdehnung des Pultes, aber auch dessen Farbe tritt in ganz bestimmter Gestalt auf, und diese letztere Gestalt coincidirt ohne Frage vollkommen mit der ersteren; haben wir es aber darum nur mit einer Gestalt zu thun? Dies muss um so mehr bezweifelt werden, als Ausdehnung und mit ihr Gestalt des Pultes auch noch durch den Tastsinn percipirt werden können, während die

¹ Mental and moral science, London 1875, S. 177.

² Lectures a. a. O. S. 287f.

³ An examination of Sir William Hamilton's philosophy chapt. XI, in der dem Verfasser allein zugänglich gewesenen französischen Uebersetzung von Cazelles (Paris 1869) S. 216.

Farbe und die auf diese bezügliche Gestalt doch dem Gebiete des Gesichtssinnes angehört. Um was handelt es sich demnach, all dies als richtig angenommen, wenn von Gestalt des Pultes die Rede ist? Offenbar um eine Mehrheit, und damit hat der abstracte Begriff aufgehört, ein individueller zu sein.

Wir haben zwar hier die Autorität J. St. Mill's für uns in Anspruch genommen; dennoch würde dieser unsere Objection gegen seinen Gegner Hamilton schwerlich unterstützen. Coincidirt wirklich z. B. die gesehene und getastete Gestalt vollständig, so würde er wohl kein Bedenken tragen, beide nicht nur für gleich, sondern für identisch zu nehmen. Denn er geht in dieser Richtung noch viel weiter. Indem er sich für berechtigt hält, völlig gleiche Attribute für identisch zu setzen, creirt auch er eine ganze Classe abstracter Individualien, abstract in seinem, folglich jedenfalls auch in unserem Sinne. ‚Wenn nur ein Attribut,‘ meint er,¹ ‚das weder Grades- noch Artunterschiede zulässt, durch den Namen bezeichnet wird, wie Sichtbarkeit, Greifbarkeit, Gleichheit, Viereckigkeit, Milchweisse, — dann kann der Name kaum als ein allgemeiner betrachtet werden; denn obgleich er ein Attribut vieler verschiedener Objecte bezeichnet, so wird das Attribut selbst doch immer als eines, nicht als eine Vielheit gedacht‘. Ohne Frage hat Mill hier den Sprachgebrauch in ganz ausserordentlichem Umfange für sich. Täglich sagt man und hört man sagen, diese und jene Dinge hätten dieselbe Grösse, dieselbe Farbe u. s. f., — aber fast eben so oft kommt der Ausdruck gleiche Farbe, gleiche Grösse etc. für dieselben Fälle vor, so dass es doch höchst bedenklich erscheinen muss, sich blos auf die erste Redeweise zu stützen, da die zweite doch hinlänglich beweist, wie wenig der gemeine Gebrauch die Worte Identität und Gleichheit auseinanderzuhalten weiss. Es bleibt also nichts übrig, als sich den Sinn beider Namen selbst möglichst deutlich zu machen. In der That, wollte man nichts identisch nennen, was ‚sich für unsere Sinne nicht durch dieselben Einzelempfindungen kundgibt,‘ so müsste, wie Mill mit Recht gegenüber Herbert Spencer geltend macht,² ‚auch das Menschenthum

¹ Logik Buch I Cap. II §. 4.

² a. a. O. Buch II Cap. II §. 4 Anmerkung.

eines und desselben Menschen in diesem Augenblicke und eine halbe Stunde später als verschieden betrachtet werden'. Nicht einmal absolute Gleichheit der Empfindungen ist erforderlich; wir betrachten einen Gegenstand meist auch dann noch als identisch, wenn wir ihn zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten wahrnehmen, und so wenig geht die Gleichheit stets mit der Identität zusammen, dass, wenn wir die betreffenden zwei Perceptionen einander noch ähnlicher machen, indem wir unter Belassung der verschiedenen Ortsbestimmungen die Zeit für Beide gleichsetzen, gerade dadurch die Identität aufgehoben wird. Bezüglich der Identität bei Gegenständen scheint indessen kaum eine Unklarheit möglich, — wie steht es aber bei den Attributen? Gesetzt, wir hätten zwei congruente Dreiecke, *A* und *B*; ist nun die Dreieckigkeit von *A* identisch mit der Dreieckigkeit von *B*? — d. h. ist die Dreieckigkeit von *A* die Dreieckigkeit von *B*? Niemand wird bestreiten, dass *A* fortbestehen kann, auch wenn *B* vernichtet ist, — ebenso wenig wird angefochten werden, dass das Attribut an seinem Gegenstande haftet, mit ihm besteht, aber auch mit ihm vergeht. Gibt es nun *B* nicht mehr, so existirt auch nicht die Dreieckigkeit von *B*, dagegen existirt *A* und die Dreieckigkeit von *A* ungestört fort. Nun ist aber die Dreieckigkeit von *A* nach Mill die Dreieckigkeit von *B*, somit existirt dieselbe Dreieckigkeit und existirt doch wieder nicht, was wohl Niemand für möglich zu halten geneigt sein wird. — Was diese dem Anschein nach ziemlich müssigen Erörterungen darthun sollen, ist nur, dass wenn man bei gleichen Attributen verschiedener Dinge von Identität spricht, damit unmöglich Identität im strengen Sinne gemeint sein kann, und dass es ebenso ungenau ist, die allgemeine Vorstellung das ‚Eine im Mannigfaltigen‘ zu nennen, wie Mill thut. Will man einmal ein Attribut als Individuum betrachten, so muss man dann auch so viele attributive Individuen anerkennen, als es reale gibt; Mill's ‚Abstractum‘ muss daher genau so weit universell bleiben, als das zugehörige ‚Concretum‘ allgemein ist; — dies war auch der Grund, weshalb wir schon oben (S. 199) diese ‚Abstracta‘ zu den ‚allgemeinen Namen‘ rechneten.

Jedenfalls ist in dieser Frage Hamilton der Wahrheit näher gekommen, denn er hat sich im Grunde nur in der

Wahl des Beispieler vergriffen. Hätte er statt der Gestalt etwa die Farbe seines Pultes vorgeführt, so wäre seine Behauptung wohl von jedem Standpunkte aus unanfechtbar. Sollten aber Beispiele individueller Abstracta nur unter den Vorstellungen von Attributen anzutreffen sein? Wenn ich an einen Freund denke, so habe ich sicher von ihm eine particuläre Vorstellung; aber ich weiss nicht, wo er sich eben jetzt befindet, jener Vorstellung fehlt also das Datum des Ortes, sie kann somit nicht mehr concret sein. — Ich komme an einen Ort, wo, wie ich weiss, mein Freund gewesen ist; allein ich weiss nicht wann, denke ich ihn daher an dieser Stelle, so muss ich die Zeit unbestimmt lassen. Aber auch ohne solchen besonderen Anlass denke ich an den Freund als in seinem Wesen den Wechsel von Raum und Zeit überdauernd, d. h. ich abstrahire in der Regel bei der Vorstellung dieses Menschen von Raum und Zeit. Dasselbe gilt auch von leblosen Gegenständen, sofern Raum oder Zeit nicht etwa ein wesentliches Merkmal derselben ausmacht. — Betrachten wir ein anderes Beispiel: In einem Sacke befinden sich unreife Aepfel; jemand nimmt einen Apfel heraus, geht hierauf zum Eigenthümer und bittet ihn um diesen Apfel. Der Eigenthümer aber, der in eine Arbeit vertieft ist, antwortet, ohne aufzusehen: „Du wirst ihn nicht geniessen können, er ist noch unreif“. Der Redende denkt hier gewiss nur an einen Apfel (der Andere hat ja nur einen genommen), er abstrahirt vom Raume (er weiss ja gar nicht, wo der Apfel ist), ebenso von einem bestimmten Augenblicke (der Apfel wird in einer Stunde noch eben so gut unreif sein, als er es vor einer Stunde war); aber noch mehr: er hat auch keine bestimmte Vorstellung von Farbe, Gestalt, Grösse des Apfels, denn wenn er auch jedes Stück seiner Aepfel von andern zu erkennen vermöchte, so kann er doch keinen ausschliesslich im Auge haben, denn er weiss nicht, welcher herausgenommen worden ist. — In gleicher Weise spreche ich von dem Schreiner, der meinen Schreibtisch hergestellt hat; ich denke nur ein Individuum, aber ich habe ihn nie gesehen, kann also unmöglich eine concrete Vorstellung von ihm haben. Betrachtet man endlich Vorstellungen wie: Der Weiseste von allen Menschen, der glänzendste von allen Sternen, so wird man auch nicht die Spur von etwas

Concretem antreffen, sie sind aber nichtsdestoweniger individuell; denn wären z. B. zwei Menschen weiser als alle anderen, so könnte man sie zwar die Weisesten von Allen, streng genommen aber Keinen von ihnen den Weisesten von Allen nennen.

Augenscheinlich sind also die abstracten Individualbegriffe keineswegs etwas so Seltenes, als noch selbst nach Hamilton's Weise, die Sache darzustellen, zu vermuthen war. Aber vielleicht gelingt es uns nun auch, die mannigfachen, aus der Erfahrung zusammengelesenen Fälle unter einige einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Offenbar kommt es vor Allem darauf an, zu ermitteln, was erforderlich ist, um einer Vorstellung den Charakter des Individualbegriffes zu geben. Auf dreierlei Weise scheint dies möglich zu sein: entweder 1. der Begriff ist concret, oder 2. sein Gegenstand wird in Relation gedacht zu einer concreten Vorstellung oder deren Gegenstand, und zwar in einer solchen Relation, die eine Mehrheit der Glieder auf Seite des erstgenannten Gegenstandes ausschliesst, oder endlich 3. die Relation bezieht sich auf alle Individuen der Classe, welcher der fragliche Gegenstand angehört, mit einziger Ausnahme eben dieses Gegenstandes selbst.

Die erste Art umfasst alle concreten Individualien und wurde bereits oben unter dem Titel der Concreta, mit denen sie ja ganz und gar zusammenfällt, abgehandelt. Dies ist die Form, in der jedes empirische Datum uns zuerst ins Bewusstsein kommt, und insofern sind die Concreta die Grundlage aller Erkenntniss. Aber Erkenntniss geht zunächst nicht auf unsere Vorstellungen, sondern auf deren Gegenstände, sie sucht das diesen Eigenthümliche von dem durch den betreffenden Vorstellungsact hinzugebrachten Zufälligen möglichst loszulösen, — damit wird aber fast immer gerade das entfallen, was die Vorstellung zur concreten macht, und schon daraus erhellt, dass die allermeisten Begriffe von Individuen Abstracta sein müssen.

Diese abstracten Individualbegriffe nun sind unter den zweiten und dritten der obigen Fälle zu subsumiren. Charakteristisch ist für den einen wie für den andern eine Relation; während aber in der zweiten Gruppe wenigstens das Correlat noch concret ist, fällt in der dritten Gruppe auch dies weg, so dass hier der Individualbegriff nur aus abstracten Begriffen besteht.

Von diesen beiden Classen ist die erste, als die bei Weitem umfangreichste, vor Allem wichtig. Hierher gehörige Beispiele sind die oben gegebenen vom Freunde, vom Apfel, vom Schreiner. Zur völligen Klarstellung mögen hier noch einige Bemerkungen Platz finden: Dass das Correlat hier immer individuell ist, also eine Verwechslung verhindert, dafür bürgt schon seine Natur als Concretum. Nicht dasselbe kann von jeder Relation gelten. Sage ich: ‚dieser Mensch‘ (den ich eben sehe oder gestern gesehen habe), so ist die Persönlichkeit vollkommen bestimmt; es liegt eine concrete Sinneswahrnehmung vor und ein Object, das als deren Ursache gedacht wird, — diese Sinneswahrnehmung konnte offenbar nur durch ein Object bewirkt werden, wobei darüber, ob dieses Object etwa ein Collectiv sei oder nicht, natürlich noch gar nicht präjudicirt ist. Das Concretum kann auch in mittelbarer Relation zum Gegenstande der Individualvorstellung stehen; so, wenn ich sage: Der Vater dieses Menschen. Auch hier ist die Individualität des Begriffes unzweifelhaft; hätte ich dagegen gesagt: Sohn dieses Menschen, Nachbar dieses Menschen, so wären das zunächst Allgemeinbegriffe, die zu ihrer Individualisirung noch einer näheren Bestimmung bedürften. — Es ist übrigens ziemlich selbstverständlich, dass es für den Charakter der in Rede stehenden Begriffe ganz einerlei bleibt, ob das Vorgestellte ein Ding oder ein blosses Attribut ist. Ein Beispiel der letzteren Art ist, von dem oben geltend gemachten Bedenken abgesehen, das von Hamilton erwähnte particuläre Abstractum; in der That, ob ich dieses Pult vorstelle, oder das Merkmal x dieses Pultes, in jedem Falle kann sich die Vorstellung nur auf einen Gegenstand beziehen.

Die zweite Art abstracter Individualbegriffe ist durch die Beispiele vom weisesten Menschen und schönsten Stern wohl genügend beleuchtet worden. Während in der vorigen Classe dem Vorhandensein mehrerer Gegenstände meist nur unendlich grosse Unwahrscheinlichkeit entgegenstand, ist dies hier durch den Satz des Widerspruches ausgeschlossen. In der Sprache entspricht diesen Vorstellungen, wie es scheint, eine eigene Ausdrucksform, der Superlativus singularis des Adjectivi.

Hat sich demnach aus unserer Untersuchung ergeben, dass nicht nur nicht alle, sondern nur die wenigsten Individual-

begriffe concret genannt werden können, so folgt nun von selbst, dass zwar alle Allgemeinbegriffe abstract, nicht aber alle Abstracta allgemein sind. Wie steht es nun aber mit dem scheinbar so plausiblen Gesetz vom umgekehrten Verhältniss, in dem Umfang und Inhalt der Begriffe sich verändern sollen?

Wird auch der Umfang eines einfachen Begriffes als unendlich gross zugegeben, so ist doch noch gar nicht abzusehen, warum nicht auch ein complexer Begriff unendlich viele Objecte unter sich begreifen könnte, auch wenn es deren weniger sein sollen als die, welche der einfache Begriff umfasste. Aber bezüglich des Inhaltes der Individualbegriffe lässt sich schon das Zugeständniss der Unendlichkeit in keiner Weise machen. Ein Begriff mit unendlich vielen Merkmalen wäre eine Forderung, die die Grenzen unserer Fassungskraft wohl weit überstiege; übrigens haben wir schon bei den concreten Individualvorstellungen nur eine beschränkte Zahl von Merkmalen antreffen können, — dass von den abstracten Individualien dasselbe nur noch in erhöhtem Grade gilt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Wir denken zwar das Individuum als mit unendlich vielen (wenn auch uns unbekannt) Attributen ausgestattet, aber die Vorstellung von etwas Unendlichem hat doch sicher nicht selbst unendlich viele vorgestellte Bestandtheile. Zum Ueberfluss dürfte sich, wenn man nun einmal diese Attribute ins Auge fasst, schwerlich ein Grund angeben lassen, warum mehrere Individuen nicht auch in einer unendlichen Zahl von Attributen übereinstimmen könnten (das Zusammentreffen von Raum- und Zeitbestimmung natürlich ausgenommen). Hat ein Individuum wirklich unendlich viele Merkmale, und lässt man davon die (endlich vielen) seine Individualität voraussetzenden weg, so ist der Rest immer noch unendlich gross und kann ohne Widerspruch als allgemein gelten.

Wir haben ferner gefunden, dass Individualbegriffe, die doch alle gleichen Umfang haben, sehr verschieden grossen Inhalt aufweisen können. Auch liegt es auf der Hand, dass es Fälle gibt, wo ein Zuwachs oder eine Abnahme bezüglich des Inhaltes eines Begriffes den Umfang ganz unverändert lässt, nämlich, wenn man einem Gattungs- oder Artbegriff ein

Proprium dieser Gattung oder Art zufügt oder umgekehrt den in letzterer Weise complicirten Begriff durch Weglassung des Proprium auf den blossen Gattungs-, respective Artbegriff reducirt. Kurz, es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass das fragliche Gesetz, wenigstens in seiner Allgemeinheit, völlig unhaltbar ist. Drobisch hat daher den Versuch gemacht, dasselbe mindestens auf beschränktem Gebiete zu constatiren¹ und bezüglich einiger einfacher Fälle das Verhältniss von Umfang und Inhalt sogar in mathematische Formeln zu bringen.² Aber zu den schon von Ueberweg³ geltend gemachten praktischen Bedenken gegen diese Formeln kommt noch ein theoretisches. Drobisch hat sich die Lösung seiner Aufgabe wesentlich erleichtert, ja einzig möglich gemacht durch seine Definition vom Umfange. Dieser ist nach ihm ‚die geordnete Gesammtheit aller einander beigeordneten Arten‘ des Objectsbegriffs,⁴ es sind damit natürlich die niedrigsten Arten gemeint. Durch diese Definition ist aber der Sinn des Wortes Umfang ganz verschoben; gewöhnlich meint man damit doch die Gesammtheit der unter den fraglichen Begriff fallenden Individuen, während nach Drobisch bei den niedrigsten Arten ein Umfang gar nicht mehr in Frage kommen oder höchstens als Einheit betrachtet werden kann. Unter Voraussetzung des gewöhnlichen und wohl einzig statthaften Begriffes jedoch sind die in Rede stehenden Formeln unanwendbar; denn eben weil sie die niedrigsten Arten sämmtlich = 1 setzen, werden deren Umfänge als durchaus gleich behandelt, was der Wirklichkeit wohl kaum in irgend einem Falle entsprechen wird.

Abgesehen von dem mathematischen Theile wird man aber Drobisch's Modificationen nur beipflichten können. Nach ihm erhält das Gesetz diese Form: ‚In jeder Reihe einander untergeordneter Begriffe kommt demjenigen von je zwei mit einander verglichenen Begriffen, welcher einen grösseren Inhalt als der andere hat, ein kleinerer Umfang, und umgekehrt demjenigen, welcher einen grösseren Umfang als der andere hat,

¹ a. a. O. §. 26 S. 29f.

² *ibid.* S. 206 ff. Logisch-mathematischer Anhang I.

³ System der Logik 2. Aufl. Bonn 1865, §. 54 S. 104.

⁴ a. a. O. §. 25 S. 28.

ein kleinerer Inhalt zu'. Es muss hier im Auge behalten werden, dass nur von einer Reihe subordinirter Begriffe die Rede und die Grösse von Zuwachs oder Abnahme ganz unbestimmt gelassen ist. Ueber diese Grenzen hinaus kann dem Gesetze nicht einmal eine annähernde Richtigkeit eingeräumt werden. —

Was sich aus unseren Betrachtungen ergeben hat, ist in Kurzem dies: Für die Frage, ob ein Begriff universell oder particulär sei, ist die Anzahl der dem Inhalt desselben ausmachenden Attribute ganz unwesentlich, nicht ebenso die Qualität dieser Attribute; denn je nachdem mit Rücksicht auf diese Qualität das Vorhandensein von mehreren, dem fraglichen Begriffe entsprechenden Individuen als mathematisch oder physisch unmöglich betrachtet werden muss oder nicht, muss auch der Begriff als individuell oder allgemein gelten. Für die Frage dagegen, ob ein universeller Begriff mehr oder minder universell sei, kann die Inhaltsgrösse unter Umständen von Belang sein, und die Inhaltsqualität ist es immer, aber aus dieser oder jener oder beiden allein wäre darüber gar nichts zu entnehmen; denn beim Umfang handelt es sich um ein Verhältniss und mit dem Inhalte ist nur ein Glied desselben gegeben, das zweite kann nur durch die Erfahrung beigebracht werden.

Der Umfang ist, und das verdient wohl festgehalten zu werden, nicht etwas, das, gleich dem Inhalte, selbstverständlich oder gar nothwendig in dem Begriffe vorgestellt würde. Man wird zwar häufig, wenn man einen Begriff denkt, sich auch vergegenwärtigen, ob der Umfang desselben gross oder klein sei; aber dies ist durchaus nicht wesentlich, und wenn nachträgliche Erfahrung ergibt, dass der Umfang weit grösser ist als man vorher glaubte, kann dies am Begriffe selbst nicht das Geringste ändern. Deshalb wird der Umfang des Universalbegriffes gewöhnlich als etwas für unsere Erkenntniss Unbestimmtes gedacht, da Vieles in denselben gehören mag, das wir niemals vorgestellt haben. Der wirkliche Umfang ist eben von unserer Erkenntniss gerade so unabhängig als irgend eine Thatsache der äusseren Welt; dass daher zwischen allgemeiner und individueller Vorstellung erst eine Association contrahirt werden müsste, damit die letztere unter die erstere

subsumirt werden könnte, ist durch das Gesagte von selbst ausgeschlossen, wenn auch niemand bestreiten wird, dass eine solche Association, schon in Folge der Aehnlichkeit zwischen dem universellen Begriff und den untergeordneten Particularideen, nichts eben Seltenes ist. Wo sie auftritt, wird sie sich natürlich auch durch Reproduction des einen Gliedes beim Erscheinen des anderen äussern; aber es ist klar, dass der gewaltig fehlgehen würde, der in dieser Reproduction das Wesen des Umfanges zu erblicken glaubte.

Kehren wir nach dieser längeren, aber hoffentlich nicht ganz ergebnisslosen Abschweifung nun wieder zur Prüfung Berkeley's zurück. Wie wir sahen, hat er von der Aufmerksamkeit als Erklärungsprincip für das Phänomen der Verallgemeinerung eigentlich keinen Gebrauch gemacht. Durch die Opposition gegen Locke bis zur Leugnung aller Abstraction getrieben, hat er sich selbst die Möglichkeit entzogen, die Frage nach der Universalität befriedigend zu lösen. Damit ist manche richtige Bemerkung im Einzelnen natürlich noch sehr wohl vereinbar. Er hat, wie wir nun wissen, ganz Recht, zu behaupten, die Allgemeinheit bestehe nicht in dem ‚absoluten, positiven Wesen‘ von etwas allein; auch wenn er davon spricht, dass allgemeine Begriffe die individuellen vertreten, kann das in zutreffender Weise aufgefasst werden. Aber Alles, was er in diesem Zusammenhange sagt, ist lückenhaft, unbestimmt. Liest man, dass die Ideen ihre Allgemeinheit dem verdanken, was sie bezeichnen, so weiss man schon nicht, ob man es hier nicht etwa mit einem Ansatz zu einer Associationstheorie zu thun hat; vollends zurückweisen muss man aber die Ansicht, als könnten Begriffe, ‚die ihrer eigenen Natur nach particular sind‘, anders als eben durch Aufgeben dieser Natur allgemein werden.

Nicht eben so rasch können wir an Berkeley's Aufstellungen über die Bedeutung der Worte vorübergehen. Hat sich uns auch bereits ergeben, dass seine Polemik gegen Locke in dieser Hinsicht nicht als ein Eintreten für die Beziehung der Worte auf Dinge aufgefasst werden kann, so ist damit doch keineswegs ausgeschlossen, dass Berkeley's Behauptungen dem wirklichen Sachverhalte weit näher stehen als die Locke's. Wenn nämlich dieser den Gebrauch der Worte für Dinge als

einen verkehrten bezeichnet,¹ so hat dagegen J. St. Mill mit Recht darauf hingewiesen,² wie wir weit davon entfernt sind, mit dem Satze: ‚die Sonne ist die Ursache des Tageslichts‘ etwas über unsere Vorstellungen aussagen zu wollen. Berkeley steht nun gewissermassen in der Mitte zwischen diesen Gegensätzen, indem für ihn der Unterschied zwischen Idee und Object nicht existirt; der Fortschritt gegen Locke wird aber in der Behauptung deutlich, dass das allgemeine Wort nicht eine allgemeine Idee, sondern Individualvorstellungen bezeichne. In der That, wenn man sagt: ‚jeder Körper ist schwer‘, so meint man dabei niemals, der Allgemeinbegriff Körper sei schwer oder dergleichen, man spricht im Gegentheil von allen Einzelindividuen, die allerdings nach Berkeley nur Einzelideen sind.

Bezieht man also den in Rede stehenden Satz Berkeley's nur auf die Bedeutung des allgemeinen Wortes, so ist derselbe, von der metaphysischen Seite natürlich abgesehen, durchaus unangreifbar. In der unbeschränkten Fassung jedoch, in der wir ihn antreffen, muss er, wie schon oben (S. 189) bemerkt wurde, Bedenken erregen. In gewissem Sinne ist ja das allgemeine Wort doch Zeichen einer allgemeinen Idee. Schon Hobbes definirt den Namen als ‚ein Wort, . . . das, Andern gegenüber ausgesprochen, diesen als Zeichen eines Gedankens dient, den der Sprechende früher in seinem Geiste hatte . . .‘ und J. St. Mill muss diese von ihm (a. a. O.) wiedergegebene Bestimmung als fehlerfrei anerkennen. Spricht also einer einen allgemeinen Namen aus, so wird der Hörer daraus in der Regel den Schluss ziehen dürfen, dem Sprecher schwebte eine Idee von mehreren Einzelobjecten, d. h. eben eine allgemeine Idee vor, welche für ihn Veranlassung war, das Wort zu sagen. Es wäre somit ebenso einseitig zu behaupten, Worte bezeichnen nur Gegenstände, als: sie bezeichnen nur Vorstellungen; es ist vielmehr Beides der Fall, aber, wie wohl zu beachten ist, Jedes in einem anderen Sinne. Uebrigens trifft natürlich Keines von Beiden ausnahmslos zu. Wenn jemand ein Wort nicht versteht, so kann er es doch nachsprechen; in

¹ Essay concerning hum. underst. b. III ch. II sect. 5.

² Logic b. I ch. II §. 1.

diesem Falle bezeichnet es eben gar nichts. Minder selbstverständlich ist eine Reihe von andern Ausnahmen, auf die Berkeley nicht ganz mit Unrecht hinweist, wo es sich nämlich um Worte handelt, die uns durchaus nicht unverständlich erscheinen.

Es ist Thatsache, dass wir oft Worte gebrauchen, und richtig gebrauchen, ohne uns im Augenblicke ihrer Verwendung ihren Sinn klar zu vergegenwärtigen; darauf hat schon vor Berkeley Leibnitz und Locke aufmerksam gemacht, auch nach ihm war diese Thatsache Gegenstand wiederholter Erörterung diesseits wie jenseits des Canals,¹ und heute sind sonst so gegensätzliche Schulen wie die empirische und intuitive in England über diesen Punkt vollkommen einig; — aber Berkeley geht weiter als sie Alle, indem er behauptet, wir brauchen Worte zu richtigem und fruchtbarem Urtheilen auch dort, wo wir mit den Worten nie Ideen verbunden haben noch verbinden können.² Das hiesse denn doch, das nur zu oft mit Recht auf philosophische Speculationen angewandte Dichterwort: ‚Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein‘ zum erkenntnistheoretischen Grundsatz erheben. Von einer Widerlegung dieser Ansicht Berkeley's oder einer Kritik der von ihm beigebrachten Beispiele wird also wohl Umgang genommen werden können.

Eine Frage muss aber noch beantwortet werden, ehe wir uns von der Lehre Berkeley's zu der seines Nachfolgers wenden, die Frage, ob Berkeley zu den nominalistischen oder zu den conceptualistischen Denkern zu zählen sei. Es geschah

¹ Vergl. Hamilton, lect. vol. III. S. 171 ff., wo aber gerade Berkeley unberücksichtigt bleibt; das sonderbare Missverständnis S. 183, als wären die von Leibnitz gebrauchten Ausdrücke ‚synthetisches‘ und ‚intuitives‘ Denken entsprechend dem deutschen ‚Begriff‘ und ‚Anschauung‘, hat schon J. St. Mill berichtigt (Examination, chapt. XVII. in der franz. Uebers. S. 385, Anm.).

² Aus der Einleitung zum Treatise ist hierüber noch kaum etwas zu entnehmen, um so mehr aus dem Min. phil., so dass die Vermuthung nahe liegt, Berkeley habe sich durch sein hier hervortretendes Streben, die Trinität und andere Mysterien der christlichen Religion zu rechtfertigen (dial. VII sect. 11), mehr als billig beeinflussen lassen.

zum Theil mit Rücksicht auf diese Frage, dass wir des Irländers Aufstellungen über allgemeine Namen in das Bereich unserer Darstellung und Kritik zogen, — nun haben wir das Material vor uns, die Entscheidung wird also rasch erfolgen können.

Man hat sich so sehr gewöhnt, Berkeley als einen der hervorragendsten Begründer des modernen Nominalismus zu betrachten, dass man gar nichts Auffallendes darin findet, wenn z. B. Hamilton ihn kurzweg den ‚zweiten grossen Nominalisten‘ nennt,¹ oder Kuno Fischer den Satz ausspricht: ‚Unter den neueren Philosophen ist die nominalistische Denkweise einheimisch, aber sie ist von Keinem so sehr in den Vordergrund aller philosophischen Betrachtung gerückt, so grundsätzlich geltend gemacht worden als von Berkeley.‘² In der That, dass alle nominalistischen Theorien dieses wie des vorigen Jahrhunderts an Berkeley anknüpfen, ist sicher; aber das allein könnte doch wohl nicht ausreichen, um ihn selbst als Nominalisten zu erweisen. Blickt man dagegen auf seine Lehre, so stellen sich dem Nachweis sofort Hindernisse entgegen. Freilich, wer mit Hamilton jene Ansicht nominalistisch nennt, die behauptet, ‚dass jeder Begriff, für sich betrachtet, particulär ist, aber allgemein wird durch die Intention des Gemüthes, ihn jeden ihm ähnlichen Begriff repräsentiren zu lassen,‘³ der muss mit ihm auch den irischen Philosophen in die Classe der Nominalisten einreihen, und Alles ist in diesem Falle klar und gerechtfertigt, nur nicht der Name Nominalist selbst, da die Worte bei einer solchen Theorie gar keine wesentliche Rolle spielen. Daher dürfte es sich mehr empfehlen, mit J. St. Mill unter Nominalisten jene zu verstehen, die ‚behaupten, es gebe nichts Universelles als Namen‘;⁴ und nun muss sogleich jedem einleuchten, dass Berkeley in diese Classe nicht gehört, denn er kennt zwar allgemeine Namen, aber er kennt auch, wie wir fanden, allgemeine Ideen. Allerdings, insofern es bei ihm Erkenntnisse gibt durch Worte, denen gar keine Ideen zu Grunde liegen, insofern ist er Nominalist bis zu einem

¹ Lect. vol. II S. 305.

² Francis Bacon S. 703.

³ a. a. O. vol. II, S. 297.

⁴ Examination, ch. XVII, a. a. O. S. 359.

Extrem, zu dem sich glücklicher Weise keiner seiner Nachfolger vorgewagt hat; im Uebrigen aber erweisen sich bei ihm die Namen zum Zustandekommen der Allgemeinbegriffe noch gar nicht als wesentlich, — wir sind somit genöthigt, ihm eine Mittelstellung zwischen den Vertretern des Nominalismus und Conceptualismus zuzuerkennen.

Um Berkeley's Abstractionslehre richtig zu verstehen und zu würdigen, muss man wohl stets vor Augen behalten, dass sie doch vor Allem ein Stadium des Ueberganges, der Entwicklung repräsentirt, das, mochte es vielleicht auch bestimmt sein, zu namhaften Erfolgen zu führen, doch in sich den Charakter des Unfertigen nicht verleugnen konnte. In Locke finden wir noch den alten Nominalismus, der sich seines Gegensatzes gegen den Realismus noch wohl bewusst ist, vereinbar und vereinigt mit dem Conceptualismus; Berkeley vermittelt den Uebergang von dem alten Nominalismus zum neuen, dem der Gegensatz gegen den Conceptualismus wesentlich ist, — aber er steht selbst noch mit einem Fusse auf dem Boden, den er durch seinen Angriff auf die abstracten Ideen zu erschüttern sucht, ja er bringt selbst Gedanken zur Geltung, die, gehörig entwickelt, vielleicht geeignet sein könnten, gerade dem Conceptualismus eine unerschütterliche Grundlage zu geben. Man kann demnach noch in einem anderen Sinne die eben ausgesprochene Behauptung wiederholen, dass Berkeley in der Mitte zwischen den sich bekämpfenden Ansichten stehe, in dem Sinne nämlich, dass er gewissermassen Ansätze zu beiden Theorien in sich schliesst.

Aber nach dem Keime lässt sich eben keine Frucht beurtheilen, und so war es denn nöthig, dass seine Lehre erst eine geeignete Fortbildung erfahre, wenn sich ergeben sollte, ob er den rechten Weg gewiesen oder nicht. Ein solcher Fortbildner hat sich gefunden, und zwar in der Person des Schotten David Hume, dessen Aufstellungen wir uns nunmehr zuwenden.

David Hume schliesst sich in seinem ersten und umfangreichsten Werke, dem ‚*Treatise concerning human nature*‘, das wir hier zunächst allein in Betracht ziehen, bezüglich der Abstraktionsfrage ausdrücklich an Berkeley's Forschungen an; er nennt das Resultat derselben ‚eine der werthvollsten Entdeckungen, welche in den letzten Jahren in der Republik der Wissenschaften gemacht worden sind‘, und stellt sich nur die Aufgabe, diese Entdeckung durch einige neue Argumente völlig ausser Zweifel zu setzen.¹ Durch diese Erklärung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt, scheint das Verhältniss der beiden Denker zu einander in klarster Weise festgestellt; und wirklich hat man niemals Bedenken getragen, Hume's Abstractionstheorie als einfache Wiederholung und höchstens Neube gründung der Berkeley'schen zu bezeichnen, — auch der neueste und wohl gründlichste Darsteller der Hume'schen Philosophie, E. Pfeiderer² macht hierin keine Ausnahme.

Aber trotzdem möchte es vielleicht nicht rathsam sein, auf Grund dessen, was Hume selbst über seine Beziehungen zu Berkeley sagt, die Art, in der er die Ansicht Berkeley's wiedergibt, ganz und gar zu vernachlässigen. Berkeley, sagt er, ‚hat behauptet, alle allgemeinen Ideen seien nichts als particuläre, geknüpft an einen bestimmten Ausdruck, der ihnen eine ausgedehntere Bedeutung verleiht und bewirkt, dass sie bei Gelegenheit andere Individuen, die ihnen ähnlich sind, ins Gedächtniss rufen‘.³ Ist dies nun wirklich Berkeley's Ansicht?⁴ Wenn wir diese oben richtig dargestellt haben, so liegt der Unterschied auf der Hand. Richtig ist, dass nach Berkeley wie nach Hume die allgemeinen Ideen particuläre Ideen mit allgemeiner Bedeutung sind;⁵ falsch ist aber, dass sie nach

¹ *Treatise*, book I part. I sect. VII in der neuen vierbändigen Ausgabe von T. H. Green und T. H. Grose (*The philosophical works of David Hume*, London 1874) Bd. I, S. 325.

² *Empirismus und Skepsis in David Hume's Philosophie*, Berlin 1874, S. 123.

³ *Treatise* a. a. O.

⁴ F. Jodl (*Leben und Philosophie David Hume's*, Halle 1872, S. 33) reproducirt Hume's Auffassung kurzweg als die Berkeley's, aber er hat unterlassen, dafür auch nur eine Belegstelle aus Berkeley anzuführen.

⁵ Darum dürfte Pfeiderer irren, wenn er (a. a. O. S. 122 letzte Zeile) behauptet, Hume leugne Geltung oder Vorhandensein allgemeiner

Berkeley ihre Allgemeinheit den an sie geknüpften Ausdrücken verdanken. Schon oben¹ wurde dargethan, dass nichts in Berkeley's Ausführungen auf einen Zusammenhang zwischen Worten und allgemeinen Ideen hinweist; dass aber vollends Hume's Interpretation den Intentionen des Irländers geradezu widerstreitet, ergibt sich leicht aus folgender Erwägung: Gegen Ende der oft citirten Einleitung in die Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniss lesen wir: ‚Weil demgemäss Worte so leicht den Geist zu täuschen vermögen, so werde ich, welche Ideen auch immer ich betrachte, versuchen, sie gleichsam bloss und nackt anzuschauen, indem ich aus meinem Denken, so weit ich es vermag, jene Benennungen entferne, welche eine lange und beständige Gewohnheit so eng mit ihnen verknüpft hat . . .‘² Ein solches ‚Denken ohne Benennungen‘, das doch wohl, wie jedes wissenschaftliche Denken, Allgemeinbegriffe voraussetzt, wäre nun aber nach Hume schlechterdings unmöglich; nach seiner Meinung werden ja die particulären Ideen erst durch die an sie geknüpften Worte allgemein. Werden daher diese von den Ideen getrennt, so haben letztere ihre Allgemeinheit verloren und niemand könnte begreifen, wie Berkeley davon Vortheil für seine wissenschaftlichen Untersuchungen erwarten mochte. Es erhellt daraus in völlig evidenter Weise, dass Hume in die Berkeley'sche Lehre ein dieser völlig fremdes Moment hineingetragen hat.

Eine ganz andere Frage ist natürlich die, ob dieses neue Moment nicht zugleich einen wesentlichen Fortschritt auf dem von Berkeley betretenen Weg in sich schliesst, sobald man von seinem Streben, die Begriffe von den Worten zu emancipiren, absieht. Eines wenigstens ist, noch ehe man Hume's Argumente kennt, aus der blossen Formulirung seiner These zu entnehmen: die wesentlichsten Lücken der Berkeley'schen Aufstellungen sind hier ausgefüllt. Das Verhältniss zwischen allgemeinen Worten und allgemeinen Ideen ist wenigstens in

Ideen, während Hume's wie Berkeley's Angriffe nur gegen die Abstracta gehen. Aber vielleicht haben wir es hier nur mit einer kleinen Unge-
nauigkeit im Ausdruck zu thun, wie der Schluss der Ausführung (S. 125
in der Mitte) wahrscheinlich macht.

¹ S. 189 in der Note.

² a. a. O. sect. 21.

irgend einer Weise präcisirt, und vor Allem die Frage, wie eine particuläre Idee dazu komme, andere gleichartige Ideen zu ‚repräsentiren‘ oder zu ‚bezeichnen‘, und so allgemein zu werden, hat eine Antwort gefunden. Mag die Hypothese nun haltbar sein oder nicht, jedenfalls ist sie dadurch, dass die Namen in den Vordergrund treten, klar und discutirbar geworden, und aus der Erörterung derselben kann für die Psychologie nur Gewinn erwachsen; insöfern hat sich also Hume um die Förderung der Untersuchungen über Abstracta weit mehr und namentlich weit selbstständiger verdient gemacht, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Er, nicht Berkeley, hat den Worten jene so hervorragende Stelle in unserem Geistesleben zuerkannt, welche uns berechtigt, seine und seiner Nachfolger Theorie als nominalistische zu bezeichnen, und so verdient er weit mehr als Berkeley den Namen des eigentlichen Begründers des modernen Nominalismus.

Treten wir nun näher an die Hume'schen Untersuchungen heran. Diese gehen davon aus, dass die meisten oder alle allgemeinen Ideen von dem speciellen Grade der Qualität und Quantität abstrahiren, da ein solcher doch nicht leicht einen Artunterschied begründen kann. Dennoch ‚repräsentirt die abstracte Idee Mensch Menschen von allen Grössen und Eigenschaften, und man nimmt an, dies könne nicht anders geschehen, als indem sie entweder alle möglichen Grössen und Eigenschaften auf einmal, oder gar keine davon repräsentirt‘. Das Erstere scheint eine unendliche Fassungskraft vorauszusetzen; man hat sich daher zu Gunsten des Letzteren entschieden. Dem gegenüber will Hume zeigen, einmal, dass es unmöglich ist, Quantität oder Qualität ohne bestimmten Grad vorzustellen, — ferner, dass wir uns trotz unserer blos endlichen Fassungskraft ‚einen Begriff von allen möglichen Graden von Quantität und Qualität‘ machen können, nicht vollständig zwar, aber doch in einer Weise, die allen praktischen Zwecken genügt.¹

Den ersten, negativen Theil seiner Behauptung stützt Hume durch folgende drei Argumente:

¹ Treatise b. I p. I ch. VII, WW. Bd. I, S. 325f.

1. Was verschieden ist, ist unterscheidbar, was unterscheidbar, ist auch in der Vorstellung trennbar; und umgekehrt: was trennbar, ist auch unterscheidbar und daher verschieden. Um zu entscheiden, ob bei der Abstraction eine Trennung überhaupt vor sich gehen kann, muss daher nur ermittelt werden, ob das, was bei einer allgemeinen Idee abstrahirt wird, von dem, was als Wesen zurtückbleiben soll, auch unterscheidbar und verschieden ist. Nun ist z. B. die bestimmte Länge einer Linie von der Linie selbst, der bestimmte Grad einer Qualität von der Qualität selbst so wenig verschieden als unterscheidbar, es kann somit auch von keiner Trennung die Rede sein.¹

2. Es ist anerkannt, dass uns keine Impression zum Bewusstsein kommt, sie wäre denn bezüglich des Grades der Qualität und Quantität bestimmt; das Gegentheil enthielte eine *contradictio in terminis*. Ideen sind aber Copien von Impressionen, die sich von diesen nur durch ihre geringere Intensität unterscheiden; auch sie müssen daher graduell determinirt sein.²

3. Jedermann räumt ein, dass Alles in der Natur individuell ist, und dass es absurd wäre, ein reales Dreieck ohne bestimmte Dimensionen anzuerkennen. Was in der Realität absurd ist, muss es auch in der Idee sein, denn nichts ist unmöglich, wovon sich eine klare und deutliche Vorstellung bilden lässt. Es ist ferner dasselbe, die Idee eines Gegenstandes oder eine Idee schlechtweg zu bilden, denn die Beziehung der Idee auf ein Object ist nur eine äusserliche Benennung, die nicht im Wesen der Idee begründet ist. Ist es also unmöglich, die Idee eines Gegenstandes zu bilden ohne graduelle Bestimmung, so gilt dasselbe auch von einer Idee überhaupt.³

Alle abstracten Ideen sind somit an sich individuell; gleichwohl können sie im Denken ebenso angewendet werden, als wenn sie allgemein wären; — darauf geht der positive Theil von Hume's Behauptung.

¹ *ibid.* S. 326.

² *ibid.* S. 327, auch b. I p. III sect. I (a. a. O. S. 375).

³ *ibid.* S. 327.

Der Weg, auf dem die particulären Ideen zu dieser allgemeinen Anwendbarkeit gelangen, ist nun aber folgender: ,Haben wir zwischen mehreren Objecten eine Aehnlichkeit gefunden, die uns oft begegnet, so wenden wir auf sie Alle ein und denselben Namen an, was immer für Unterschiede wir in Bezug auf den Grad ihrer Quantität und Qualität beobachten, oder was immer für andere Differenzen an ihnen erscheinen mögen. Nachdem wir eine Gewohnheit dieser Art erlangt haben, ruft das Hören jenes Namens die Idee eines dieser Objecte wach und lässt die Einbildungskraft das letztere mit allen besonderen Umständen und Verhältnissen vorstellen. Aber da dasselbe Wort, wie gesagt, häufig auch auf andere Individuen angewendet worden ist, die in verschiedener Hinsicht von der dem Geiste unmittelbar gegenwärtigen Idee verschieden sind, so ist das Wort zwar nicht im Stande, die Idee aller dieser Individuen wiederzuerwecken, aber es gibt der Seele einen Anstoss (*touches the soul*), wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, und ruft jene Gewohnheit wieder ins Leben, die wir durch Ueberblicken jener Individuen (*by surveying them*) erworben haben. Sie sind nicht wirklich und actuell in unserem Bewusstsein gegenwärtig, sondern blos virtuell; wir ziehen sie in der Einbildungskraft nicht alle distinct hervor, sondern wir halten uns in Bereitschaft, welche immer von ihnen zu überblicken (*to survey any of them*), je nachdem wir durch Absicht oder Nothwendigkeit eben veranlasst werden. Das Wort erregt also eine individuelle Idee, zugleich mit einer gewissen Gewohnheit, und diese Gewohnheit erzeugt irgend eine andere individuelle Idee, für die wir eben eine Anregung haben. Aber da die Erzeugung aller Ideen, für welche der Name verwendet worden sein mag, in den meisten Fällen unmöglich ist, so kürzen wir das Geschäft durch eine mehr partielle Betrachtung ab, und finden, dass in unserem Denken nur wenige Unzukömmlichkeiten aus dieser Abkürzung erwachsen.'

Dies ist dem ,höchst merkwürdigen Umstande' zuzuschreiben, dass uns jene Gewohnheit sofort auch irgend eines von den andern Individuen vergegenwärtigt, sobald wir zufällig einen Gedanken bilden, der dem betreffenden Individuum nicht gemäss ist. Hören wir z. B. den Namen Dreieck, so denken wir zunächst etwa an ein bestimmtes gleichseitiges Dreieck;

wollten wir jedoch auf Grund dessen behaupten, jedes Dreieck habe gleiche Winkel, so käme uns sogleich irgend ein gleichschenkliges oder ungleichseitiges Dreieck in den Sinn. Geschieht nichts dergleichen, so beruht dies auf einer Unvollkommenheit der Geistesfähigkeiten, die dann leicht zu falschen Urtheilen Anlass gibt. Doch kommt solches meist nur bei abstrusen und complicirten Ideen vor, — in der Regel ist im Gegentheil die Gewohnheit so fest, dass sogar dieselbe Idee an verschiedene Worte geknüpft sein kann, ohne dass die Gefahr einer Verwirrung vorläge. So könnte z. B. bei den Worten: Figur, geradlinige Figur, regelmässige Figur, Dreieck, gleichseitiges Dreieck uns immer die Idee ein und desselben gleichseitigen Dreieckes vorschweben.

,Ehe derlei Gewohnheiten gehörig ausgebildet sind, mag das Gemüth vielleicht nicht damit zufrieden sein, die Idee nur eines Individuums zu bilden, sondern vielleicht über mehrere hineilen, um sich selbst seine Meinung und den Umfang der Collection klar zu machen, die es mit dem allgemeinen Ausdrucke bezeichnen will. Um den Sinn des Wortes Figur zu fixiren, betrachten wir im Geiste die Ideen von Kreisen, Quadraten, Parallelogrammen, Dreiecken von verschiedenen Grössen und Proportionen, und lassen es nicht bei einem Bilde, oder einer Idee bewenden. Wie dem aber auch sein mag, gewiss ist, dass wir die Idee von Individuen bilden, wann immer wir irgend welche allgemeine Ausdrücke gebrauchen, dass wir selten oder nie diese Individuen erschöpfen können, und dass die, welche übrig bleiben, nur durch den Habitus repräsentirt werden, durch welchen wir sie uns ins Gedächtniss rufen, wann immer eine sich eben ergebende Gelegenheit es erfordert.¹

Der einzige Punkt, der Hume bei dieser Erklärung nicht ohne Schwierigkeit scheint, ist eben die Gewohnheit, die hier eine so wichtige Rolle spielt. Aber da es unmöglich wäre, die Seelenthätigkeiten auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, so ist ein Act des Geistes genügend erklärt, wenn man andere Acte aufweist, welche ihm analog sind oder ihn unterstützen. Zu diesem Ende weist Hume darauf hin, dass auch sonst sich oft ein Habitus an ein einziges Wort knüpft, z. B. die Erinne-

¹ a. a. O. S. 328.

rung an Sätze und Verse.¹ In unserem Falle aber wird der Wiedereintritt der eben nöthigen Idee ins Bewusstsein durch die Aehnlichkeit der unter einem allgemeinen Ausdruck vereinigten Individualbegriffe wesentlich erleichtert.² Was endlich die Unvollkommenheit betrifft, die allen allgemeinen Ideen eigen ist, so findet auch diese ihre Analoga: wir können von grossen Zahlen keine adäquate Idee bilden, dennoch stört uns dies nicht im Denken;³ ebenso sprechen wir von verwickelten Dingen wie Regierung, Kirche, Unterhandlung, Eroberung, ohne uns alle in diesen Complexen enthaltenen einfachen Ideen zu vergegenwärtigen, — gleichwohl werden wir nichts Widersprechendes von ihnen aussagen, weil sich die Gewohnheit, die Ideen in gewisse Relationen zu bringen, auch auf die Worte erstreckt.⁴

Damit hofft Hume seine Hypothese genügend gestützt zu haben. Aber das Schwergewicht legt er auf den negativen Beweis. Nachdem die abstracten Ideen als etwas Unmögliches dargethan sind, erhebt sich ein Bedürfniss nach Erklärung der Thatsachen, und da ist nach seiner Meinung kein Weg offen als der von ihm eingeschlagene.⁵

Es ist unter solchen Umständen nur natürlich, dass auch wir bei der prüfenden Betrachtung der Hume'schen Darstellung von dem negativen Theile derselben ausgehen.

Schon die Formulirung der negativen These ist höchst auffallend. Aus der Einleitung zu Sect. VII ergibt sich doch unzweifelhaft genug, dass es Hume's Absicht ist, alle Abstraction zu leugnen;⁶ dennoch präcisirt er dann seine Behauptung dahin, „dass es schlechterdings unmöglich sei, eine Qualität oder Quantität vorzustellen, ohne einen bestimmten Begriff ihres

¹ *ibid.* S. 330.

² *ibid.* S. 331.

³ *ibid.* S. 330.

⁴ *ibid.* S. 331.

⁵ *ibid.* S. 332.

⁶ „Ein grosser Philosoph hat . . . behauptet, dass alle allgemeinen Ideen nichts als particuläre seien . . . Ich will mich bemühen, dies durch einige Argumente zu bekräftigen . . .“ (S. 325).

Grades zu bilden'.¹ Wie wenig alle Abstractionenfälle hier einbegriffen sind, liegt auf der Hand; denn wenn es auch in der That sich als unmöglich herausstellen sollte, Qualität oder Quantität in der Vorstellung von ihrem Grade zu trennen, so ist damit ja noch gar nicht entschieden, ob Complexe mehr als graduell verschiedener Qualitäten trennbare Elemente enthalten oder nicht. Man wird, um ein recht auffallendes Beispiel zu wählen, doch gewiss nicht behaupten wollen, Farbe sei ein Grad von Ausdehnung oder Ausdehnung ein Grad von Farbe; es würde also nach Hume's These nichts im Wege stehen, etwa eine Fläche ohne Farbe vorzustellen, und doch ist gerade dieser Fall schon von James Mill als ein Hauptfall der ,untrennbaren Ideenassociation' aufgeführt worden.²

Bleibt also ein Attribut nur graduell bestimmt, so scheint im Uebrigen die Möglichkeit, abstracte Vorstellungen davon zu bilden, unbeschränkt, und auf Fälle, wo von Gradunterschieden überhaupt nicht die Rede sein kann, wie gleich, dreieckig,³ fände der Satz vollends keine Anwendung. Gesetzt, es sei Hume gelungen, seine Thesis in unwiderleglicher Weise zu begründen, so ist doch der ausdrücklich daraus gezogene Schluss, Allgemeinbegriffe seien ihrem Wesen nach nur concret,⁴ wenigstens in seiner Allgemeinheit unstatthaft, und er könnte um so mehr befremden, als er, zum Mindesten auf den ersten Blick, einer der Haupteintheilungen, welche Hume von allen psychischen Phänomenen gibt, bestimmt zu widerstreiten scheint.

Nach Hume zerfallen die Perceptionen bekanntlich einmal in Impressionen und Ideen, dann aber auch in einfache und complexe Perceptionen.⁵ ,Obgleich', fügt er erläuternd hinzu,

¹ S. 326. — ,Quantität' bedeutet hier nichts als Grösse; das Grösser und Kleiner ist in ziemlich ungewöhnlicher Weise als Quantitätsgrad bezeichnet.

² Analysis chapt. III (Bd. I S. 93).

³ Es sind die Fälle, die wir oben S. 205 ff. als J. St. Mill's particuläre Abstracta zur Sprache brachten.

⁴ Hume schliesst das dritte Argument mit der Behauptung: es sei unmöglich, eine Idee zu bilden, die Qualität und Quantität, aber keinen bestimmten Grad davon hätte. ,Abstracte Ideen,' fährt er fort, ,sind daher an sich individuell . . .' (S. 327 f.).

⁵ Treat. b. I p. I sect. I a. a. O. S. 311 f.

,bestimmte Farbe, Geschmack, Geruch alle als Eigenschaften an diesem Apfel vereinigt sind, so ist doch leicht einzusehen, dass dieselben nicht einerlei, sondern mindestens von einander zu unterscheiden sind.' Nur unter einer Annahme ist diese Stelle mit Hume's in Rede stehender Theorie vereinbar, unter der Voraussetzung grösster Ungenauigkeit im Ausdruck. Meint Hume, indem er einfach von ‚Farbe‘ spricht, alles durch das Auge am Apfel Wahrgenommene, umfasst er somit unter seiner einfachen Idee bestimmte Farbe und bestimmte Ausdehnung zusammengenommen, dann bleibt seine Ausführung hier vom Vorwurfe der Inconsequenz frei. Es spricht für diese Auffassung, dass Hume in der hier angezogenen Stelle augenscheinlich die Wahrnehmungen verschiedener Sinne einander entgegensetzt, — gegen diese Auffassung kann ausser dem Wortlaute die Thatsache geltend gemacht werden, dass Hume auch in dem Anhang, der dem dritten Buche seines Erstlingswerkes beigegeben ist, zwar ausdrücklich die Farbenvorstellungen als einfache Ideen hervorhebt,¹ der Ausdehnung aber auch da mit keinem Worte gedenkt.

Nimmt man nun aber die Stelle, wie sie ist, so kann der Widerspruch nicht vermieden werden; denn was ist eine Vorstellung von Farbe, und wäre es auch von der bestimmtesten Schattirung, Anderes als ein Abstractum? Und was von Farbe gilt, gilt auch von Geschmack u. s. f., kurz so ziemlich von jeder ‚einfachen Idee‘. Man könnte vielleicht zur Vertheidigung Hume's geltend machen, dass er nicht nur von einfachen Ideen, sondern auch von einfachen Impressionen spreche, dass erstere eben so gut als Copien der letzteren betrachtet werden könnten, wie zusammengesetzte Ideen als Abbilder zusammengesetzter Impressionen, und dass somit die Annahme einfacher Ideen noch gar nicht die eines Abstractionsactes involvire. Gerade mit Rücksicht auf die Beziehungen von Farbe und Ausdehnung zu einander ist dieser Einwurf, wenn man Hume's Raumtheorie mit in Betracht zieht, nicht ohne Schein. Wir werden sehen, dass man nach Hume farbige Punkte percipiren kann, die gleichwohl ausdehnungslos sind, während die Idee der Ausdehnung erst durch die Disposition

¹ Als Note zu S. 328 der von uns benutzten Ausgabe abgedruckt.

dieser Punkte in uns erregt wird; wir percipiren also in diesem Falle Farbe ohne Ausdehnung. — Aber auch wenn dies richtig wäre, würde darum nicht nur Farbe percipirt; wir hätten ja doch farbige Punkte, denen mindestens eine Ortsbestimmung nicht fehlen könnte. Ueberdies kommt diese Seite der Frage beim Apfelbeispiel gar nicht in Betracht. Die Farbe des Apfels ist (schon um der Nuancen willen, die jeder an sich trägt) die Farbe einer Fläche, d. i. nach Hume, mehrerer Punkte, bei denen dann selbstverständlich die Disposition mit in die Perception fällt. Es liegt daher viel näher, Hume's Ansicht dahin zu interpretiren, dass wir zwar nur complexe Impressionen erhalten, dann aber durch Analyse der sie copierenden complexen Ideen auf deren einfache Elemente gelangen, die dann ihrerseits erst den Schluss auf gleichfalls einfache Originale gestatten. Zum Ueberfluss bestätigt Hume selbst diese Auffassung im zweiten der sogleich näher zu erörternden Beweise seiner These, indem er erklärt, dass ‚keine Impression in unser Bewusstsein gelangen könne, ohne bezüglich des Grades von Qualität und Quantität determinirt zu sein‘.¹ Gibt es keine Impression ohne bestimmten Grad von Qualität und Quantität, so noch viel weniger eine ohne diese Qualität und Quantität selbst; jede einfache Idee kann daher nicht anders als durch Abstraction entstanden sein.

Das scheint nun eigentlich so selbstverständlich, dass man leicht geneigt sein könnte, Hume's gesammte Ausführungen nur auf die Frage zu beziehen, ob Quantitäten und Qualitäten ohne bestimmten Grad vorstellbar seien oder nicht, — was dagegen auf Hereinziehung der ganzen Abstractionstheorie deutet, als ungenau ausgedrückt bei Seite zu lassen. Aber auf der anderen Seite sind wieder die Aufstellungen letzterer Art so bestimmt, Hume bezeichnet sich so ausdrücklich als Vertreter der Berkeley'schen Theorie, dass man schliesslich doch der hergebrachten Auffassung der Hume'schen Doctrin beipflichten, den daraus entstehenden Widerspruch in Hume's Behauptungen aber durch Annahme eines Lapsus im Ausdruck beseitigen muss. Befriedigend ist diese Lösung nicht; wir haben eben einen jener misslichen Fälle vor uns, wo gegen jede der

¹ a. a. O. S. 327.

beiden möglichen Interpretationen Einwände aufrecht bleiben müssen.

Aber sehen wir nun des Näheren zu, wie es um die Beweiskraft der drei Argumente bestellt ist, die Hume zu Gunsten seiner negativen Behauptung vorführt.

Schon der Satz, mit dem Hume seinen ersten Beweis eröffnet, und der auch in späteren Partien des Treatise wiederholte Anwendung findet, scheint höchst bedenklich. Wie sollen wir die Gleichsetzung des Verschiedenen mit dem Unterscheidbaren verstehen? Heisst unterscheidbar das, was unter Voraussetzung einer unbegrenzten Empfindlichkeit der Sinne selbst für die geringsten Differenzen nicht als gleich betrachtet werden könnte? Ist dies der Fall, so ist der Satz tautologisch und praktisch unbrauchbar, — wo nicht, so ist er falsch, man wollte denn behaupten, dass z. B. die Nebelflecke, die bekanntlich W. Herschel sämmtlich für Sternsysteme hielt, damals alle ganz gleichartig waren, und erst durch Anwendung der Spectralanalyse zu ihrer Erforschung sich einige von ihnen in glühende Gase verwandelt haben.

Weit wichtiger als dieser erste Satz ist aber für den Beweis die sich unmittelbar an jenen schliessende Behauptung, alles Unterscheidbare könne getrennt werden. Man kann sich im ersten Augenblick einer gewissen Verwunderung darüber nicht erwehren, dass eine Polemik gegen das Vorhandensein von Abstractis ein so umfassendes Zugeständniss gegen die Abtrennungstheorie im Locke'schen Sinne enthält, wie es heute kaum ein Vertheidiger der Abstraction in Anspruch nehmen möchte, — ein Hinweis auf die schon berührten Fälle der sogenannten untrennbaren Association genügt, die Tragweite dieser Concession anschaulich zu machen. Gleichwohl folgert Hume daraus für sich, und zwar in ganz correcter Weise, so dass, falls die Beispiele, die er anführt, genügen, gegen den Schluss nichts (wenigstens nichts zu Gunsten der Trennbarkeit) einzuwenden ist.

Kann man aber einräumen, dass die bestimmte Länge einer Linie von dieser selbst weder verschieden noch unterscheidbar sei? Sind Länge und Linie nicht verschieden, so sind sie dasselbe, — mit der Länge ist also die Linie gegeben: ob sie übrigens gerade oder krumm ist, ob sie in dieser oder

jener Ebene liegt, ist dann völlig einerlei; denn ist Länge gleich Linie, so ist auch Linie gleich Länge und Anderes kann nicht in Betracht kommen. Nicht minder befremdliche Consequenzen ergibt das zweite Beispiel. Der Grad einer Qualität soll von dieser nicht verschieden sein, also Grad gleich Qualität, z. B. rosenroth gleich roth. Aber auch dunkelroth ist gleich roth, daher rosenroth gleich dunkelroth, oder falls man davon ausgeht, dass rosenroth verschieden sei von dunkelroth, so ist auch roth verschieden von roth.

Über den Werth des in Rede stehenden Argumentes kann nach dem Gesagten wohl kaum mehr ein Zweifel obwalten. Hume hat nicht nur nicht bewiesen, was er beweisen wollte, sondern, indem er alles Unterscheidbare auch für in der Vorstellung trennbar erklärt, hat er zugleich den Gegnern nur neue Waffen in die Hand gegeben, die sie befähigen, ihre Theorie weit über die Grenzen der Wahrheit hinaus zu vertheidigen.

Das zweite Argument geht, wie wir sahen, davon aus, dass es widersprechend wäre, eine Impression anzunehmen, die nicht bezüglich des Grades von Quantität und Qualität bestimmt wäre. Dem steht aber ein anderer Ausspruch Hume's entgegen, auf den Green mit Recht hingewiesen hat.¹ Bei der Erörterung der Frage nach der Immaterialität der Seele² tritt Hume nämlich für die ‚von mehreren Metaphysikern verworfene‘ Theorie ein, ‚dass ein Object existiren und dennoch an keinem Orte sein könne‘. ‚Man kann,‘ fährt er fort, ‚von einem Gegenstande sagen, er sei nirgendwo, wenn seine Theile nicht so gegen einander disponirt sind, als nöthig wäre, um irgend eine Gestalt oder Grösse (quantity) auszumachen, wenn sich ferner das Ganze zu anderen Körpern nicht so verhält, wie es unsern Begriffen von Contiguität oder Distanz entspricht. Dies ist unzweifelhaft bei allen unseren Perceptionen und Objecten der Fall, mit Ausnahme von denen des Sehens und Tastens. Eine moralische Reflexion kann nicht auf die rechte oder linke Seite einer Gemüthsbewegung gestellt werden, eben so wenig

¹ In der hier stets citirten Hume-Ausgabe Bd. I S. 327 Anm. 1.

² Treatise book I part. IV sect. V. a. a. O. S. 520.

kann ein Geruch oder Schall kreisrund oder viereckig sein.' Wie viel hievon zugegeben werden kann, wie viel zu verwerfen ist, wird sich uns vielleicht aus einer späteren Betrachtung ergeben. Für unsern nächsten Zweck genügt, festgestellt zu haben, dass Hume selbst die Möglichkeit, ja das Vorhandensein quantitätsloser Impressionen zugesteht, also nur in offenem Widerspruch gegen sich selbst oder höchstens in sehr uneigentlichem Sinne des Wortes eine Bestimmtheit aller Impressionen bezüglich der Quantität oder gar eines Quantitätsgrades in Anspruch nehmen kann. Dass es übrigens andererseits auch Qualitäten gibt, die eine graduelle Bestimmung gar nicht zulassen, wie z. B. dreieckig, quadratisch (von Relationsqualitäten gar nicht zu reden), das ist schon oben zur Sprache gebracht worden.

Aber auch der zweite Schritt, den Hume in diesem Beweise thut, widerspricht einem, und zwar diesmal einem schon früher von ihm geltend gemachten Grundsatz, dem Princip der ‚Freiheit der Einbildungskraft, die Ideen zusammensetzen oder zu vertauschen‘.¹ Dass Impressionen sich durch nichts als durch ihre grössere Intensität von den Ideen unterscheiden, hat Hume allerdings auch schon früher aufgestellt, aber nicht von den Vorstellungscomplexen, sondern nur von den Elementen, während von jenen im Gegentheil ausdrücklich ausgesagt wurde, ‚dass es nicht zwei Impressionen gibt, die völlig untrennbar wären‘.² Speciell für den in Rede stehenden Beweis wird übrigens dieser Widerspruch praktisch bedeutungslos, sobald sich zeigen lässt, dass Hume eine graduell bestimmte Quantitäts-, oder Qualitätsidee für einfach nimmt. Bezüglich der letzteren wenigstens hat er dies in der That im Anhang zum dritten Bande des Treatise ausdrücklich betont, wo die Auseinandersetzung darüber, dass ähnliche Ideen auch noch ganz wohl einfach sein könnten, mit den Worten schliesst: ‚In derselben Weise verhält es sich mit allen Graden irgend einer Qualität. Sie sind alle einander ähnlich, dennoch ist im einzelnen Falle die Qualität von ihrem Grade nicht unter-

¹ Treatise b. I part. I sect. III. a. a. O. S. 318.

² a. a. O. S. 319.

schieden.¹ Vor sich selbst erscheint demnach Hume in diesem Punkte so ziemlich gerechtfertigt.

Können aber auch wir zugeben, dass die Impression der Qualität mit der ihres Grades ein einfaches Ganze ausmacht, an dem die Einbildungskraft nichts als die Intensität ändern kann? Hätte Hume Recht, so könnten wir, sofern es nicht etwa angeborene Ideen gibt, offenbar nur solche Qualitätsgrade vorstellen, von denen wir eine Impression erhalten haben. Denn so wie wir einen andern Grad als Grad derselben Qualität vorstellten, hätten wir die Idee der letzteren von den Ideen sämtlicher Grade, die wir bisher von ihr kennen gelernt haben, getrennt, da wir die Qualität doch nicht zugleich in einem der uns aus directer Erfahrung bekannten und in einem neuen Grade vorzustellen im Stande wären. Gleichwohl hat Hume selbst an anderer Stelle einen hierher gehörigen Fall angeführt, aber freilich nicht zu erklären vermocht. Er glaubt nämlich,² die einzige Ausnahme von dem Gesetz, dass jede Idee Copie einer Impression sei, darin zu finden, dass, wenn Einer z. B. alle Schattirungen von Blau ausser einer erfahren hätte, und alle ihm bekannten Nuancen ihm der Reihe nach vorgeführt würden, er nicht nur diese Lücke wahrzunehmen, sondern auch durch die entsprechende Idee zu ergänzen vermöchte. Aber auch andere Fälle dieser Art sind uns geläufig: Wenn uns heute das hellste Weiss vor Augen kommt, das wir je gesehen, so können wir uns immer noch ein helleres denken. Wird ein Ton von so vielen Instrumenten auf einmal angegeben, wie wir nie zusammenspielen gehört haben, so können wir uns den Ton doch immer noch stärker und voller vorstellen u. dgl. m. Wären diese und ähnliche Fälle wirklich, wie Hume consequenterweise zugestehen müsste, widersprechende Instanzen gegen die empirische Erkenntnistheorie, so wäre es in der That um diese schlimm genug bestellt. Zum Glück für sie ist aber die Erklärung der obigen Fälle ziemlich naheliegend, wenn man festhält, dass mit zwei Vorstellungen auch deren Relationen zu einander gegeben sind, und dass die Glieder verschiedener Vorstellungspaare zu einander in derselben

¹ *ibid.* S. 328.

² *Treatise b. I p. I s. I. a. a. O. S. 315.*

Relation stehen können. Man ist täglich in der Lage, sich davon zu überzeugen, dass, wenn wir Vorstellungsreihen reproduciren wollen, dabei diese Relationen oft eine weit grössere Rolle spielen als die Vorstellungen selbst. Wer ein Lied, das er gehört hat, nachsingt, wird, selbst wenn er ein sehr geübter Musiker wäre, nur sehr selten auch dieselbe Tonart wiedergeben (er hätte denn seine Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet). Was hat er demnach sich eigentlich gemerkt, die Töne selbst und deren Aufeinanderfolge? Gewiss nicht, sonst hätte er nicht um eine Terz oder Quint tiefer singen können als die Tonlage war, in der er das Lied hörte. Was er sich gemerkt hat, waren demnach nur die Tonintervalle und deren Reihenfolge, die Uebertragung derselben auf die durch die Intonation vielleicht ganz zufällig bestimmte Tonreihe geht dann ohne jede Schwierigkeit vor sich. Mit eben solchen Relationsübertragungen nun haben wir es auch in den obigen Beispielen zu thun, die sich gewissermassen durch die Formel:

$$a : b = b : x$$

wo a und b gegeben sind, x bestimmt werden kann, veranschaulichen lassen. Hätten wir an jeder der Farben des Sonnenspectrums stets nur einen Helligkeitsgrad, ebenso an jedem Tone nur einen Stärkegrad wahrgenommen u. s. f., dann möchte es allerdings kaum gelingen, Vorstellungen von anderen Graden zu bilden, — wenn es aber gelänge, eine empirische Erklärung schwerlich möglich sein. Mit den verschiedenen Graden ist aber auch das Verhältniss derselben zu einander gegeben, und wir sind in den Stand gesetzt, dieses auch über die Grenzen der Erfahrung hinaus zu übertragen.

In dieser Weise fällt das von Hume selbst gegen den Empirismus geltend gemachte Bedenken; aber auch seine Behauptung über die Einfachheit der graduell bestimmten Qualitätsidee kann demselben Schicksale nicht entgehen. Wir stellen den Ton, den wir schwächer hörten, stärker vor als wir ihn je hören konnten; es ist derselbe Ton geblieben, dem Wesen nach dieselbe Qualität, dem Grade nach aber verschieden, — und da die neue Gradvorstellung mit der alten nicht zusammenbestehen kann, so war erst eine Trennung der

letzteren von der Qualitätsidee nöthig, wenn die erstere Platz finden sollte. Es liegt uns natürlich nichts ferner, als auf Grund dessen etwa anzunehmen, man könne eine Qualität ohne jeden Grad, oder gar einen Grad ohne jede Qualität, von der er der Grad wäre, vorstellen; wir glauben im Gegentheil, dass die Qualität und ihr Grad sich in dieser Hinsicht analog verhalten wie Farbe und Ausdehnung. Niemand vermag eine Farbe ohne jede Ausdehnung zu denken, aber für Keinen ist sie an irgend eine bestimmte Ausdehnung untrennbar geknüpft, wie nothwendig der Fall sein müsste, wenn beide eine einfache Impression ausmachten. Es ist sonach nicht der Zweck unserer Polemik, für Locke's Abtrennungstheorie einzutreten; aber in gleicher Weise wie sie ist diesmal auch die von uns geltend gemachte Anschauung über das Wesen der Abstraction durch Hume's Aufstellungen gefährdet. Wäre Qualität und Grad zusammen wirklich etwas Einfaches, könnten sich deren Impression und Idee durch nichts als durch die Intensität des untrennbaren Vorstellungsganzen von einander unterscheiden, so wäre natürlich auch die Concentration der Aufmerksamkeit auf einen Theil, da ein solcher sich gar nicht vorfände, undenkbar. Für die Richtigkeit der Ansicht, welche gerade auf diese Concentration Gewicht legt, ist natürlich durch die hier gegebenen Erörterungen gar nichts bewiesen, um so mehr aber gegen die Stichhaltigkeit von Hume's zweitem Argument, dessen Prüfung hier ja vor Allem unsere Aufgabe war.

Indem wir zur Besprechung des dritten Argumentes übergehen, erweist es sich vor Allem als nöthig, einige Missverständnisse zu beseitigen, die wohl durch Aequivocation entstanden sein mögen. Ist der Satz: ‚that everything in nature is individual‘, so zu verstehen: ‚dass jedes Ding in der Natur individuell ist‘, so kann niemand Bedenken tragen, diese Behauptung als analytisch zu acceptiren; auch damit, dass die Idee jedes ‚Dinges in der Natur‘ individuell sei, wird jedermann einverstanden sein müssen, wenn man dabei bloß die nur diesem Dinge entsprechende Idee, d. i. eben dessen Individualidee im Auge hat. Auf der anderen Seite wird auch dagegen nichts eingewendet werden können, dass es einerlei bedeute, eine Idee von etwas zu bilden, oder einfach eine Idee zu

bilden, — mit anderen Worten, dass jede Idee ein immanentes Object habe, wenn auch gegen die hiefür von Hume gegebene Begründung (auf die wir hier noch nicht eingehen können), mancherlei zu erinnern sein sollte. Nur wie sich aus diesen beiden Prämissen der Schluss ergeben könnte, dass jede Idee individuell sein müsse, das scheint vorerst noch ganz unbegreiflich. Argumentirt man hingegen so: jedes Object in der Natur ist individuell (und also hinsichtlich des Qualitäts- und Quantitätsgrades bestimmt), somit auch die Idee jedes Objectes; jede Idee ist aber die Idee von einem Object, daher ist jede Idee individuell (respective in der eben angedeuteten Weise bestimmt), — wenn man, sagen wir, in dieser Weise argumentirt, so liegt in der That der Schein eines Schlusses vor, aber dieser wird hervorgerufen durch eine Aequivocation im Worte Object. In der ersten und zweiten Prämisse bezeichnet es ein wirklich und für sich existirendes Ding, in der dritten Prämisse dagegen ein immanentes Object, oder wenigstens einen Vorstellungsgegenstand, dem zwar vielleicht äussere, aber gewiss nicht nothwendig selbstständige Existenz zugeschrieben wird. Der Formfehler wäre beseitigt, wenn man in der dritten Prämisse das Wort Object in demselben Sinne nähme wie in den beiden ersten Prämissen; dann ist aber die dritte falsch, denn nicht jede Idee ist die Idee eines wirklich und selbstständig existirenden Dinges. Stelle ich z. B. roth, blau, gerade, schwer u. dgl. vor, so sind das zwar Eigenschaften solcher Dinge, aber nicht selbst Dinge; denke ich aber gar an Apollo oder, um ein beliebtes Beispiel Hume's zu gebrauchen, an einen goldenen Berg, so habe ich Ideen, denen meiner Vorstellung nach gar nichts in Wirklichkeit entspricht.

Noch eine Auffassung wäre möglich, in der der Hume'sche Schluss gültig scheinen könnte, nämlich, wenn wir den oben englisch citirten Satz so übersetzen: ‚Alles in der Natur ist individuell,‘¹ und dann fortfahren: daher ist jede Idee von etwas individuell, jede Idee ist aber die Idee von etwas u. s. f. Allein diesmal ist, wenn auch alles Andere richtig sein sollte, doch die erste Prämisse so weit davon entfernt analytisch zu

¹ Dies scheint sprachlich am nächsten zu liegen und wurde daher auch bei der referirenden Wiedergabe des vorliegenden Arguments acceptirt.

sein, dass sie im Gegentheil falsch ist. Denn nennt man individuell alles das, was entweder selbst ein Individuum ist, oder sich nur auf ein Individuum beziehen kann, so fallen unter diesen Begriff zwar alle Einzeldinge; dagegen gibt es aber kein einziges Attribut, das, für sich allein betrachtet, nur von einem Individuum ausgesagt werden könnte. Trotzdem sind die Attribute nicht minder wirklich als die Dinge, an denen sie haften; es kann somit durchaus nicht Alles in der Natur individuell genannt werden.

Man sieht, wie immer man Hume's Beweis wendet, immer tritt bald ein formeller Fehler, bald ein materieller Irrthum zu Tage. Welche von den beiden hier versuchten Auffassungen auch dem schottischen Philosophen vorgeschwebt haben mag, in jedem Falle scheint dabei eine Aequivocation im Spiele. Im ersten Falle läge sie, wie schon bemerkt, im Worte ‚object‘; im zweiten Falle läge mindestens nahe, in dem Worte ‚everything‘ die Ursache der Täuschung zu suchen, das, sobald man es mit ‚every thing‘ gleichsetzt, leicht eine irreführende Nebenbedeutung annehmen kann.

Aber es liegt noch ein sehr beträchtliches Versehen in diesem Beweise. Was wir im Vorhergehenden der Kürze halber einfach als zweite Prämisse bezeichneten und übrigens ganz ununtersucht liessen, soll ja selbst aus dem ersten Satze gefolgert sein. Allein wie kann sich der zweite Satz aus dem ersten ergeben, selbst wenn wir diesen so interpretiren, dass er eine Wahrheit aussagt? Wenn es absurd ist, ein Ding in der Natur anzunehmen, dessen Qualität und Quantität nicht graduell bestimmt wäre, wenn man demnach jedes Ding als ein in dieser Weise Determinirtes vorstellen muss, folgt daraus, dass auch jede Idee von einem solchen Dinge alle diese Bestimmungen mit Nothwendigkeit an sich trägt? Das anzunehmen, wäre eben so verfehlt wie die von uns schon früher zurückgewiesene (und sich theilweise damit deckende) Behauptung: weil das Individuum unendlich viele Merkmale habe, müsse auch der Inhalt des Individualbegriffes unendlich gross sein.¹ Ueberdies ist, wie wir auch schon hervorzuheben Ge-

¹ Hume's Irrthum drückt sich am prägnantesten in dem Satze aus, der dieses Argument beschliesst: ‚Now as 'tis impossible to form an idea of an

legenheit hatten, eine Idee von einem Individuum noch lange keine Individualidee; aber nur, wenn dies der Fall wäre, liesse sich von der durchgängigen Individualität der Dinge auf die der Ideen schliessen.

Was noch an diesem Beweise als befremdlich in die Augen fällt, ist der ausdrückliche Gegensatz, in den hier Realität und Idealität gestellt sind, und der Hume's sonstigen Ansichten über diesen Punkt kaum zu entsprechen scheint. Da uns jedoch Hume's Metaphysik erst später beschäftigen wird, müssen wir uns hier begnügen, auf das Auffallende dieser Thatsache hingewiesen zu haben.

Schauen wir einen Augenblick auf die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen zurück, so müssen wir dieselben als durchaus negativ bezeichnen. Die These, die Hume aufstellt, um Berkeley's Verwerfung aller abstracten Ideen neu und abschliessend zu begründen, hat sich hiefür als zu schwach, die zu Gunsten dieser These vorgebrachten Argumente haben sich aus den verschiedensten Gründen als ungeeignet erwiesen, das unmittelbar zu Beweisende, — noch ungeeigneter, das mittelbar zu Beweisende zu stützen. Aber wir haben Berkeley's Polemik gegen Locke's Ansichten in der Hauptsache als berechtigt anerkennen müssen; hat also auch Hume zu dieser Polemik nichts Neues hinzubringen können, was haltbar wäre, so berechtigt uns dies, vom historischen Interesse ganz abgesehen, auch sachlich noch keineswegs, Hume's Versuch, die Theorie Berkeley's auch nach der positiven Seite hin auszubilden, einfach unberücksichtigt zu lassen, und dies um so weniger, als sich Berkeley's Positionen gerade als der schwächere Theil seiner Ausführungen herausgestellt haben.

Die Erscheinung, um deren Erklärung es sich handelt, ist, wie wir wissen, die, dass die nach Hume's Meinung als

object, that is possessed of quantity and quality, and yet is possessed of no precise degree of either; it follows that there is an equal impossibility of forming an idea, that is not limited and confined in both these particulars' (a. a. O. S. 327). Bezieht sich hier das ‚that‘ im Vordersatze, wie wohl am natürlichsten wäre, auf ‚object‘, so ist der Satz richtig, aber für Hume unbrauchbar; bezieht es sich dagegen auf ‚idea‘, so stimmt er zu Hume's Absicht, ist aber falsch.

concret erwiesenen Ideen dennoch allgemeine Bedeutung haben können. Seine Erklärungshypothese ist oben fast ganz in extenso vorgeführt worden, und zwar aus einem Grunde, der, nachdem dieselbe schon wiederholt anstandslos dargestellt worden ist, vielleicht in einer für den Verfasser nicht eben günstigen Weise auffallen mag. Es ist ihm nämlich trotz redlicher Mühe nicht gelungen, darüber, wie sich Hume eigentlich den oben beschriebenen Vorgang denkt, volle Klarheit zu gewinnen, und auch die hier ziemlich cursorischen Referate Jodl's¹ und Pfeiderer's² haben ihm die dunklen Punkte nicht zu erhellen vermocht. Sollte an dieser Unklarheit nun doch Hume selbst die Schuld tragen, so leuchtet wohl ein, dass wenigstens dies zu constatiren eine unerlässliche Aufgabe einer jeden Kritik sein müsste.

Der Ausgangspunkt seiner Theorie ist zunächst noch vollkommen verständlich: wir benennen ähnliche Gegenstände mit demselben Wort. Hume hätte sich zur Unterstützung dieser Aufstellung auf das Gesetz der Association durch Aehnlichkeit berufen können, welches vollkommen begreiflich erscheinen liesse, dass, wenn wir einen Gegenstand benannt haben und ein ihm ähnlicher uns begegnet, wir ganz von selbst den ersteren Gegenstand, und dann mittelbar auch das für diesen eingeführte Wort reproduciren; von da aus liegt es nahe genug, auch für den zweiten Gegenstand dasselbe Wort zu verwenden. Aus der mittelbaren Association wird so eine unmittelbare, und diese mag sich leicht allmählig auf eine ganze Reihe gleichartiger Objecte erstrecken. Hören wir nun den Namen, so tritt uns eine der associirten Individualvorstellungen ins Bewusstsein, und zwar die, welche aus irgend welchen zufälligen Gründen sich eben als nächste darbietet. Wie verhält es sich aber mit den andern, gleichfalls associirten Ideen? Sie sind uns, sagt Hume, nicht wirklich, sondern nur facultativ gegenwärtig. Aber seit wann? — erst seit der erneuten Nennung des Namens? Nach Hume's Darstellung scheint das gemeint; muss aber nicht eine Disposition, die fraglichen Individuen vorzustellen, schon vorgelegen haben, wenn sie eventuell mit Hilfe

¹ Leben und Lehre David Hume's S. 33 f.

² Empirismus und Skepsis S. 123 ff.

des Wortes reproducibel waren (und das waren sie doch alle, da a priori nicht feststand, welche Idee der gehörte Name erwecken werde)? Das scheint ausser Zweifel; der Unterschied könnte also besten Falles ein gradueller, die Disposition nach Hören des Wortes stärker sein als vorher. Aber so stark die Disposition sein mag, Disposition zu einer Vorstellung ist niemals selbst Vorstellung; die durch das Wort explicite reproducirte Idee ist also nach wie vor particulär und das Wort mit ihr.

Um so mehr muss man erstaunt sein, wenn Hume nun doch erklärt, das Wort erzeuge neben der Individualidee eine Gewohnheit (das ist doch wohl die besprochene Disposition?),¹ und diese erzeuge wieder eine andere individuelle Idee, ‚for which we may have occasion‘. Dies kann nur etwa so zurechtgelegt werden, dass jene Gewohnheit als eine permanente, unentbehrliche Vorbedingung der letztgenannten Idee, jene ‚occasion‘ dagegen als zeitlich letzte Ursache zu betrachten ist. Dann steht und fällt aber die ganze Theorie mit dieser Occasion; muss also eine solche sich jedesmal einfinden, so oft wir jenes Wort hören? Hume sagt nichts davon; es ist auch nicht abzusehen, worin eine solche Nothwendigkeit begründet sein sollte, — dennoch kann, sobald diese Occasion entfällt, von Allgemeinheit nun wieder nicht die Rede sein.

Welcher Art diese Occasionen seien, erfahren wir nur ganz im Vorübergehen, wenn wir nämlich berechtigt sind, jene ‚Absicht oder Nothwendigkeit‘ hieher zu zählen, die, wie wir hörten, die vermöge jener Disposition vorzustellende Einzelidee bestimmt. Ueber die Anzahl der Occasionen, die bei einem Worte sich geltend machen können, lässt uns Hume völlig ohne Aufklärung; aber es ist zu vermuthen, dass deren mehrere sein müssen, da auf diesem mittelbaren Wege augenscheinlich mehrere Ideen zum Bewusstsein gebracht werden. Alle Individuen jedoch, an die sich jener Name knüpfen soll, vorzustellen, ist meist unmöglich (warum, wenn es möglich ist, einige vorzustellen?),

¹ Ueber allen Zweifel sicher ist dies nicht. Im Text heisst es: ‚that custom, which we have acquir'd by surveying them‘ (die Individuen nämlich), aber von einem ‚surveying‘ war vorher gar nicht die Rede, sondern nur von einem Anknüpfen derselben Worte an ähnliche Individuen.

wir begnügen uns daher mit einer ‚partial consideration‘, wobei aber wieder nicht zu ersehen ist, ob jener Mangel zur bloß theilweisen Betrachtung des Inhaltes oder des Umfangs des betreffenden Begriffes führt (wenn es erlaubt ist, uns für einen Moment der uns heute geläufigen Ausdrucksweise zu bedienen). Der erste Schein spricht natürlich für das Letztere; aber Hume's noch zu besprechende Ausführungen über die ‚distinctio rationis‘ zeigen, dass auch die erstere Deutung nicht schlechthin von der Hand zu weisen ist.

Indessen gerathen alle bisher wahrscheinlich gemachten Interpretationen wieder ins Schwanken, wenn man denselben Hume's nachträgliche Bemerkung entgegenhält, dass, ehe jene Gewohnheit durchgebildet sei, wir oft statt einer Idee mehrere hinter einander bilden, um uns über den Sinn jenes Wortes aufzuklären. Dies wird unfraglich als etwas von dem obigen Vorgange ganz Verschiedenes geltend gemacht; worin soll aber, wenn wir Hume bisher richtig verstanden haben, die Verschiedenheit liegen? Wodurch kann dieses Zusammensuchen verschiedener mit demselben Worte bezeichneter Gegenstände ermöglicht werden, wenn nicht durch die Associationen, welche sich an das Wort knüpfen, also durch das, was Hume früher Gewohnheit genannt hat? Man könnte einen Augenblick lang an Association der Vorstellungen selbst nach dem Gesetze der Aehnlichkeit denken, aber auch nur einen Augenblick. Denn, um bei Hume's Beispiel zu bleiben, hätten wir zur Illustration dessen, was Figur bedeutet, einen concreten Kreis vorgestellt, der, da er doch Farbe haben muss, etwa weiss sein mag, so könnte sich nach dem Gesetze der Aehnlichkeit Schnee oder Zucker daran mindestens ebensogut associiren, als ein weisses Quadrat. — Auch darin, dass wir hier einen Gegenstand nach dem andern vorstellen, kann kein Unterschied gegenüber dem ersten Falle liegen; denn mag jene Gewohnheit auch eine Disposition für alle associirten Ideen begründen, so können diese, mögen wir ihrer viele oder wenige wirklich vorstellen, doch kaum jemals sich alle gleichzeitig im Bewusstsein vorfinden.

Die hier hervorgehobenen Schwierigkeiten zu lösen, ist der Verfasser, wie schon oben bemerkt, nicht im Stande. Sollte es einem schärferen Verstande gelingen, das scheinbar Dunkle

dieser Ausführungen aufzuhellen, so wird er sich dankbar der besseren Einsicht anschliessen; wenn aber nicht, so glaubt er nun in der That so viel ausgemacht zu haben, dass die Hume'sche Theorie hier an Unklarheiten leidet, über die man bei der Darstellung zwar leicht hinwegspringen, die man jedoch unmöglich durch Interpretation beseitigen kann.

Es versteht sich unter solchen Umständen von selbst, dass hier das Gebiet der sachlichen Kritik ein ziemlich beschränktes sein muss. Gleichwohl dürfte sie auch hier nicht werthlos sein, einestheils, weil wir erwarten dürfen, auf diesem Wege neues Material zur Charakteristik der vorliegenden Untersuchungen zu gewinnen, — dann aber auch, weil sich daraus wohl ergeben muss, welche Aussicht ein etwaiger Versuch hätte, Hume's Theorie unter Beibehaltung der wesentlichen Grundlagen weiter auszubilden.

Schon der erste Schritt Hume's, die Anwendung desselben Wortes auf ähnliche Gegenstände, führt, von seinem Standpunkte aus betrachtet, auf Inconvenienzen. Zwar haben wir selbst zur Unterstützung dieses Princip's auf die Association durch Aehnlichkeit hingewiesen, und sind auch jetzt weit entfernt, dessen Bedeutung für die Bildung allgemeiner Namen zu unterschätzen; aber es muss hier darauf hingewiesen werden, wie wenig Association ohne Abstraction in dieser Richtung zu leisten vermöchte. Gesetzt, wir hätten etwas Kreisförmiges vor uns, sei es nun ein gezeichneter Kreis, ein kreisrundes Papier oder ein Mühlstein (einen Kreis in abstracto können wir ja nach Hume gar nicht denken) und nannten dies Figur,¹ so lässt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass uns nie und nimmer einfallen würde, sobald wir nun etwa ein quadratisch abgegrenztes Kornfeld sähen, uns jener ‚Figur‘ als ähnlich zu erinnern und so auch dem Felde den Namen Figur zu geben. Freilich, sind wir im Stande, an Gestalt in abstracto dabei zu denken, dann ist Alles einfach; aber eben das ist die Voraussetzung, die Hume am allerwenigsten zulässt. Die Schwierigkeit wird natürlich um so grösser, je allgemeiner

¹ Um die philologische Richtigkeit ist es uns hier natürlich nicht zu thun.

der Name sein soll: was z. B. das eben berührte Wort Gestalt anlangt, so kann es auf alle Gegenstände im Raume angewendet werden, beruht also auf einer Aehnlichkeit, die, wenn man den Gegenstand nur stets mit allen seinen Details betrachten kann, viel zu verbreitet und darum viel zu wenig auffallend ist, um eine Association zu begründen.

Wenn übrigens Hume über die Festigkeit der oben oft genannten ‚Gewohnheit‘ staunt, welche gestattet, dass ohne Missverständniss dieselbe Particularidee an verschiedene allgemeine Worte geknüpft werden kann, so liegt dem offenbar eine Thatsache zu Grunde, die noch viel erstaunlicher ist. Wie ist man denn nur darauf verfallen, ein und derselben Particularidee, bevor jene Gewohnheit sich bildete, die allerverschiedensten Namen zu geben, z. B. dasselbe Ding einmal Mühlstein, ein andermal ein Rundes, dann ein Weisses, Schweres, einen Körper u. s. w. u. s. w. zu nennen, und dann, sobald man andere ähnliche Dinge antraf, diesen bald den einen, bald den anderen jener vielen Namen zu geben, und zwar so, dass den unter einander ähnlichen Dingen immer auch dieselben Namen zufallen, nicht aber unterschiedlos bald diesem, bald jenem Gegenstande, wie doch zu erwarten wäre, wenn die Aehnlichkeit immer nur im Ganzen, und nicht in Beziehung auf einzelne Attribute in Wirksamkeit treten könnte? Eines mindestens scheint sich aus der ganzen Verwirrung ziemlich unzweifelhaft zu ergeben. Dasselbe Wort wird für sehr viele und sehr verschiedene Dinge gebraucht; dasselbe Ding wird (und zwar, wie es scheint, ganz grundlos) mit einer sehr grossen Anzahl verschiedener Namen benannt, — es ist also nicht abzusehen, wie sich unter so ungünstigen Umständen eine auch nur einigermaßen merkliche Association zwischen Wort und Idee bilden könnte.

Gesetzt jedoch, alle hier geltend gemachten Bedenken bestünden nicht, gesetzt, es gelänge, die Associationen ganz so zu contrahiren, wie Hume verlangt: so gerathen wir doch sofort auf eine neue Schwierigkeit, sobald wir die auf dem Hume'schen Wege gebildeten ‚allgemeinen Ideen‘ zu Urtheilen zu verwenden suchen. Denn man erkennt leicht, dass Letztere durch Hume's Theorie alle Bedeutung verlieren. Spreche ich etwa den Satz aus: ‚Die Wölfe sind Säugethiere‘, so ist damit zu-

nächst nur etwas über Worte ausgesagt; bezüglich der Dinge lässt sich daraus nur ganz im Allgemeinen auf eine Aehnlichkeit schliessen, welche die Association an das Wort Säugethier voraussetzt, — da aber dieselben Gegenstände auch noch mit vielen anderen z. B. an den Namen organisches Wesen associirt sind, so ist mit der Erkenntniss jener Aehnlichkeit so gut wie gar nichts gewonnen.

Lassen wir aber auch dies Alles bei Seite, so bleibt immer noch das sogenannte abgekürzte Verfahren, das nach Hume's Ansicht ja in der Regel eintritt, als etwas höchst Sonderbares übrig. Es ist sehr begreiflich, dass dem, der ein Attribut denkt, in Folge dessen ein Gegenstand in den Sinn kommt, der dieses Attribut an sich trägt. Dass uns aber darum, weil wir ein Attribut vorstellen, ein Object einfallen soll, das dieses Merkmal gerade nicht besitzt, das ist nicht nur, wie schon Hume meint, ‚einer der ausserordentlichsten Umstände‘, sondern das widerspricht allem über Association und Reproduction Beobachteten so sehr, dass eine umfangreiche Begründung durch analoge Fälle erforderlich wäre, um einen solchen Erklärungsversuch überhaupt statthaft, um so mehr also, um ihn wahrscheinlich zu machen.

Ganz ausser Acht gelassen hat Hume übrigens den Analogiebeweis nicht, wenn er ihn auch nicht zu Gunsten des letztbesprochenen Punktes anwendet, sondern um anderweitig seine Theorie zu stützen. Allein die von ihm herbeigezogenen Fälle erweisen sich als wenig zu diesem Zwecke geeignet. Das Reproduciren von Versen mit Hilfe des Anfangswortes ist doch nicht mehr als ein Beispiel einfacher Ideenassociation, deren Vorhandensein Hume an dieser Stelle nicht erst sicher zu stellen hat. Weist er ferner auf die Aehnlichkeit als Hilfe für die Reproduction hin, so wissen wir schon aus den obigen Betrachtungen, ein wie zweifelhafter Bundesgenosse diese Aehnlichkeit gerade für Hume's Theorie ist. Aehnlich in irgend einer Hinsicht (wie ein Vertheidiger der abstracten Begriffe wohl sagen darf, nicht aber Hume) ist der durch das Wort zunächst ins Bewusstsein gerufene Gegenstand in der Regel sowohl den anderweitig unter jenes Wort als den nicht darunter fallenden Dingen; vermag die Aehnlichkeit also einerseits die Reproduction im Sinne Hume's zu fördern, so erleichtert sie auf der

andern Seite Verwechslungen in eben demselben Maasse. — Die beiden noch übrigen Beispiele beziehen sich auf den schon oben (S. 215) erwähnten Fall des richtigen Gebrauches von Worten, deren Sinn wir uns gar nicht oder nur theilweise gegenwärtig halten. Eine Analogie zu Hume's Abstractionstheorie ist aber darin nicht zu erkennen.

Zum Schlusse sei nur noch darauf hingewiesen, dass Hume's Hypothese, auch wenn ihr sonst nichts im Wege stünde, doch durchaus nicht im Stande wäre, Alles, was man gewöhnlich unter die Phänomene der Abstraction einbegreift, zu erklären. Man hört häufig genug von Familienzügen, die Verwandten gemeinsam sein sollen, von Nationaltypen, Nationalcharakter, — auch vom Styl einer Literatur oder Kunstperiode wird oft genug die Rede sein. Neben manchen Unklarheiten, die hier gewiss mit unterlaufen, handelt es sich doch um wirklich gemachte Beobachtungen, um Merkmale, die mehreren oder vielen Individuen gemeinsam sind. Die Vorstellungen dieser Attribute erscheinen demnach als Allgemeinbegriffe, bei denen aber kaum jemand bestreiten wird, dass das Gemeinsame erst als solches bemerkt werden musste, ehe man ihm einen Namen gab (wenn es nämlich überhaupt zur Namengebung gekommen ist). Hier also erhält sicher der Name durch den Begriff seine Allgemeinheit, nicht der Begriff durch den Namen.

Auch auf das Urtheil müssen wir in diesem Zusammenhange noch einmal zurückkommen, da sich hier Hume's Aufstellungen als vollends ungenügend erweisen. Wen meinen wir mit dem Satze: ‚Alle Menschen sind sterblich‘, nur die, welche wir gesehen, oder an die wir als Einzelne gedacht haben? Gewiss nicht; jedermann will damit etwas von allen Menschen ausgesagt haben, die existiren, existirt haben und existiren werden. Dass aber nicht die Vorstellungen von allen diesen mit dem Worte Mensch einzeln Associationen eingegangen sein können, dass andererseits der allgemeine Satz, wenn auf den durch Hume's Theorie geforderten Umfang eingeschränkt, den Charakter der Allgemeinheit völlig einbüßen müsste, das ist wohl handgreiflich genug.

Vielleicht hat mancher Leser bei der hier versuchten Darstellung der Hume'schen Abstractionstheorie und noch mehr bei

der Kritik derselben die Berücksichtigung der Ausführungen unseres Philosophen über die ‚distinctio rationis‘ vermisst, ja den Verfasser des Leichtsinns oder der Parteilichkeit beschuldigt, wenn er Einwendungen gegen Hume erhob, welche mit Hilfe dieser Distinctio allenfalls zu Gunsten Hume's zu beseitigen gewesen wären. Aber eben in dieser Möglichkeit konnte der Anlass zu dem Missverständniss liegen, als wäre das, was Hume über die distinctio sagt, ein wesentlicher Theil seiner Abstractionstheorie,¹ während er doch die vorliegende Frage erst anhangsweise zur Sprache bringt und noch ausdrücklich hervorhebt: ‚Zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten müssen wir auf die obige Erklärung der abstracten Ideen recurriren‘.² Er will also nur eine Anwendung der zuvor aufgestellten Principien geben; diese Anwendung kann aber, mag sie nun auf thatsächlich richtige oder falsche Resultate führen, weder unbedingt für, noch unbedingt gegen jene Principien zeugen, da ja nebenher noch immer die Frage, ob die Anwendung auch eine richtige war, in Betracht kommen muss. Die Entscheidung über diese Frage erfordert nun aber bereits ein möglichstes Verständniss der anzuwendenden Theorie; und da überdies die vorliegende Anwendung von Hume nicht erst als Beweis für jene in Anspruch genommen, der Beweisversuch vielmehr, wie wir sahen, auf ganz andere Fundamente gestützt wird, so haben wir uns auch keiner Ungerechtigkeit schuldig gemacht, wenn wir die Theorie für sich einer Prüfung unterzogen und für Inconvenienzen verantwortlich machten, die sie unvermeidlich mit sich zu führen schien. Sollten wir aber richtig geurtheilt haben, so wirft es schon von vorn herein kein eben günstiges Licht auf die Anwendung, wenn bei dieser Bedenken verschwinden können, die aus jenen Principien in correcter Weise erschlossen worden sind.

Ueberdies erkennt man leicht, wie wenig diese ‚Anwendung‘ im Stande ist, das über der Theorie schwebende Dunkel etwa aufzuhellen. Es handelt sich hier um die Unterscheidung zwischen der Gestalt und dem gestalteten Körper, zwischen

¹ Das scheint wirklich Green's Meinung, vergl. §. 218 der ‚General introduction‘ zu der von uns benützten Hume-Ausgabe (Bd. I S. 179 f.).

² a. a. O. S. 332.

Bewegung und dem bewegten Körper. ‚Die Schwierigkeit, diese Distinction zu erklären,‘ sagt Hume, ‚entsteht aus dem oben erörterten Princip, dass alle Ideen, die verschieden sind, trennbar seien. Denn es folgt daraus, dass, wenn die Gestalt von dem Körper verschieden ist, deren Ideen sowohl trennbar als unterscheidbar sein müssen; sind jene nicht verschieden, so können ihre Ideen weder trennbar noch unterscheidbar sein.‘ Das Dilemma lautet unzweideutig genug, und wenn man ein Paar Zeilen weiter unten Hume’s Behauptung liest, Gestalt und gestalteter Körper seien ‚in Wirklichkeit weder unterscheidbar, noch verschieden, noch trennbar‘, so kann man nicht anders denken, als dass die Frage nach der *distinctio rationis* nun dahin entschieden sei, dass es eben nichts dergleichen geben könne. Aber Hume argumentirt anders. Der Geist hätte, meint er, von einer solchen Unterscheidung niemals auch nur geträumt, ‚bemerkte er nicht, dass selbst in dieser Einfachheit mancherlei Aehnlichkeiten und Relationen sich vorfinden‘. An der Idee einer weissen Marmorkugel z. B. können wir in der That Farbe und Gestalt weder trennen noch unterscheiden, aber der Vergleich derselben mit einer Kugel von schwarzem, einem Würfel von weissem Marmor ergibt zwei verschiedene Aehnlichkeiten. Mit einiger Uebung unterscheiden wir nun Gestalt und Farbe, d. h., wir stellen Beide zusammen vor, ‚da sie factisch identisch und ununterscheidbar sind, aber wir betrachten sie von verschiedenen Gesichtspunkten, je nach den Aehnlichkeiten, deren sie fähig sind. Wollen wir daher nur die Gestalt der weissen Marmorkugel betrachten, so bilden wir in Wirklichkeit eine Idee sowohl von Gestalt als von Farbe, — aber wir richten stillschweigend unser Auge auf die Aehnlichkeit mit der schwarzen Marmorkugel; in gleicher Weise wenden wir, wenn wir nur die Farbe in Betracht ziehen wollen, unseren Blick auf die Aehnlichkeit mit dem Würfel von weissem Marmor. So begleiten wir unsere Ideen mit einer Art Reflexion, auf die uns die Gewohnheit in hohem Grade unachtsam macht.‘¹

Wenn Hume versprochen hat, die *distinctio rationis* durch seine Abstractionstheorie zu erklären, so wissen wir nun, dass er von dieser nichts als den Satz von der Untrennbarkeit und

¹ Treatise, a. a. O. S. 332f.

Ununterscheidbarkeit des Identischen herbeigezogen hat. Aber es muss selbst bezüglich dieses Satzes sehr fraglich erscheinen, ob Hume durch ihn, ob er nicht vielmehr im Gegensatze zu ihm das eben dargestellte Resultat erreichte. Zwar hält ihn Hume, wie wir sahen, fortwährend aufrecht, er erklärt wiederholt Farbe und Gestalt als identisch und ununterscheidbar; wie es dann aber möglich ist, dass zwischen Farbe und Gestalt nun doch, und wäre es auch durch die complicirteste Gedankenoperation, eine Unterscheidung erfolgen kann, das ist ein Räthsel, zu dessen Lösung uns Hume nicht verholfen hat, dessen Lösung zu finden wohl auch niemand Anderer im Stande wäre.

Hier liegt also jedenfalls ein Widerspruch; aber noch ein Anderes muss hervorgehoben werden. In dem Beispiel von Kugeln und Würfel ist von dem Wahrnehmen zweier verschiedener Aehnlichkeiten die Rede. Zwar spielt, wie wir sahen, auch in der Hume'schen Abstractionstheorie die Aehnlichkeit eine grosse Rolle; indessen haben wir uns stets bemüht, an den betreffenden Stellen diese Relation zwar als associations-erregendes Factum in Betracht zu ziehen, die Vorstellung der Aehnlichkeit aber aus dem Spiele zu lassen. Der Grund dafür war einfach: Erwies sich der Grad einer Qualität von dieser, die Qualität selbst von dem mit ihr behafteten Körper als weder verschieden noch unterscheidbar noch trennbar, so musste dasselbe von einer Relation und deren Fundamenten gelten; man konnte also nach Hume höchstens zwei ähnliche Dinge, aber niemals Aehnlichkeiten vorstellen. Noch weniger war an die Möglichkeit zu denken, Ideen von Relationen zwischen Attributen zu bilden; und da solche wohl nöthig wären, um ein Ding mit mehreren andern in verschiedener Hinsicht ähnlich zu finden, so glaubten wir diese Möglichkeit, auch wo sie zu Gunsten Hume's in Rechnung gezogen werden konnte, ausser Acht lassen zu müssen. Wie nun, wenn die uns früher unmöglich erscheinende Annahme nun die Grundlage zur Erklärung der *distinctio rationis* wird? Sicher ist, dass dieser Umstand allein nichts dazu beitragen kann, unsere früheren Bedenken zu beseitigen; im Gegentheil tritt hier noch ein Moment hinzu, durch das diese Erklärungsweise vollends unstatthaft wird: Um zu einem Unterschiede zwischen Gestalt und gestaltetem Körper zu gelangen, müssen wir, wie dargethan,

zuvor zwei verschiedene Aehnlichkeiten wahrnehmen, Aehnlichkeiten, sagen wir; setzt dies nicht schon eine Unterscheidung zwischen Aehnlichkeit und den ähnlichen Gegenständen voraus? Das scheint ziemlich sicher; ist dem aber so, dann hat Hume die *distinctio rationis* durch — die *distinctio rationis* erklärt.

Wir haben bei der Darstellung und Analyse der Humeschen Abstractionslehre von dem, was wir vorher selbstständig zu ermitteln versuchten, fast ganz und gar abgesehen; und in dieser Zurückhaltung lag wohl der beste Schutz gegen jede Parteilichkeit. Denn wenn wir die fragliche Theorie sich gewissermassen an sich selbst und an der Erfahrung erproben liessen, so konnte bei der Beurtheilung, ob sie diese Probe bestanden habe oder nicht, Voreingenommenheit für oder gegen sie unmöglich die Oberhand gewinnen.

Nachdem wir nun aber auf diesem Wege zu einem Resultate gelangt sind, ist es auch leicht, den Punkt namhaft zu machen, der ein Misslingen des vorliegenden Erklärungsversuches zur Nothwendigkeit werden liess. Das Ausserachtlassen des Begriffsinhalts, das Einführen der Ideenassociation zur Ableitung der Erscheinungen des Begriffsumfanges — das sind die beiden Grundfehler der Hume'schen Abstractionstheorie. Jetzt ist es wohl erlaubt, ohne weitere Begründung auf unsere frühere Darlegung zurückzuweisen. Klar genug dürfte sich dort namentlich ergeben haben, wie wenig der Begriffsumfang mit der Ideenassociation gemein hat; und die völlige Unzulänglichkeit von Hume's Associationshypothese wird nur geeignet sein, diese Wahrheit in ein noch helleres Licht zu setzen.

Aber auf Grund alles dessen könnte leicht ein Zweifel entstehen, ob Ausführungen, die sich so in jeder Hinsicht als unhaltbar herausstellen mussten, und daher die Gedankenrichtung von Hume's Nachfolgern gewiss nicht nachhaltig beeinflussen konnten, — ob solche Ausführungen, sagen wir, einer eingehenden Betrachtung überhaupt werth gewesen wären. Solchen Einwürfen gegenüber ist jedoch zweierlei geltend zu machen. Vor Allem ist eben Hume's Unternehmen, die Allgemeinheit der Universalbegriffe auf Association zurückzuführen, so ver-

fehlt es ist, als ein Schritt und zwar einer der ersten Schritte in der Richtung zu betrachten, die seit Hume für die Entwicklung der empirischen Schule von entscheidendem Belang geworden ist, indem sie deren Philosophie im eigentlichen Sinne zu einer Philosophie der Ideenassociation gemacht hat. Wenn J. St. Mill gerade bei der Erörterung der auf die Abstraction bezüglichen Fragen sich zu dem Ausspruche gedrängt fühlt, ‚dass es in der Psychologie nichts Universelles gibt, ausser den Gesetzen der Association‘,¹ so ist dies nicht nur höchst bezeichnend für die denn doch über Gebühr grosse Rolle, welche dieses, gewiss höchst bedeutungsvolle, Princip in der englischen Psychologie der Gegenwart spielt, sondern es beleuchtet zugleich in unverkennbarer Weise den Einfluss, den Hume im Laufe eines Jahrhunderts auf das Denken seiner Landsleute zu nehmen vermochte. Denn es bedarf nur noch eines Blickes auf die Weise, in der noch J. Locke am Ende des zweiten Buches seines Essay die Phänomene der Ideenassociation behandelt, um zu erkennen, wie Hume es war, der zu einer wissenschaftlichen Verwerthung der Association zur Erklärung anderer psychischer Erscheinungen erst recht eigentlich den Anstoss gegeben hat.

Bezieht sich das eben Gesagte zwar nicht nur auf Hume's Abstractionstheorie, doch sicher auch auf diese, so muss zweitens unter alleiniger Rücksicht auf letztere noch einmal an das erinnert werden, was schon oben² über das Verhältniss Hume's zu Berkeley festgestellt wurde. Wenn heute unter den englischen Empirikern der Nominalismus als die herrschende Lehre gilt, so ist das eine Thatsache, die, wie wir wissen, zunächst nicht auf die berühmte Einleitung in Berkeley's Abhandlung, sondern auf die hier von uns geprüften Ausführungen Hume's zurückweist.

Freilich, wer den modernen englischen Nominalismus nach dem beurtheilen wollte, was J. St. Mill, der sich selbst auch unter die Nominalisten zählt, über Abstracta sagt, der könnte leicht zu der Meinung gelangen, dass dieser ‚Nominalismus‘

¹ Examination ch. XVII, a. a. O. S. 379.

² S. 218 ff.

selbst nichts mehr als ein leerer Name, und somit Hume's Einfluss in dieser Richtung nicht eben hoch anzuschlagen sei. Die Bedeutung Mill's berechtigt uns wohl, die vor Allem hierhergehörige Stelle aus seinem Buche über Hamilton¹ mitzutheilen.

„Die Bildung eines Begriffes,“ heisst es da, „besteht nicht darin, dass wir die Attribute, die ihn zusammensetzten, von allen andern Attributen desselben Objectes trennen, und uns in den Stand setzen, jene Attribute abgesondert von den übrigen vorzustellen. Wir concipiren sie nicht, wir denken sie nicht, wir apprehendiren sie nicht als Dinge für sich, sondern nur als Bestandtheile der Idee eines particulären Objectes neben vielen andern Attributen, mit denen sie zusammengesetzt sind. Aber eben indem wir sie als Theile eines grösseren Ganzen auffassen, haben wir die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten, so dass wir die übrigen Attribute, mit denen wir sie als combinirt vorgestellt haben, vernachlässigen. So lange diese Concentration der Aufmerksamkeit wirklich dauert, sind wir, sofern diese intensiv genug ist, im Stande, von einigen der übrigen Attribute kein Bewusstsein zu haben und für eine kurze Zeit nichts gegenwärtig zu halten, als die Attribute, welche den Begriff constituiren. In der Regel ist indess die Aufmerksamkeit nicht so exclusiv und lässt im Bewusstsein Raum für andere Elemente der concreten Idee, obwohl das Bewusstsein dieser Elemente entsprechend der Energie und Stärke der Concentration schwach ist, — und in dem Momente, in dem die Aufmerksamkeit nachlässt, erscheinen diese andern Bestandtheile im Bewusstsein, sofern dieselbe Idee fortfährt, den Geist zu beschäftigen. Wir haben demnach, genau zu reden, keine allgemeinen Begriffe, wir haben nur complexe Ideen von Objecten in concreto; aber wir können unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich auf gewisse Theile der concreten Idee richten, und durch diese exclusive Aufmerksamkeit geben wir diesen Theilen die Fähigkeit, ausschliesslich den Lauf unserer Gedanken, wie sie die Association successiv hervorruft, zu bestimmen, und sind bereit, einer Kette von Meditationen oder Folgerungen in Bezug auf diese Theile zu folgen, ganz so,

¹ Chapt. XVII, a. a. O. S. 371.

als ob wir im Stande wären, sie abgesondert vom Reste vorzustellen.'

Es war vielleicht schon um der Sache willen nicht ganz unpassend, nachdem wir uns hier so viel mit Polemik beschäftigt haben, nun auch einer Darstellung des Abstractionsactes zu gedenken, mit der wir uns, abgesehen von der nicht eben vielsagenden nominalistischen Klausel, ziemlich rückhaltslos einverstanden erklären können. Aber auch dieser Differenzpunkt verdient hervorgehoben zu werden, da es sich dabei um eine, sowohl in unserem nächsten Zusammenhange, als auch für die Charakteristik der modernen englischen Philosophie nicht unwesentliche Thatsache handelt.

Wir sprechen eben von J. St. Mill's sogenanntem Nominalismus, und müssen hier nochmals auf die schon oben¹ benützte Definition, die Mill selbst von dem in Rede stehenden Worte gibt, recurriren. Ist wirklich den Nominalisten die Ansicht wesentlich, dass die Namen das einzige Allgemeine seien, was existirt, so wird zunächst wenigstens jedermann zugeben, dass aus der hier reproducirten Stelle kaum etwas von einer derartigen Meinung ihres Verfassers zu entnehmen ist. Er fährt dann zwar fort: ‚Was uns dieses Vermögen gibt, ist vor Allem die Anwendung von Zeichen, und zwar insbesondere jener Art von Zeichen, welche am wirksamsten und uns vertrautesten ist, d. i. der Namen‘; allein dies kann nicht genügen, um Mill's Theorie zur nominalistischen im obigen Sinne zu machen. Angenommen, was zu untersuchen uns hier zu weit führen würde, Mill habe in diesem Punkte Recht, gesetzt, es komme nie eine Verallgemeinerung zu Stande ohne Namen, so besagt dies nur, dass der Name eine *conditio sine qua non* der Verallgemeinerung sei, nicht aber, dass in ihm diese selbst liege. Im Gegentheil hat Mill selbst von Concentration der Aufmerksamkeit auf gewisse Theile des Concretums gesprochen; durch was immer diese veranlasst sei, sie ist ein psychischer Act; der Begriff, dem die Aufmerksamkeit höchstens als Ganzem zugewendet ist, unterscheidet sich psychologisch von dem Begriffe, bei dem einzelne Theile durch die Aufmerksamkeit vor den andern ausgezeichnet sind; der Unterschied liegt somit

¹ S. 216.

zwar nicht in der Zahl der Theile, wie Locke meinte, sondern im Verhältniss der Vorstellungselemente zu einander und zum vorstellenden Subjecte, — aber der Unterschied zwischen diesen Begriffen, den concreten einerseits, den von uns abstract genannten andererseits, ist unverkennbar. Nach Mill's eigener Theorie ist demgemäss, die Allgemeinheit nicht nur ein Attribut der Namen, sondern sie ist auch ein Attribut der Ideen. Die äusseren Objecte sind alle individuell, aber jedem Namen entspricht ein allgemeiner Begriff, — das ist aber wörtlich genau die Charakteristik, welche Mill selbst¹ von den Conceptualisten entwirft, zu deren Gegnern er sich bekennt.

Es versteht sich, dass, wenn es sich bei der ganzen Angelegenheit nur um Namen handelte, eine eingehende Erörterung hier um so weniger motivirt gewesen wäre, als sich ja die Anwendung der Bezeichnung ‚Nominalismus‘, für die Mill eine begreifliche Vorliebe haben konnte, auf seine Theorie in gewissem Sinne wenigstens rechtfertigen liesse. Aber dieser Sinn wäre eben einer, den sonst weder J. St. Mill selbst noch jemand Anderer gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, und darum kann die Behauptung, Mill sei ein Nominalist, auch wenn sie von ihm selbst ausgeht, nicht anders als irrig genannt werden.

Das Eine scheint also ausser Frage: Auf J. St. Mill's Ansichten über Abstraction und Verallgemeinerung hat Hume keinen nennenswerthen Einfluss zu gewinnen vermocht. Sollte es mit den übrigen Anhängern des Nominalismus ebenso bewandt, sollte für sie Hume's Theorie wirklich so überwunden sein, dass nichts auf ihn zurückweist, als etwa der Name, den sie sich beilegen?

Man könnte in der Meinung, dass dem so sei, durch eine Bemerkung A. Bain's noch bestärkt werden. ‚Wir sind fähig,‘ sagt dieser,² ‚auf die Punkte der Uebereinstimmung ähnlicher Dinge zu achten, und die Differenzpunkte zu vernachlässigen; so wenn wir an das Licht leuchtender, oder an die Rundheit runder Körper denken, — diese Kraft heisst Abstraction‘. Aber

¹ Examination, a. a. O. S. 359f.

² Mental and moral science b. II ch. V §. 2 S. 176.

man braucht nur um Weniges weiter zu lesen, um den Irrthum mindestens bezüglich Bain's zu erkennen. Ungefähr eine Seite hinter der obigen Stelle¹ finden wir Folgendes: ‚Abstraction besteht nicht eigentlich darin, eine Eigenschaft eines Dinges von den andern im Geiste zu trennen, z. B. die Rundheit des Mondes, abgesondert von seiner Helligkeit und seiner scheinbaren Grösse, zu denken. Eine solche Trennung ist undurchführbar, niemand kann einen Kreis ohne Farbe und bestimmte Grösse vorstellen. Alle Zwecke der abstracten Idee werden erreicht, indem man ein concretes Ding vorstellt in Gemeinschaft mit anderen Dingen, die ihm in Bezug auf das fragliche Attribut gleichen; und indem man von dem einen Concretum nichts aussagt, als was auch für alle übrigen wahr ist.‘ Es ist hier wohl kaum nöthig, den Leser an Hume's Beispiel von Marmorkugel an Marmorwürfel zu erinnern, um ihn zu überzeugen, dass Bain im Grunde nur Hume's Theorie über die *distinctio rationis* seiner Erklärung zu Grunde gelegt hat. Dieser Erklärung gegenüber ist auch kein Anlass vorhanden, die Wirklichkeit des durch sie gestützten ‚Nominalismus‘ in Zweifel zu ziehen. Denn, dass ein Vorgang, wie der von Bain geschilderte, keine Abstraction ist, das muss jeder zugeben, wenn auch vielleicht nicht jeder zugeben wird, dass es möglich sei, auf diesem Wege zu wirklicher Allgemeinheit zu gelangen.

Es würde natürlich die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten, wollten wir es unternehmen, die Entwicklung, welche die Abstractionstheorie in England seit Hume genommen hat, Schritt für Schritt zu verfolgen; was wir allein thun können, ist, die Anknüpfungspunkte an Hume in Beispielen aufzuweisen, und zu diesem Zwecke mag hier noch zweier Denker der neuesten Zeit gedacht sein.

Der erste ist James Mill, der im achten Capitel seiner ‚*Analysis of the phenomena of the human mind*‘ die Frage der Verallgemeinerung eingehend erörtert: ‚Der Mensch,‘ führt er aus, ‚wird zuerst mit Individuen bekannt, er benennt‘ daher auch ‚zuerst Individuen. Aber Individuen sind unzählbar, der

¹ a. a. O. §. 3 S. 177 f.

Mensch kann nicht unendlich viele Namen behalten, muss daher einen Namen für viele Individuen dienen lassen.¹ Er bedarf eben eines Abkürzungsmittels, und als solches fungiren Namen, die in gleicher Weise ‚eine Anzahl von Individuen mit allen ihren Besonderheiten bezeichnen‘, um von vielen auf einmal sprechen zu können.¹ ‚Worte erhalten ihre Bedeutung nur durch Association‘ mit einer Idee.² Wird nun z. B. das Wort Mensch zunächst nur auf ein Individuum angewendet, so associirt es sich mit der Idee desselben und gewinnt die Kraft, diese wachzurufen; das Gleiche gilt von der Anwendung auf ein zweites, drittes Individuum u. s. f., bis das Wort ‚mit einer unbestimmten Zahl associirt ist, und die Kraft erlangt hat, eine unbestimmte Anzahl dieser Ideen indifferent aufzurufen‘. Das Letztere geschieht nun in der That, so oft dieses Wort vorkommt, und indem es jene Ideen ‚in enger Verbindung wachruft, gestaltet es sie zu einer Art complexer Idee‘, wie auch sonst die Association oft complexe Ideen aus einer unbestimmten Anzahl von Ideen bildet.³ ‚Es ist auch eine Thatsache, dass, wenn eine Idee bis zu gewissem Grade complex ist, sie vermöge der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die sie enthält, auch nothwendig indistinct ist‘, z. B. die eines Tausendecks, eines Heeres, Forstes u. dgl. Wenn in dieser Weise ‚daselbe Wort Mensch die Idee einer unbestimmten Zahl von Individuen erweckt, nicht nur aller derjenigen, denen ich individuell den Namen gegeben habe, sondern auch derer, denen ich ihn in der Phantasie gegeben habe, oder von denen ich mir einbilde, dass er ihnen je gegeben werden wird, . . . so ist es offenbar eine sehr complexe Idee und daher indistinct, und diese Indistinctheit ist ohne Zweifel eine Ursache des Dunkels, welches darüber verbreitet schien‘.⁴ ‚Es ist daraus zu entnehmen, dass Appellativa oder allgemeine Namen eine doppelte Bedeutung haben; . . . die einfachen Ideen, die . . . bei jedem Individuum zu einer complexen Idee zusammengewachsen sind, sind das eine Ding, das durch jedes Appellativ

¹ a. a. O. Bd. I S. 260.

² ibid. S. 262.

³ ibid. S. 264.

⁴ ibid. S. 265.

bezeichnet wird, und diese complexe Idee des Individuums, verwachsen mit einer andern, einer dritten derselben Art u. s. f. ohne Ende ist das andere der dadurch bezeichneten Dinge. So bezeichnet das Wort Rose vor Allem einen bestimmten Geruch, bestimmte Farbe, Gestalt, Consistenz, so associirt, dass sie eine Idee, die des Individuums, ausmachen; ferner bezeichnet es dieses Individuum, associirt mit einem andern, einem dritten, vierten u. s. f., mit einem Wort, es bezeichnet die Classe.¹

Gerade die letzten Zusammenfassungen legen den Vergleich mit Hume ungemein nahe. Wie bei diesem haben wir auch bei James Mill den Versuch vor uns, die Verallgemeinerung als speciellen Fall der Ideenassociation zu erweisen; wie dort, so ist hier der Name zunächst an das Individuum geknüpft und erweckt auch jederzeit zunächst die concrete Individualvorstellung mit all ihren Bestimmungen; wie dort, so schliesst sich hier an diese ein eigenthümliches psychisches Phänomen, das vermöge der concurrirenden Association verschiedener Individualbegriffe an denselben Namen entsteht, und dem in Folge der grossen Anzahl dieser Individualia eine gewisse Unklarheit anhaftet, was Hume als blos virtuelle Gegenwart der Einzelvorstellungen, Mill als Indistinctheit seiner complexen Idee bezeichnet. Natürlich liegt uns eine Kritik Mill's hier völlig fern; so viel kann man jedoch schon auf den ersten Blick erkennen, dass Hume ihm wenigstens in einem Punkte überlegen scheint: er hat auf die zum Zustandekommen einer geregelten Association nothwendig erforderliche Aehnlichkeit der Individuen hingewiesen, die James Mill völlig ausser Acht gelassen hat.

Mancher Leser wird vielleicht ein wenig befremdet sein, an zweiter und letzter Stelle in diesem Zusammenhange den Namen H. Taine's anzutreffen. Er gedenkt wohl der Charakteristik, die der Verfasser des ‚Positivisme anglais‘ in seiner etwas rhetorischen Weise von der Abstraction gegeben hat. ‚Eine neue Fähigkeit erscheint‘, sagt er unter Anderem in der

¹ *ibid.* S. 266.

erwähnten Schrift,¹ die Quelle der Sprache, die Erklärerin der Natur, die Mutter der Religionen und Philosophien, der einzige wirkliche Unterschied, der je nach seinem Grade den Menschen vom Thiere, die grossen Menschen von den unbedeutenden trennt, — ich meine die Abstraction, die das Vermögen ist, die Elemente der Thatsachen zu isoliren und abgsondert zu betrachten; — und da möchte man wirklich ebenso geneigt sein, zu fragen, wie dieser so zweifellos conceptualistische Denker unter die Nominalisten gerathe, als auf der anderen Seite das Hereinziehen des Franzosen in eine Studie über englische Philosophie auffallen kann. Beide Bedenken dürften indess schwinden, sobald man die weitläufigen Ausführungen in Betracht zieht, die dieser geistvolle Schriftsteller in seinem späteren Werke ‚De l'intelligence‘² demselben Gegenstande widmet.

‚Prüfen wir,‘ sagt Taine in dem in Rede stehenden Buche, ‚was in uns vorgeht, wenn mehrere Perceptionen uns eine allgemeine Idee zuführen, so finden wir in uns niemals etwas Anderes als die Bildung, Vollendung und Präponderanz eines Strebens, das einen Ausdruck und unter anderen Ausdrücken einen Namen hervorruft.‘³ ‚Sobald wir eine Reihe von Gegenständen gesehen haben, die mit einer gemeinsamen Eigenschaft ausgestattet sind, zeigen wir eine bestimmte Tendenz, die der gemeinsamen Eigenschaft und nur dieser entspricht Wir nehmen nicht die allgemeinen Qualitäten oder Merkmale der Dinge wahr; wir haben blos in ihrer Gegenwart diese oder jene distincte Tendenz, die in der Natursprache zu der und der Mimik, in unserer künstlichen Sprache zu dem und dem Namen führt. Wir haben keine allgemeinen Ideen im strengen Sinne des Wortes; wir haben Tendenzen zum Benennen und Namen.‘⁴ ‚Was wir eine allgemeine Idee, eine Gesamtvorstellung nennen, ist nichts als ein Name; nicht der einfache Schall, der in der Luft schwingt oder unser Ohr erschüttert, oder eine Ansammlung von Buchstaben, die das Papier

¹ Le positivisme anglais, étude sur Stuart Mill, Paris 1864, S. 116.

² Paris 1870, 2 Bde.

³ a. a. O. Bd. I S. 33.

⁴ ibid. S. 34f.

schwärzen oder unsere Augen afficiren, nicht einmal diese Buchstaben als im Geiste wahrgenommen, oder dieser Schall als in Gedanken ausgesprochen, sondern dieser Schall oder diese Buchstaben als mit einer doppelten Eigenthümlichkeit versehen, sobald wir sie wahrnehmen oder uns vergegenwärtigen, nämlich der Eigenschaft, in uns die Bilder der zu einer bestimmten Classe gehörigen Individuen, und nur dieser zu erwecken, — ferner der Eigenschaft, jedesmal wieder zu entstehen, wenn ein Individuum dieser selben Classe, und nur, wenn ein Individuum dieser Classe sich unserem Gedächtniss oder unserer Erfahrung darbietet.¹ So entspricht der Name ,der gemeinsamen und unterscheidenden Qualität, welche die Classe constituirt und von andern trennt, und entspricht allein dieser Qualität . . . In dieser Weise ist er ihr geistiger Repräsentant und erweist sich als Substitut einer Erfahrung, die uns versagt ist'.² Denn ,wir können in unserem Geiste die allgemeinen Qualitäten isolirt weder percipiren, noch behalten . . . Wir machen' daher ,einen Umweg; wir associiren an jede abstracte und allgemeine Qualität ein kleines particuläres und complexes Ereigniss, einen Ton, eine Figur, leicht vorzustellen und zu reproduciren,³ wir gestalten diese Association so exact und so eng, dass in der Folge die Qualität in den Dingen nicht erscheinen oder fehlen kann, ohne dass der Name in unserem Geiste erscheint oder fehlt und umgekehrt'.⁴ ,Handelt es sich,' also ,um eine allgemeine Qualität, von der wir weder eine Erfahrung noch sensible Vorstellung haben können, so substituiren wir der unmöglichen Vorstellung einen Namen, und thun das mit vollem Recht. Er hat dieselben Verwandtschaften und dieselben Gegensätze, wie die Vorstellung, dieselben Hindernisse und Bedingungen der Existenz, dieselbe Ausdehnung und dieselben Grenzen des Auftretens . . .'⁵ ,Eine allgemeine oder abstracte Idee ist' somit ,ein Name, nichts als ein Name, der bezeichnende und verstandene Name einer Classe ähnlicher Individuen,

¹ *ibid.* S. 35.

² *ibid.* S. 36 f.

³ Wir associiren also wohl eine Vorstellung, die wir haben, an etwas, das wir nicht haben?

⁴ *ibid.* S. 37.

⁵ *ibid.* S. 38.

gewöhnlich begleitet durch die sensible aber vage Vorstellung von einer dieser Thatsachen oder Individuen.¹ ,Allein diese Vorstellung ist nicht die allgemeine und abstracte Idee, sie ist nur deren Begleitung, . . . meine abstracte Idee ist vollkommen klar und bestimmt,² jene Vorstellung hingegen ist nur ,ein Residuum der zahlreichen abgeschwächten und verworrenen Erinnerungen'.³

Was hier aus Taine's von Tautologien keineswegs freier Darstellung hervorgehoben ist, genügt wohl, um über seine Stellung in der Abstractionscontroverse nicht den leisesten Zweifel übrig zu lassen. Wir haben einen Nominalismus vor uns, der weiter geht, als heute irgend ein anderer namhafter Vertreter dieser Richtung zu billigen geneigt sein dürfte, — weiter auch als der David Hume's, der bei aller Verwandtschaft mit der Taine'schen Ansicht doch nie die Namen mit den abstracten oder allgemeinen Ideen kurzweg identificirt hat.

Das gilt zunächst natürlich nur von Taine, dem Verfasser des Buches ,De l'intelligence'; wie sich damit die allem Anscheine nach gerade entgegengesetzten Aeusserungen des Autors des ,Positivisme anglais' vereinigen lassen, darüber wird nicht leicht eine Hypothese aufzustellen sein. Liegt zwischen den Jahren 1864 und 1870 keine Meinungsänderung von Seiten Taine's, so ist es immerhin nicht ohne ein eigenthümliches Interesse, in dem im erstgenannten Jahre verfassten Buche den Nominalisten Taine gegen den angeblichen Nominalismus des Conceptualisten J. St. Mill polemisiren zu sehen. —

Nur Beiträge zur Geschichte des englischen Nominalismus zu liefern, war die Aufgabe dieser Schrift, — nicht eine Geschichte desselben; aber auch die wenigen hier beigebrachten Daten werden hinreichen, uns vor dem Vorwurfe zu bewahren, als wäre Hume's Abstractionstheorie an sich und in ihren Consequenzen etwas Ueberwundenes und daher eine eingehende Prüfung derselben nicht mehr gerechtfertigt. Aber

¹ Bd. II S. 241, vergl. auch das Folgende, in der Hauptsache nur eine Wiederholung des schon im ersten Bande Gesagten.

² Bd. II S. 243.

³ *ibid.* S. 229.

wenn auch gegen die Kritik im Allgemeinen nichts einzuwenden ist, so scheint doch ein anderer Vorwurf die vorliegende Studie mit um so mehr Recht zu treffen. Wenn es sich nur darum handelte, die Unhaltbarkeit der Hume'schen Ansichten über Abstraction darzuthun, wäre diese Absicht nicht auf viel kürzerem Wege zu erreichen gewesen? War es denn dazu nöthig, auf Locke zurückzugehen, eingehend bei Berkeley zu verweilen, ja eine Zeit lang ganz ohne Rücksicht auf historische Facta von Inhalt und Umfang und deren Verhältniss zu handeln? Und was Hume selbst anlangt, welches Interesse konnte es haben, alle Fehler in seinem Raisonnement namhaft zu machen, wo doch einer genügt hätte, das Resultat umzustossen?

In der That, wäre es uns nur um Widerlegung Hume's zu thun gewesen, wir müssten auf all diese Fragen die Antwort schuldig bleiben. Indessen waren es, wie schon eingangs angedeutet, zwei viel weitere Gesichtspunkte, denen wir in dieser Studie Rechnung trugen und bei dem essayistisch-monographischen Charakter derselben wohl auch Rechnung tragen durften. Die beiden Gesichtspunkte, die wir meinen, sind der sachliche und der historische, von denen für uns keiner dem anderen an Wichtigkeit nachstand. Um des ersteren willen wurde, namentlich in dem hauptsächlich Berkeley gewidmeten Theile der Arbeit, Manches aufgenommen und ausgeführt, an dem historisch wenig mehr aufzuklären war; aus demselben Grunde wurde einmal die historisch-kritische Darstellungsweise ganz fallen gelassen, weil zu hoffen war, so einige der wichtigsten Fragen rascher zum Austrag zu bringen. Dagegen war es wieder das historische Interesse, das uns schon bei manchen Stellen aus Berkeley zu verweilen zwang, zumal sich ergab, dass über seine Beziehungen zu Hume noch manche irrige Ansicht herrsche; und dieser Gesichtspunkt ist es denn auch vor Allem, von dem aus unser Vorgehen in Betreff der Hume'schen Hypothese wohl zu rechtfertigen sein wird.

Bekanntlich hat Hume sein Jugendwerk, den ‚Treatise on the human nature‘ später einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Zwar liegen über das Verhältniss der ersten und zweiten Fassung seiner Ansichten die unzweideutigsten Aeusserungen von Seiten des Autors selbst vor; trotzdem hat man

bisher noch zu keiner rechten Klarheit über diesen Punkt kommen können. Da nun Hume einige Themen aus dem Treatise in die zweite Bearbeitung gar nicht mehr aufgenommen hat, so wird ein Versuch, die in Rede stehende Frage zur Entscheidung zu bringen, zweierlei zu leisten haben: einerseits müssen allerdings die doppelten Behandlungen derselben Gegenstände verglichen, andererseits aber auch die nur einmal behandelten Partien untersucht werden, um auf Grund dieser Untersuchung eine Ansicht darüber zu gewinnen, was Hume veranlassen konnte, Gegenstände von hervorragender Bedeutung nachträglich aus dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschliessen. Zu diesem Zwecke ist jedoch ein genaues Eingehen auch auf Einzelheiten erforderlich; denn man beurtheilt eine wissenschaftliche Arbeit nicht nur nach der Qualität des Resultats, sondern auch nach der Qualität der Erwägungen und Beweise, welche ihm vorangehen, — und dies war der Beweggrund, der den Verfasser dieser Studie veranlasste, die Kritik der Hume'schen Abstractionstheorie bis zur Ermüdung ins Detail zu führen. Das Abstractionscapitel ist eben eines von den nachher fallen gelassenen, und der Verfasser hat es sich in der vorliegenden Arbeit zur Aufgabe gemacht, Material zur entscheidenden Lösung der Redactionenfrage wenigstens in Bezug auf die hier behandelte Partie beizubringen. Erst wenn auch die übrigen in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Abschnitte des Treatise einer ebenso eingehenden Betrachtung unterzogen sind, wird an einen endlichen, dann aber auch abschliessenden Austrag der in Rede stehenden Angelegenheit zu denken sein; und die Geschichtschreiber der Philosophie thäten wohl hier, wie noch in manchen anderen Fällen, besser daran, ihre Kräfte zunächst den Vorarbeiten zuzuwenden, statt gleich von vorn herein sich eine Auffassung des Ganzen zurecht zu legen, die, eben weil ihr die Grundlage fehlt, von Willkürlichkeiten wohl niemals frei sein kann.

Eines aber können wir, ohne den Ergebnissen der Einzeluntersuchung vorzugreifen, schon jetzt aussprechen, und es ist vielleicht nicht überflüssig, am Schlusse einer vorwiegend verwerfenden Beurtheilung dies ausdrücklich hervorzuheben: Gesetz, die ablehnende Haltung, die Hume in der Folge seinem

Jugendwerke gegenüber eingenommen zu haben scheint, wäre in jeder Hinsicht berechtigt, so wird das doch nicht im Stande sein können, der Achtung, die der schottische Denker wohl jedem eingeflüsst hat, der ihm näher zu treten sich die Mühe nahm, auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Fürwahr, es muss ein gewaltiger Geist gewesen sein, der durch sein Erstlingswerk, ja durch einen so kleinen und im Grunde ganz verfehlten Theil desselben einen so umfassenden Einfluss auf die Nachwelt zu üben vermochte, wie ihn David Hume blos durch seine Aufstellungen über ‚abstracte Ideen‘ thatsächlich geübt hat.

XIX. SITZUNG VOM 18. JULI 1877.

Das w. M. Herr Professor Dr. Maassen ersucht um die Intervention der Classe zur Erlangung von vier Codices aus Paris, St. Gallen, Engelberg und München.

Der Berichterstatter der Weisthümer-Commission theilt mit, dass letzterer von Sr. Excellenz dem Grafen Johann Wilczek eine Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit Taidingen des Wiener Domcapitels von Matzleinsdorf, Bisamberg und Atzgersdorf zur Copiatur übergeben wurde.

Das w. M. Herr Dr. Pfizmaier legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung unter dem Titel: ‚Das Haus eines Statthalters von Fari-ma, II. Abtheilung‘ vor.

Das w. M. Herr Professor Conze legt ein drittes Heft ‚Römischer Bildwerke einheimischen Fundorts in Oesterreich‘ zur Aufnahme in die Denkschriften vor.

Das c. M. Herr Professor Dr. Heinzel legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: ‚Ueber die Endsilben der altnordischen Sprache‘ vor.

Herr Dr. Ferdinand Kaltenbrunner bespricht in einem Vortrage: ‚Die Polemik über die Gregorianische Kalenderreform‘ und ersucht um Aufnahme der Abhandlung in die Sitzungsberichte.

Verzeichniss der vorgelegten Druckschriften:

- Accademia R. dei Lincei: Atti. Anno CCLXXIII. 1875/76. Serie seconda. Volume III. Parte prima. Transunti e Bullettino bibliografico. Roma, 1876; 4^o.
- Akademie der Wissenschaften, königlich preussische, zu Berlin: Monatsbericht. März und April 1877. Berlin, 1877; 8^o.
- Central-Commission, k. k. zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale: Mittheilungen. III. Band, 2. Heft. Wien, 1877; 4^o.
- Gesellschaft, Geographische, in Bremen: Deutsche geographische Blätter. Jahrgang I. Heft II. Bremen, 1877; 8^o. — Katalog der Ausstellung ethnographischer und naturwissenschaftlicher Sammlungen. Bremen, 1877; 8^o.
- Deutsche Morgenländische: Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. VI. Band, Nr. 3. Leipzig, 1877; 8^o.
- Antiquarische: Mittheilungen. Band XIX. Heft 2, 3 und 4. Zürich, 1876/77; 4^o.
- Jahrbuch, Statistisches des k. k. Ackerbau-Ministeriums für 1876. Wien, 1877; 8^o.
- „Revue politique et littéraire“ et „Revue scientifique de la France et de l'Étranger“. VII^e Année, 2^e Série. Nr. 2. Paris, 1877; 4^o.
- Roulez, J.: Trois Médaillons de poteries romaines. Paris, 1877; 4^o.
- Società Italiana di Antropologia et di Etnologia: Archivio. VII. Volume. Fascicolo I. Firenze, 1877; 8^o.
- Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève: Mémoires et Documents. Tome XIX. Livraison 2. Genève, Paris, 1877; 8^o.
- Society, the royal geographical: Journal. Vol. XLVI. 1876. London, 1876; 8^o.
- Verein, historischer, von Unterfranken und Aschaffenburg: Archiv. XXIV. Band. 1. Heft. Würzburg, 1877; 8^o. — Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken von Magister Lorenz Fries. Würzburg, 1876; 8^o.

Das Haus eines Statthalters von Fari-ma.

(II. Abtheilung.)

Von

Dr. A. Pfizmaier,

wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Die vorliegende Abhandlung bringt die Erklärung der zweiten Hälfte des japanischen Werkes 明月清譚 *mei-getsu-sei-dan*, klare Besprechungen über das Haus Aka-tsuki, dessen erste Hälfte bereits früher (in dem Novemberhefte des Jahrganges 1876 der Sitzungsberichte) erklärt wurde. Das hier Gebotene enthält den Ausgang eines auf eine Anzahl Jahre sich erstreckenden geheimnissvollen Ereignisses in dem Hause Kò-tari Jori-nori Ason's, Statthalters von Fari-ma, und zeigt sich in dem Laufe der Entwicklung, dass die Nebenfrau Faru-no I nicht, wie man glauben machte, auf Befehl des Statthalters hingerichtet, sondern durch den ältesten Hausdiener Kazu-sada in einer fernen Gegend verborgen wurde. Dieselbe ist die schon in dem ersten Theile vorkommende Nonne 清月 Sei-getsu, ihr Sohn ist der in die Dienste des Hauses Aka-tsuki getretene I-suke, welcher zuletzt an der Stelle seines entarteten Bruders Fan-go-rò Statthalter von Fari-ma wird. Die Erzählung fällt in das vierzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und ist auch dieser Theil derselben reich an Nachrichten von dem Leben und den Sitten der damaligen Zeit, worunter die ausführliche Schilderung eines am sechzehnten Tage des siebenten Monates in der Umgebung von Mijako stattfindenden Volksfestes besonders erwähnenswerth sein dürfte.

Die Ueberschriften der in der Abhandlung bearbeiteten weiteren fünf Capitel lauten im Japanischen :

老農夫 (*Rò-nô-fu*) 荒廢 (*kuò-fai*)-wo toki | 修行者 (*siù-giò-zia*) 怪異 (*ke-i*)-wo kokoro-mu. ‚Ein alter Ackersmann erklärt die Verödung. Der den Wandel Ordneude prüft die Seltsamkeiten.‘

文武 (*Mon-mu*) imo-se-wo 約 (*jaku*)-si | 忠士 (*tsiû-si*) 安危 (*an-ki*)-wo 勞 (*rô*)-su. ‚Der Mann der Schrift und des Krieges gibt das Versprechen wegen Schwester und Bruder. Der redliche Kriegermann kümmert sich um Sicherheit und Gefahr.‘

姦 (*Kan*)-wo tsutsumeru some-te-nugui | 壽 (*ziù*)-wo tsidzimeru date-ju-kata. ‚Das den Verrath einhüllende gefärbte Taschentuch. Das die Langjährigkeit verschrumpfen machende durchwirkte Sommerkleid.‘

再會 (*Sai-kuai*)-seru wari-kò-gai | 奇遇 (*ki-gû*)-nasu jume-no ura-kata. ‚Die das Wiedersehen veranlassende gespaltene Haarnadel. Die das wunderbare Begegnen bewerkstelligende Auslegung des Traumes.‘

Kegare-wo nagasu jodo-gawa-no fotori | *fomare-wo todomu jama-zaki-no* 郷 (*gô*). ‚Die Seite des den Schmutz treibenden Flusses Jodo-gawa. Der die Lobpreisung aufhaltende Kreis Jama-zaki.‘

Die Titel japanischer Bücher werden von europäischen Japonisten nicht selten unrichtig übersetzt. Um den Titel richtig wiedergeben zu können, muss man in der Regel das ganze Buch durchgelesen und den Inhalt vollkommen verstanden haben. Einen Beleg für diese Wahrheit liefert der oben angeführte Titel, über welchen in dem Vorworte zu der ersten Abtheilung Einiges angedeutet wurde. Noch mehr gilt das Gesagte von den Uberschriften, welche, durch kleinere Zeichen ausgedrückt, bisweilen mit dem Haupttitel vereinigt sind. Bei dem Titel des Mei-getsu-sei-dan sind in kleiner Schrift die Worte 仙齊奇縁 (*sen-sai-ki-jen*) vorangesetzt. Dieselben, an sich völlig unerklärbar, werden erst nach Durchlesung des Werkes verständlich, und ihr Sinn ist: Die wunderbaren Beziehungen O-sen's und Sai-zi-rô's. 仙 (*sen*) ist nämlich die Abkürzung des Namens 阿仙 O-sen, 齊 (*sai*) die Abkürzung des Namens 齊次郎 Sai-zi-rô.

Fanasi ini-si-je-ni kajeru. 左衛門 (Sa-e-mon) 員定 (kazu-sada)-wa | saki-tsu tosi kimi-no ôse-ni jotte | kimi-ga 愛妾 (ai-sid) 春 (faru)-no 井 (i)-wo 誅戮 (tsiû-riku)-si | nawo 月若 (tsuki-waka)-wo-mo 殺害 (setsu-gai)-nasi-te | 斷根 (tan-kon)-no fakari-goto-wo nasan-to se-si-ni | sude-ni foka-ni 奸賊 (kan-zoku) ari-te | itsi-fajaku 若 (waka)-wo ubai-kakuse-si-wo | usiro-jasu-karazu-ja omoi-ken | sono iki-sini-wo tadasan tote | 主君 (siû-kun)-ni si-i-te susume-tate-matsuri | onore sono utte-to nari | itoma-wo koi-te tatsi-ide-si 夜 (jo) | fasi-naku juki-tsigô fitori-no kuse-mono | sono ide-tatsi-no kokoro-je-gataku | ato-wo sitaje-domo 闇夜 (an-ja) nare-ba | tswi-ni kore-wo toraje-jezu.

Die Erzählung kehrt zu der alten Zeit zurück. Sa-e-mon Kazu-sada hatte in früheren Jahren dem Befehle des Gebieters gemäss Faru-no I, die geliebte Nebenfrau des Gebieters, mit dem Tode bestraft. Indem er noch nach seinem Plane Tsuki-waka zu morden und die Wurzel abzuschneiden gedachte, war ausserdem ein Verräther, welcher Waka schnell raubte und verbarg. In der Meinung, dass für die Zukunft keine Sicherheit sein werde, wollte er über Leben und Tod nachforschen und redete dem Vorgesetzten und Gebieter eindringlich zu, indem er sagte: ‚In der Nacht, in welcher ich der Todtschläger wurde, Urlaub begehrte und auszog, begegnete mir zufällig ein Bösewicht, dessen Verkleidung mir unbegreiflich war. Ich folgte ihm nach, doch in der finsternen Nacht konnte ich ihn zuletzt nicht festnehmen‘.

Sore-jori so-ko ko-ko saguru-to ije-domo | 若 (waka)-ga ari-sama-no sadaka-narazu. Ko-wa 當國 (tô-koku)-ni-wa arazi-kasi. Tatoje 偏鄙 (fen-pi) 遠境 (en-kid) tari-to-mo | ame-ga sita-ni dani aru nara-ba | ika-de-ka saguri-jezari-beki-to | kore-jori 有髮 (u-fatsu)-no 修行者 (siû-gid-zia)-ni ide-tatsi | sena-ni-wa 慈悲 (zi-fi) 哀愍 (ai-min)-no 地藏 (dzi-zô)-wo woje-do | mune-ni 殘害 (zan-gai) 呵責 (ka-siaku)-no oni-wo idaki | mi-gi-ni 鳧鐘 (fu-sid)-wo utsi-narasi | fidari-ni jaiba-wo kome-si tsuje-wo tsuki-tate | omote-wa 修善 (siû-zen) utsi-ni 作惡 (sa-aku) 是非 (ze-fi) komo-gomo 不分明 (fu-fun-mid). Ito-mo okasi-ku-to fitori-jemi | fari-ma-no kuni-wo tatsi-wakare | ina-ba-no jama-no matsu-to si-mo | iû-beki ukara-no

imi-kirai | tsiri-akuta-nasu fawa-ki-no kuni | sono fawa-ki-木
(gi)-no ari-to kike-do | waka-ni-wa imada mina-saka-no | adzi-ki-
naki 世 (jo)-ni idzumo-路 (zi)-to | omoje-do sasu-ga mono-no
fu-no kokoro juruganu 石見 (iwa-mi)-gata.

,Obgleich ich hier und dort suchte, war es nicht bestimmt, wie es um Waka steht. Dieser dürfte sich nicht in diesem Reiche befinden. Seien es auch seitwärts liegende Flecken, ferne Gränzen, wenn er sich nur in der Welt befindet, wie könnte das Suchen nicht von Erfolg sein?' — Hierauf verkleidete er sich in einen den Wandel Ordnenden, der sein Haupthaar behält. Obgleich er auf dem Rücken den mitleidigen, bedauernden Gott der Erdkammer trug, schloss er an die Brust den verderbenden und züchtigenden Dämon. Mit der Rechten schlug er die Aentenglocke, mit der Linken stiess er einen Stab auf, in welchen eine Klinge eingelegt war. Aeusserlich übte er das Gute, innerlich that er Böses, Recht und Unrecht wurden gegenseitig nicht deutlich unterschieden. Mit den Worten: Sehr sonderbar! für sich allein lachend, trennte er sich von dem Reiche Fari-ma. Die Verwandten, welche man Fichten der Berge von Ina-ba nennen konnte, verabscheuten ihn. Er hörte, dass das Reich Fawa-ki, welches dem Staube und den Abfällen gleich ist, Besenbäume habe, doch er glaubte, dass für Waka noch Mima-saka, in der unglücklichen Welt der Weg von Idzumo sei, und somit war es die Seite von Iwami, wo das Herz des Kriegsmannes nicht erschüttert ward.

,Das Aentengeschlecht' hiess ehemals in China der Verfertiger der Glocken. Der Ausdruck hat den Sinn des Hohlen und Schwimmenden, weil die Aente in das Wasser geht, ohne zu ertrinken.

Fawa-ki ist der alte Name des Reiches Fò-ki. *Fawa-ki-gi* ‚Besenbaum‘ oder *fawa-ki-kusa* ‚Besenpflanze‘ ist ein Baum, aus welchem Besen verfertigt werden. *Fawa-ki-gi* ist hier eine Anspielung auf den Namen des Reiches Fawa-ki.

Tosi-tsuki naga-to su-fô-jori | 九州 (kiû-siû) 四國 (si-
koku)-wo fe-meguri-to | sanu-ki-no kuni-wo so-ko ko-ko-to | 志渡
(si-do)-no ura-ni-wa 藤原 (fudzi-wara) 不比等 (fu-bi-to)-ga
智謀 (tsi-bô)-wo 感 (kan)-zi | ja-sima-no ura-ni-wa 源平
(gen-fei) 兩氏 (reô-zi)-no 榮枯 (ei-ko)-wo 嘆 (tan)-zi | 丸龜

(maru-kame)-no 驛 (jeki)-jori bin-go-ni watari | bittsiû bi-zen-wo
 meguri-fatere-ba | sasu-ga furu-sato-no natsukasi-ku | fito-madzu
 主君 (siû-kun)-ni 謁 (es) si-tsutsu | tosi-tsuki-no ku-rô-wo
 kikoje-age | sono notsi 東國 (tô-goku)-wo-mo saguran-to | fari-
 ma-no kuni-ni tatsi-modori-si-ga | jatsure-fate-taru waga sugata-
 no 人目 (fito-me) ibuseku-ja omoi-ken | kasa fukaku-to utsi-owoi |
 sinobi-te 城下 (zið-ka)-ni iran-to su.

Durch Jahre und Monde durchwanderte er, von Naga-to und Su-wô kommend, Kiû-siû und Si-koku. In dem Reiche Sanu-ki hier und dort umherziehend, bewunderte er an der Bucht von Si-do die verständigen Entwürfe Fudzi-wara Fubi-to's, beseufzte an der Bucht der acht Inseln die Blüthe und das Verdorren der zwei Geschlechter Gen und Fei. Von dem Standorte von Maru-kame nach Bin-go übersetzend, durchwanderte er ganz Bittsiû und Bi-zen. Unterdessen sehnsüchtig nach seiner Heimath, wollte er einmal früher den Vorgesetzten und Gebieter besuchen, dabei das Leiden von Jahren und Monden zu Ohren bringen und dann auch die östlichen Reiche durchsuchen. Er kehrte daher in das Reich Fari-ma zurück. Indem er glaubte, dass seine völlig herabgekommene Gestalt den Menschen auffallen würde, drückte er den Hut tief in das Gesicht und wollte heimlich in die Stadt unter der Feste treten.

Geni-ja to-tose-wo fito-mukasi-to ijeru-ni | kuni-guni-wo
 saguri-motomuru koto | sude-ni towo-mari nana-tose-wo fe-nure-
 ba | wono-dzukurara 耳目 (zi-moku)-wo odorokasu koto-no o-oku |
 koko-ni oi-te 節物 (setsu-butsu) 風光 (fû-kud)-no 變 (fen)-
 zi-jasuki-wo 嘆 (tan)-si | 松 (matsu)-mo mukasi-to nagame-taru |
 taka-sago-no ura-wo 眺望 (tsið-bô)-si | kono watari-jori ma-
 nisi-ni atari 加古川 (ka-ko-gawa)-to ijeru ari.

In Wahrheit wohl nennt man zehn Jahre ein Ehemals. Indem er die Reiche durchsuchte, waren bereits über siebzehn Jahre vergangen, und es waren die das Auge und das Ohr erschreckenden Dinge viele. Demgemäss beseufzte er die leichte Verwandlung der Dinge der Zeit, des Windglanzes und sagte den Vers: ‚Die Fichten auch ehemals‘ her. Als er in die Ferne auf die Bucht von Taka-sago blickte, lag von dieser Durchfahrt gerade im Westen ein Ort Namens Ka-ko-gawa.

Nagama, durch 詠 ausgedrückt, hat auch die Bedeutung: hersagen.

Koko-ni 大守 (*tai-siù*)-no *simo-jasiki-no ari-keru-ga* | *kazu-sada koko-ni ki-kakari miru-ni* | *ani fakaran-ja* | *sasi-mo* 玉殿 (*gioku-ten*) 璨闌 (*san-ran*)-to site 碧雲 (*feki-un*)-ni *magaje* 金樓 (*kin-rô*) 赫々 (*kaku-kaku*)-to site 夕陽 (*seki-jô*) 映 (*jei*)-ze-si-mo | *ika-nari-ken* 荒廢 (*kuô-fai*)-si | 朱門 (*siù-mon*) *naname-ni kutsi-te kusa sigeri* 虹梁 (*kô-reô*) 地 (*tsi*)-ni *joko-tawatte fukurô-no sumi-ka-to nareru-ni* | *kazu-sada akiruru koto* 數刻 (*su-koku*) *nari-to ije-domo* | *sara-ni sono* 荒廢 (*kuô-fai*)-seru *ju-e-wo* 解 (*ge*)-sezu.

Hier befand sich der besondere Wohnsitz des Statthalters. Als *Kazu-sada* hier anlangte, sah er — wie sollte man es vermuthen? selbst ein solcher Edelsteinpalast, schimmernd den lasurblauen Wolken nachgebildet, mit goldenen Söllern, die hell in der Abendsonne wiederglänzten, war, wie mochte es zugegangen sein? wüst und verfallen. Das mennigrothe Thor war schief und faulte, die Pflanzen wuchsen in Fülle, die Regenbogenbalken lagen quer auf dem Boden, der Ort war der Wohnsitz der Eulen geworden. Das Staunen *Kazu-sada*'s dauerte mehrere Viertelstunden, doch er konnte sich die Ursache der Wüstheit und des Verfalls durchaus nicht erklären.

Kô-reô, 'Regenbogenbalken' sind Dachbalken, welche gleich dem Regenbogen gekrümmt sind.

Katawara-ni fito-tsu-no kuzu-ja-no ari-te | *noki-ni fisago wara-gutsu-wo burari-se-si-wa* | *midzu-siki* 農夫 (*nô-fu*)-to-wa *iwade-mo sirusi*. *Kazu-sada-wa kore-ga kado-be-ni tsuje-wo tatete* | *fisoka-ni utsi-wo mi-iruru-ni* | *aruzi-mekeru nana-so-dzi-no oja-dzi kiseru-wo naname-ni kuwaje-tsutsu* | *foso-nawa nai-taru omo-zasi-wa* | *imada mi-siranu mono-nare-ba* | *kokoro-wo jasun-zi to-gutsi-ni tatsi-jori* | *ko-wa* 諸國 (*sio-koku*)-wo *meguru su-giô-zia naru-ga* 報志 (*fô-si*)-ni *sibasi ikowase-tamaje*.

Zur Seite befand sich ein mit Flachs gedecktes Haus. Dass man an dem Vordache Kürbisse und Strohschuhe schwanken liess, war, ohne dass man es zu sagen brauchte, ein Zeichen, dass hier ein wasserbreitender Ackersmann wohne. *Kazu-sada* stellte an das Thor den Stab und blickte heimlich hinein. Ein siebzigjähriger Greis, welcher der Besitzer zu sein schien, drehte, eine

Tabakpfeife schräg zwischen den Zähnen haltend, einen Strick. Jener, da es nach den Gesichtszügen ein Mensch war, den er noch nicht gesehen hatte, war im Herzen beruhigt. An den Eingang gelehnt, rief er: Ich bin ein den Wandel Ordrender, der die Reiche durchwandert. Habet die Güte und lasset mich eine Weile ausruhen.

Kano 老夫 (rô-fu) to-no kata-wo mi-idasi | so-wa ito jasusi. Kotsi-je iri-ne. Tanbako-no fi-wa kono fiki-kara-fan. Sibutsia-wa kanata-no fa-kama-ni koso. Miraruru-ga goto ware narade fito nasi. Noman-to nara-ba mani-mani-si-tabe. Kazu-sada-wa 會釋 (e-siaku)-nasi | na-kokoro-dzukai-si-tamai-so-to | owoi-taru kasa-wo nugi-te | aruzi-no katawara-ni kosi-utsi-kake | jo-mo jama-no fanasi-no tsui-de-ni | kono tonari-taru fito-kamaje-wa ika-ni-mo ate-bito-no tatsi-to mije-taru-ga | ika-de-ka kò-made 荒廢 (kuò-fai)-se-si-zo-to | sa-aranu sama-ni joso-nagara toje-ba.

Jener alte Mann blickte bei der Thüre heraus und sagte: Dieses ist sehr leicht. Tretet hier ein! Das Tabakfeuer ist in dieser Sägespäneschüssel, der herbe Thee ist dort in dem Flügelkessel. Wie zu sehen, ist ausser mir Niemand da. Wenn ihr trinket, so thut nach eurem Belieben. — Kazu-sada entschuldigte sich und sagte: Gebet euch keine solche Mühe! — Indem er den Hut, mit welchem er bedeckt war, ablegte, setzte er sich neben den Wirth. Bei Gelegenheit des Gespräches über sämtliche Gegenden fragte er gleichgiltig, als ob es ihn nicht beträfe: Der Bau in dieser Nachbarschaft erscheint einigermassen wie der Palast eines vornehmen Menschen. Wie kommt es, dass er in einem solchen Masse wüst wurde und verfiel.

Aruzi-wa nai-sasi-taru nawa-wo sasi-noki | katawara-no sibu-utsi-fa tori-te fiza-ni tsuki-tate | ko-wa ito nagaki mono-gatari nare-do sono aramasi-wo kikase-mdsan. Wa-nami-wa to-tose amari maje-tsu kata | joso-kuni-jori kono 領 (reô)-ni kitare-ba | so-ga maje-wa sadaka-ni sirane-do | ima-jori-wa fata-tose tsikaki ini-si-je | 兵部 (fû-bu)-no 大輔 (ta-jû) 賴憲 (jori-nori)-to kikoje-si kimi ari-si-ga | sono 愛妾 (ai-seô)-wo 春 (furu)-no 井 (i)-to-ka ijeri-si-ni | ika-naru maga-tsumi-ka mitsi-biki-ken | fisoka-ni kajô koto-suma-no ari-si-wo | kimi kore-wo sirosi-mesi | o-oi-ni ikari tatsi-matsi-ni | te-utsi-ni sen-to si-tamai-si-wo | toki-no 執權 (sikken)-ni 左衛門 (sa-e-mon) 員定 (kazu-sada)-to-ka ijeru

mono | ko-wa mata nasake-naki mono-nite | tsumi-no karo-karan
 koto-wo isamen-to-wa sede | kimi-ni koi-te kano-faru-no i-wo fittate |
 城外 (zid-guai)-no siba-fu-ni aje-naku 誅 (tsiú)-si-owari-nu.

Der Wirth legte den Strick, den er zu drehen aufgehört hatte, weg und einen zur Seite befindlichen mit Saft gefärbten Fächer auf das Knie stossend, sagte er: ‚Dieses ist zwar eine lange Erzählung, doch ich werde es in Kürze zu Ohren bringen. Ich bin vor mehr als zehn Jahren aus einem auswärtigen Reiche in diese Statthalterschaft gekommen. Wie lange es vor diesem gewesen, weiss ich nicht, doch von jetzt an nahezu zwanzig Jahre in das Ehemals zurück lebte ein Gebieter, der unter dem Namen Jori-mori, der grosse Stützende von der Abtheilung der Krieger, bekannt war. Dessen geliebte Nebenfrau hiess Faru-no I. Dieselbe hatte — was für ein Unglücksgott wird sie des Weges geführt haben? einen Buhlen, mit dem sie heimlich verkehrte. Der Gebieter, der dieses erfuhr, wurde sehr zornig und wollte sie plötzlich niederhauen. Der damalige Inhaber der Macht war ein Mann Namens Sa-e-mon Kazu-sada. Dieser, auch ein gefühlloser Mensch, richtete, ohne vorzustellen, dass das Verbrechen leicht sein werde, an den Gebieter die Bitte, zog jene Faru-no I mit sich und tödtete sie auf dem Rasenplatze ausserhalb der Feste auf unglückselige Weise‘.

Sono fima-ni kokoro-kiki-taru mono ari-te | kano faru-no i
 fara-ni umare-tamò | 三歲 (san-sai)-no waka-gimi 月若 (tsuki-
 waka)-to ijeru-wo | nani-mono-ka ubai-kakuse-si-wo | kazu-sada
 tatsi-kajette kore-wo kiki | sute-oki-gatasi-to-ja omoi-ken | waka-ga
 生死 (sid-si)-wo tadasazun-ba | notsi kanarazu kwi aran nado
 sama-zama-ni sakasira-goto-si | teui-ni kimi-ni koi-te kuni-wo ide-
 si-wa | faja to-mari nana-ja-tose | ima-ni kazu-sada kajeri-konu-
 wa | 天 (ten) sono 殘忍 (zan-nin)-wo nikumi-tamai | 道路
 (tô-ro)-ni dôre- 死 (si)-se-si naran.

‚Unterdesen gab es einen scharfsinnigen Menschen, indem den von jener Faru-no I geborenen dreijährigen jungen Gebieter Tsuki-waka irgend Jemand raubte und versteckte. Als Kazu-sada zurückkehrte und dieses hörte, mochte er glauben, dass man die Sache nicht auf sich beruhen lassen könne. Er führte allerhand glatte Reden und sagte, wenn man nicht ausfindig mache, ob Waka am Leben oder todt sei, werde man es später

gewiss zu bereuen haben. Er erbat es hierauf von dem Gebieter, und dass er aus dem Reiche ausgezogen, sind bereits siebzehn bis achtzehn Jahre. Indem Kazu-sada jetzt nicht zurückkommt, wird der Himmel seine Grausamkeit verabscheut und ihn auf dem Wege fallen und sterben gemacht haben.⁴

So-wa tomare kaku-mo are | sore-jori-wa jori-nori-gimi | futatabi 愛妾 (ai-seô)-wo sadame-tamawazu | *fitasura* 正室 (sid-sitsu)-wo 寵愛 (tsid-ai)-masi-mase-si-ga | 一朝 (ittsid) 危急 (ki-kiû)-no jamai-wo uke-tamai | 即日 (soku-zitsu) 卒去 (sokkio)-nasi-tamè. *Waka-tono* 花君 (fana-waka) 改名 (kai-mei)-si-tamai | 伴五郎 (fan-go-rô)-kimi-to tonaje-tsutsu | *katoku-no mi-wa tsugi-tamaje-do* | 長臣 (teô-sin) kôri-kazuje 信道 (nobu-mitsi)-to ijeru-ga sikken-to site | 國政 (koku-sei) mina nobu-mitsi-ga 方寸 (fô-sun)-ni idete | sono 威 (wi) ataka-mo asa-fi-no saka-noboru-ga gotoku.

,Dieses sei wie ihm wolle. Seit dieser Zeit bestimmte der Gebieter Jori-nori Niemanden mehr zur geliebten Nebenfrau und schenkte seine Gunst einzig der rechtmässigen Gattin. Eines Morgens von einer gefährlichen Krankheit befallen, verschied er an demselben Tage. Der junge Gebieter, indem er seinen Namen veränderte und sich Gebieter Fan-go-rô nannte, folgte als Erbe des Hauses nach, jedoch der älteste Diener Nobu-mitsi, Haupt der Rechnungen des Kreises, wurde Inhaber der Macht. Alle Dinge der Lenkung des Reiches geschahen nach dem Willen Nobu-mitsi's, und seine Gewalt war gerade der glänzend aufsteigenden Morgensonne gleich.⁵

Sika nomi narazu kano 先君 (sen-kun)-no 後室 (kô-sitsu) 横 (maki)-no 方 (kata)-to 姦通 (kan-tsû)-si | *ono-ga* 妻妾 (sai-seô)-no gotoku 淫樂 (in-raku)-se-si-ni | *sono notsi* nobu-mitsi-ga kosi-moto-ni | 浪 (nami)-no 上 (uje)-to-ka ijeru *wonna* | *moto-wa nani-wa-no kata-i-naka-ni* | *ijasi-ki mono-no musume nare-do* | *katatsi koto-ni uruwasi-kare-ba* | *tatsi-matsi kore-wo soba-me-to nase-si-ga* | *kano wonna kokoro-zama-no jokaranu mono-nite* | *to-zama kô-zama* 口入 (ku-niû)-suru-wo nobu-mitsi-wa sono 是非 (ze-fi)-wo wakimöru koto atawazu | *iû-ga mani-mani-ni tori-fakaraje-ba* | 上下 (zid-ge) *wami-wo musubu mono sukuna-kawazu.*

,Ausserdem hatte er mit Maki-no kata, der Witwe jenes früheren Gebieters, geheimen Umgang und vergnügte sich mit ihr wie mit seiner Gattin und Nebenfrau. Später war ein Weib, Namens Nami-no uje die Magd Nobu-mitsi's. Dieselbe war eigentlich die Tochter gemeiner Leute aus einem Dorfe seitwärts von Nani-wa, doch da sie von Gestalt besonders schön war, machte er sie plötzlich zu seiner Nebenfrau. Dieses Weib, von Gemüthsart nicht gut, befasste sich auf jegliche Weise mit Zwischenträgerei. Nobu-mitsi, nicht im Stande, Richtiges und Unrichtiges dabei zu unterscheiden, handelte ganz nach ihren Worten. Die Höheren und Niederen, welche auf ihn einen Hass warfen, waren nicht wenige.'

Nakan-dzuku kano kô-sitsu maki-no kata-wa | kore-wo urami-netami-tamai | siba-siba nobu-mitsi-to idomi-arasoi-si-ga ika-nari-ken maki-no kata | fakarazu 異疾 (i-sitsu)-ni kakari-tamai | siku nomi narazu 惡瘡 (aku-sô) saje 發 (fas)-si-kere-ba | nobu-mitsi-no fakarai-mote | kono tonari-naru simo-jasiki-ni osi-kome-tari-si-ga | iku-baku narade 卒 (sos) serare-taru.

,Vornehmlich zürnte und eiferte dagegen jene Witwe Maki-no kata und hatte häufig mit Nobu-mitsi Streit. Es mochte irgendwie geschehen sein. Maki-no kata wurde unvermuthet von einer seltsamen Krankheit befallen, und ausserdem brach eben an ihr ein böser Ausschlag hervor. Auf Veranstaltung Nobu-mitsi's wurde sie in dem hier in der Nachbarschaft befindlichen besonderen Palaste eingeschlossen, und nach nicht langer Zeit starb sie.'

Saru-kara-ni sono 執念 (si-t-neki)-no todomari-keru-ga kono tatsi-wo mamoru mono | wake-naki-ni utsubari-ni 命 (mei)-wo tsizime | aru-wa i-do-ni kotobuki-wo sidzumu koto sono kazu-wo sirazu. Notsi-notsi-ni itari-te-wa fasira-wo ugokasi 天井 (ten-zid)-wo narasu. Tare-ka kore-wo, sinobu mono aran | ware-kara saki-to nige-idete | tsui-ni fitori-to site mamoru mono nakere-ba 年々 (nen-nen) 歳々 (sei-sei) are-masari | ima-wa 怪異 (ke-i)-no ari-nasi-wa sirane-do | bake-mono ja-kata-to odzi-osore | 門外 (mon-guai)-ni saje asi-wo tomezuru. A-a 一人 (itsi-zin) 貪戾 (tan-rei) nare-ba 一國 (ikkoku) 亂 (ran)-wo nasu-to iû. Kami-ni 明君 (mei-kun) 賢臣 (ken-sin) ara-ba | ika-de kore-ra-no 怪異 (ke-i) aran.

,Hierauf hatte diese Hartnäckigkeit ein Ende. Die Menschen, welche diesen Palast bewachten, verkürzten ohne Ursache an den Dachbalken ihr Leben, Einige versenkten in dem Brunnen ihre Langjährigkeit. Ihre Zahl ist nicht bekannt. In viel späterer Zeit bewegte es die Pfeiler und machte die Zimmerdecken ertönen. Wer mochte dieses ertragen? Von mir angefangen floh man hinaus, und zuletzt war nicht ein Einziger, welcher den Ort bewachte. Er wurde von Jahr zu Jahr wüster. Gegenwärtig weiss man zwar nicht, ob es Seltsamkeiten gibt oder keine, aber man fürchtet ihn als einen Palast der Gespenster und hält nicht einmal vor dem Thore den Fuss an. Ach, wenn der einzige Mensch gierig und ungesetzlich ist, so bewirkt er die Unordnung des ganzen Reiches. Wenn es nach oben einen erleuchteten Gebieter und weise Diener gibt, wie könnte es dann dergleichen Seltsamkeiten geben?‘

當主 (Tō-siū) fan-go-rō-kimi-to ijeru | imada 壯年 (sō-nen)-to-wa i-i-nagara | 放逸 (fō-itsu) 無慙 (mu-zan)-no furumai o-oku | 執權 (sikken)-no nobu-mitsi okonai mata kaku-no gotosi. Saru-kara 四民 (si-min) sibaraku-mo | jusuki kokoro-naku 薄冰 (faku-fō)-wo | fumu-ga gotoki-no omoi-seri.

,Der gegenwärtige Vorgesetzte, der Gebieter Fan-go-rō, obgleich noch nicht in reifen Jahren, hat häufig ein nichtswürdiges und ruchloses Benehmen. Die Handlungen Nobumiti's, des Inhabers der Macht, sind ebenfalls so beschaffen. In Folge dessen hatte das Volk der vier Gegenden bald keinen ruhigen Sinn und machte sich Gedanken wie bei dem Treten auf dünnes Eis.‘

Kimi kikazu-ja | 明主 (mei-siū)-no moto-ni 良臣 (reō-sin) ari-to | 先君 (sen-kun) jori-nori- 公 (kō)-wa | 仁慈 (zin-zi)-no 將 (sō)-to i-i-tsutōru-ni | nobu-mitsi-wa na-ni ni-ge-naki | makoto-no mitsi-wa kari-ni-mo naku | 奸惡 (kan-aku) 邪曲 (zia-kioku)-no 謀國 (bō-koku)-no 臣 (sin). Ima 一個 (ikkō)-no kazu-sada-wa | 主 (siyū)-ni fitosi-ki soba-me-wo 誅 (tsiū)-si 'nawo waka-gimi-wo 害 (gai)-sen-to fakaru | sono 積惡 (seki-aku)-no kazu sadame-gatasi. Toki saiwai-ni 太平 (tai-fei)-no 世 (jo) nare-ba koso | jo-midare-taru-no toki nara-ba

jo-mo-no 隣國 (*rin-koku*) *tatsi-matsi okotte* | *tadatsi-ni* 馬蹄
(*ba-tei*)-*no ato nomi nokoru-ran. Ito aja-usi-aja-usi.*

„Hört es der Gebieter nicht? Bei einem erleuchteten Vorgesetzten befinden sich vortreffliche Diener. Es wird gesagt, dass der frühere Gebieter, Fürst Jori-nori ein menschlicher und wohlwollender Anführer gewesen. Nobu-mitsi hat, im Gegensatz zu seinem Namen, nicht das Geringste von dem wahren Wege,¹ er ist ein verrätherischer, verderbter, gegen das Reich verschworener Diener. Jetzt hat ein Kazu-sada die dem Vorgesetzten gleichgestellte Nebenfrau getödtet und geht noch damit um, den jungen Gebieter zu morden. Die Zahl dieser gehäuften Bosheiten zu bestimmen,² ist unmöglich. Jetzt ist zum Glück ein Zeitalter des grossen Friedens. Wäre es ein Zeitalter der Unordnung, so würden die benachbarten Reiche der vier Gegenden plötzlich sich erheben, und es würden gerade die Spuren der Pferdehufe nur noch übrig sein. Es ist sehr gefährlich, sehr gefährlich!

To omowazu iro-wo ugokasi | *kata-wo sobijasi-te katari-keru-ga* | *kono toki kokoro-dzuki-taru sama-nite* | *ono-ga te-site kutsi-wo owoi* | 壁耳 (*feki-ni*) 石口 (*seki-kô*)-*no jo-no naka-ni* | *ware-wo wasurete kimi-wo* 誹謗 (*fi-fô*)-*su. Jume-jume sid-geô-zia kono kudari-wo* | *wa-nami-ga tsuge-si-to morasi-tamaiso-to* | *kôbe-wo sa-jû-ni megurasi-te se-do kado-no be-wo mi-idzuru-wa* | *foka-ni kiku mono-no* 有無 (*u-mu*)-*wo saguru naru-besi.*

So sprach er unbedacht mit erregter Miene und aufgezogenen Schultern. Jetzt, als ob er sich besonnen hätte, verdeckte er mit seiner Hand den Mund und sagte: In einem Zeitalter, in welchem die Wände Ohren, die Steine einen Mund haben, vergesse ich mich und lästere den Gebieter. Möge der den Wandel Ord nende ja nicht verrathen, dass ich ihm diese Sachen erzählt habe. — Indem er das Haupt nach rechts und links drehte und bei der Hinterthüre und Thorseite hinausblickte, mochte er suchen, ob sonst ein Mensch da sei, der es hörte.

Kazu-sada-wa kono fanasi-wo kiku-ga mani-ma | *arui-wa odoroki arui-wa ikari* | *mata-wa kanasi-mi katsu osore* | *kono*

¹ *Nobu-mitsi* bedeutet: der sich ausdehnende Weg.

² *Kazu-sada* wird als *kazu sadamuru* ‚die Zahl bestimmen‘ betrachtet.

*toki nagaki iki-wo tsuki | waga mi-ni adzukuraru koto narane-do |
sa-ta-no foka-naru 長臣 (teô-sin)-no sama kana. Sare-do
善惡 (zen-aku) 應報 (wô-fô)-wa 車輪 (sia-rin)-no goto |
kano 塞翁 (sai-ô)-ga uma-wo usinai-si tamesi. 亂 (Ran)-wa
治 (dzi)-no ki-zasi-to-mo ije-ba | 智士 (tsi-si) 忠臣 (tsiû-
sin) fito-tabi okora-ba | — 興 (ikkio)-ni koto-no 平治 (fei-
dzi)-sen. Fukaku na-urami-tamai-so.*

Während Kazu-sada diese Erzählung hörte, war er bald erschrocken, bald zornig. Ferner betrübt und auch sich fürchtend, seufzte er jetzt lange und sagte: Die Sache geht mich zwar nichts an, doch welch' ein unerhörtes Vorgehen von Seite dieses ältesten Dieners! Indessen ist die entsprechende Vergeltung des Guten und Bösen gleich dem Rade des Wagens. Jener Greis von Sai, der das Pferd verlor, ist davon ein Beispiel.¹ Die Unordnung ist das Aufsprossen der Ordnung. Wenn verständige Kriegsmänner, redliche Diener einmal aufstehen, werden sie durch ein einziges Unternehmen die Zurechtbringung der Sache bewirken. Seid nicht tief gekränkt!

*To nawo kika-ma-fosi-ki koto are-do | ono-ga uje saje i-i-
taterare | sasu-ga-ni omo-naku-ja omoi-ken | jawora mi-wo okosi
atsuku 謝 (zia)-si | kane utsi-narasi nen-butsumi-wo tonaje | kono
ja-wo idete omojeraku 先君 (sen-kun) sude-ni 卒 (sos) si-
tamai-si uje-wa | futu-tabi 主家 (siû-ka)-ni kajeru-to-mo 專
(sen)-naku | kajette wagu mi-no aja-u-karu-besi. Jami-nan-nan.*

Es waren zwar Dinge, die er noch zu hören wünschte, allein es war nur von ihm die Rede, und er mochte es in der That für eine Schande gehalten haben. Er erhob sich langsam, bedankte sich höflich, liess dann die Glocke ertönen und betete laut zu Buddha. Aus diesem Hause tretend, dachte er sich: Der frühere Gebieter ist bereits gestorben. Wenn ich auch wieder in das Haus des Vorgesetzten zurückkehre, ist es von keinem Nutzen, es wird vielmehr für mich gefährlich sein. Ich werde davon abstehen.

*Saru-nite-mo | fata-tose tsikaki ini-si-je-wo | sinobure-ba mi-
si tama-dare-no | utsi-no aja-naku jukasi-ku-te | fisoka-ni moto-no*

¹ Der Greis von Sai glaubte, dass das Böse immer sein Gutes habe. Das Pferd, welches er verlor, kam später zurück und brachte ihm ein anderes schnelles Pferd.

kudzure-ja kata-ni tatsi-kajeri | tsui-dzi-no kudzure-jori koje-ire-do | tare togamu-beki-ni arazare-ba | 繁艸 (fan-sò) 瓦礫 (gua-reki)-wo fumi-koje-koje | 書院 (sio-in)-watari-wo mi-meguru-ni, 玉簾 (gioku-ren) naka-ba tsi-girete kumo-no i-ni todzire-rare | fa-zitomi fone kutsi-te kadzura-no tsuru-ni karameraru | koke 生 (sìd)-zite 壁間 (feki-kan)-wo okasi | takanna 長 (teò)-zite 頽檐 (tai-jen)-ni semaru ari-sama. Susu-ga 殘忍 (zan-nin)-no kazu-sada-mo | fara-wata-wo tatsu-no omoi-nasi | ono-dzukara 盛衰 (sei-sui) 榮枯 (ei-ko) | 有爲 (u-wi) 轉變 (ten-fen)-no kotowari-wo 感 (kan)-zi | 愁然 (siù-zen)-to site itari-si-ga.

Er hatte indessen eine Vergangenheit von nahezu zwanzig Jahren ertragen, das Innere der Edelsteinvorhänge, welches er gesehen hatte, war nicht zu unterscheiden, und er verlangte nach ihm. Wenn er zu dem ursprünglichen eingefallenen Gebäude zurückkehren, über die eingefallene Mauer steigen und eintreten würde, wäre Niemand, der ihm dieses als eine Schuld anrechnen könnte. Ueber die mannichfachen Pflanzen und die Ziegelsteine immerfort tretend, blickte er in dem Durchgange des Bücherhauses umher. Die mit Edelsteinen besetzten Thürmatten waren zur Hälfte entzweigerissen und mit Spinnenfäden geheftet, die Rahmen der Schubfenster verfault und mit den Ranken der Schlingpflanzen gebunden. Das wachsende Moos nahm die Zwischenräume der Wände ein, die in die Höhe schiessenden Bambussprossen hatten das Aussehen, als ob sie gegen die kahlen Thürmatten drängten. In Wahrheit hatte selbst der hartherzige Kazu-sada ein Gefühl, als ob es ihm die Eingeweide durchschnitte. Von der Einrichtung der Fülle und des Schwindens, der Blüthe und des Verdorrens, der Umwälzung und Veränderung des Bestehenden ergriffen, weilte er betäubnisvoll.

Kono toki 天色 (ten-sioku) suds-ni kure | sika-mo ame saje furi-ide-kere-ba | kazu-sada-wa utsi-unadzuki | tatoje 妖怪 (jò-kuai)-mo idzuru-to-mo | nani-fodo-no koto aran. Siù-gìd-zia-no jadori-ni-wa kukkid-no 寢處 (sin-sio) nari-to | nuki-asi-site kutsi-taru juka-ni nobori | tsiri-wo sa-jû-ni kaki-noke-tsutsu | oi-wo orosi 上段 (zìd-dan)-no | siki-i-wo makura-ni kosi-wo nobasi | fusu-ka-to sure-ba gò-gò-to fojuru-ga gotoku ibiki-wo kaki | 前後

(sen-go)-mo wakade 甘睡 (kan-sui)-seri. Fikkeô sono 妖怪 (jô-kuai)-no | idzuru-ka ina-wa 後回 (kô-kuai)-ni toku-besi.

Um diese Zeit war die Farbe des Himmels bereits abendlich, und es schickte sich eben zum Regnen an. Kazu-sada nickte mit dem Haupte und sagte: Gesetzt, die Ungeheuerlichkeit kommt zum Vorschein, welche Bedeutung könnte es haben? Bei der Einkehr des den Wandel Ordnenen ist es eine vortreffliche Schlafstätte. — Leise auftretend, stieg er auf ein verfaultes Bett, streifte den Staub rechts und links weg und stellte dabei den Bücherkoffer nieder. Die Schwelle der oberen Stufe zu einem Polster machend, streckte er die Lenden und machte es sich zum Liegen zurecht. Mit einem Geschnarche, welches einem Brüllen glich, schlief er, ohne Vorhergegangenes und Nachfolgendes zu unterscheiden, fest ein. Ob endlich diese Ungeheuerlichkeit zum Vorschein gekommen, wird sich in einem späteren Abschnitte aufklären.

賢 (Ken)-wo 賢 (ken)-to site iro-ni kaje-jo-to 孔夫子 (kô-fu-si)-no imasime ube-naru kana. 明月 (Aka-tsuki) 齊次郎 (sai-zi-rô) 元春 (moto-faru)-wa 一朝 (ittsîd) jodo-gawa-no 逍遙 (siô-jô)-ni | 少女 (siô-zio) 阿仙 (o-sen)-ga 危急 (ki-kiô)-wo aware-mi | 一葉 (itsi-jô)-no fune-ni 無頼 (burai)-wo sake-si-ga | kore 天緣 (ten-en)-no sikarasimuru tokoro-ni-ja | tsui-ni ai-omô-no omoi tokete | 偕老 (kai-rô) 連理 (ren-ri)-no tsikai nase-si-jori | moto-faru-mo 愛慕 (ai-bo)-no omoi 切 (setsu)-ni site | fisoku-ni 再會 (sai-kuai)-no toki naki-wo urami-si-ga | sono 戀情 (ren-zîd) todome-gataku-ja ari-ken | aru toki 里見 (sato-mi) 伊助 (i-suke)-wo maneki | kano 船中 (sen-tsiû)-no tsigiri-wo tsugete | fumi-wo o-sen-ni 通 (tsû)-zen koto-wo 託 (taku)-su.

„Man mache die Weisheit zur Weisheit und wechsele die Sinnlichkeit.“ Wie angemessen ist diese Warnung Kung-fu-tse's! Aka-tsuki Sai-zi-rô Moto-faru hatte eines Morgens auf einer Lustfahrt auf dem Flusse Jodo-gawa Mitleid bei der Gefahr des jungen Mädchens O-sen und vermied auf einem Schiffe den Nichtswürdigen. Dieses wurde vielleicht durch die Beziehungen des Himmels so eingerichtet. Zuletzt lösten sich die Gedanken, mit

denen sie an einander dachten, und sie thaten den Schwur des gemeinschaftlichen Altwerdens, des Zusammenwachsens der Zweige. Seitdem waren bei Moto-faru die Gedanken der Liebe schmerzlich, und er kränkte sich im Geheimen, dass zu einer nochmaligen Zusammenkunft die Zeit nicht war. Einst — es mochte ihm wohl unmöglich gewesen sein, seiner Leidenschaft Einhalt zu thun — berief er Sato-mi I-suke zu sich, erzählte ihm von jenem Bunde, den er in dem Schiffe geschlossen, und betraute ihn mit der Uebermittlung eines Briefes an O-sen.

I-suke-mo moto-faru-ga jō-su-wo | fobo sirazaru-ni-wa arane-domo | ani fakaran-ja ka-bakari 切 (setsu)-naran-to-wa | tadatsi-ni isamete tō-zaken-to omoi-si-ga , ina-ina koto-waza-ni ijeru midzu-no de-bana | si-i-te kore-wo sajegiran-to suru-wa | iwajuru 一車薪 (issia-sin)-no 火 (fi)-ni 一杯 (ippai)-no | midzu-wo motte suru-ni ni-taru-beku | sika nomi narazu ika-naru jo-karanu koto aran-mo fakari-gatasi. Josi-josi s̄baraku 命 (mei)-ni sitagai-te jori-jori-ni isame-wo iren-ni-wa-to | fumi-wo o-sen-ni 通 (tsū)-ze-si-jori kono kata | ai-miru koto-wa katasi-to ije-domo | siba-siba juki-kai-no fumi-ni 情 (zid)-wo nobe | adasi-gokoro-wo 制 (sei)-si 制 (sei)-serare | kami-ni fotoke-ni tsikai-si-ka-ba | naka-naka ai-dō-jori-wa ija-masi-ni | fukaki tsigiri-to nari-ni-keru.

Es war zwar nicht der Fall, dass I-suke den Zustand Moto-faru's nicht im Ganzen gekannt hätte, doch wie sollte er Rath schaffen? Wo eine solche Heftigkeit sein wird, darf man nicht daran denken, Vorstellungen zu machen und fern zu halten. Es ist wie es in dem Sprichworte heisst: Bei der grössten Höhe des Wassers dieses mit Gewalt verschliessen wollen. Es wird etwas Aehnliches sein wie: Bei dem Feuer von einem Wagen Brennholz mit einem Becher Wasser thätig sein. Ausserdem lässt sich nicht ermessen, welche üblen Dinge entstehen werden. Gut! Man wird einstweilen dem Befehle gehorchen und von Zeit zu Zeit Vorstellungen machen. — So denkend, übermittelte er den Brief an O-sen. Seitdem war es zwar unmöglich, sich zu sehen, doch durch die häufig ankommenden Briefe gab man der Leidenschaft Ausdruck, wehrte dem falschen Sinne. Diesem wurde gewehrt, und man schwor zu den Göttern und Buddha. In der That, seit sie einander begegnet, wurde der Bund immer inniger.

I-suke-wa an-ni 相違 (*sò-i*)-*nasi* | *kaku* 戀情 (*ren-zìd*)
atsu-karan-ni | *itsu-ka-wa fodasi-wo tatsu-beki-to* | *fitori kokoro-*
wo kurusimo-si-ga | *sude-ni* 一條 (*itsi-zìd*)-*no sawari koso ide-*
ki-ni-keri.

I-suke quälte sich in Gedanken und sagte zu sich selbst:
 Es ist nicht anders, als ich vermuthete. Wenn eine Leiden-
 schaft so heftig wird, so muss sie eines Tages die Fesseln
 durchschneiden. — Indessen hatte sich bereits ein Hinderniss
 gezeigt.

Sono ju-e-wa | *kono goro mijako* 法性寺 (*fô-siô-zì*)
 中納言 (*tsiû-na-gon*) *tote* | *koto-ni toki-meki-tamai-si-ga* |
 卿 (*keô*)-*ni* 公達 (*kin-datsi*) *fime-gimi amata masi-masu-ga*
naka-ni-mo | 若菜 (*waka-na*)-*no* 君 (*kimi*)-*to ijeru fime-no*
tosi to-mari nana-tose-ni nari-tamè-ga | 風姿 (*fû-zì*) 容色
 (*jô-sioku*) *tagui-naki nomi narazu* | *te-kaki mono-jomi-wa iû-mo*
sara-nari | *jorodzu-no waza-ni* 長 (*tsid*)-*ze-sase-tamè mono-kara* |
mi-kado-jori-mo mesase-tamè-to ije-domo | *tsitsi-no* 卿 (*kid*) *obosi-*
tamè tokoro ari-te | *koto-wo* 左右 (*sa-u*)-*ni josete* | 辭 (*zi*)-*si-*
tate-matsuri.

Der Anlass war folgender. Um diese Zeit stand der mittlere
 Rath des Klosters Fô-siô von Mijako in besonders grossem An-
 sehen. Unter den Söhnen und Töchtern dieses Reichsministers
 war eine Tochter Namens Waka-na-no kimi, welche über
 siebzehn Jahre alt war. Ihre Gestalt und ihre Züge waren
 nicht allein ohne Gleichen, sie war nebst dem Lesen und
 Schreiben in den zehntausend Künsten erfahren. Von Seite
 des Kaisers erging daher eine Berufung, jedoch ihr Vater, der
 Reichsminister, der einen Wunsch hatte, brachte die Sache zur
 Verlautbarung und schlug es aus.

Nani-to-zo kore-ga 一對 (*ittsui*)-*ni site* | *mi-ma-fosi-ki*
muko-mo gana-to | *moppara* 美少年 (*bi-seô-nen*)-*wo saguri-*
tamè-ni | *fito atte aka-tsuki-ke-no* 曹子 (*so-zì*) *sei-zì-rô moto-*
faru koso | *ini-si-je-no* 在五 (*zai-go*) *fikaru kimi-ni ija-masaru-*
to-mo otoru-mazi-ku | *sika nomi narazu* 文武 (*mon-bu*)-*wo*
 兼備 (*ken-bi*)-*si* | *su-e-danomosi-ki* 大將 (*tai-sid*)-*zo-to kiki-*
tamai 心中 (*sin-tsiû*)-*ni* 滿足 (*man-zoku*)-*nasi*.

Er sagte: O wie wünschte ich einen Schwiegersohn zu
 sehen, der sich ihr gegenüber stellen könnte! — Indem er

ausschliesslich einen schönen Jüngling suchte, sagte Jemand zu ihm: Sei-zi-rô Moto-faru, der Sohn des Hauses Aka-tsuki, wenn er den unter den Fünfen glänzenden Gebieter nicht übertrifft, so kann er ihm doch nicht nachstehen. Ausserdem ist er in der Schrift und in der Kriegskunst gleich bewandert und für die Zukunft ein verlässlicher grosser Anführer. — Als er dieses hörte, war er im Herzen ganz vergnügt.

Naka-datsi-mo gana-to | kanete 便宜 (bin-gi)-wo motome-tamai-si-ga | ko-tabi 金閣 (kin-kaku) 落成 (raku-sei)-ni jotte aka-tsuki-ke-ni-mo 珍器 (tsin-ki)-wo sasage | tojo-kata mi-dzukara 上落 (zid-raku)-si | 足利 (asi-kaga)-ke-ni 伺公 (si-kô) nase-si-ni | sono 良縁 (reô-en)-no toki itaru-ni-ja | tsiü-na-gon-no 卿 (kid)-mo 大樹 (tai-zü) -wo tórai-tamai-te | 酒宴 (sid-en) take-nawa-no nori-kara | tojo-kata 伺公 (si-kô)-no josi-wo 奏 (sô)-se-si-ka-ba kanete 寵遇 (tsiô-gû)-no tojo-kata nare-ba | 大樹 (tai-zü) sono 席 (seki)-ni mesarete sakadzuki-wo tamô.

Einen Vermittler wünschend, suchte er vorerst eine Gelegenheit. Weil die Niederlassung des goldenen Söllers¹ jetzt vollendet war, überreichte er dem Hause Aka-tsuki kostbare Geräthe. Tojo-kata kam in eigener Person in die Niederlassung und machte dem Hause Asi-kaga seine Aufwartung. Es mochte die Zeit für das treffliche Verhältniss gekommen sein, als auch der Reichsminister, der mittlere Rath, den Siô-gun besuchte. Als man bei dem Weinfeste eben im Trinken begriffen war, meldete Tojo-kata, dass er seine Aufwartung mache. Da es Tojo-kata war, welcher vorher der Gunst theilhaftig geworden, berief ihn der Siô-gun zu seinem Teppiche und verlieh ihm einen Becher.

Tsiü-na-gon-no kid-wa | watari-ni fune je-si kokotsi-nasi ito nemogoro-ni 會釋 (e-siaku)-si-tamai | jo-mo-ja-mo-no fanasi-no tsui-de-ni | kanete kiku tojo-kata-ni-wa | ito joki 曹司 (sô-si)-wo motasi-tamô-to | ware-mo fitori-no wotome ari. Ko-wo tsiô-ai-suru oja-gokoro-ni-wa | 下世話 (ge-se-wa)-ni ijeru 十人 (siü-nin)-nami naran-ga | ika-de-ka kakaru otto-wo koso |

¹ Der goldene Söller ist der von dem Siô-gun Josi-mitsu erbaute Palaast, von welchem in der ersten Abtheilung (S. 361) die Rede war.

je-te si-gana-to-wa omoje-domo | imada joki jeni-si-wo musubazu-
to | kokoro-ari-ge-no 卿 (kið)-no kotoba-wo | tai-ziù fobo sono
意 (i)-wo 察 (sas) si | ika-ni tojo-kata 卿 (kið)-no kaku-
made 稱 (sid)-si-tamð-wa | ito men-boku-no koto nan-meri. Koto-
sara moto-faru ni-awasi-ki tosi-goro-nare-ba | 卿 (kið-ni) 息女
(soku-zio)-wo koi-motome | moto-faru-ga 室 (sitsu)-to nase-jo
ware kore-ga naka-datsi taran-to 興 (keð)-zi-tamð.

Der Reichsminister, der mittlere Rath, hatte das Gefühl, als ob er an der Ueberfahrt ein Schiff erlangt hätte. Er entschuldigte sich sehr artig und sagte bei Gelegenheit des nach allen Seiten sich wendenden Gespräches: Ich habe vorhin gehört, dass Tojo-kata einen sehr vortrefflichen Sohn besitzt. Auch ich habe eine Tochter. In dem Herzen des Vaters, der sein Kind liebt, werden es, wie das Sprichwort sagt, zehn Menschen sein. Wie sehr ich auch wünschte, für sie einen solchen Mann zu finden, habe ich noch kein gutes Verhältniss geknüpft. — Der Sið-gun, im Ganzen den Sinn der bedeutungsvollen Worte des Reichsministers errathend, sagte vergnügt: Tojo-kata! Dass der Reichsminister in einem solchen Maasse preist, dürfte eine grosse Ehre sein. Besonders da Moto-faru in dem angemessenen Jahren ist, so begehre von dem Reichsminister die Tochter und mache sie zur Gattin Moto-faru's. Ich werde für ihn der Vermittler sein.

君命 (Kun-mei) ika-de 辞 (zi)-suru koto-wo jen. Tojo-
kata-wa 低頭 (tei-tô)-si | ari-gataku seð-tsi-tsukð-matsuru.
Sari-nagara | 劍戟 (ken-geki)-wo koto-to suru inaka-bu-si |
卿 (kið) osoraku-wa kirai-tumawan. Tsiù-na-gon-no kið koto-
ni man-zoku-si-tamai | makoto-wa kanete 懇望 (kôn-mð)-nase-
do | sokka-no kokoro-wo fakari-kune-si | motomu-to ara-ba ika-de
辞 (zi)-sen-to o-oi-ni 喜悅 (ki-jetsu) ari-si-ka-ba.

Wie könnte man sich bei dem Befehle des Gebieters weigern? Tojo-kata senkte das Haupt und sagte: Ich nehme es dankbar an. Indessen bin ich ein mit Schwertern und Hakenlanzen sich befassender Kriegsmann vom Lande. Ich fürchte, dass der Reichsminister vor mir Abscheu haben wird. — Der Reichsminister, der mittlere Rath, war besonders zufrieden gestellt und sagte: Ich habe wirklich früher den ernstlichen Wunsch gehabt, doch ich konnte euer Herz nicht ermessen.

Wenn ihr es begehret, wie könnte ich mich weigern? — Er hatte grosse Freude.

Tojo-kata-mo koto-ni jorokobi | tai-ziù-je-mo on-禮 (rei) mawosi-age | sa-aran-ni-wa segare ojobi 臣 (sin-ra)-ni-mo i-i-ki-kase | 吉辰 (kissin)-wo motte 采納 (jui-nd)-wo tate-matsuran-to | kata-mi-ni kataku kei-jaku-si | nawo siba-siba sakadzuki-wo megurasi | jagate won-itoma-wo tamawari-te | tojo-kata | 歸國 (ki-koku)-si-tamai-tsutsu | 家老 (ka-rô) 用人 (jo-nin)-wo atsumerare | madzu asi-kaga-ke-no 首尾 (siù-bi)-wo tsuge-tamai | nawo mata 大樹 (tai-ziù)-no icon-naka-datsi-nite 法性寺 (fô-siù-zi)-no 卿 (kiù)-no fime-wo i-i-nadzuke-se-si josi-wo tsuge 采納 (jui-nd)-no 日時 (nitsi-zi)-wo eramasime-tamô.

Auch Tojo-kata war besonders erfreut. Bei dem Siô-gun sich bedankend, sagte er: Also werde ich es meinem Sohne und den Dienern mittheilen und an einem glücklichen Tage das Brautgeschenk darreichen. — Indem man sich gegenseitig das bindende Versprechen gab, liess man den Becher noch häufiger im Kreise herumgehen. Sogleich Abschied nehmend, kehrte Tojo-kata in das Reich zurück, und als die Aeltesten des Hauses und die in Verwendung stehenden Menschen versammelt waren, erzählte er zuerst alles auf das Haus Asi-kaga Bezügliche. Dann erzählte er ihnen auch, dass man durch die Vermittlung des Siô-gun die Tochter des Reichsministers von dem Kloster Fô-siù verlobt habe und liess sie den Tag und die Stunde für das Brautgeschenk wählen.

諸臣 (Siô-sin)-ra 万歳 (ban-zei)-wo tonaje-tsutsu o-oi-ni isami-dojomeki-si-gu | madzu won-曹司 (sô-zi)-ni-mo tsuge-tate-matsuran-to 長臣 (tsiù-sin) 古田 (furu-ta) 典膳 (ten-zen) | moto-faru-no moto-ni ma-iri | kono josi otsi-naku 披露 (fi-rô)-nasu-ni | moto-faru-wa kanete-jori | o-sen-to kata-mi-ni adasi-gokoro-wo utsusazi-to | kami-ni tsikai-si koto are-ba jorokobi-no iro sara-ni naku sama-zama-ni inami-tamô. Ten-zen an-ni sô-i-site | iro-iro mitsi-wo motte toku-to ije-do | katsu 不圖 (fu-to) 承引 (siù-in) arazare-ba | ten-zen-wa sen-kata-naku 大守 (tai-siù)-ni kono mune 言上 (gon-ziù)-si kasanete 評議 (fiù-gi)-wo nasari-to su.

Sämmtliche Diener, in den Ruf: Zehntausend Jahre! einstimmend, waren sehr guter Dinge und lärmten. Um es früher

dem Sohne zu melden, begab sich der älteste Diener Furu-ta, Vorgesetzter der Speisen, zu Moto-faru und machte ihm diese Sache, ohne etwas zu verschweigen, bekannt. Moto-faru, der schon früher zu den Göttern geschworen hatte, dass er und O-sen gegenseitig das entfremdete Herz nicht entziehen dürfen, zeigte durchaus keine freudige Miene und weigerte sich auf allerlei Weise. Der Vorsteher der Speisen, der dieses nicht vermuthet hatte, erklärte sich mit Hilfe verschiedener Mittel, doch Jener willigte wider Vermuthen gar nicht ein. Der Vorsteher der Speisen, nicht wissend, was er thun solle, meldete diesen Umstand dem Statthalter mündlich und wollte noch einmal darüber zu Rathe gehen.

Tojo-kata-wa ke-siki-wo 損 (son)-zi | 大樹 (tai-ziü)-no won-naka-datsi-to i-i | tsitsi-ga 約 (jaku)-se-si tsuma-sadame-wo 子 (ko)-to site inamu mitsi-ja aru. Kono uje-wa tai-ziü-no mōsi-wake | seppuku-sen-jori-foka nasi-to | 憤然 (fun-zen)-to site no-tamaje-ba ten-zen-wo kore-wo isame-tate-matsuri | 臣 (sin) 存 (zon)-zuru mune-mo toje-ba sibasi 臣 (sin)-ni makase-tamaje-to | jō-jō-ni nadame-tate-matsuri | tadatsi-ni moto-faru-ga 侍女 (zi-dzio)-ra-wo maneki | fisoka-ni moto-faru-ga josu-wo saguru-ni kano o-sen-ga koto-wo usu-usu-to kiki-te | sa-koso arame-to utsi-unadzuki.

Tojo-kata zeigte sich verletzt und rief unwillig: Eine Bestimmung der Gattin, wobei der Siō-gun sagte, dass er der Vermittler sein werde, der Vater das Versprechen gab, ist es Recht, dass der Sohn auf sie nicht eingeht? Ueberdiess hat man keinen Ausweg, als dass der Siō-gun sein Wort zu nichte macht. — Der Vorsteher der Speisen rieth davon ab und sagte: Ich frage noch um die Absicht, die man hat. Ueberlasset es für den Augenblick mir! — Hiermit beruhigte er ihn endlich. Er berief geradezu die Aufwärterinnen Moto-faru's zu sich und forschte sie insgeheim über das Verhalten Moto-faru's aus. Er hörte etwas von jener O-sen und nickte mit dem Kopfe, indem er sagte: So wird es sein.

Ono-ga ja-siki-ni kajeri-tsutsu | fisoka-ni sato-mi i-suke-wo maneki-jose | kono kudari-wo tsubara-ni toki-te | kari-some-naranu asi-kaga-ke-no on-naka-datsi | ima-sara inami-tate-matsuran-wa | o-ije-no 浮沈 (fu-tsin) kono toki-to | sama-zama kokoro-wo

itamuru-ni | ani fakaran-ja fisoka-ni kike-ba 領民 (reô-min)-
no wonna-ni 通 (tsû)-zi-tamai-te | sono naka-datsi-wa nandzi
naru josi | si-jatsu fu-todoki-no si-waza kana-to | fito-tabi kokoro-
ni ikari-omoje-do | mata sirizoi-te kangajuru-ni tosi-waka nare-do
純忠 (ziûn-tsiû)-no nandzi | fukaki omon-fakari-no aru-besi-
to | omô-ga ju-e-ni tadzunuru nari. Ika-ni-se-ba 曹司 (sô-zi)-
no uke-fiki-tamai | o-ije an-do-no jorokobi-wo nasan.

Zu seinem Wohnhause zurückkehrend, berief er heimlich Sato-mi I-suke zu sich und sagte zu ihm: Wenn ich mir diese Sache umständlich erkläre, ist die Vermittlung des Hauses Asikaga nichts Geringses. Indem man es jetzt wieder ausschlagen will, fällt Schwimmen und Untersinken des eigenen Hauses in diese Zeit, und dieses schmerzt mich vielfach im Herzen. Wie sollte ich Rath schaffen? Ingeheim verlautet, dass er mit einem Weibe des Volkes der Statthalterschaft verkehrt und dass du der Vermittler bist. Denkend: Von diesem Menschen welch' ein ungebührliches Beginnen! war ich einmal im Herzen erzürnt, doch ich ging wieder zurück und untersuchte es. Weil ich glaube, dass du ungeachtet deiner Jugend, bei deiner reinen Redlichkeit, tiefe Ueberlegung haben wirst, frage ich dich aus. Wie wird man es anstellen, dass der Sohn einwilligt und das Haus sich der Ruhe erfreut?

I-suke-wa kono toki fitai-jori taki-nasu ase-wo wosi-nugui
ari-gataki sikken-no ôse | naka-naka kono mi-no woki-tokoro nasi.
Soregasi moto-jori 卑賤 (fi-zen)-no mono-wo | nami-naranu
大守 (tai-siû)-no megumi-wo motte | wo-ije-ni 侯 (kô)-si
amassaje | waka-tono-no 守護 (siû-go)-ni 命 (mei)-si-
tamaje-ba | 微忠 (bi-tsiû) koko-ni tsukusazun-ba | itsu-ka
君恩 (kun-on)-wo 報 (fô)-su-beki-to | 事物 (zi-motsu)
顛沛 (ten-fai)-mo kokoro-wo fanatazari-si-ka-domo | kakaru
itadzura-no ide-kitari-si | sono fazime-wa sika-sika nari sono
notsi-wa kaku-kaku-to.

I-suke, um diese Zeit von der Stirne den einem Wasserfalle ähnlichen Schweiss abwischend, sagte: Der schätzbare Befehl des Inhabers der Macht hat in der That bei mir keinen Ort, wo man ihn anbringt. Mir, dem ursprünglich niedrigen Menschen, der ich durch die ungewöhnliche Gnade des Statthalters in dem Hause aufwarte, hat man überdiess den Befehl zur Be-

wachung des jungen Gebieters gegeben. Wenn ich die geringe Redlichkeit hier nicht erschöpfte, so hätte ich, um eines Tages die Gnade des Gebieters vergelten zu können, auch bei Umsturz und Verwirrung der Dinge im Herzen nicht abgelassen, doch es ereignete sich eine solche Ungehörigkeit. Der Anfang war u. s. f. Später war es so u. s. f.

Jodo-gawa-nite o-sen-ga 危急 (ki-kiŭ)-wo | tasuke-si kudari tsubara-ni mono-gatari | sore-jori kono kata waka-tono-no 内命 (nai-mei) | 辞 (zi)-sure-domo jurusi-tamawazu. Tabi-tabi-no wotsukai tsukamatsuri-si-wa | kore mattaku soregasi-ga oſi-do-ni site | 陳 (tsin)-zuru-ni kotoba nasi. Sari-nagara kore-ga ju-e-ni jori | mosi-mo sawari-no koto aran-ni-wa | to-site kaku sen-no kokoro-gamaje | arakazime 斷根 (dan-kon)-no fakari-goto-wa | ojobazu-nagara kaku-go-seri. Sikken negawaku-wa tsumi-wo jurusi | soregasi-ni kore-wo jozasi-tama-wa-ba | 自然 (si-zen) waka-tono-no 婚姻 (kon-in)-wo | uke-fiki-tamè-ni itaru-besi.

Er erzählte ausführlich wie man O-sen aus der Gefahr auf dem Flusse Jodo-gawa rettete, wie er sich seitdem bei den inneren Befehlen des jungen Gebieters geweigert, doch dass dieser ihn nicht enthoben. Er sagte: Dass ich oftmals die Aufträge ausrichtete, dieses ist einzig mein Fehler, und ich habe keine Worte, es zu läugnen. Indessen wird unter diesen Umständen vielleicht ein Hinderniss sein. Ich bin jedenfalls darauf gefasst und habe vorläufig, sind sie auch ungenügend, Verfügungen zum Abschneiden der Wurzel getroffen. Ich bitte, dass der Inhaber der Macht mir meine Schuld verzeihe. Wenn ihr mir dieses anvertrauet, wird es dahin kommen, dass der junge Gebieter von selbst in die Vermählung willigt.

Ten-zen nikko-to utsi-fowo-jemi | nandzi sa-aran-ta omô-ga ju-e | ſisoka-ni tadzune kokoro-muru-ni | fatusi-te kokoro-ni 符合 (fu-gô)-seri. Sikare-domo nawo 遠慮 (en-rio)-nasi | 無異 (bu-i)-no fakarai koso 肝要 (kan-jô) nare.

Der Vorgesetzte der Speisen lächelte und sagte: Weil du glaubst, dass es so sein werde, forsche ich im Stillen nach und prüfe es. Es stimmt in der That mit meinen Gedanken überein. Indessen überlege man noch immer, und es wird ein unveränderlicher Plan nothwendig sein.

I-suke-wa i-i-to 頓首 (ton-siü)-nasi | jagate fe-ja-ni tatsi-kajeri | moro-te-wo komanuki 思慮 (si-riö)-wo megurasi | naga-jaka-nareru iki-wo tsugi | ware ajamateri-ajamateri. Futa-ba-no toki-ni karazun-ba | wono-wo motsijuru-no urei ari-to | sude-ni futa-ba-no toki-wa sugure-do | mata wono-wo motsijuru-no 期 (go)-ni-mo ojobazi | a-a omoje-ba 不便 (fu-bin)-no ari-sama nare-do | 君家 (kun-ka)-no 大事 (dai-zi)-ni-wa kaje-gatasi. Sika-nari-sika-nari-to ware-ni toi ware-ni kotaje-si i-suke-ga 胸中 (keö-tsiü) | ika-naru si-an-ka fakari-gatasi.

I-suke sagte Ja, neigte das Haupt und kehrte sogleich in sein Gemach zurück. Beide Hände zusammenschliessend, liess er die Gedanken umherschweifen, seufzte lange Zeit und sagte: Ich habe gefehlt! ich habe gefehlt! Wenn man es um die Zeit der zwei Blätter nicht abmäht, hat man den Kummer der Anwendung der Axt. Obgleich die Zeit der zwei Blätter vorüber ist, hat man auch die Zeit zur Anwendung der Axt nicht erreicht. Ach, nach meiner Meinung sind es zwar ungelegene Umstände, doch in der grossen Sache des Hauses des Gebieters lässt es sich unmöglich ändern. So ist es! So ist es! — Dabei fragte er sich selbst und gab selbst sich die Antwort. Von welcher Art die Ueberlegung in der Brust I-suke's war, liess sich nicht ermessen.

Koko-ni 當國 (tö-koku)-no 流例 (riü-rei)-nite | tosi-goto fu-dzuki ziü-roku-nitsi-no 夜 (jo)-wa 城下 (zeö-ka)-ni 貴賤 (ki-sen)-no 男女 (nan-nio)-wo tsudoje | 一夜 (itsi-ja) odori-wo jurusase-tamd. So-mo-so-mo odori-no fazimari-to ippa 釋尊 (siaku-son)-no 御弟子 (mi-de-si) 目蓮尊者 (moku-ren-son-zia)-ga fuwa | 造惡 (zö-aku) 不慈悲 (fu-zi-fi)-no koto-ka ari-ken | 死後 (si-go) tadatsi-ni dzi-goku-ni 隨 (das) si | 日夜 (nitsi-ja) 呵責 (ka-siaku)-no kurusi-ni ö-wo siaku-son 千里 (sen-ri) 照覽 (siö-ran)-no mana-ziri mote sono 苦患 (ku-gen)-wo 察知 (sattsi)-si-tamai | sunawatsi moku-ren-ni tsuge-tamd.

In diesem Reiche war es Sitte, dass man alljährlich in der Nacht des sechzehnten Tages des siebenten Monats unter der Feste Männer und Weiber, Vornehme und Geringe, versammelte und ihnen die ganze Nacht hindurch zu tanzen

erlaubte. Der Ursprung des Tanzes ist der folgende. Die Mutter des geehrten Moku-ren, eines Schülers Schaka-Buddha's, stürzte, da verübtes Böses und unbarmherzige Handlungen bestehen mochten, nach ihrem Tode geradezu in die Hölle und erlitt Tag und Nacht die Qualen der Züchtigung. Schaka-Buddha entdeckte durch seine tausend Ri erleuchtend überblickenden Augenwinkel dieses Leiden und meldete es Moku-ren.

Moku-ren ika-de jo-so-ni kiku-beku | 哭泣 (koku-kiû)-site kore-wo sokuwan koto-wo kô. Siaku-son moku-ren-ni wosijuru-ni | fu-dzuki towo-ka-jori 施餓鬼 (se-ga-ki)-wo nasasimu. Kore 盂蘭盆 (u-ra-bon)-no fazime nari. Moku-ren-ga fawa ojobi 諸 (sio)-no 亡者 (mô-zia) | sono 勤行 (gon-geô)-no 功力 (ku-riki)-ni jotte dzi-goku-no kurusi-mi tomi-ni 解 (ge)-si fazimete 上品 (zid-bon) 上生 (zid-seô)-wo je-tari-si-ka-ba | te-no mai asi-no fumi-do-wo wasure | tana-gokoro-wo age kibisu-wo sora-ni si | jorokobi-isami 踊躍 (ju-jaku)-se-si-jori | odori-to iû koto fazimari-tari.

Wie hätte es Moku-ren anderswo hören können? Er wehklagte, weinte und bat, dass man sie rette. Schaka-Buddha gab Moku-ren einen Rath und hiess ihn von dem zehnten Tage des siebenten Monats angefangen die Betheilung der hungerigen Dämonen vornehmen. Dieses ist der Anfang des Todtenopfers. Die Mutter Moku-ren's und alle Todten wurden durch die Kraft dieser angestregten Handlung von den Qualen der Hölle schnell befreit und erlangten jetzt erst die höhere Eigenschaft, das höhere Leben. Bei dem Drehen der Hände den Ort des Auftretens der Füße vergessend, erhob man die Handflächen, warf die Fersen in die Luft und hüpfte freudig und kühn. Hiervon hat dieser Tanz seinen Ursprung.

Sare-ba 當國 (td-goku)-no 男女 (nan-nio)-wa | tosi-tosi jubi-wo wori fi-wo kazoje | sono toki tsikaku naru mama-ni kanete ju-katu-no mo-jô-konomi | aru-wa obi-no ori-nui made omoi-omoi-ni takumi-wo nasi | sono fi wososi-to matsu koto naru-ni | sai-zi-rô moto-faru-wa | ko-tabi fakaranu tsuma-sadame-wo | ten-zen-wo mote inami-si-ka-do | nawo ika-ga aran-to 苦心 (ku-sin)-sure-domo | sono notsi tajete oto-dzure na-kere-ba | sukosi kokoro-wo jasun-zi-tsutsu | sore-ni tsuki-te-mo kano o-sen-ni | 再會 (sai-kuai)-naki-wo urami-si-ga | kitto 一計 (ikkei)-wo

an-si-ide | sid-soko koma-goma-to sitatamete | fisoka-ni i-suke-wo maneki-jose | nandzi 垂井 (taru-i)-ni juki-mukai | 清月 (sei-getsu)-ni sika-sika i-i-te fima ara-ba | kono fumi-wo o-sen-ni watase-to 命 (mei)-zuru-ni | i-suke kokoro-joku ukegai-te | mi-kokoro jasu-kare siù-bi nasan-to | sono mama taru-i-ni omobuki-tari.

Die Männer und Weiber dieses Reiches brachen Jahr und Jahr die Finger, zählten die Tage. Wenn die Zeit nahe war, verfertigten sie früher nach ihren Gedanken das Beliebte der Blumenmuster der Badekleider, bisweilen selbst das Gewebe und die Naht der Gürtel und konnten diesen Tag nicht erwarten. Sai-zi-rô Moto-faru hatte dieses Mal die ihm bestimmte Gattin vermittelt des Vorgesetzten der Speisen ausgeschlagen, doch er quälte sich noch immer im Herzen, wie dieses ausfallen werde. Als später durchaus nichts verlautete, wurde er im Herzen ein wenig ruhiger, und es verdross ihn demgemäss auch, dass er mit O-sen keine Zusammenkunft mehr hatte. Sorgfältig einen Plan aussinnend, schrieb er in kleiner Schrift einen Brief, winkte heimlich I-suke zu sich und gab ihm Befehle, indem er sagte: Gehe in das Haus Taru-I, sprich zu Sei-getsu so und so, und wenn eine Gelegenheit ist, so übergib O-sen diesen Brief. — I-suke stimmte freudig zu und sagte: Seid im Herzen ruhig! Ich werde die Sache zu Stande bringen. — Hiermit ging er wie früher zu dem Hause Taru-I.

Koko-ni 山崎 (juma-zuki)-no 領内 (reô-nai)-ni | 垂井 (taru-i) 久右衛門 (kiû-e-mon)-to ijeru ari. Moto-jori 世々 (jo-jo)sumeru tami narane-do 田 (den)-fata soko-baku-wo motsi-taru-kara | ije ito jutaka-ni wotoko-womina amata tsukai-te jorodzu koto-tarai-taru sumi-nasi nari. Aruzi kiû-e-mon-wa fajaku-jori | fotoke-gokoro-ju fuka-kari-ken | moro-kuni-guni-no kami fotoke | 順拜 (ziân-fai)-sen tame sugi-tsuru tosi | ije-wo 辭 (dzi)-site kajeri-kozu.

Hier in der Statthalterschaft von Jama-zaki lebte ein Mann Namens Taru-I Kiû-e-mon. Derselbe war eigentlich kein Mann des die Geschlechtsalter hindurch ansässigen Volkes, doch da er zahlreiche Felder besass, war sein Haus sehr ansehnlich. Er nahm viele Knechte und Mägde in seinen Dienst und lebte in jeder Hinsicht an seinem Wohnsitze zufrieden. Dieser Besitzer Kiû-e-mon, dessen Sinn für Buddha frühzeitig

innig gewesen sein mochte, hatte, um die göttlichen Buddha-Altäre sämtlicher Reiche zu verehren, in vergangenen Jahren von dem Hause sich verabschiedet und war nicht zurückgekommen.

Ru-su-moru tsuma-wo 清月 (*sei-getsu*) *tote* | *kore-mo mi-dori-no kuro-gami-wo* | *sogi ama-to si-mo mi-wo kajete* | *fitori-no medzu-ko* 阿仙 (*o-sen*)-*to tomo wotto-ga ru-su-wo mamori-si-ga* | *sugi-tsuru jajoi-no su-e-tsu kata* | 金閣寺 (*kin-kaku-zi*) *möde-no kajeru-sa-ni* | *fakarazu-mo* 無頼 (*bu-rai*)-*no* 待 (*to*)-*ni ide-ai* | *sude-ni o-sen-wo usind-be-kari-si-wo* | 領主 (*reô-siü*)-*no sô-zi* 主從 (*siü-ziü*)-*ni sukuware* | *amassaje sei-getsu-ni* | *i-suke-ga atsuki nasake-wo uke-si* | *sono* 恩惠 (*on-gei*)-*wo toki-no ma-mo wasurede* | *fi-bi-ni i-i-idenu koto-mo naku* | *tada kari-some-no ta-makura-ni-mo* | 領主 (*reô-siü*)-*no kata-wo ato-ni nasazari-si-ga*.

Die in dem Hause zurückgebliebene Gattin hiess Sei-getsu. Auch diese schor das grünschwarze Haupthaar und wurde eine Nonne. So verändert, bewachte sie mit der einzigen geliebten Tochter O-sen während der Abwesenheit des Mannes das Haus. In der letzten Decade des verwichenen dritten Monates des Jahres auf der Rückkehr von dem Besuche des Klosters des goldenen Söllers begriffen, begegnete sie unvermuthet nichtswürdigen Genossen und konnte bereits O-sen verloren haben, als diese von dem jungen Sohne des leitenden Vorgesetzten, von Herr und Diener, gerettet wurde. Ueberdiess ward die Nonne Sei-getsu der grossen Güte I-suke's theilhaftig. Diese Güte in den Zwischenräumen der Zeit nicht vergessend und Tag für Tag es nicht unterlassend, davon zu sprechen, setzte sie selbst in einem leichten Schläfe, in welchem sie die Hand zum Polster machte, die Gegend des leitenden Vorgesetzten nicht zurück.

Medzu-ko ist so viel als *medzuru ko*, geliebtes Kind.

Tori-waki o-sen-wa 舟中 (*sen-tsiü*)-*nite* | *kano moto-faru-ga nasake-wo jete* | *fukaku-mo* 二世 (*ni-se*)-*wo tsikai-si-jori* | *fito sirezu asa-ni koi* | *jû-be-ni sitai* | *tama-tama-ni i-suke-ga tsutajuru fumi-wo* | *ai-miru omoi-ni omoi-wo ijamasi* | *nani-to naku kono goro-wa* | *mi-mo jase katatsi-no otoroje-si-ka-ba* | *sei-getsu-wa odoroki-te* | 醫師 (*i-si*)-*wo mukaje* 藥餌 (*jaku-zi*)-

wo fodokose-do | moto-jori 艸根 (sò-kon) 木皮 (boku-fi) mote | ne-wo tatsu-beki-no jamai narane-ba | sara-ni sono sirusi-wo jezari-si-ga.

Insonderheit O-sen, welche in dem Schiffe die Güte jenes Faru-moto erfahren, seitdem sie feierlich auf die zwei Welten geschworen, liebte sie, ohne dass die Menschen es wussten, am Morgen, sehnte sich am Abend. Von Zeit zu Zeit in die Briefe, welche I-suke brachte, blickend, vermehrte sie bei ihrem Sehnen das Sehnen. Ohne dass etwas vorgefallen, magerte um diese Zeit ihr Leib ab, ihre Gestalt schwand. Sei-getsu erschreck und holte einen Arzt, man wendete Arzneimittel an, doch da es eigentlich keine Krankheit war, bei der man durch Pflanzenwurzeln und Baumrinden die Wurzel abschneiden konnte, erzielte man durchaus keine Wirkung.

Aru toki 管家 (te-dai) 長九郎 (teô-ku-rò) sei-getsu-ni-ni mukai ijeru-wa | kono goro 御寮 (go-reô)-no won-najami-wo | 醫師 (i-si)-mo 心氣 (sin-ki)-no musubôre-to ijeri. Ge-ni sa-mo ari-nan. Sono ju-e-wa | kano jodo-gawa-no 危急 (ki-kiû)-ni kori | sore-jori tajete mono-mi-wo osore | 一步 (ippo)-no foka-ni ide-tamawazu. Toki sude-ni 殘暑 (zan-sio)-to ije-do | koto-waza-ni ijeru 上戸 (zû-go)-no fitai-to | 盆前 (bon-zen)-no atsusa taje-gataki wori-ni | 深窓 (sin-sò)-ni nomi tare-kometa-wa | tatoi 達者 (tassia)-no mono-tari-to-mo | 氣爵 (ki-utsu)-no najami-no ide-ku-be-kere.

Zu einer Zeit sprach der Stellvertreter Teô-ku-rò zu der Nonne Sei-getsu: „Jüngst nannte der Arzt das Leiden eurer Tochter eine Verdunkelung der Luft des Herzens. In Wahrheit wird es so sein. Die Ursache ist, dass sie durch die Gefahren des Flusses Jodo-gawa gewitzigt wurde, seitdem durchaus die Späher fürchtet und keinen Schritt vor das Haus geht. Die Zeit ist bereits die übriggebliebene Hitze, doch, wie das Sprichwort sagt, an der Stirne des Trichters, um die Zeit vor dem Todtenfeste, wo die Hitze unerträglich ist, an dem verhängten tiefen Fenster sich einschliessen, gesetzt ein Gesunder würde dieses thun, es müsste das Leiden der Schwermuth zum Vorschein kommen.“

Sikazu wori-wori jû-kage-ni-wa | no-be-ni kawa-be-ni tatsi-ide-masi | suzumî-tori-tsutsu fi-ni nure-si-mo | fatsu-aki-no tsuki-ni kawakasi-tamawa-ba | mata mi-kusuru-no tasuke-to-mo nari-

nan. Kadzu narane-domo kono teô-ku-rò | won-tomo^hhasa-^e jemand
 de-ka-wa | jubi-mo sasu-beki mono aran | sika-si-tamaje-to sich;
 gatsi-ni | to-ni iden koto-wo susumuru-wo | 底意 (soko-i)-no
 fodo-wo sirane-domo | 忠 (tsiû)-to tondru siro-nedzumi | fige kutsi
 ugokasi isamure-ba.

„Das Beste ist, sie geht von Zeit zu Zeit im Abend-
 schatten auf die Felder, an die Ufer des Flusses hinaus. Wenn
 sie, frische Luft schöpfend, in der Sonne feucht wird, in dem
 Monde des Herbstanfangs die Kleider trocknet, so wird dieses
 auch eine Beihilfe für ihre Arzneien sein. Ich zähle zwar
 nicht mit, doch wenn dieser Teô-ku-rò sie begleitet, wie sollte
 da Jemand sein, auf den man mit dem Finger zeigen kann?
 Thuet so! — Indem er so mit Gewalt zum Ausgehen rieth,
 wusste man nicht, welche Hintergedanken er hatte, doch als
 weisse Ratte, welche das Wort Redlichkeit hersagt, bewegte
 er Bart und Mund und machte Vorstellungen.

Sei-getsu-ni-wa utsi-unadzuki | so-wa joku-mo kokoro-dzuki-
 si sari-nagara | sono jodo-gawa-no 不慮 (fu-riô)-no 難儀
 (nan-gi) | moto-faru-gimi-no masi-masazu-wa | ika-naran uki-me-
 ni-ka d-beki-to | kaganaje-mire-ba ito-mo kasikosi. Wa-nami-wa
 moto-jori musume made | kore-ni fukaku mono-odzi-site | to-ni
 iden kotoba josi-to sezare-do | on-mi-ga isame-mo mata kotowari
 nare-ba | wori-wo mite susume-min-to | fito-wo sodatsuru 伶俐
 (rei-ri)-no kotoba.

Die Nonne Sei-getsu nickte mit dem Haupte und sagte:
 Hier bist du gut bedacht. Doch bei der unvermutheten Gefahr
 des Flusses Jodo-gawa, wenn der Gebieter Moto-faru nicht
 gewesen wäre, was für einen Kummer hätten wir erfahren!
 Wenn ich dieses betrachte, habe ich grosse Scheu. Ich bin
 eigentlich in Bezug auf meine Tochter dadurch äusserst ängstlich
 geworden. Ich halte deine Worte, dass sie ausgehen möge, nicht
 für gut, doch deine Vorstellungen haben auch ihre Berechtigung.
 „Man sieht den Zeitpunkt und wird sehen, wozu man rath.“
 Dieses ist ein kluges Wort bei der Erziehung der Menschen.

Teô-ku-rò-wa si-tari-gawo | a-a ware sono toki-ni i-awase-
 nase-ba | bu-rai-no jakara-ga muna-moto-wo | kô tori-te kaku
 kadzuki | fidari-jori kakaru-wo sa-soku-ni ke-tôsi | migi-jori
 kakaru-wo kô nedzi-te | sono mama mukô-je dzu-den-dô | mata-
 mo kakaru-wo kô tori-te-to | ware-wo wasurete si-kata-banasi |

wo fode^u-ni-~~ni~~ wo-emi-nagara | kai-tatte 納所 (nan-do)-ni
 ra-~~wo~~ | kosi-mou ra kata-mi-ni me-wo mi-awase | ono-ga mani-
 ma-ni sono ba-wo saru-wo | sirade teô-ku-rò nawo fokori-ka-ni |
 kata-se okasi-ku ajanasi-te | kô si-kakure-ba kaku farai | kaku
 tore-ba kô simete-to | ataka-mo 水中 (sui-tsiû)-wo ojogu gotoku
 ude-wo nobasi mata-wa tsidzime | arui-wa furi-age sa-u-wo farai
 ka-bakari najamasi 無頼 (bu-rai)-wo korasa-ba | tsiri-dziri
 batto nige-nan mono-wo | sono 座 (za)-ni izari-si-wa ito 残念
 (zan-nen) | sa-wa obosazu-ja.

Teô-ku-rò sagte mit wichtiger Miene: Ach wenn ich damals anwesend gewesen wäre, ich hätte die nichtswürdigen Leute bei der Brust so ergriffen, so zugedeckt. Den von links Andringenden hätte ich sofort niedergetreten, den von rechts Andringenden so gedreht, den unterdess nach der entgegengesetzten Seite kopfüber Stürzenden und nochmals Andringenden so gepackt. — Während er so, sich vergessend, unter Geberden sprach, erhob sich die Nonne Sei-getsu lächelnd und trat in den Verschlag. Die Mägde, einander anblickend, gingen eigenmächtig von dem Orte weg. Teô-ku-rò, der dieses nicht wusste, sagte mit noch grösserem Stolze und den Leib auf seltsame Weise krümmend: Wenn sie so angreifen, treibe ich sie so weg. Wenn sie so anpacken, drücke ich sie so zusammen. — Dabei streckte er, gerade als ob er in dem Wasser schwämme, die Arme und zog sie auch zusammen. Zuweilen warf er sie empor und fegte nach rechts und links. Er fuhr fort: Wenn ich sie so sehr quäle und die Nichtswürdigen züchtige, werden sie sich zerstreuen und entlaufen! Dass sie an ihrem Sitze nicht geblieben sind, thut mir sehr leid. Meinet ihr nicht so?

To ase nugui | atari-wo mire-ba fito-wa naku | teô-ku-rò-wa
 ware-nagara | amari-no koto-ni akire-tsutsu | a-a 釋尊 (siaku-
 son)-mo no-tamai-si | wanna-ni-wa toku-be-karazu 緣 (jen)-naki
 衆生 (siû-zid)-wa 度 (do)-si-gatasi-to | fitori tsubajaki tatan-
 to se-si-ni | saki-jori koko-ni ki-kakari-taru | sato-mi i-suke-wa
 teô-ku-rò-ga | ai-te-mo aranu-ni ajasi-ki furumai | fotondo 心裡
 (sin-ri)-ni ibukasi-mi | masa-ni kore kitsune-tsuki narazu-ica
 osoraku 狂氣 (keô-ki)-ni nari-taru-ka-to | 迂闊 (u-kuatsu)-
 ni-mo jobi-kakezu | sibasi mi-awase-i-tari-si-ga.

Als er, den Schweiss trocknend, hinblickte, war Niemand da. Teô-ku-rò, seinerseits überaus erstaunt, flüsterte für sich: Ach, auch Schaka-Buddha hat es gesagt. Weibern kann man die Schriften nicht erklären. Beziehungslose Geborene kann man unmöglich retten. — Hiermit wollte er sich erheben. Sato-mi I-suke, der schon früher hier angekommen war, über das sonderbare Benehmen Teô-ku-rò's, indem dieser keinen Gegner hatte, innerlich äusserst verwundert, dachte sich: Wenn Dieser eben nicht von einem Fuchse besessen ist, so glaube ich wohl, er ist wahnsinnig geworden. — Ohne ihn in der Entfernung anzurufen, heftete er eine Zeitlang auf ihn die Blicke.

Kono toki ko-e-kake nô 管家 (ban-tô)-dono | teô-ku-rò-dono-to iû ko-e-ni | mi-burui-nasi-te bikkuri-si | furi-kajeri mite ko-wa i-suke-dono. Wa-nusi-mo fito-no utsi-ni ira-ba | nado annai-wa nasazaru-ja. Ito-mo name-ge-naru onoko kana-to idasi-nukare-si fara-tatsi-no | atari-manako-no 突聲 (tsuki-go-e) | i-suke-ga ki-si-to kiku-jori-mo | musubu-no kami-no omoi-wo nasi | o-sen-wa isogi tatsi-ide-si-ga.

Bei dem jetzt ertönenden Rufe: He, Herr Dienstältester! Herr Teô-ku-rò! fuhr dieser erschrocken zusammen. Schnell hinblickend, sagte er: Es ist Herr I-suke. Wenn ihr in das Haus eines Menschen tretet, warum lasset ihr euch nicht anmelden? Ein sehr unartiger Mann! — Er sagte ihm dieses unter die Augen mit einer plötzlich herausgestossenen zornigen Stimme. Sobald O-sen hörte, dass I-suke gekommen, machte sie sich die Gedanken des knüpfenden Gottes und trat eilig hervor.

Aja-niku teô-ku-rò-ga kuma-taka-me | ko-wa joku koto kitamai-tsure-to | i-i-si fakari-ni me-mote sirase-ba | i-suke kokoro-je 懷中 (kuai-tsiû) osije | sa-aranu sama-ni kono goro-no atsusa | itadzuki ika-ga owasu-ran. Sarade-mo sinogi-gataki mono-wo | sazo-kasi 困 (kô)-zi-tamò-ran-to | i-i-tsutsu kosi-wo utsi-kakete | ðgi-no kaze-ni ase-wo fosu.

Zum Unglück das Höhenfalkenauge Teô-ku-rò's! Ihr seid zum Glück hergekommen! — Dieses sagend, gab sie ihm einen Wink mit den Augen. I-suke, es verstehend, drückte den Brusttheil des Kleides nieder und sagte verstellter Weise: Wie wird es bei der gegenwärtigen Hitze mit euren Leiden

stehen? Ohnehin ist es schwer zu ertragen. Ihr dürftet somit angegriffen sein. — Dabei setzte er sich und trocknete in dem Winde des Fächers den Schweiss.

Osije steht für *osaje*, niederdrücken.

O-sen-mo motsi-si kurenai-no | utsi-wa-mote i-suke-ga sobira-wo ògi | utsi-ni wiru dani atsuki mono-wo | to-no juki-kai-wa omoi-juru-to | fito-kata-naranu asirai-ni | teô-ku-rò-wa 法界 (fô-kai) 悋氣 (rin-ki) | nò i-suke-nusi | wa-nusi nado-wa sikasu-ga-ni 二合半 (ni-gò-fan)-de-mo 扶持人 (fu-tsi-nin) nare-ba sara-ni siru-masi 農商 (no-seô)-wa inu-no te sura-mo fito-no te-ni | kajen-to iû fodo isogasi-ki | kono 盆 (bon)-maje-ni furari-darari | naga-banasi-te kokoro-naki | mono-to 衆人 (siû-zin)-ni sosirare-tamò-na. Sikazu kokoro-wo 利 (kika) san-ni-wa-to | sono kajeran-to isogasu-wa | o-sen-ga oto-dzure-wo fedaten-tame-ka.

Auch O-sen fächelte mit dem scharlachrothen Rundfächer, den sie in der Hand hielt, den Rücken I-suke's und sagte: Selbst zu Hause ist es heiss. Wie es draussen beim Umhergehen ist, lässt sich denken. — Bei der nicht einseitigen Unterhaltung sagte Teô-ku-rò voll Eifersucht in Bezug auf die Gränze der Vorschrift: Höret, Herr I-suke! Da ihr ein in einem Maasse von dritthalb Löffeln theilhaber Angestellter seid, so werdet ihr es genau wissen. Vor diesem Todtenfeste, mit welchem es eine solche Eile hat, dass, wie die Ackerleute und Kaufleute sagen, man selbst Hundepfoten gegen Menschenhände vertauschen würde, lasset euch nicht von den Menschen schelten, dass ihr auf's Gerathewohl lange Gespräche führet und ein sinnloser Mensch seid. Wenn man mit den Worten, dass es das Beste ist, die Sinne zu schärfen und dabei heimzukehren, euch eilen heisst, geschieht dieses, damit ihr euch zwischen die Nachrichten von O-sen stellet?

Sei-getsu-ni-wa teô-ku-rò-ga | name-ge-no kotoba-wo kiki-kanete | sarasi-no no-ren osi-age-tsutsu | ko-wa i-suke-gimi-ka joku-zo ki-mase-si | so-ko-wa kaze-no tôri-gatasi. Konata-je ki-mase. 前裁 (Sen-zai)-jori | fuki-iru kaze-no suzusi-sa-wa noki-ba-no suzu-no ne-ni-mo sirusi. Iza-iza-to i-i-nagara | ware-kara sukî-ni 座 (za)-wo sadame | fito-wo matteô ari-sama-ni o-sen-icu kokoro-uresi-ku-te | fawa-no kaku-made no-tamò-wo | warawa-gu a-nai-to i-suke-gu soba-ni | tatsi-joru furi-no sode-

*gaki-ni | teô-ku-rô-ga me-wo fedatsure-ba | i-suke te-baja-ni
moto-faru-ga | fumi-wo watasi-te sa-aranu sama | ika-sama ban-
tô-ga iwaruru gotoku | mono-isogawasi-ki wori-kara nare-ba |
kimi-no 口上 (kô-zid) nobe-tara-ba | toku kajeri-nan nô teô-ku.*

Die Nonne Sei-getsu, nicht im Stande, die unartigen Worte Teô-ku-rô's anzuhören, rief, indem sie den Thürvorhang von gebleichtem Tuche erhob: Ist es Herr I-suke? Ihr seid willkommen. Dort kann die Luft unmöglich durchdringen. Kommet hierher! Dass von dem Vorgarten die kühle Luft hereinweht, erkennt man auch an dem Tone der Glückchen des Vordaches. Wohlan denn! — Dabei bestimmte sie weiter voran als für sich selbst den Sitz und benahm sich wie bei der Erwartung eines Gastes. O-sen, im Herzen erfreut, sagte: Die Mutter spricht es insoweit aus. Ich führe euch. — Sich an die Seite I-suke's drängend, schloss sie an dem Melonenzaune die Blicke Teô-ku-rô's ab. I-suke übergab ihr flink den Brief Moto-faru's, und als ob nichts wäre, sagte er: Jedenfalls, wie der Hauptbedienstete sagt, ist es gerade die Zeit, wo man Eile hat. Wenn ich den mündlichen Auftrag des Gebieters ausgerichtet habe, werde ich schnell zurückkehren. Nun Teô-ku!

*To | kata-fo-ni emi-te oku-ni iri | sei-getsu-ni-ni i-mukai-te |
madzu mi-tsukai-no omomuki-wa | sono notsi tajete 對面 (tai-
men)-naku | saiwai fodo-nd odori-ni nari-nu. Musume-wo tsurete
kitare-jo | kamaje-taru 棧敷 (san-ziki)-ni an-nai-nasasen. Kure-
gure fajaku ki-muse-jo-to | nemogoro-ni no-tamô-to.*

Mit der einen Wange lächelnd, trat er in das Innere und sagte zu der Nonne Sei-getsu: Meine Botschaft besteht vorerst in Folgendem. Der Gebieter sagte freundlich: Später wird durchaus keine Zusammenkunft sein, doch zum Glück wird nach einiger Zeit der Tanz stattfinden. Komm mit dem Mädchen. Ich werde sie auf den errichteten Altan führen lassen. Komm immer wieder schnell!

*Kiku-jori sei-getsu ija-kasikomi | mi-ni amaru ôse o-o-ke-
naku oboje-faberu. Ika-sama itsu-tote-mo nigiwasi-ki-ni | ko-tosi-
wa waki-ki tojo-tosi nare-ba | sa-koso nigiwai faberu-besi. O-sen-
mo kono goro itadzuki-nagara | odori-wa tô-zo 見物 (ken-bus)
si-tasi-to | kosi-moto nado-to 商儀 (seô-gi) nasi. Jukata-no
mo-jô to-ni kaku-to | toku 京 (keô)-zome-ni atsurajete jô-jô kinô
ide-ki-si-wo | fajaku ke-sa-jori tatsi-nui-seri.*

Sobald sie dieses hörte, sprach Sei-getsu sehr ehrerbietig: ‚Für den Befehl, der für mich zu viel ist, bin ich dankbar. Es geht auf irgend welche Weise immer lebhaft zu. Da dieses Jahr ein ausgezeichnetes, fruchtbares Jahr ist, wird eine solche Lebhaftigkeit stattfinden. O-sen ist um diese Zeit leidend, doch wenn man sie um den Tanz fragt, so will sie ihn sehen, und bei den Mägden ist kein Feilschen. Sie hat das Blumenmuster des Sonnenkleides jedenfalls schnell in der Färberei der Hauptstadt bestellt, und da es endlich gestern herausgekommen ist, hat sie schon seit heute Morgen daran genäht.‘

Waki-ki, welches sonst nirgends vorkommt, scheint ein von *waku* ‚theilen‘ abgeleitetes Adjectivum zu sein und die Bedeutung ‚besonders‘ zu haben.

Sugi-si fi aja-uki koto-ni odzi | soto-ni-wa katsu 不圖
(fu-to) ide-mo sezu | ide-si-mo jarane-ba ito 伊達 (da-te)-naru |
odori-jukata-wa 用 (jô)-nasi-to | omô mono-kara 氣爵 (ki-utsu)-
to jaran | 爵症 (usseô)-to jaran-ni najamu sama | miru me
koto-nô jasu-karane-ba | kokoro-wo 射 (i)-suru tame bakari |
nasi-no mani-mani makase-nure-do | koto-ni fito-datsi-no odori-no
場 (ba) | ito-mo ajabumi-fanberu.

‚Vor der Gefahr der vergangenen Tage zitternd, geht sie einstweilen nicht unversehens aus, und wenn sie nicht ausgeht, ist das sehr aufgezierte Tanzkleid für sie von keinem Gebrauche. Weil sie dieses denkt, ist es nicht ununterschieden leicht anzusehen, wie sie in ihrer Schwermuth, in ihrer Anlage zur Schwermuth gequält ist. Ich habe es zwar ihrem Belieben überlassen, zu thun, was zu ihrer Ausheiterung dient, doch ist besonders der Schauplatz des Tanzes einer Menschenschaar sehr gefährlich.‘

To | ijeru-ni i-suke utsi-warai | sono omoi-fakari-wa kotowari
nare-do | so-wa tokoro-ni-mo joru-be-kere. 大守 (Tai-siû) 曹司
(sô-zi)-mo mi-sonawasi | 非常 (fi-zîd) 警固 (kei-go)-no 諸士
(sio-si) o-oku | 場所 (ba-sio)-no 出役 (siû tsu-jaku)-naseru
mono-kara | kari-some-no arasoi-mo aru-be-karazu. Onore-mo kanete
sono kazu nare-ba | jo-so-nagara-mo 息女 (soku-dzio)-wo 守護
(siû-go)-sen | usiro-jasu-ku omoi-tamaje.

I-suke lachte und sagte: Diese Erwägung ist zwar vernünftig, doch man soll auf den Ort Rücksicht nehmen. Da der Statthalter und dessen jünger Sohn zusehen, die gegen unge-

wöhnliche Ereignisse gerüsteten Kriegsmänner in Menge auf dem Schauplatze zum Dienste ausrücken, so kann auch nicht der geringfügigste Streit vorkommen. Da auch ich früher zu der Zahl gehöre, so werde ich, obgleich ich ihr fern stehe, eure Tochter bewachen. Seid in eurem Herzen ruhig!

Sei-getsu-wa 曹司 (*sō-zi*) *i-suke-ga* | *ima-ni fazimenu*
厚情 (*kō-zid*)-*wo* | *o-sen-ni tsugen-to maneku ko-e-ni* | *fai-to*
irajete jō-jō-ni | *fito-me-wo fukaku sinobu gusa* | *mitsi-no ku-gami-*
ni moto-faru-ga | *fumi-no* 返事 (*fen-zi*)-*wo kaki-owari-te* |
futokoro-ni kakusi moro-te-site | *ima nui-tate-taru odori-jukata-*
wo | *iso-iso-to site motsi-ide-tsutsu* | *moto-faru-gimi-no* *ōse-goto* |
more-kiki ito-mo ari-gatasi. Sono uje *i-suke-gimi-no masi-masa-*
ba | *ito-do kokoro-tasika nari*. Nani-to-*zo ko-tosi odori-no* 夜
(*jo*) | *sibasi itoma-wo tabi-tamaje*. *I-suke-gimi kore mi-tamai*
tsi-tose-no 松 (*matsu*)-*ni* 藤浪 (*fudzi-nami*)-*no* | *kakaru no-*
jō-wo me-sirusi-to site | *nani-goto-ni-mare negi-ma-irasu-to*.

Sei-getsu, in der Absicht, O-sen das nicht jetzt beginnende grosse Wohlwollen des jungen Sohnes und I-suke's zu verkünden, winkte ihr. Dieselbe, mit Ja antwortend, hatte endlich, vor den Augen der Menschen tief verborgen, auf Papier des Reiches Mutsu die Antwort auf den Brief Moto-faru's zu Ende geschrieben und versteckte sie in dem Busen. Mit beiden Händen das Tanzkleid, welches sie jetzt genäht hatte, in Eile erfassend, trat sie hervor und sagte: Ich habe das, was Herr Moto-faru befiehlt, herüber gehört, und es ist mir sehr schätzbar. Wenn Herr I-suke dabei ist, bin ich sehr beruhigt. Gewähret mir für die Nacht des diesjährigen Tanzes eine Weile Freiheit. Der Herr I-suke sieht dieses: Auf tausendjährigen Fichten Wellen der Färberröthe. Ein solches Blumenmuster mache ich zum Kennzeichen. Was es auch sei, ich bitte darum.

Kokoro-wo kome-si kotoba-no nazo | *i-suke-wa kokoro-ni una-*
dzuki-te kokoro-jasu-kare 夜目 (*jo-me*)-*nagara* | *kono* 伊達
(*da-te*) *mo-jō-wo me-ate-nite* 場所 (*ba-sio*)-*no* 便宜 (*bin-gi*)-
wo fakarawan. *Sei-getsu-ni-wa sore-to si-mo* | *kokoro-dzukane-*
ba o-sen-wo 制 (*sei*)-*si* | *ika-ni kokoro-joku no-tamō-to-mo* | *i-suke-*
gimi-wa tono-no go- 用 (*jō*) | *on-mi-no se-wa-wa negai-gatasi*.

Diesem Räthsel der Worte, in welches sie einen Sinn legte, stimmte I-suke innerlich zu und mochte unbesorgt sein.

Selbst in der Nacht dieses Blumenmuster des Putzes zum Ziele machend, wollte er die Gelegenheit des Schauplatzes ermessen. Die Nonne Sei-getsu bedachte nicht, dass es so sei. Sie wehrte O-sen indem sie sagte: Ob er auch irgendwie wohlgelaunt spricht, Herr I-suke handelt für den Gebieter. Hinsichtlich deiner Dazwischenkunft kannst du unmöglich bitten.

Kono toki ban-tô | teô-ku-rò 暖簾 (no-ren)-no fima-jori tsu-to idete | ôse sika-nari-sika-nari-keri. 嬢 (zîd)-no mori-ni-wa kono ban-tô | teô-ku-rò koso 相應 (sô-wô) nari. To-kaku 嬢 (zîd)-zama-wa soregasi-wo | 木偶 (de-ku)-no gotoku-ni omoi-sitamaje-do | ware-mo mata otoko nari. Tare-ni-mo are jubi-de-mo sasa-ba | 三五人 (san-go-nin)-no ai-te nani-ka osoren.

Um diese Zeit trat der Hauptbedienstete Teô-ku-rò plötzlich aus dem Vorhange hervor und sagte: Das Wort war recht, es war recht. Zur Beschützung des Fräuleins ist dieser Hauptbedienstete Teô-ku-rò geeignet. Jedenfalls achtet mich das Fräulein einer Holzpuppe gleich, doch auch ich bin ein Mann. Wer es auch sei, wenn man mit dem Finger zeigt, drei bis fünf Gegner, wie sollte ich sie fürchten?

De-ku wird in den westlichen Reichen für *de-kurubô*, Holzpuppe⁴ gesagt.

I-suke 完爾 (kuun-zi)-to utsi-warai-te | su-koso ari-nan su-koso aru-besi. Nanigasi 先刻 (sen-koku) kitari-si toki 虚空 (ko-kô)-wo tsukami tatami-wo utsi | fitori 稽古 (gei-ko)-no 手煉 (siû-ren)-no fodo | jaja appare-no fataraki-to | waraje-ba sei-getsu ojobi o-sen | kosi-moto midzusi-me made | fuki-dasi-dasi | 異口同音 (i-ku-dô-on)-ni dotto waraje-ba | teô-ku-rò sasu-ga 滿面 (man-men)-ni ase-wo nasi | sono 座 (za)-ni tamarazu nige-ide-tari.

I-suke lachte herzlich und sagte: So wird es sein, so kann es sein! Als ich vorhin kam, erfasstest du den leeren Raum, schlugst die Flurmatte. Es war ein Maass von Geschicklichkeit, wobei du dich allein übstest, eine ziemlich erstaunliche Thätigkeit. — Sei-getsu und O-sen, die Aufwärterinnen, selbst die Küchenmägde platzten mit verschiedenem Munde und gleichem Tone in ein Gelächter heraus. Teô-ku-rò hatte in der That das ganze Gesicht voll Schweiss. Er verweilte nicht in dem Saale und floh nach aussen.

O-sen-wa warai-dojomeku fima-ni | i-suke-ni 返事 (fen-zi)-wo fisoka-ni watase-ba | i-suke toku tori tamoto-ni si | kure-gure sono 夜 (jo)-wo 約 (jaku)-si-tsutsu | geni joki jukata-no mono-zuki-to | i-suke-wa kajesi-mi utsi-kajesi-mite | kokoro-ni unadzuki fito-bito-ni itoma-wo tsugete tatsi-kajeru.

O-sen übergab während des lauten Lachens I-suke heimlich die Antwort. I-suke nahm sie schnell und verbarg sie in dem Aermel. Immer wieder für jene Nacht das Versprechen gebend, sagte er: In Wahrheit, ein guter Geschmack für ein Sommerkleid! — Die Blicke wechselnd, ausdrucksvoll die Blicke wechselnd, stimmte er innerlich zu, sagte den Menschen Lebewohl und kehrte nach Hause zurück.

Sate-mo fumi-dzuki ziû-roku-nitsi | 嘉例 (ka-rei)-no odori aru-besi tote | ôte-no 城下 (zêd-ka) 東西 (tô-zai)-ni jarai-wo musubi | 中央 (tsiû-wêd)-ni 大守 (tai-siû) ojobi 曹司 (sô-zi)-no sa-ziki-wo kamaje | sono foka 諸家士 (sio-ka-si)-no mono-mi-ba-wo sitsurai | 左右 (sa-jû)-no noki-ni-wa kurenai aki-no 草花 (sô-kua)-no e-gaki-si 挑燈 (teô-tsin) | kira-fosi-no gotoku kake-tsurane | 諸警固 (sio-kei-go)-no asi-guru 非常 (fi-zîd)-wo imasime | tai-siû san-ziki-ni ide-tamê made | 東西 (tô-zai)-no ki-do-wo katame 驢客 (zô-kaku)-wo ire-simezu.

Am sechzehnten Tage des siebenten Monats sollte der übliche Festtanz stattfinden. Man knüpfte zu diesem Behufe im Osten und Westen der an der Vorderseite der Feste befindlichen Stadt Pfahlwerk, baute in der Mitte den Altan des Statthalters und des jungen Sohnes, errichtete ausserdem für die Kriegsmänner der Häuser Schaubühnen, hängte an den Vordächern rechts und links Laternen, auf welche scharlachrothe Pflanzen und Blumen des Herbstes gemalt waren, gleich funkelnden Sternen in Reihen. Die ausgerüsteten Kriegsleute zu Fusse wehrten ungewöhnlichen Ereignissen, besetzten bis zu dem Heraustreten des Statthalters auf den Altan das östliche und westliche Festungsthor und liessen die lärmenden Gäste nicht herein.

Sono toki-ni itari-te 太鼓 (tai-ko)-no ai-dzu-ni ki-do-wo firakan-to kamaje-tari. Sare-ba 當國 (tô-goku)-no 老若 (rô-niaku)-wa moto-jori | 近國 (kin-goku) 隣郷 (rin-gô)-no

貴賤 (*ki-sen*) 男女 (*nan-nio*) | 花奢 (*kija-sia*) 風流
(*fû-riû*) 善美 (*zen-bi*)-*wo tsukusi* | *mada kure-jaranu koro-*
jori-mo | *ija-ga uje-ni* 翔參 (*gun-san*)-*nasu*.

Als die Stunde kam, war man im Begriffe, auf das Zeichen der Trommel das Festungsthor zu öffnen. Indessen trafen nebst den Alten und Jungen dieses Reiches, Männer und Weiber vornehmen und geringen Standes aus den nahen Reichen und benachbarten Bezirken, Artigkeit, Zierlichkeit und Schönheit erschöpfend, noch vor Sonnenuntergang über und über in Schaaren ein.

Kore-ga tame-ni odori-ba-no 前後 (*sen-go*)-*ni-wa* | *mise-*
wo fraki-te 床几 (*seô-gi*)-*wo tsurane* | 茶 (*tsia*)-*wo niru ari*
sake uru ari. *An-bai josi-to jobe-ba fito-jo-zake-to sakebi*
串團子 (*kusi-dan-go*) *mese-to ije-ba* 湯豆腐 (*ju-dô-fu*)
ika-ni-fo akind | *sono nigiwai o-o-kata-narazu*.

In Betracht dessen eröffnete man vor und hinter dem Tanzplatze Buden und stellte Bänke in Reihen. Einige kochten Thee, Andere verkauften Wein. Rief man: Der Geschmack ist gut! so schrie man: Einnächtiger Wein! Sagte man: Esset Klösse an Speilern! so handelte man, indem man sagte: Eingelegte Bohnen mit Brühe! — Die Geschäftigkeit war keine geringe.

Kakaru 翔參 (*gun-san*)-*no sono naka-ni fito-kiwa me-*
datsu 一隊 (*ittai*)-*no wonna* | *kore sunawatsi* 別人 (*betsu-*
zin) *narade* | *taru-i o-sen-ga* 主從 (*siû-ziû*)-*nite* | *sugata-wa*
tsune-no furi-sode-mo | 花奢 (*kija-sia*)-*wo takumi-no* 風姿
(*fû-si*) 容貌 (*jô-bô*) | *kosi-moto* 兩三 (*reô-san*) 前後
(*sen-go*)-*wo kakoi* | *ko-mono-ga motsi-si fuku-sa-dzutsumi-wa* | *kore*
kano odori-jukata naru-besi.

Unter den so eintreffenden Schaaren war eine Gruppe Frauen ganz besonders auffällig. Dieselben waren keine anderen als Taru-I, O-sen und ihre Dienerinnen. Was das Aeussere der Ersteren betrifft, so waren der gewöhnliche zitternde Aermel, die mit Artigkeit verbundene künstliche Miene und die Züge. Zwei oder drei Aufwärterinnen umgaben sie vorn und rückwärts. Ein Bündel Seidenflor, welches ein kleiner Knabe hielt, konnte das Tanzkleid sein.

Siri-je-ni ban-tô teô-ku-rô | 主 (*sijû*)-*no ki-reô-wo waga*
mono-gawo-ni | *kata-wo ikurasi* 翔集 (*gun-ziû*)-*wo wake-tsutsu* |

to-aru 茶店 (sa-ten)-ni tsu-to iri-te | imada 時刻 (zi-koku)-ni ma-mo are-ba | koko-nite 休息 (kiû-soku) nasi-tamaje-to | atari-wo mire-ba o-oku-no maro-uto-ni | jasurò 床几 (seô-gi)-mo arazare-ba | teô-ku-rò-wa aruzi-ni bakari | jô-jô 一脚 (ikkiaku)-no 床几 (siô-gi)-wo kaki-ide | 主從 (siû-ziû) kore-ni kosi-wo kakare-do | kosi-moto-ra-wa kokoro uwa-no sora | kure-fatezaru-wo uramu-meri. O-sen-mo onazi-omoi-nagara | odori-no ai-dzu-wa 逢瀬 (ô-se)-no naka-datsi faja-mo sirase-wo matsigawo nari.

Hinter ihnen zuckte der Hauptbedienstete Teô-ku-rò, mit einem Gesichte, als ob die schön aussehende Vorgesetzte sein Eigen wäre, die Achseln. Die angesammelten Schaaren zertheilend, trat er plötzlich in eine Theebude und rief: Da es noch Zeit ist, so ruhet hier aus! — Als er hinblickte, waren für die vielen Gäste keine Ruhebänke. Teô-ku-rò zog für die Gebieterin endlich eine Bank hervor. Die Gebieterin und deren Dienerinnen setzten sich zwar auf dieselbe, doch die Mägde waren zerstreut, und es schien sie zu verdriessen, dass es nicht ganz finster geworden. Auch O-sen hatte gleiche Gedanken. Das Zeichen zum Tanze war der Vermittler der begegnenden Stromschnelle, und ihre Züge drückten die Erwartung aus, dass man es schnell kundgebe.

Wori-kara kore-mo 二九 (ni-ku)-no faru mada koje-gate-no fitori-no musume | fawa-to obosi-ki mu-so-zi-no ôna | kata-teni fu-ro-siki tsutsumi-wo motsi | onazi-茶 (tsia)-mise-ni tatsi-ire-do | kata-no gotoku-no 翫客 (gun-kiaku)-ni | jasurò tokoro-mo arazare-ba | ika-ga-wa sen-to tatazumu-wo | o-sen-wa kore-wo mi-kane-tsutsu | ito semaku-to-mô itoi-naku-ba | koko-ni jasumase-tamaje tote | waga mi sukosi kata-je-je jore-ba | ôna-wa koto-ni jorokobi-te | o-tosi-wakaki-ni jasasi-ki wo-kotoba | wa-nami-wa to are kore-no musume | fisasi-ku jami-si notsi nare-ba | sibaraku kata-je-wo kasi-te tabe-to | musume-wo-mo ikowasete | onore-mo kata-kosi utsi-kake-tsutsu | kono won-tsutsumi-wa jukata naran | wa-nami-ga motsi-si-mo jukata nare-ba | name-ge nare-domo kaku sen-to.

Um diese Zeit traten auch ein Mädchen, welches zweimal neun Frühlinge nicht überschritten haben konnte, und eine sechzigjährige alte Frau, welche die Mutter zu sein schien und

in einer Hand ein Tuchbündel hielt, in die nämliche Theebude. Da jedoch für die gewöhnlichen Gäste kein Ruheplatz war, blieben sie, nicht wissend, was sie thun sollten, stehen. O-sen, welche dieses nicht sehen konnte, sagte: Der Raum ist wohl sehr eng, doch wenn es euch nicht zuwider ist, so ruhet hier aus. — Hiermit rückte sie ein wenig auf die Seite. Die alte Frau, besonders erfreut, sagte: Bei eurer Jugend ein liebenswürdiges Wort! Bei mir habe es sein Bewenden. Dieses Mädchen hier ist lange Zeit krank gewesen. Möget ihr eine Weile sie an eure Seite lassen. — Indem sie das Mädchen ausruhen liess und sich selbst zur Hälfte niedersetzte, sagte sie: Dieses Bündel wird das Sommerkleid sein. Da auch ich ein Sonnenkleid mitgebracht habe, so werde ich, obgleich es unartig ist, es so machen.

O-sen-ga tsutsumi-to kasane-oki | sate itsu-ni kawaranu nigi kana. Wa-nami-mo mu-so-zi-no jowai-wa ki-fure-do | ima-mo odori-wa omo-sirosi. Sare-do sasu-ga-ni tosi-ni fadzi-te | kono futa-tose-mari mizari-si-ga | kore-no musume saki-tsu tosi-jori | nani-wa-no kata-ni mija-dzukaje-se-si-ga | sugi-ni-si koro-jori najami ari-te | ije-ni kajeri-te 保養 (fo-jō)-nasi | jō-jaku-ni najami-mo wokotari-si-ga | fisasi-buri-ni odori-wo mi-tasi-to | it-ga mani-mani-ni 素 (sita-dzi)-wa suki | wakaki toki-ni-wa waga mure-no | — (itsi)-to jobare-si odori-no 上手 (zō-dzu) | aware ko-joi-wa te-wo furi-te | mukasi-no 手爛 (sūd-ren)-wo 衆 (sūd)-ni simesan. Ko-wa mata ai-dzu-no ososa-wa.

Hiermit legte sie es über das Bündel O-sen's und sagte: O eine niemals veränderte Lebhaftigkeit! Ich habe das sechzigste Lebensjahr überschritten, doch noch jetzt ist der Tanz angenehm. Indessen schäme ich mich doch meiner Jahre und habe ihn durch diese zwei Jahre nicht gesehen. Dieses Mädchen hier verrichtete in früheren Jahren in Nami-wa den Dienst des Palastes. In einer verwichenen Zeit ward sie von einem Leiden befallen. Sie kehrte nach Hause zurück und pflegte sich. Ihr Leiden hat sich kaum gebessert. Indem ich schon lange Zeit sagte, dass ich den Tanz sehen wolle, findet sie daran Gefallen. In ihrer zarten Jugend war sie eine geschickte Tänzerin, welche in ihrer Schaar die Einzige genannt wurde. Ach heute Abend wird sie die Hände schwingen und ihre ehemalige

Geschicklichkeit Allen darthun. Dieses ist auch eine Langsamkeit mit dem Zeichen.

Towazu-gatari-mo oi-no kuse | o-sen-wa joki-ni asiraje-do | mimi-ni-wa sava-ni iri-ai-no | kane-no fibiki-ni 鞞集 (gun-zii) ijamasi | 曳應 (ei-wò)-ei-wò wosi-ò utsi-ni | te-nugui-nite omote-wo tsutsumi-si futari-ni-tari-no | saburai kono 茶 (sa)-mise-wo sasi-nozoki | seki-barai-site juki-sugure-ba | teò-ku-rò-wa tsu-to tatte omote-no katn-ni tatsi-ide-tari.

Ungefragt sprechen ist die Gewohnheit alter Leute. O-sen behandelte sie zwar gut, doch in dem Ohre wiederhallte völlig der Ton der Glocke des Sonnenuntergangs. Während die angesammelten Schaaren immer mehr unter Freudenrufen sich drängten, spähten zwei bis drei Kriegsmänner, welche das Angesicht mit Taschentüchern verhüllt hatten, nach dieser Theebude und gingen hustend vorüber. Teò-ku-rò erhob sich rasch und trat an der äusseren Seite hinaus.

O-sen-wa kanete moto-faru-ni | 逢瀬 (ò-se)-no 邪魔 (zia-ma)-no teò-ku-rò-ga | idzutsi-je-ka juki-si kono fima-ni | fajamo ai-dzu-no are-kasi-to | kokoro isogeru wori-kara-ni | jò-jaku sonaje-ja totonoi-ken | ai-dzu-no tai-ko-no kikojure-ba | suwa-ja-to i-i-tsutsu 數千 (su-sen)-no 鞞集 (gun-zii) | ware saki-ni wosi-ai tsuki-ai | araso 城戶 (ki-do)-ni iran-to su.

Während Teò-ku-rò, früher für die Zusammenkunft mit Moto-faru ein Hinderniss, irgend wohin gegangen war, hatte O-sen, wünschend, dass das Zeichen bereits gegeben werde, im Herzen Eile. In diesem Augenblicke — man mochte die Vorbereitungen endlich getroffen haben — hörte man die das Zeichen gebende Trommel. Mit dem Rufe Ah! wollte eine angesammelte Schaar von mehreren Tausenden, einer dem anderen voran, unter gegenseitigem Drängen, gegenseitigem Stossen, wetteifernd in das Festungsthor eintreten.

O-sen-wa tobi-tatsu uresi-sa-ni | kokoro-bakari-wa fajare-domo | sasu-ga 鞞集 (gun-zii)-no kasiko-sa-ni | ika-ga-wa sento tamerò tokoro-je teò-ku-rò-wa fasiri-kitari | ima kanata-made i-suke-no ki-masi-te | ki-do-gutsi-wa koto-nò abunasi | figasi-no kutsi-je mawari-tamuje | fisoka-naru iri-kutsi-ni a-nai-site! 曹司 (sò-zi)-no sa-ziki-je ire-mòsan | sare-do o-o-zei-wa nari-gatasi. Kosi-moto-siù-wa ato-jori ki-mase | wa-nusi fitori 嬢 (zid)-wo 俱

(gu)-si | isogi ku-besi-to i-i-tari-si | i-suke-ga kanata-ni matsi-te-ka aran | fajaku-fajaku-to ira-datsure-ba | o-sen-wa 曹司 (sô-zi)-no sa-ziki-to kiki | on-mi-ra ato-jori ki-mase-to | isami-jorokobi teô-ku-rô-ga | a-nai-ni tsurete fasiri-juku.

O-sên, in ihrer auffliegenden Freude, war im Herzen schnell entschlossen, doch in ihrer Scheu vor den angesammelten Schaaren wusste sie in der That nicht, was sie thun solle und zögerte, als Teô-ku-rô gelaufen kam und sagte: Jetzt ist bis dorthin I-suke gekommen und sagte: Das Festungsthor ist besonders gefährlich. Wendet euch zu dem östlichen Thore. Ich werde sie zu einem geheimen Eingang führen und in den Altan des jungen Sohnes treten lassen. Es dürfen jedoch nicht Mehrere sein. Die Aufwärterinnen mögen nachkommen. Ich werde allein das Fräulein begleiten und eilig kommen. — I-suke wird wohl dort warten. Schnell! schnell! — So sagte er ärgerlich. Als O-sen von dem Altane des jungen Sohnes hörte, sagte sie: Kommet nach! — Muthig und voll Freude lief sie unter der Führung Teô-ku-rô's fort.

Ato-ni kosi-moto-ra-wa kutsi-gutsi-ni | nisi-jori iran figasi-ka jukan-to | sazameki-nagara fitori-no kosi-moto | ko-wa fu-ro-siki-dzutsumi-no kuwari-si-wa | saki-no ôna-ga tori-tsigaje-si-ga | 切角 (sekkaku) to-ja kô 嬢 (zid)-sama-no | kokoro-wo tsukusitamai-taru jukata-wo | sono mama sasi-okan-wa | mina ware-ware-ga otsi-do nari. Kano 母子 (bo-si)-dzure-mo foka-ni-wa arazi | fajaku nisi-gutsi-jori wake-iri-te | tori-modosi-te o-嬢 (zid)-ni mesasen | sa-nari-sa-nari-to kosi-moto-ra | utsi-tsoure 場所 (ba-sio)-ni fasiri-juki-tari.

Während die nachfolgenden Aufwärterinnen mit einander flüsterten und sich fragten, ob sie von Westen eintreten werden, oder ob sie nach Osten gehen werden, sagte eine Aufwärterin: Das Tuchbündel hier ist verwechselt. Die alte Frau von vorn hat es aus Irrthum mitgenommen. Das Sommerkleid, auf welches das Fräulein jedenfalls die grösste Sorgfalt verwendet hat, so zurücklassen, wäre von unserer Seite ein Vergehen. Jene Mutter und ihr Kind können sich nicht aussen befinden. Wir werden schnell durch den westlichen Eingang eintreten, es zurücknehmen und es dem Fräulein anziehen. So sei es, so sei es! — Die Aufwärterinnen liefen mit einander nach dem Platze fort.

Jutaka-naru 世 (jo)-no sirusi tote | 千代 (tsi-jo)-no fuzime-no fatsu-odori | madzu-wa 松 (matsu)-zaka koje-tari-to | 御世 (mi-jo)-wo 祝 (siuku)-se-si fina-busi-no | ko-e ito 文 (aja)-ni utdre-ba | ari-ja kori-ja-to ko-e soroje | oi-mo wakaki-mo osi-nabate | te furi kosi furi mi-wo aja-nasi | takumi-naru ari 不拍子 (fu-bid-si) ari | ono-ga sama-zama odoreru-wa | geni wosamareru o-o-mi- 世 (jo)-wo | tsutsi-kure-wo utte jorokobuni koto-narazu | ube-mo fatsu-aki-no 見 (mi)-mono nari-keri.

Man sang in sehr kläglichem Tone die gemeine Weise, durch welche man das erhabene Zeitalter feierte: Des gedeihlichen Zeitalters | Zeichen damit es sei, | des Anfangs der tausend Zeitalter | erster Tanz | zuerst die Bergtreppe der Fichten | er überschritt. — Mit dem einstimmigen Rufe: Es ist es! Dieses ist es! bewegten Alte und Junge insgesamt die Hände, bewegten die Hüften, stellten den Leib seltsam. Es gab deren, welche kunstreich waren, es gab deren, welche den Tact nicht hielten. Indem auf eigene Arten getanzt wurde, war es in der That nicht anders, als ob man über das geordnete hohe Zeitalter, einen Erdkloss schlagend, sich freute. Es war füglich eine Sehenswürdigkeit des Anfangs des Herbstes.

Koko-ni sato-mi i-suke 高 — (taka-katsu)-wa | furu-ta ten-zen-ni kotoba 約 (jaku)-si | aka-tsuki-no 興敗 (kô-fai)-wo ukegai-si-jori sama-zama kokoro-wo kurusime-si-ga | totô-mo 曹司 (sô-si)-no moto-faru-ga | 愛著 (ai-dziaku)-no 念 (nen)-no tatsigutaki-wo 察 (sas) si | fu-bin-nagura-mo o-sen-wo 害 (gai)-si | majoi-no tane-wo | nozokan mono-to | onazi-ku da-te-naru jukata-wo 着 (tsiaku)-si | te-nugui-nite fukaku omote-wo tsutsumi | odori-ko-ni magire tomo-ni te-wo furi | kunata-konata-to saguru-to ijedomo | 數千 (su-sen)-no 老若 (rô-niaku)-ni fedaterare | katsu-te o-sen-ni ide-awazu.

Sato-mi I-suke Taka-katsu, nachdem er Furu-ta, dem Vorgesetzten der Speisen, das Versprechen gegeben, und Erhebung und Sturz des Hauses Aka-tsuki auf sich genommen, quälte sein Herz auf allerlei Weise. In Betracht, dass es jedenfalls unmöglich sei, die Liebesgedanken des jungen Sohnes Moto-faru abzuschneiden, wollte er, so leid es ihm auch that, O-sen morden, die Saat der Verirrung wegschaffen. Er zog daher ein eben so verziertes Sommerkleid an, verhüllte mit einem Taschentuche tief das Gesicht und bewegte, unter die

Tänzer gemengt, mit diesen zugleich die Hände. Obgleich er hier und dort suchte, war er, durch mehrere Tausende alter und junger Leute getrennt, O-sen nicht begegnet.

I-suke o-oi-ni kokoro-wo iratsi | mosi kono toki-wo sugosi-na-ba | kasanete wori-wo u-be-karan-to | nawo-mo atsi-kotsi saguru tokoro-ni | o-sen-ga 天壽 (ten-ziù)-ja koko-ni tsuki-ken | 一隊 (ittai)-no wonna-tsure | da-te-naru jukata tori-dori-no | naka-ni mi-oboje-aru da-te-mo-jò | omote-wa te-nugui ma-buka-ni kite sika-to sore-to-wa mi-sadamene-do | matsu-ni kakareru fudzi-nami koso | magò kata-naki o-sen nare-ba | i-suke ika-de-ka jû-jo-su-beki | fu-bin-nagara-mo o-ije-no tame-to | kutsi-ni 稱名 (sid-mé) fasiri-kakari | tsika-jori-sama-ni nuki-utsu-ni | o-sen-ga kata-saki fi-wara-wo kake | parari 寸 (sun)-to kiri-sagure-ba | atto tamagiru ko-e-to fitosi-ku | dò-to nokke-ni tdruru-wo | okosi-mo tatezu fippusete | na-mu a-mi-da-buttsu-to todome-wo sasu.

I-suke war sehr ärgerlich und dachte sich, wenn er diese Zeit vergehen lasse, würde er nicht wieder eine Gelegenheit finden. Während er nochmals hier und dort suchte, zeigte sich — die von dem Himmel gewährte Langjährigkeit O-sen's mochte hier geendet haben — bei einer Gruppe Frauen, unter den verschiedenen aufgezierten Sommerkleidern das als Zierath dienende Blumenmuster, das er sich vom Sehen gemerkt hatte. Ueber ihr Angesicht war ein Taschentuch tief gedeckt, und er sah nicht mit Bestimmtheit, ob sie es sei, doch die an Fichten hängenden Wellen der Färberröthe liessen keinen Irrthum zu, es war O-sen. Wie konnte I-suke unschlüssig sein? Obgleich es ihm leid that, sagte er mit dem Munde: Um des Hauses des Gebieters willen! und lief hinzu. In dem Augenblicke, als er sich näherte, das Schwert ziehend und schlagend, führte er über die Schulter und die Rippen O-sen's herab einen Hieb. Sie stürzte mit einem herzerreissenden Schrei zu gleicher Zeit rücklings zu Boden. Ohne sie aufzurichten, zog er sie nieder und machte ihr mit den Worten: Namu Amida-Buddha! den Garaus.

A-a kono 少女 (seô-dzio) | mi-ni 一點 (itten)-no tsumi naki-mo | 赤縁 (seki-en)-wo moto-faru-to musubi-si-jori | 白刃 (faku-zin)-no sita-ni 命 (mei)-wo tsidzimu | kore 宿業 (siûkugô)-to-wa i-i-nagara | fu-bin-to iû-mo amari ari. Sare-ba katawara-no 男女 (nan-nio) 一目 (fito-me) miru-jori | suwa fito-gorosi-

to itô fodo-ni | 數千 (su-sen)-no 翔參 (gun-san) uro-taje-sawagi | ataka-mo kanaje-no waku-ga gotoku | ije-wo sita-to 混亂 (kon-ran)-su. Utsi-to-ni 警固 (kei-go)-no tomo-garamo | kore-wo sidzumen-ni tajori-naku | bô-zen-to site i-tari-si-ga.

Ach dieses junge Mädchen, das nicht mit einem Punkte Schuld beladen, seit es das rothe Verhältniss mit Moto-faru geknüpft, schrumpft unter der weissen Klinge ihr Lebensloos zusammen! Nennt man dabei auch die Beschäftigung des früheren Lebens, es ist mehr als beklagenswerth. Sobald die zur Seite befindlichen Männer und Weiber dieses mit einem Blicke gesehen, riefen sie: Ah, ein Mord! — Die aus mehreren Tausenden bestehende Versammlung war bestürzt und aufgeregelt. Es war gerade wie ein siedender Kessel, und man mengte das Obere mit dem Unteren. Die Wachen innen und aussen hatten kein Mittel, die Ruhe herzustellen und waren vor Staunen ausser sich.

Kono toki i-suke 大音 (dai-on) age | 狼藉 (rô-zeki)-mono koso sato-mi i-suke-ga karame-tari. Mina-mina odoroku koto na-kare. Sare-do 退散 (tai-san)-wa ono-ga mani-mani | kokoro-wo sidzume 怪我 (ke-ga)-suru-na-to | jobawaru ko-e-ni 警固 (gei-ko)-no 諸士 (sho-si) | ze-fi-wa sirane-do i-suke-ga ko-e-ni | karame-tottaru-to kiku-jori-mo | kono omomuki-wo 羣參 (gun-san)-ni tsutaje | sawagu-mazi-to-zo 制 (sei)-sure-ba | sukosi-wo kore-ni sidzumaru-to ije-do | mina ware-saki-ni kono 場 (ba)-wo saran-to su.

I-suke erhob jetzt die Stimme und rief: Der Gewaltmensch Sato-mi I-suke ist gebunden. Gerathet nicht in Schrecken! Indessen steht es Jedem frei, sich zurückzuziehen. Beruhigt euch und machet keinen Schaden! — Bei diesem Rufe wussten die wachehaltenden Kriegsmänner zwar nicht, was an der Sache Wahres oder Falsches sei, doch sobald sie aus dem Rufe I-suke's vernahmen, dass er gebunden sei, meldeten sie diesen Umstand den Versammelten. Sie sagten, dass sie nicht beunruhigt zu sein brauchen, und wiesen sie zurecht. Obgleich hierdurch ein wenig Ruhe eintrat, schickten sich Alle im Wett-eifer an, den Platz zu verlassen.

I-suke-mo fisoka-ni ki-do-wo kuguri-ide | 城下 (jid-ka) fadzwe-no 曠原 (kuô-gen)-ni itari | kusa-mura-ni 座 (za)-wo

simete | fu-tokoro-gumi-wo tori-idasi | ja-tate-no sumi-ni kuro-guro-to | 君家 (kun-ka)-no tame-ni o-sen-wo 害 (gai)-si
曹司 (sō-si)-no 病根 (bid-kon)-wo tatsi-taru omomuki | matta
大守 (tai-siū) 上覽 (zid-ran)-no 場所 (ba-sio)-wo sawagasi
tsumi-naki wonna-wo 害 (gai)-se-si tsumi | tadatsi-ni seppuku-
tsukamatsuru-to | kotoba-mizikaku sitatame | obi-taru katana-no
sage-o-ni jui-tsuke | kono-uje-wa 遺念 (i-nen)-nasi | sa-koso
o-sen-no ware-wo uramin | kono i-i-wake-wa jomi-dzi-ni nasan-to
sasi-zoje saka-de-ni tori-nawosi | sude-ni fidari-ni tsuki-taten-to su.

I-suke schlüpfte heimlich durch das Festungsthor und gelangte zu der an dem Ende der Stadt gelegenen weiten Ebene. In dem Grase sich einen Sitz bereitend, nahm er Busenpapier heraus und schrieb mit der Tinte des Tintenhorns ganz schwarz mit kurzen Worten nieder, dass er um des Gebieterhauses willen O-sen gemordet und die Wurzel der Krankheit des jungen Sohnes abgeschnitten habe. Für das Verbrechen, dass er noch den Schauplatz, auf welchen der Statthalter blickte, in Verwirrung gebracht, ein schuldloses Weib gemordet, schneide er sich geradezu den Bauch auf. Er band die Schrift an die Schnur des Griffes des umgürteten Schwertes. Dabei war sein letzter Gedanke: So sehr wird O-sen mich hassen. Die Erklärung werde ich in der Unterwelt geben. — Hiermit drehte er das kleine Schwert um und wollte es sich bereits in die linke Seite stossen.

Wori-kara 兩三 (rid-san)-no waka-udo-ra kowa-daka-ni katarai | sate mugo-taru-siku kiri-si mono kana. Ai-te-wa sirane-do kirare-si wonna-wa | 此地黨 (ko-tsi-do)-ga mura-no kano odori-zuki | 甚五三 (zin-go-za)-ga baba-no musume nari. Kano musume-zo mi-tose maje | nani-wa-watari-no jasiki-to jara-ni | fô-kô nase-si-ni kono faru-jori | 病氣 (bid-ki) nari tote kajeri-i-si-ga | sadamete baba-ga suki-no odori | musume-wo tsurete juki-si mono-ka. Kakaru 非業 (fi-gô)-ni 死 (si)-su nara-ba | toku-mo jamai-ni sinuru kata | ika-bakari-ka-wa masuru-besi. Sa-ni arazu-ja-to fokori-ka-ni jo-so-no aware-mo sira-nami-no | ko-e-taka-daka-to fanasi-mote juku-wo.

In diesem Augenblicke führten zwei bis drei junge Männer mit lauter Stimme ein Gespräch, indem sie sagten: O erbarmungslos niedergehauen! Der Gegner ist unbekannt, jedoch

das Weib, welches niedergehauen wurde, ist die Tochter jener Tanzfreundin, der alten Frau Zin-go-za aus dem hierher gehörenden Dorfe. Jenes Mädchen hat vor drei Jahren auf einem Grunde an der Durchfahrt von Nani-wa gedient und ist in diesem Frühlinge wegen Krankheit nach Hause zurückgekehrt. Wahrscheinlich ist die alte Frau zu dem Tanze, welchen sie liebt, in Begleitung der Tochter hingegangen. Wenn man in einer solchen Schuldlosigkeit stirbt, um wie viel würde es da besser sein, schnell an der Krankheit sterben! Ist es nicht so? — Stolz, in fremdem Bedauern mit der lauten Stimme der weissen Welle sprechend, gingen sie weiter.

I-suke-wa kiku-jori 愕然 (gaku-zen)-to si | masasi-ku mazirusi-no da-te-jukata | matsu-ni fuzi-nami kakaru-beki | fito-tagaje-to-wa ibukasi-to | kokoro-madoi-te jaiba-wo sute | akire-fate-taru usiro-jori | nô i-suke-nusi o-sen koso ju-e atte saki-ni kokowo sari | jodo-gawa-dzutsumi-wo kudari-tari. Fajaku oi-jukitamô-besi. 遲々 (Tsi-tsi)-se-ba ide-ô koto katasi. Faja tokutoku-to isogase-ba i-suke-wa sute-taru jaiba-wo wottori | sore-jatte-wa-to iû mama-ni | suso fase-wori-te kakeri-juku. Kono i-suke-wo isogasi-taru-wa nan-mono-zo so-wa su-e-no maki-ni siraru-besi.

Sobald I-suke dieses hörte, entsetzte er sich und sagte: Es war richtig das Sommerkleid mit den als Kennzeichen dienenden Verzierungen. An Fichten sollten Wellen der Färber-*röthe* hängen. Dass eine Verkennung stattfand, ist sonderbar. — Verwirrt Sinnes warf er die Klinge weg und war vor Staunen ausser sich, als hinter ihm eine Stimme rief: Herr I-suke! O-sen ist aus einer Ursache früher von hier weggegangen und den Damm des Flusses Jodo-gawa hinabgestiegen. Ihr könnet ihr schnell nachgehen. Wenn ihr euch verspätet, ist es schwer, ihr zu begegnen. Schnell, schnell! — Mit diesen Worten zur Eile angetrieben, erfasste I-suke die weggeworfene Klinge. Er sagte: Sie ist abgeglitten. — In demselben Augenblicke sprengte er, den Saum des Kleides im Laufe brechend, fort. Was für ein Mann es gewesen, der I-suke zur Eile antrieb, wird in dem letzten Capitel bekannt werden.

Koko-ni 神足 (kô-tari) 伴五郎 (ban-go-rô)-wa | sugisi koro 離宮 (ri-kiû)-no 社前 (sia-zen)-nite | taru-i-ga te-dai-

teô-ku-rò-ni tsikadzuki-to nari | o-sen-wo si-i-te motomen-to fakaru-ni | jodo-gawa-nite 無賴 (bu-rai)-ni ide-ai-si koro-jori | aka-tsuki-家 (ke)-no 曹子 (sô-zi) sai-zi-rô moto-faru-wo 懸念 (ke-nen)-si fisoka-ni 偕老 (kai-rô)-wo tsikai-taru-wo kiki | 心中 (sin-tsiû) jaku-ga gotoku | mata musu-ga gotoku | 鵜 (u)-no fone-wori-site taka-no 餌食 (e-ziki)-to | sekkaku tabakari-te sei-getsu-wo fiki-wake | o-sen-wo 般 (sen-tsiû)-ni oi-kome-si-wa | ware mi-dzukurara te-biki-nasi | sai-zi-rô-ni me-awase-si-ni koto-narazu. Sono uje 水中 (sui-tsiû)-ni waga famari-si-wa | kare-ni iwai-no midzu abuse-wo | ware mata kawari-si kokotsi-site | 戀慕 (ren-bo)-ni urami utsi-kasane | onore sai-zi-rô-ni fana akasen-to | teô-ku-rò-wo fita-sura tanome-ba | moto-jori 榮利 (e-no ri)-wo tsunori-musaboru.

Kô-tari Ban-go-rô war in den vergangenen Tagen vor dem Altare des getrennten Palastes mit Teô-ku-rô, dem Hauptbediensteten des Hauses Taru-I, bekannt geworden und überlegte, wie er O-sen mit Gewalt erlangen könne. Seit der Zeit, wo er ihr auf nichtswürdige Weise an dem Flusse Jodo-gawa begegnet war, hörte er, dass sie an Sai-zi-rô Moto-faru, den jungen Sohn des Hauses Aka-tsuki, ihre Gedanken gehängt und heimlich den Schwur des gemeinschaftlichen Alterns gethan habe. Im Herzen war es ihm, als ob es brennte, es war auch als ob es düstete. Er sagte sich: Indem ich, mit der Anstrengung des Wasserraben, mit der Lockspeise des Falken mühevoll betrogend, Sei-getsu wegzog, O-sen in das Schiff trieb, ist es nicht anders, als ob ich selbst sie an der Hand geführt und an Sai-zi-rô vermält hätte. Indem ich überdiess in das Wasser tauchte, liess ich ihn das Wasser der Festlichkeit ver-giessen. Mit einem Gefühle, als ob ich ebenfalls verändert wäre, hat bei der Liebe der Hass sich verdoppelt. Ich werde Sai-zi-rô die Nase röthen. — Dabei verliess er sich gänzlich auf Teô-ku-rô, und dieser begehrte im Grunde mehr Ehre und Nutzen.

Teô-ku-rô iro-iro moku-romi nasi | 難 (nan)-naku odori-ba-ni | o-sen-wo fakari | kanete jô-i-no kago-ni wosi-komi | tate-ni joko-ni foso-nawa-mote kukuri | fan-go-rô 主從 (siû-ziû)-ni watasure-ba | fi-nezumi-no kawa-wo je-si kokotsi-nite | kago-人足 (nin-soku)-wo wottate-wottate | jodo-gawa-dzutsumi-wo ma-一文字 (itsi-mo-zi)-ni | 長柄 (nagara)-watari-ni kitari-

taru-ni | oi-kuru mono-mo arazare-ba | sukosi kokoro-wo jasun-zitsutsu | fito-iki fotto tsugi-taru-ni | teô-ku-rô-wa kanete-no mokuromi | siû-bi joku 成就 (zid-zii)-se-si uje-wa | ikkado-no fô-bi-wo musaboran-to | kago-ni siri-je-ni fuse-kitari | onazi-ku iki-wo tsugi-tsutsu-mo | migi-te-ni ase-wo osi-nugui | fidari-de-ni dgi-no jabururu made | utsi-dgi-tsutsu sa-koso kata-kata | o-o-kata-naranu 辛勤 (sin-ku) narame. Sare-do man-ma-to fakari-ôse | fan-go-rô-nusi-no 満足 (man-zoku)-si-tamawan.

Teô-ku-rô machte allerhand Entwürfe. Er berückte O-sen ohne Mühe auf dem Tanzplatze, schob sie in eine bereit gehaltene Sänfte, band diese in die Länge und Quere mit dünnen Stricken und brachte sie zu Fan-go-rô und dessen Gefährten. Ban-go-rô, mit einem Gefühle, als ob er das Fell einer Feuer- ratte erlangt hätte, die Träger der Sänfte immer weiter treibend und in gerader Linie an den Damu des Flusses Jodo-gawa sich haltend, gelangte zu der Durchfahrt von Nagara. Da keine Verfolger nachkamen, schöpfte er, im Herzen ein wenig beruhigt, einmal Athem. Teô-ku-rô, der den früher entworfenen Plan vom Anfang bis zu Ende gut ausgeführt hatte und den überdiess nach einer vorzüglichen Belohnung gelüsten mochte, kam hinter der Sänfte dahergelaufen. Zu gleicher Zeit Athem schöpfend und mit der rechten Hand sich den Schweiss trocknend, mit der linken Hand, bis der Fächer zerbrochen wurde, sich fächernd, sagte er: So wird jedes Einzelne eine nicht unbeträchtliche Mühe sein. Indessen möge man es vollkommen prüfen. Der Herr Ban-go-rô wird zufrieden sein.

Ban-go-rô-wa atari-wo mite kaburi-si te-nugui sukosi jurume | on-mi-ga 手段 (siû-dan)-ni arazare-ba | 的婦 (o-teki) ika-de waga te-ni iran. Kono jorokobi-wa 死 (si)-to-mo wasurezi-to | dgi-sasi-taru ono-ga dgi-wo | isogawasi-ge-ni motsi-kajete | teô-ku-rô-wo dgi 勞 (rô)-wo 謝 (sia)-se-ba | teô-ku-rô sono te-wo todome | sa-na 悠々 (jû-jû)-taru wori narazu. Ima-ni-mo otte-no kakari-tara-ba | 龍 (reô)-wo e-gaki-te me-wo irezaru-ga gotosi. Toku idzutsi-ni-mure isogi-tamaje.

Ban-go-rô, umherblickend, lockerte ein wenig das Taschentuch, mit welchem er sich bedeckt hatte, und sagte: Wenn deine Veranstaltung nicht gewesen wäre, wie könnte das gesuchte Weib in meine Hände fallen? Die Freude darüber kann

ich auch im Tode nicht vergessen. — Dabei drehte er den eigenen Fächer, mit dem er sich zu fächeln aufhörte, eilig im Griffe um und fächelte Teô-ku-rò, ihm für die Mühe dankend. Teô-ku-rò hielt ihm die Hand zurtück und sagte: Es ist nicht die Zeit, in der man so sorglos ist. Wenn jetzt die Verfolger herankommen, ist es, als ob man einen Drachen gemalt und die Augen nicht eingesetzt hätte. Schnell! Eilet fort, wohin es auch sei!

Ban-go-rô utsi-una-dzuki | sa-nari-sa-nari kago-no mono | ima fito-iki-wo isogu-besi. Ki-gane-no saka-te-wo atò-beki-zo | fajaku-fajaku-to ge-dzi-nase-ba | so-wa ari-gatasi-to kago kaki-age | itsi-asi dusi-te fadiran-to su.

Ban-go-rô sagte kopfnickend: So ist es, so ist es! Sänften-träger! Ihr müsset jetzt in einem Athem eilen. Ich werde das Trinkgeld in gelbem Golde geben. Schnell, schnell! — Bei dieser Weisung erhoben die Träger mit den Worten: Dieses ist schätzbar! die Sänfte und wollten mit leichten Schritten enteilen.

Teô-ku-rò odoroki saki-ni fusagari | madzu matsi-tamaje fan-go-rô-gimi | sokka koso omô wonna-wo ete | ato-ni-wa nozomi na-karu-besi. Wa-nami-wa kanete 懸念 (kei-nen)-se-si | fana-wo mi-dzukara ta-wo-ri-mo sede | sokka-no te-ike-ni nase-si-wa nani-ju-e-zo | ima-no 時節 (zi-setsu)-ni kake-uri kotowari | tatoi go- 懇意 (kon-i) tsikadzuki-de-mo | migi-to fidari-no 現金 (gen-kin) akinai. Sare-domo ware-wa umare-jete | kokoro-jowaku-te anagatsi-ni | iwanu iro-naru jama-buki-no | fana-no sugata-wo mi-ma-fosi-to | nikko-to warò 地藏 (dzi-zò)-gawo.

Teô-ku-rò, erschrocken, stellte sich vorn in den Weg und rief: Wartet vorerst! Herr Ban-go-rô! Ihr habt das Weib, das ihr wünschet, erlangt, und später wird kein Begehren sein. Dass ich die Blume, an welche ich die Gedanken gehängt hatte, ohne sie zu brechen, durch eure Hand lebendig erhalten liess, aus welchem Grunde geschah dieses? In der gegenwärtigen Zeit verkauft man nicht auf Borg. Gesetzt auch, ihr seid ein freundlicher Bekannter, es ist rechts und links ein Handel gegen baares Geld. Indessen bin ich von Geburt schwachherzig, ich möchte durchaus die Gestalt der Blüten der Muss-pflanze von nicht sprechender Farbe sehen. — Dabei hatte er das lächelnde Gesicht der Erdkammer.

Iwanu-iro, die nicht sprechende Farbe' ist die Farbe des gelben Jasmins (*kutsi-nasi*) und wird so genannt, weil *kutsi-nasi* die Bedeutung ‚mundlos‘ hat. Desswegen wird es auch von der gelben Farbe der Blüten der Musspflanze (*jama-buki*), des Baldrians (*womina-fesi*) und anderer Pflanzen gesagt.

Ban-go-rô-wa utsi-unadzuki | *sa-na iwazu-to-mo kono kudari-no* | *fone-wo-ri 劬勞 (ku-rô)-wa sara-ni wasurezi*. *Kuni-ni kajera-ba sute-okade* | *tomi-ni tsi-gane-wo okuru-besi*. *Sono sirusi-ni-wa sugi-ni-si fi ije-ni tsutajeru 祕藏 (fi-zô)-no sina-wo* | *nandzi-ni adzuke-oki-taru koso* | *kotoba-wo tagajenu sirusi nari-kere*. *Koko-nite ki-gane-wo ataje-taku* | *omô mono-kara miru-ga gotoki 懷中 (kuai-tsiû) sara-ni munasi-kere-ba* | *itsuwari aranu-wa mono-no fu-no tsune* | *ika-de sora-goto iû-be-ken*. *Fukaku utagai-ajabumi-zo* | *ga-ten-juki-si-ga utagai toke-si-ga* | *sara-ba isoge-to*.

Ban-go-rô nickte mit dem Kopfe und sagte: So sage ich wohl nicht. Diese Qual und Mühe kann ich durchaus nicht vergessen. Wenn ich in das Reich zurückkehre, werde ich es nicht unterlassen und schnell tausend Kobang schicken. Als ein Zeichen'dessen habe ich dir an einem verwichenen Tage einen in dem Hause vererbten, im Geheimen aufbewahrten Gegenstand anvertraut. Es mag ein Zeichen sein, dass ich mein Wort nicht breche. Ich wollte dir hier gelbes Gold geben. Indem ich daran denke, ist, wie ich sehe, mein Busen ganz leer. Nicht lügen, ist Gewohnheit des Kriegers, wie könnte ich eine unbegründete Sache gesagt haben? Der tiefe Argwohn wurde verstanden, der Zweifel wurde gelöst. Also eilet!

Kaki-aguru | *kago-wo sika-to teô-ku-rô* | *kotoba-mo kakezu fiki-todome* | *kukuri-si nawa-wo tokan-to su*. *Fan-go-rô-wa 愕然 (gaku-zen)-to si* | *狂氣 (keô-ki)-nase-si-ga teô-ku-rô* | *sono nawa toka-ba tatsi-matsi-ni* | *tonde ide-nan fina-no ko-tori* | *mata tori-nigasan kokoro-ni-ja-to* | *tagajeru fan-go-rô totte tsuki-noke* | *suden-ni o-sen-wo fiki-idasan-to su*. *Fan-go-rô o-oi-ni ikari* | *kiki-wake-nasi-to teô-ku-rô-ga* | *jeri-gami totte fiki-tôsi* | *suwa kono fima-to kaki-idasu*.

Die getragene Sänfte, ohne ein Wort zu sprechen, fest anhaltend, wollte Teô-ku-rô die Stricke, mit denen sie gebunden war, lösen. Ban-go-rô, vor Staunen ausser sich, dachte: Er ist wahnsinnig geworden. Wenn Teô-ku-rô die

Stricke löst, wird das Küchlein, der kleine Vogel plötzlich herausfliegen. Oder geschieht es in der Absicht, sie entfliehen zu lassen? — Jener, den sich widersetzenden Ban-go-rò fassend und wegstossend, schickte sich schon an, O-sen herauszuziehen. Ban-go-rò, sehr zornig, ergriff mit dem Worte: Unüberlegt! Teô-ku-rò bei dem Kragen und zog ihn zu Boden. Mit dem Rufe: Ach in dieser Zwischenzeit! trug man die Sänfte weg.

Kago-ni teô-ku-rò-wa sigami-tsuki | matoka-naru me-wo muki-idasi | 武士 (bu-si)-ni itsuwari naki-zo-to-wa | dono kutsi-wo mote ijeru naran. Musume-wo 首尾 (sû-bi) 克 (joku) wata-si-na-ba | fone-wo-ri-siro-wa nare-ga nozomi-ni | atajen-to si-mo iwazaru-ja. Ki-gane-wo je-maku omô-kara | 薄冰 (faku-fû)-wo fumu aja-uki waza-site | on-mi-no 本意 (fon-i)-wo toge-sase-si-ni | kuni-ni kajeri-te notsi-ni-to-wa sa-mo naga-naga-siki jama-dori-no | o-koto-ga kokoro-no mani-mani-wa | je-koso mata-mazi ima-to iû | ma-wo dani ososi tsi-gane momo-gane | sore dani on-ga kokoro-ni tarazu-ba | atara-siro-mono je-koso watasazi.

Teô-ku-rò hielt sich an der Sänfte fest, machte die runden Augen heraustreten und sagte: ‚Dass ein Krieger nicht lügt, mit welchem Munde wird dieses gesagt werden? Habt ihr nicht gesagt, dass, wenn ich das Mädchen ganz glücklich überbringe, ihr mir eine Vergütung für die Mühe nach meinem Wunsche geben werdet? Weil ich gelbes Gold zu erlangen wünschte, unternahm ich eine Sache, welche gefährlich ist wie das Treten auf dünnes Eis, und liess euch eure Absicht erreichen. Ihr saget: Wenn ich in das Reich zurückgekehrt sein werde. Ich kann nicht warten, bis ich es nach eurem Belieben, nach des ewigen Bergvogels Belieben erhalte. Selbst den gegenwärtigen Augenblick halte ich für spät. Tausend Kobang, hundert Kobang, wenn ich damit eben nicht befriedigt werde, kann ich die neue Waare nicht überbringen.‘

On-mi-ga kuni-ni kajeri-juki-te | ki-gane totonoje ki-tamô made | siro-mono-wa onore adzokaru. Kane-wa on-mi-no mono siro-mono-wa ko-tsi-no mono | tare-ka watasanu-wo 非 (fi)-nari-to iû-beki. To-ni kaku musume-wa ite koso kajere. Kakaru on-mi-ga 重代 (dziû-dai)-mo | ware-ni 益 (jeki)-naki kono kodzuka | sara-ba kajesu-to iû mama-ni | kata-je-ni fata-to utsi-sute-tsutsu | nawo-mata kago-wo firakan-to su.

„Bis ihr, in das Reich zurückgekehrt, gelbes Gold her-schaffet und kommet, bleibt die Waare mir anvertraut. Das Geld gehört euch, die Waare gehört mir. Wer könnte sagen, es sei unrecht, dass ich sie nicht überbringe? Jedenfalls werde ich mit dem Mädchen heimkehren. Eine solche von euch die Geschlechtsalter hindurch aufbewahrte Sache, den für mich nutzlosen kleinen Stiel, ich gebe ihn also zurück.“ — Indem er dieses sagte, warf er den Gegenstand bei Seite und schickte sich noch immer an, die Säufte zu öffnen.

Ban-go-rò nani omoi-ken omote-wo jawarage nare-ga kotoba toki-te 里 (ri) ari. Ware 一言 (fito-koto)-no 陳謝 (tein-zia)-mo nari. Sara-ba ima sukosi juki-te | nani-wa-no kata-ni itari-na-ba | ki-gane motomen josu-ga-mo ari. Tote-mo 苦勞 (ku-rò)-no tsui-de-nite | kano tokoro-made ajumi-kure-jo. Teô-ku-rò-wa utsi-fowo-emi | ki-gane dani mi-ni tsuku koto nara-ba | nani-wa-wa oroka minu moro-kosi 天竺 (ten-dziku) 支那 (si-na)-wo-mo towosi-to sezu. Sara-ba kago-no 衆 (siù) isoge-wo-to.

Ban-go-rò — er mochte etwas gedacht haben — nahm eine ruhige Miene an und sagte: Wenn ich deine Worte erkläre, hast du Recht. Ich habe nicht ein einziges Wort zur Entschuldigung. Ich werde also jetzt ein wenig weiter gehen, und wenn ich zu der Seite von Nani-wa gelange, habe ich Mittel, gelbes Gold zu erlangen. Gehe jedenfalls, nach Maassgabe der Mühe, bis zu jenem Orte mit. — Teô-ku-rò erwiederte lächelnd: Wenn es nur der Fall ist, dass mir gelbes Gold zusteht, so halte ich, von Nani-wa nicht zu reden, auch die un-gesehene westliche Erde, Indien und China, nicht für entfernt. Eilet also, Leute der Säufte!

Toi-taru nawa-wo fiki-musubi koko-wo sime kasiko-wo fike-do | ju-dan-wo mi-sumasi nuki-utsi-ni | teô-ku-rò-ga kata-saki 三寸 (san-sun)-bakari | zu-ba-to kire-ba atto sakende tðre-sama | fan-go-rò-ga asi-ni sigami-tsuki onore fone-wori-siro-wo ubawan-to fotoke-ni teikaki teô-ku-rò-wo damasi utsi-to-wa 畢竟 (fi-keô) nari. Ja-jo kono watari-no fito-bito-jo | ide-ai-tamaje fito-gorosi-to | wameki-nagara-mo ban-go-rò-ni | tsukami-kakaru-wo si-jatsu 面倒 (men-dô)-to furi-fodoki-sama eguru fi-bara | 主 (siù)-wo uri-taru 天罰 (ten-batsu)-no | ika-de nogaren 四苦八苦 (si-ku-fakku) | 虛空 (ko-kû)-wo tsukande 死 (si)-si-tari-keri.

Hiermit band er den gelösten Strick zusammen und war, obgleich hier schnürend, dort ziehend, sorglos. Jener bemerkte dieses. Das Schwert ziehend und zuschlagend, hieb er die Schulter Teô-ku-rò's drei Zoll tief ein. Mit einem Schrei zu Boden fallend, hielt sich Teô-ku-rò an dem Fusse Ban-go-rò's fest und rief: Um den Lohn für meine Mühe zu entreissen, den nahe an Buddha stehenden Teô-ku-rò betrügen und tödten, ist das Ende. Leute, die ihr an dieser Durchfahrt seid, kommet herbei! Ein Mörder! — So schreiend, wollte er sich an Ban-go-rò mit den Händen anhängen. Mit den Worten: Der Mensch ist lästig! schüttelte ihn dieser ab und hatte ihm in demselben Augenblicke die Seite der Rippen ausgehöhlt. Wie sollte der Himmelsstrafe dafür, dass man den Vorgesetzten verkauft hat, zu entkommen sein? In vierfacher, achtfacher Qual ergriff Teô-ku-rò den leeren Raum und starb.

Zu-ba-to kiru ist so viel als *zuppari-to kiru* ‚mit Hefügkeit durchhauen‘. Es soll ein Wort der gewöhnlichen gesprochenen Sprache sein.

Ban-go-rò-wa atari-wo mi-mawasi | 錦藏 (*kin-zô*) 雲平 (*un-fei*)-*ra-ni si-gai-wo kakusasime* | *furui-ononoku kago-kaki-wo jobi-te* | *kano kago-wo kaki-age-sase* | *itsi-asi-dasi-te fasiran-to suru-ni* | *kata-je-no 蘆間 (asi-ma)-jori fitori-no mono-no fu araware-idzuru-to mije-taru-ga sono mama kago-no 棒鼻 (bô-bana) osaje* | 二王 (*ni-w*)-*tatsi-ni-zo tattari-keru. Kore nanbito-zo sato-mi i-suke taka-itsu nari.*

Ban-go-rò, rings umherblickend, liess durch Kin-zô und Un-fei den Leichnam verstecken. Er rief die zitternden Sänften-träger, liess jene Sänfte emporheben und wollte mit schnellen Schritten enteilen, als zwischen dem zur Seite befindlichen Schilfrohr ein Krieger hervorzukommen schien. Derselbe drückte sogleich das Ende der Sänftenstange nieder und stellte sich in der Haltung der zwei Könige vor ihn hin. Was für ein Mensch war dieser? Es war Sato-mi I-suke Taka-itsu.

Ban-go-rô-wa — 驚 (*ikkeô*)-*se-si-ga* | 無躰 (*mu-tai*)-*ni kago-wo osi-jaru-ni* | *i-suke-mo 金剛力 (kon-gô-riki)-wo idasi* | *koro-koro-to osi-modose-ba* | *kin-zô un-fei kago-no mono fitori-ku kago-wo utsi-otosi* | *siri-je-ni dô-to tdre-fusu.*

Ban-go-rô war erschrocken. Er schob mit Gewalt die Sänfte fort, doch auch I-suke entfaltete die Kon-gôkraft und drängte ihn heftig zurück. Kin-zô, Un-fei und die Sänften-träger liessen gleichzeitig die Sänfte fallen und stürzten rücklings zu Boden.

Ban-go-rô o-oi-ni ikari | nandzi nani-mono nare-ba 不意 (fu-i)-ni ide-kite | waga 往來 (wô-rai)-wo samatagen-to suru-ja. I-suke 完尔 (kuan-zi)-to utsi-warai | ware-wu aka-tsuki-ke-no asi-garu-ni | sato-mi i-suke-to iû mono nari. Ju-e atte saki-jori ukagai 始末 (si-matsu) koto-goto-ku 見聞 (mi-mon)-seri. Mata kono kago-naru wonna-ni-wa | ware sukosi-no 用 (jô) are-ba | 異儀 (i-gi)-naku wa-nami-ni watasu-besi. Mosi ajamatte majori-wo tori wonna-wo watasazi-to suru nara-ba | ware nandzi-ra-wo itaku korasan. Fajaku wonna-wo idase-jo-to.

Ban-go-rô, sehr zornig, rief: Was für ein Mensch bist du, der du unverhofft hervorkommst und meinem Gehen und Kommen hinderlich sein willst? — I-suke lächelte und sagte: Ich bin ein Fussgänger des Hauses Aka-tsuki und heisse Sato-mi I-suke. Aus einer Ursache habe ich vorhin gespäht und alles vom Anfang bis zu Ende gesehen und gehört. Da ich ferner das in dieser Sänfte befindliche Weib ein wenig brauche, so wird man sie mir ohne Widerrede ausfolgen. Wenn man eine Irrung annimmt und thut als ob man das Weib nicht ausfolgen dürfe, so werde ich euch alle empfindlich züchtigen. Schnell, gib das Weib heraus!

Kiku-jori ban-go-rô 憤然 (fun-zen)-to site | kanete kiki-ojobu sato-mi i-suke | manekazaru-ni joku 死地 (si-tsi)-ni kitaveri. Ide-ja o-sen-wo watasi-jaran | sore-to 兩士 (reô-si)-ni me-kubase-sure-ba kin-zô un-fei tsu-to tatsi-jori kobusi-wo katamete 左右 (sa-jû)-jori i-suke-ga 頭上 (dzu-zeô)-wo utte kakare-ba | i-suke sukasazu mi-wo firaku-ni | tsikara-amari-te kin-zô un-fei | kata-mi-ni omote-wo 同士 (dô-si) utsi-ai | 兩士 (reô-si) ikatte muna-moto kosi-giwa 前後 (zen-go)-ni wakarete sika-to toru.

Sobald Ban-go-rô dieses hörte, entgegnete er aufgebracht: Sato-mi I-suke, von dem ich schon gehört habe, wurde nicht gebeten, er ist auf dem Boden des Todes willkommen. Wohlan! Ich werde O-sen ausfolgen. So! — Hiermit richtete er den Blick auf die beiden Kriegsmänner. Kin-zô und Un-fei erhoben sich sogleich,

ballten die Fäuste und begannen, von rechts und links auf das Haupt I-suke's zu schlagen. I-suke, unmittelbar sich erschliessend, schlug mit übermässiger Kraft die Angesichter Kin-zò's und Un-fei's aneinander. Die beiden Kriegsmänner, zornig, erfassten ihn, nach vorwärts und rückwärts sich trennend, fest an Brust und Hüften.

I-suke 微笑 (bi-seô)-si siworasi-ja-to | muna-moto tori-si un-fei-ga | ude-kubi sika-to ta-nigire-ba 脉 (miaku) saje taje-taru kokotsi-site | masasi-ku 猿猴 (en-kô)-ga furi-sagaru-ga gotoku | tsuri-age-nagara mi-gi-de-mote usiro-ni tori-tsuku 初瀬 (fatsu-se) kin-zò | obi-giwa totte usiro- 蹴 (ge)-ni | fatta-to 蹴 (ke) re-ba fusi-marobu-wo | okosi-mo tatezu 足下 (sokka)-ni fume-ba | ataka-mo midzu-wo ojogu-ga gotoku te asi-wo mogaku-wo ban-go-rô 眼前 (gan-zen) 兩士 (rid-si)-ga te-gome-no ari-sama | mi-kanete usiro-je mawaru-to fitosi-ku | 電光 (den-kuô) ina-dzuma nuki-utsi-ni ' i-suke-ga kata-saki kiri-tsukuru-wo sa sittaru-wa-to sato-mi i-suke firari-to kavase-ba 吉野 (josi-no) 初瀬 (fatsu-se) | mi-tari fitosi-ku nuki-tsurete | kanaje-no gotoku 三方 (san-bô)-jori kittle kakare-ba jamu koto-wo jezu i-suke-mo onazi-ku katana masaguri | mi-tari-wo ai-te-ni kiri-musubu.

I-suke lächelte. Mit dem Rufe: O herrlich! erfasste er mit festem Griffe das Handgelenk Un-fei's, der ihn an der Brust ergriffen hatte. Während dieser ein Gefühl hatte, als ob die Adern nur zerrissen wären, hakte er ihn gerade einem sich herabschwingenden Affen ähnlich auf, erfasste dabei mit der rechten Hand das Gürtelende Fatsu-se Kin-zò's, der ihn rückwärts festhielt, und trat ihn, nach rückwärts mit dem Fusse ausschlagend, nieder. Den zu Boden Fallenden nicht aufstehen lassend, trat er ihn unter den Füssen. Gerade als ob er in dem Wasser schwämme, verdrehte dieser Hände und Füsse. Ban-go-rô, nicht im Stande, die unbeholfene Haltung der beiden Kriegsmänner zu sehen, drehte sich nach rückwärts und führte, zugleich blitzschnell das Schwert ziehend, einen Hieb nach I-suke's Schulter. Als Sato-mi I-suke, dieses frühzeitig erkennend, hurtig den Platz wechselte, zogen Josi-no und Fatsu-se die Schwerter, und drei Menschen, einem dreifüssigen Kessel gleich, hieben in Gemeinschaft von drei Seiten ein.

I-suke, der nicht ablassen konnte, suchte ebenfalls nach dem Schwerte, machte die drei Menschen zu Gegnern und hieb auf einen nach dem anderen ein.

I-suke-wa moto-jori mi-tari-wo korasi 無難 (*bu-nan*)-ni
o-sen-wo tori-kajesan-to | *asirai-asirai-i-tari-si-ga* | *kaku-te-wa fatezi-*
to me-wo ikarasi | *nandzi-ra mi-tari-ni ada na-kere-ba* | *ikete kajesan-*
to omoi-si-ni | *mi-no fodo siranu natsu-musi-no* | *tonde sono mi-*
wo kogasan-to-ka. *Ima-wa nani-wo-ka* 遲疑 (*tsi-gi*)-su *beki-to* |
 白刃 (*faku-zin*) *fito-furi furu-jo-to mi-je-si-ga* | *un-fei kin-zô*
kata-saki fi-bara | *kissaki fukaku kiri-sagerare* | *na-ni ô un-fei*
 落花 (*rakkuwa*) 微塵 (*mi-dzin*) *kin-zô momidzi-no tsirajeru*
gotoku | *kava-kurenai-ni tdre-fusu*.

I-suke, der eigentlich die Drei züchtigen und O-sen ohne Mühe zurücknehmen wollte, war schonend verfahren. Da es so nicht zu Ende ging, blickte er zornig und rief: Da zu euch Dreien keine Feindschaft besteht, gedachte ich, euch lebendig zurückzuschicken, doch will das seine Lage nicht kennende Sommerinsect im Fluge sich verbrennen? Wesswegen sollte ich jetzt zögern und zweifeln? — Hierbei sah man, wie die blossе Klinge sausend niederfuhr. Die Schulter und die Rippen Un-fei's und Kin-zô's wurden von der Schwerts Spitze tief durchhauen. Die an dem Namen getragenen fallenden Blüten Un-fei's wurden Staub, Kin-zô, als ob rothe Blätter sich zerstreuten, stürzte und lag in chinesischem Safranroth auf dem Boden.

Josi-no, der Geschlechtsname Un-fei's, findet sich nebst 吉野 *josi-no* ‚glückliches Feld‘ auch 芳野 (*josi-no*) ‚wohlriechendes Feld‘ geschrieben, daher die Anspielung auf Blüten. 錦藏 (*Kin-zô*), übrigens auch 錦造 (*Kin-zô*) geschrieben, bedeutet ‚Kammer des Goldbrocats‘, daher die Anspielung auf rothe Blätter.

Ban-go-rô-wa kore-ni 驚懼 (*kid-ku*)-si | *itsi-asi dasi-*
te nigen-to suru-wo | *totte fippuse* 膝下 (*sikka*)-ni *osaje* |
kata-je-ni otsi-taru ko-dzuka-wo firoi | *tokku-to nagame* 一驚
 (*ikkeô*)-si *tsutsu* | *inotsi wosi-ku-wa tasuke-mo je-sasen*. *Sari-nagara*
tô koto ari. *Saki-ni teô-ku-rô-to* 問答 (*mon-dô*)-ni | *won-mi-wa*
 重代 (*dziû-dai*)-no *mono nari-to-mo* | *ware-ni-wa sara-ni* 益
 (*jeki*)-nasi-to | *nage-kajesi-taru kono ko-dzuka* | *nana-ko-dzi-ni*
 獅子 (*si-si*)-no 作 (*saku*)-mono | *kore-wo* 重代 (*dziû-dai*)-
to si-mo ijeru. *Nandzi-ga* 姓名 (*sei-mei*) *tsutsumazu na-nore*.

Ban-go-rò, darüber entsetzt, streckte schnell die Füße aus und wollte entfliehen. Jener, ihn ergreifend, zog ihn nieder und drückte ihn unter die Knie. Den zur Seite herabgefallenen kleinen Stiel auflesend und ihn genau ins Auge fassend, sagte er erschrocken: Wenn dir um das Leben leid ist, werde ich dir Hilfe angedeihen lassen. Indessen habe ich etwas zu fragen. Dieser kleine Stiel, das Werk mit einem Löwen auf einem Fischgrunde, welches vorhin im Gespräche mit Teô-ku-rò mit den Worten: Für euch mag es ein die Geschlechtsalter hindurch vererbter Gegenstand sein, für mich ist es ganz ohne Nutzen! zurückgeworfen wurde, man hat es einen die Geschlechtsalter hindurch vererbten Gegenstand genannt. Nenne ohne Rückhalt deinen Geschlechtsnamen und Namen!

Ban-go-rô-wa ima kakaru wori-kara | 家名 (ka-mei)-wo tsugen-wa kutsi-wosi-kere-domo | itsuwari-tari-to-mo jo-mo jurusazito | ware-wa 播州 (ban-siû) kô-tari-no 領主 (reô-siû) ban-go-rò-to si-mo iû mono nari-ga | mata sono ko-dzuka-wa ije-no 重代 (dziû-dai) | waga 所持 (sio-dzi)-nasu-ni 不審 (fu-sin)-ga aru.

Ban-go-rò erwiederte: Jetzt, in einem solchen Augenblicke den Namen des Hauses nennen, ist zwar bedauerlich, doch dass ich gelogen habe, darf ich niemals zugeben. Ich bin der leitende Vorgesetzte von dem Geschlechte Kô-tari in Fari-ma und heiße Ban-go-rò. Auch ist dieser kleine Stiel ein die Geschlechtsalter hindurch aufbewahrter Gegenstand des Hauses. Dass ich ihn besitze, hat etwas Wunderbares an sich.

I-suke-wa ko-tari-no 領主 (reô-siû)-to kiki | nani omoiken fiza-wo jurume-ba | je-tari-to ban-go-rò oki-tutte | tada fito-utsi-to furi-aguru | abara-wo teô-to i-suke-ga te-no utsi | ban-go-rò tamarazu nokke-sama-ni | dô-to tôruru-wo mi-muki-mo jarazu | 懷中 (kuai-tsiû) ma-saguri 片枝 (kata-je)-no kô-gai | toridasi-tsutsu kano ko-dzuka-to | 寸分 (sun-bun) tagawanu 同作 (dô-saku) 同銘 (dô-mei).

I-suke, das Wort ‚leitender Vorgesetzter von dem Geschlechte Kô-tari‘ hörend, lockerte — was mochte er gedacht haben — die Knie. Ban-go-rò, Zeit gewinnend, erhob sich. Mit den Worten: Nur einen Schlag! versetzte ihm Jener mit der erhobenen flachen Hand einen Schlag auf die Rippen.

Ban-go-rò, es nicht aushaltend, fiel rücklings zu Boden. Ohne nach ihm zu blicken, suchte I-suke in dem Busen und nahm eine einästige Haarnadel heraus. Sie war von jenem kleinen Stiele nicht im geringsten verschieden, es war dasselbe Werk, dieselbe Inschrift.

Ibukaru wori-kara kanata-jori | tobi-kuru 手裡劍 (siù-ri-ken) i-suke-ga maje-ni | suku-to tate-ni | i-suke sawagazu | nuki-totte mire-ba ko-wa ika-ni | kore-nan 一對 (ittsui)-no kò-gai nari. I-suke odoroki mi-aguru 面前 (men-zen) | fitori-no 修行者 (siù-geò-zia) tsuki-tatsi-tsutsu ika-ni waka-udo | sono kò-gai-wa oboje-ari-ga. I-suke kotajete ika-ni-mo sikari | wou-mi mata ika-ni-site 片枝 (kata-je) 所持 (sio-dzi)-suru-ja.

Während er sich verwunderte, blieb ein von der anderen Seite herbeifliegendes Wurfswert gerade vor I-suke stecken. I-suke zog es unerschrocken heraus und sah es an. Wie war dieses? Es war die eine Haarnadel des Paares. Als er voll Erstaunen aufblickte, stand dicht vor ihm ein den Wandel Ordner und sagte: Junger Mann! Ist dir diese Haarnadel bekannt? — I-suke erwiderte: Wie kommt dieses und wie besitzest du noch den einen Ast?

Siù-geò-zia kotajete | waga kata-je-wo 所持 (sio-dzi)-nasu-ni-wa | 一條 (itsi-dé) no si-sai ari. Waka-udo-ga mata 所持 (sio-dzi)-nasu-wa | tsitsi-no judzuri-ga kika-ma-fosi. I-suke unadzuki ware imada | 六七歲 (roku-sitsi-sai)-no wori-kara tsitsi-naru mono | kono kò-gai-wo ware-ni ataje | si-sai atte kono fito-sina | nandzi-ni sadzuke-atò mama | 朝暮 (tô-bo) fada-mi-wo fanatazu mote-jo | 自然 (si-zen)-ni omoi-awasu koto aru-besi-to | i-i-si fakari-ni si-sai-wo katarazu.

Der den Wandel Ordner erwiderte: Dass ich den einen Ast besitze, hat eine Ursache. Hinsichtlich desjenigen, welches der junge Mann noch besitzt, möchte ich hören, wie es der Vater hinterlassen hat. — I-suke nickte mit dem Kopfe und sagte: Als ich erst sechs bis sieben Jahre alt war, gab mir der Vater diese Haarnadel mit den Worten: Ich übergebe dir aus einem Grunde diesen Gegenstand. Behalte ihn, ohne ihn am Morgen und am Abend von deinem Leibe zu lassen. Es wird sich vielleicht etwas ereignen, das du in Gedanken damit zusammenstellst. — Er sagte mir nicht den Grund dieser Vermuthung.

Sid-gid-zia-wa ke-siki-site¹ sate-koso sate-koso | ware makoto-wa kò-tari- 家 (ke)-no womi-ni | naga-wo sa-e-mon kazu-sada-to ijeru mono. Itsu-zo-ja ban-siù 能崎 (kuma-saki)-no iri-je-nite ajasi-ki de-tatsi-no — 個 (ikko)-no mono-no fu | juki-tsigai-sama togame-si-ni, kotaje-ni 應 (ô)-zite sono kò-gai, ware-ni utsi-kake jami-wa aja-naku | ato-wo kuramasi otsi-use-taru-wa | nandzi-ga tsitsi-nite ari-keru-na.

Der den Wandel Ordnende machte ein Gesicht und sagte: Also! Also! Ich bin in Wirklichkeit ein Diener des Hauses Kò-tari und heisse Naga-wo Sa-e-mon Kazu-sada. In dem Augenblicke als ich einst an der Einfahrt von Kuma-saki in Fari-ma einem Krieger von seltsamem Aussehen begegnete, beanständete ich ihn. Als Antwort warf er die Haarnadel auf mich. In der Dunkelheit war nichts zu unterscheiden, er verbarg seine Spuren und verschwand. Es war dein Vater!

I-suke sara-ni 不審 (fu-sin)-nasi | naga toku tokoro sono 意 (i)-wo jezu. Waga tsitsi-wa moto tadzi-mu-no kuni-no | ijasi-ki 漁獵 (gio-rêd)-wo waza-to nase-ba | so-wa osoraku-wa fito-tagaje naran.

I-suke war durchaus im Zweifel und sagte: Den Sinn deiner Darlegung verstehe ich nicht. Da mein Vater eigentlich in dem Reiche Tadzi-ma niedrigen Fischfang und Jagd zu seinem Geschäfte macht, so glaube ich, dass hier eine Verwechslung mit einem Anderen stattfinden wird.

Sada-kazu kasira-wo sa-jû-ni furi | sono mama ijasi-ki 漁人 (gio-zin)-no mi-nite | sono kò-gai-wa ika-de tsutate-si. I-suke-wa kore-ni 返答 (fen-tô)-naku | te-wo komanui-te tsuttatsu wori-kara | sono si-sai-wa soregasi mdsan-to | tsutsumi-no kagejori fai-ide-taru-wa | o-sen-ga kago-wo kaki-taru 老夫 (rô-fu) kamuri-si te-nugui-wo toki-nagara | won-mi-wa 幼名 (jô-mei) 猪之助 (i-no suke) narazu-ja. Ware koso tsitsi-no 伊大夫 (i-ta-jû)-jo.

Sada-kazu schüttelte den Kopf nach rechts und links und sagte: Wie hätte er somit als ein gemeiner Fischer die Haarnadel vererbt? — I-suke hatte hierauf keine Antwort. Er verschränkte die Arme und erhob sich plötzlich. In diesem Augenblicke kroch mit den Worten: Den Grund werde ich angeben! aus dem Schatten des Dammes ein alter Mann,

welcher die Sänfte O-sen's getragen hatte, hervor. Das Taschentuch, mit welchem er sich verhüllt hatte, lösend, sagte er: Ist dein Kindernamen nicht I-no suke? Ich bin dein Vater I-ta-jû!

I-suke odoroki joku mire-ba | geni-mo tadzi-ma-no tsitsi naru-ni | sasu-ga tsugezu-te 國遠 (koku-en)-se-si | sono ajamatsi-wo kajeri-mite | kasira-wo tarete i-tari-si-ga | i-ta-jû-wa kore-wo 察 (sas) si | sa na-kokoro-wo-ba tsujasi-so. Aka-tsuki-no ije-no asigaru-ni | i-suke-to ijeru 恩顧 (o-ko)-no mono-no fu | ari-to kane-gane kiku-naje-ni | waga ko-mo kakaran 勇士 (jû-si)-to nara-ba | ware nani-fodo-ka uresi-karan-to | wajami-omô i-suke-to ijeru-zo | ika-de-ka siran. Waga ko naran-to-wa | jorokobi koso sure nikusi-to omowazi. So-wa madzu sasi-oki kazu-sada-nusi-ni koto-towan.

I-suke, erschrocken, blickte genau hin: es war wirklich sein Vater aus Tadzi-ma. Indessen hatte er, ohne es bekannt zu geben, sich von dem Reiche fern gehalten. Sein Vergehen betrachtend, stand er mit gesenktem Haupte. I-ta-jû errieth dieses und sagte: ‚Zerquäle nicht so dein Herz. Als ich früher hörte, dass unter den Fussgängern des Hauses Aka-tsuki ein begnadeter Krieger Namens I-suke sich befindet, dachte ich mit Neid: Wenn mein Sohn ein solcher muthiger Kriegsmann wäre, wie froh würde ich sein! Wie sollte ich wissen, dass du I-suke genannt wirst? Der Gedanke, dass es mein Sohn sein wird, wäre nur eine Freude gewesen, es hätte mich nicht verdrissen dürfen. Vorerst lasse ich dieses bei Seite und werde mit Herrn Kazu-sada ein Wort sprechen‘.

Saje-ni, durch 並 ausgedrückt, hat die Bedeutung ‚zugleich‘.

Waga ko-ga motsi-taru 片枝 (kata-je)-no kô-gai-wo | togame-tamô-mo 花若 (fana-waka)-dono-no | ari-ka-wo siran tame naran. Sono waka-gimi-wa foka narazi | waga ko i-no suke | ima-no na-wa sato-mi i-suke-zo waka-gimi nari-to.

‚Dass ihr an der einästigen Haarnadel, welche mein Sohn besitzt, einen Anstand findet, wird deswegen sein, um den Aufenthalt des Gebieters Fana-waka zu erfahren. Dieser junge Gebieter ist kein anderer. Mein Sohn I-no suke, jetzt mit Namen Sato-mi I-suke genannt, ist der junge Gebieter.‘

Kotoba-ni i-suke kazu-sada-mo | 愕然 (gaku-zen)-to site odoroki-tsutsu | si-sai ika-ni-to ibukaru-ni | i-da-jû ma-naka-ni

座 (za)-wo simete | kaganaje-mire-ba 十八年 (ziû-fatsi-nen)
 koro-wa jajoi-no tsu-gomori-gata | 夜 (jo) ami utan-to kuma-
 saki-no | watari-ni — 葉 (itsi-jô)-no fune-wo ukame | iri-je-no
 fasi sita-ni fune-wo todome | fukami-ni ami-wo zan-bu-to utsi-
 komu | to-tan-no 拍子 (fid-si)-ni fasi-no uje-jori dō-to funa-
 soko-ni otsuru mono ari. Odoroki junde-ni adzuna-wo motsi
 me-de-ni funa-soko kai-sagure-ba | ani fakaran-ja osana-go nari.

Bei diesen Worte waren I-suke und Kazu-sada vor Staunen
 ausser sich. Erschrocken fragend: Was ist der Grund? hegten
 sie Zweifel. I-ta-jû nahm in der Mitte einen Sitz ein und
 sprach: „Wenn ich es überdenke, sind es achtzehn Jahre. Es
 war an dem ersten Tage des dritten Monats, als ich in der
 Nacht, um ein Netz auszuwerfen, in der Durchfahrt von Kuma-
 saki ein Schiff schwimmen liess. Ich legte das Schiff unter
 der Brücke der Einfahrt an. Eben als ich das Netz in die
 Tiefe warf, fiel von der Höhe der Brücke ein Gegenstand auf
 den Boden des Schiffes. Erschrocken fasste ich mit der linken
 Hand das Seil des Netzes, mit der rechten Hand suchte ich
 auf dem Schiffsboden. Wie sollte man es muthmassen? Es
 war ein Knäblein.

Ko-wa 橋上 (keô-zid)-jori ajamatte | tori-otose-si-ka-to
 dgi-mire-domo | awute-odoroku fito-mo nasi. Sa-wa tote jo-fuke-
 kakaru 孩子 (gui-si)-no | fitori fui-kon jō-mo nasi. 察 (Sas)
 suru-ni ko-wa ije madzusi-ku-te | 一子 (issi)-wo fagokumu 術
 (ziûtsu)-nasa-ni | kano sute-go-wo-ja nasi-taru-ran. Suru-nite-mo
 ono-ga ko-wo | 水中 (sui-tsiû)-ni 投 (tô)-zuru oja-gokoro
 oni-to-mo 蛇 (zia)-to-mo iû-be-kere. Josi-josi saiwai waga ko-to
 si | oi-juku notsi-no tanosimi-to sen-to | tadatsi-ni idaki-te tatsi-
 kageru.

„In der Meinung, dass man es von der Brücke vielleicht
 aus Versehen herabfallen gelassen habe, blickte ich empor,
 doch es war Niemand, der erschrocken gewesen wäre. Ich
 sagte mir also: Im Beginne der tiefen Nacht kann ein Knäblein
 allein nicht herbeikriechen. Nach meiner Vermuthung ist das
 Haus arm und hat kein Geschäft, um ein Kind zu ernähren,
 wesshalb man das Kind weggeworfen haben wird. Das Herz
 der Aeltern, welche somit das eigene Kind in das Wasser
 werfen, kann man ein Dämonen-, ein Schlangenhertz nennen.

Gut! Es ist ein Glück. Ich werde es zu meinem Kinde machen und an ihm, wenn ich alt geworden bin, Freude haben. — Ich nahm es geradezu in die Arme und kehrte nach Hause zurück.'

Tsutsumi-ni ajasi-ki mono-no fu-no arasoï 蘆間 (asi-ma)-je fisomi ukagaje-domo | ika-naru si-sai-ga sara-ni tokezu. Jagate waga 家 (ja)-ni tatsi-kajeri | tobosi-bi kakage joku mire-ba | tama-wo azamuku 優美 (jū-bi)-no osana-go | mi-ni-wa 綾羅 (reō-ra)-no kinu-wo matoi-si-wa | tada-bito naranu tane-to-wa sire-do | sirare-gataki-wa osana-go-ga 片枝 (kata-je)-no ko-gai ta-nigiri-te | fanatsi-mo jaranu ari-sama-wa ko-wa sute-taru fito-ga notsi-no sirusi-ka.

,Den Streit mit einem seltsamen Krieger an dem Damme hatte ich, zwischen dem Schilfrohr versteckt, zwar beobachtet, doch aus welcher Ursache er stattfand, konnte ich mir durchaus nicht erklären. In mein Haus sogleich zurückgekehrt, hängte ich eine Lampe auf und sah genau. Es war ein des weissen Edelsteines spottendes liebliches Knäblein, um dessen Leib ein Kleid aus feinem Seidenflor gewickelt war. Dass es kein Kind gewöhnlicher Menschen sei, wusste ich, aber nicht wissen liess sich, warum das Knäblein eine einästige Haarnadel in der Hand hielt und aussah, als ob es sie nicht losliesse. War dieses ein späteres Kennzeichen für die Menschen, welche das Kind weggeworfen hatten?'

Sara-ba 水中 (sui-tsiū)-ni-wa 投 (tō)-zu-mazi-ki-ga | 察 (sas) suru-ni osana-go-no | 自然 (si-zen)-ni 水中 (sui-tsiū)-ni 投 (tō)-zeraren-wo | kokoro-ni osore sute-si oja-wo | fanare-zi mono-to kore-kare-ni | tori-tsuki sugaru sono wori-ni | mosi nuke-ide-si-wo 力木 (tsikara-gi)-to | ta-nigiri-nagara otsi-tari-si-ga | to-mare kaku-mare mi-ni soje-na-ba | notsi-no sirusi-to fisome-oki-si-ga.

,Dann hätte man es nicht in das Wasser werfen dürfen. Nach meiner Vermuthung war das Knäblein, als es mit Bedacht in das Wasser geworfen werden sollte, im Herzen voll Furcht und hielt sich, damit es der Vater, der es wegwarf, nicht lasse, hier und dort fest. In diesem Augenblicke zog es vielleicht die Haarnadel heraus, und indem es dieselbe als einen Baum der Stärke ergriff, fiel es herab. Es mochte wie immer sein,

wenn ich sie mir aneignete, so war es ein späteres Kennzeichen, und ich legte sie heimlich nieder.'

Sono notsi otsi-kotsi-no uwasa-wo kiku-ni | kò-tari-no mi-tatsi-no waka-gimi-wo | nan-mono-ga ubai-tori-si-to-mo i-i | mata sono waka-gimi-no kubi utan-to | sinobi-te saguru mono ari-to | kiku-ga mani-mani kokoro-odoroki | sate-wa kono waka sore naran. 窮鳥 (Kiù-teô) swa fu-tokoro-ni ire-ba | kari-suru monô dani kore-wo torazu | iwan-ja fu-si-gi-ni fune-ni iri-si | tsumi-toga-mo naki osana-go-wo.

,Wie ich später durch ein hier und dort verbreitetes Gerücht erfuhr, hatte den jungen Gebieter des Palastes des Geschlechtes Kò-tari irgend Jemand geraubt. Ich hörte auch, dass Jemand sei, der heimlich suche, um diesem jungen Gebieter das Haupt abschlagen zu können. Im Herzen voll Schrecken, sagte ich mir: Also wird es dieser junge Gebieter sein. Selbst wenn ein erschöpfter Vogel in den Busen kommt, ergreift ihn nicht der Jäger. Um wie viel mehr ist dieses der Fall bei dem auf wunderbare Weise in das Schiff gekommenen schuldlosen Knäblein!'

Mosi-mo-ja saguri-ubaware-na-ba | ika-bakari-ka-wa kutsi-wosi-karan-to | fitori-zumi-naru kokoro-jasu-sa 夜半 (jo-fan)-ni magirete kuni-wo tatsi-noki | tazi-ma-no kuni-no siru-be-ni tajori | wadzuka-ni kefuri-wo tate-taru-ni | kono ko 十三歳 (ziù-san-sai)-to iù tosi-ni | ije-wo idete kajeri-kozu. Sate-wa fisoka-ni kono watari made | kano 惡人 (aku-nin)-ra-no saguri-kite tsui-ni torajerare-ja si-tamò-ran-to | omoje-ba kokoro-mo kokoro-narade | mata 播州 (ban-siù)-ni tatsi-kojete | fisoka-ni jò-su-wo saguri-kiku-ni | sore-to tasika-ni sirarezare-ba 城下 (zeô-ka)-fadzure-ni mata 住居 (dziù-kio)-site | fi-bi-ni jò-su-wo ukagai-tsutsu | tosi-tsuki-wo furu koto sude-ni 六年 (roku-nen).

,Ich dachte: Wenn man es aufsuchte und raubte, wie sehr bedauerlich würde dieses sein? Bei der Sicherheit meines Alleinwohnens verliess ich unter dem Schutze der Mitternacht das Reich und brachte, indem ich an einer Bekanntschaft in dem Reiche Tazi-ma eine Stütze fand, in winzigem Maasse Rauch zuwege. Doch dieser Sohn ging in seinem dreizehnten Jahre aus dem Hause und kam nicht zurück. Ich dachte: Also sind heimlich bis zu dieser Durchfahrt jene schlechten Menschen im Suchen gekommen, und er wird endlich ergriffen

worden sein. Wider Willen zog ich wieder nach Fari-ma hinüber, forschte heimlich nach den Umständen und horchte, doch es war von der Sache nichts Sicheres bekannt. An dem Ende der unter der Feste befindlichen Stadt nahm ich wieder meinen Wohnort, und dass ich, Tag für Tag die Umstände beobachtend, Jahre und Monde verbringe, sind bereits sechs Jahre.'

Sikaru-ni wototsui-no jû-sari-gata 一個 (ikko)-no
 修行者 (siû-geô-zia) waga 屋 (ja)-ni itoi | *jo-so-nagara*
 君家 (kun-ka)-no 廢亡 (fai-bô)-wo-tadzune | *joku-joku mire-*
ba 熊崎 (kuma-saki)-no iri-je-ni | 闇夜 (an-ja)-nagara-mo
sukasi-mi-si | *fitori-no mono-no fu-ni sa-mo ni-tari. Ko-ja kiki-*
ojobu 無道 (bu-dô)-no 臣 (sin) | *sa-je-mon kazu-sada-ni-mo*
aran-ka-to | 君家 (kun-ka)-no ari-sama-wo kataru utsi-ni
 sono 心中 (sin-tsiû-wo saguri-miru-ni | 殘人 (zan-nin)-ni-wa
katsu-te arazu.

Indessen ruhte um die Zeit des vorgestrigen Abends ein den Wandel Ordnder in meinem Hause aus. Derselbe fragte, obgleich fremd, wegen der Zerstörung des Hauses des Gebieters. Als ich ihn ganz genau anblickte, hatte er grosse Aehnlichkeit mit dem einen Krieger, den ich an der Einfahrt von Kuma-saki in finsterner Nacht ersehen hatte. Mich fragend, ob dieses der gesetzlose Diener Sa-je-mon Kazu-sada, von dem ich gehört hatte, sein werde, erforschte ich, während er von dem Zustande des Hauses des Gebieters sprach, dessen Herz, und er war keineswegs ein verderblicher Mensch.'

Sate-wa waka-gimi-no won-mi-no uje-mo | 氣 (ki)-dzukai
arazi-to kokoro-wo jasunzi | *fazimete makura-wo takô se-si ne-gomi-*
wo okosu na-nusi-no ko-e 領主 (reô-siû)-no 人足 (nin-soku)-
 ni o-mi koso atareri. *Asatte-no asa* 伏見 (fusi-mi)-ni itare-to |
 歩役 (bu-jeki)-no 分配 (bun-fai) *inami-gataku* | *ke-sa kite*
kike-ba sika-sika-no koto-to | *jo-karanu waza-mo* 領主 (reô-
 siû)-no 直談 (ziki-dan) | *jamu koto-wo jezu sasi-dzu-no mani-*
ma | *wonna-wo nosete fasiri-si-gu* | *saki-jori tsurugi-no isakai-ni* |
mi-no ke jodatsi-te 蘆間 (asi-ma)-ni kakure | 始末 (si-
 matsu)-wo kiku-ni 修行者 (siû-geô-zia)-wa 推量 (sui-reô)-
 ni tagawazu-to i-i 片枝 (kata-je)-no kô-gai-no 合符 (ai-
 mon)-jori | *ijo-ijo waka-gimi-naru-koto akirake-si-to.*

Da ich also wegen des jungen Gebieters nicht besorgt zu sein brauchte, war ich im Herzen beruhigt. Ich war, indem ich das Polster erhöht hatte, erst eingeschlafen, als mich die Stimme des Dorfvorstehers erweckte. Er sagte: Zu einem Träger des leitenden Vorgesetzten hast du es gebracht. Uebermorgen früh tritt in Fusi-mi ein. — Bei der Zuthellung eines Fussdienstes konnte ich mich unmöglich weigern. Als ich heute Morgens ankam und hörte, nannte man mir solche und solche Dinge. Waren es auch keine guten Verrichtungen, der leitende Vorgesetzte sagte es mit eigenem Munde, und ich konnte nicht davon abstehen. Der Weisung gemäss trug ich ein Weib in einer Sänfte und lief. Bei dem voran sich entspinrenden Kampfe mit Schwertern standen mir die Haare zu Berge. Zwischen dem Schilfrohr verborgen, hörte ich den Anfang und das Ende. Aus den Reden ergab sich, dass es sich mit dem Wandel Ordnenen nicht anders verhielt, als ich vermuthete. Durch die Zusammenfügung der einästigen Haarnadel wurde es vollkommen offenbar, dass es der junge Gebieter sei.'

Itsi bu-si-zii-wo toki-akase-ba | kazu-sada i-suke-ga maje-ni ferikudari | sate-wa utugai-mo naki kò-tari- 家 (ke)-no | fana-waka-gimi-nite masi-masu-zo-ja. Onore ka-bakari sugata-wo kaje, koto-ni 殘忍 (zan-nin)-to moro-bito-no | 指頭 (si-tò)-ni kakaru sono ju-e-wa | sika-sika nari-to tokan-se-si | wori-kara kitagata sibiraku-to | ko-e kake-idzuru-wa | aka-tsuki-ke-no | 長臣 (teò-sin) furu-ta ten-zen nari.

Hiermit erklärte er alles vom Anfang bis zum Ende. Kazu-sada demüthigte sich vor I-suke und sagte: Also seid ihr ohne Zweifel der Gebieter Fana-waka aus dem Hause Kò-tari. Mein Aussehen ist so verändert, dass ich an die Finger aller Menschen als besonders grausam angehängt bin. Die Ursache davon ist — Er wollte sich erklären, als Jemand mit den Worten: Herren, einen Augenblick! sie anrief. Es war Furu-ta, Vorgesetzter der Speisen, der älteste Diener des Hauses Aka-tsuki.

Odoroku i-suke-wo jobi-kakete | nandzi-ni 託 (taku)-se-si koto-wa ika-ni. I-suke kasikomi-tsuttatte | o-sen-ga nori-taru kagō-nagara | gutto tsukkomu sira-fa-no kissaki | te-gotaje-naki-wa ibukasi-to | nawa kiri-fodoki ake-mire-ba, ani fukaran-ja o-sen-wa mo-to-jori fito-kage sara-ni arazare-ba | i-suke-wa 愕然 (gaku-

zen)-to odoroki-tsutsu | 一度 (itsi-do) narazu 再度 (sai-do)-made | utsi-morase-si koso kutsi-wosi-kere-do | dô-to 座 (za)-wo sime kutana saka-de | sude-ni 自盡 (seppuku)-nasan-to-su.

Dem erschrockenen I-suke rief er zu: Wie steht es mit der Sache, die ich dir anvertraut habe? — I-suke erhob sich ehrerbietig und löste an der Sänfte, in welche O-sen gestiegen war, mit der schnell hereingestossenen Spitze der blossen Klinge, sich wundernd, dass ihm nichts Antwort gab, die Stricke. Als er öffnete und hineinblickte, war — wie sollte man es vermuthen? von O-sen eigentlich nicht einmal der Schatten vorhanden. Erstaunt und erschrocken, bedauerte er zwar, dass sie nicht bloss einmal, sondern selbst zweimal ihm entschlüpft war, doch er setzte sich fest nieder, kehrte das Schwert um und wollte sich den Bauch aufschneiden.

Kazu-sada fase-jori sikka-to todome | sono kono moto-wa sirane-domo | kimi fadzukasimeraru toki-wa 臣 (sin) 死 (si)-su-to | madzu sono si-sui-wo katari-tamaje. Ten-zen nikko-to site i-suke-ni mukai | kago-ni o-sen-no arazaru-wo | sa-koso 不審 (fu-sin)-ni omô-beku | mata kuta-gata-mo kiki-tamaje. Ware sugitsuru koro jama-zaki-no | 離宮 (ri-kiû) 八幡 (fatsi-man)-ni môte-si-ni | 社前 (sia-zen)-no 酒樓 (siû-ro)-ni me-narezaru | 兩三 (reô-san)-no 士 (si)-to 領民 (reô-min)-no | taru-i-no te-dai teô-ku-rô | 禮節 (rei-setsu)-wo midase-si 酒宴 (siû-jen) 沈醉 (tsin-sui) | koto-ni 高聲 (kô-seô)-no mono-gatari-no utsi | kano aka-tsuki-no sai-zi-rô | aru-wa moto-faru ki-jatsu sono mama | ika-de okamasi tada okazi-to | ito nikusa-ge-naru katami-no 商議 (seô-gi).

Kazu-sada, hinzulaufend, hielt ihn mit Kraft zurück und sagte: Ich weiss zwar nicht, was der Grund ist, doch es heisst: Wenn der Gebieter mit Schande bedeckt wird, stirbt der Diener. Saget mir früher die Ursache. — Der Vorgesetzte der Speisen lächelte und sprach zu I-suke: „Dass O-sen sich nicht in der Sänfte befindet, möget ihr für sonderbar halten. Ihr Herren, höret es ebenfalls! Als ich in den verwichenen Tagen zu dem Fatsi-man des abgesonderten Palastes von Jama-zaki ging, hatten in einem vor dem Altare befindlichen Weinhause zwei bis drei mir von Anblick fremde Kriegsmänner und der zu dem Volke der Statthalterschaft gehörende Teô-

ku-rò, Hauptbediensteter des Hauses Taru-I, ein Weingelag, welches die Umgränzung der Gebräuche verwirrte. Volltrunken, sagten sie in ihrem Gespräche, das sie mit besonders lauter Stimme führten: Jener Sai-zi-rò oder Moto-faru aus dem Hause Aka-tsuki, wie wird er es bleiben lassen? Er lässt es aber nicht bleiben. — Es war ein sehr widerlicher gegenseitiger Handel'.

Ko-wa ibukasi-to sore-jori-wa | kokoro-wo jurusade ari-tsuru-ga | ko-tabi 法性寺 (fd-sìd-zi)- 家 (ke)-no tsuma-sadame-wo | 曹司 (sò-zi)-no fakaku inami-tamò | sono moto-wa kano o-sen-to | fukaku 偕老 (kai-rò)-wo tsikò-ga ju-e-to | kiku-jori nandzi-ga 思慮 (si-riò)-wo saguru-ni | o-sen-wo nozokan — 圖 (itsi-dzu)-no 計策 (kei-saku) | ito-mo ube-naru koto-nagara | mata sirizoi-te 愚意 (gu-i)-wo megurasu-ni | 領民 (reò-min) tsuminaki-ni 害 (gai-sen)-wa | motto-mo 慈惠 (zi-kei)-no mitsi nara-zi-to | fisoka-ni 曹司 (sò-zi)-wo isame-tate-matsuru-ni | kano wonna-wo dani katawaru-ni oka-ba | subete tsuma-sadame inamazi-to | sasu-ga waka-ge-no si-an-no foka | moto-jori 士 (si) 大夫 (tai-fu)-ni 妻妾 (sai-seò)-no | sadame-si are-ba nani fabakaran-to.

„Darüber verwundert, war ich seitdem nicht sorglos. Sobald ich hörte, dass der junge Sohn hinsichtlich der von Seite des Hauses des Klosters Fò-siò erfolgten Bestimmung zur Gattin aus dem Grunde entschieden sich weigert, weil er jener O-sen feierlich den Eid des gemeinschaftlichen Alterns geschworen, erforschte ich deine Gedanken. Obgleich der Plan, O-sen aus dem Wege zu räumen, etwas sehr Angemessenes war, ging ich wieder zurück und überlegte. Mir sagend, dass, wenn die Menschen des Volkes der Statthalterschaft schuldlos sind, sie morden, schlechterdings nicht der Weg des Wohlwollens und der Güte sei, wollte ich heimlich dem jungen Sohne Vorstellungen machen und ihm sagen, wenn er jenes Weib nur zur Seite hinsetzte, brauche er sich hinsichtlich der Bestimmung zur Gattin nicht zu weigern. In der That ist die Jugend anders als man denkt. Da es ursprünglich für Kriegsmänner und Grosse eine Bestimmung hinsichtlich der Gattin und der Nebenfrau gibt, was sollte er sich da schämen?

Kore-ni 決 (kes) se-si-wa keò-no jû-zari nandzi-ni kono koto tsutajen-to | omoje-do mo-faju wodori-no 刻限 (koku-gen) | 例

(rei)-no 非常 (fi-zid)-wo imasime-no tame | sinonde so-ko mi-
 meguru-ni | kano 離宮 (ri-kiû)-nite mi-kake-si 士 (si) | to-aru
 mono-gake-ni fisomi-iru-wo | si-ja ibukasi-to ukagò wori-kara |
 taru-i-no te-dai teô-ku-rò | fitori-no wotome-wo fittate-kitari |
 無 躰 (mu-tai)-ni kago-ni wosi-komete | 兩 三 (reô-san)-no 武 士
 (bu-si)-to moro-tomo-ni | tsutsumi-no kata-je fase-juku-wo miru-jori
 kokoro-ni omô jô | ko-wa kanete kiku o-sen naran-ka. Sa-ara-ba
 人 手 (fito-te)-ni watasi-na-ba | kajette koto-no totonoi-gatasi-to.

,Hierzu entschlossen, gedachte ich, heute Abend dir diese Sache mitzuthemen, doch es war bereits die bestimmte Zeit des Tanzes. Während ich wegen der üblichen Vorkehrungen gegen ungewöhnliche Ereignisse im Stillen dort umherblickte, waren die Kriegsmänner, welche ich in jenem abgesonderten Palaste gesehen hatte, in einem Verstecke verborgen. Als ich, über sie verwundert, beobachtete, zerrte Teô-ku-rò, der Hauptbedienstete des Hauses Taru-I, ein Mädchen herbei, schob sie mit Gewalt in eine Sänfte und lief zugleich mit den zwei bis drei Kriegsmännern nach der Gegend des Damms fort. Sobald ich dieses sah, dachte ich mir: Dieses wird wohl O-sen sein, von der ich früher gehört habe. Wenn man sie also anderen Händen übergibt, ist es wieder unmöglich, dass die Sache zusammenstimmt.'

Okure-si-nagara okkake-si-ni fu-si-gi-ja saki-ni osi-komerare-si | otome-wa 無 事 (bu-zi)-ni taru-i-no ama-to | ko-kage-ni ja-surò-ni kokoro-madoi | si-sai-wo toje-ba sirurenu 老 女 (rò-zio)-ga | sei-getsu-ni tsugete kore-no 息 女 (soku-dzio) | 危 急 (ki-kiû)-no koto-no fanberu-zo | fajuku odori-ba-ni ijuki-ne-to | wosije-no mani-ma koko-ni kite | jukuri-naku o-sen-ni ai-si-to i-i | o-sen-ni toje-ba kore-wa onazi-ku | teô-ku-rò-ga 無 躰 (mu-tai)-ni kago-no utsi-ni | osi-ireraru-to omoi-si-ni | fitori-no ôna-no fase-kitari warawa-wo tasuke-si-to omoi-si-ga | sore-jori notsi-wa jume utsutsu | ato-saki sirade fakarazu-mo | fawa-no ki-masu-ni ai-si-to iû.

,Als ich, obgleich ich mich verspätet hatte, ihnen nachsetzte, ruhte — o wunderbar! das Mädchen, welches vorhin in die Sänfte geschoben wurde, wohlbehalten mit der Nonne des Hauses Taru-I in dem Schatten der Bäume aus. Verblüfft fragte ich die Nonne Sei-getsu um den Grund. Sie sagte: Eine unbekannte alte Frau sagte zu mir: Die Tochter hier

schwebt in Gefahr. Gehet schnell auf den Tanzplatz! Diesem Rathe gemäss kam ich hierher und traf unvermuthet O-sen. — Ich fragte O-sen. Diese sagte auf gleiche Weise: Als ich glaubte, dass ich durch Teô-ku-rò mit Gewalt in die Sänfte geschoben worden, kam eine alte Frau herbeigelaufen. Ich glaubte, dass sie mir heraushalf. Hierauf wusste ich nicht, was Traum oder Wirklichkeit, was nachfolgte oder vorherging, und unverhofft kam die Mutter, mit der ich zusammentraf.

Kare-kore ajasi-ki wori-kara-ni | 長柄 (nagara)-watari-ni sato-mi i-suke | mata-mo o-sen-wo 害 (gai)-se-si-to | tare-tomo sirazu tsuguru-wo kiku-jori | si-sai-wo min-to futari-wo izand. Sei-getsu moro-to-mo koko-je-koko-je-to | maneki-ni sei-getsu o-sen-mo tomo-ni | i-suke-ga 氣色 (ki-siki)-wo osoru-osoru | koko-ni ide-kite kazu-sada-wo miru-jori | ko-wa waga tsuma-ka tsitsi-ujeno | joku koso kajeri-ki-mase-si-to | sei-getsu o-sen tatsi-jore-ba | ten-zen-wa 不審 (fu-sin)-nasi | sate-wa taru-i 久左衛門 (kiû-za-je-mon)-to-wa | won-mi-no koto-nite ari-keru-ka.

,Dieses und jenes war wunderbar, als Jemand — man wusste nicht, wer es war — meldete, an der Durchfahrt von Nagara habe Sa-tomi I-suke noch O-sen gemordet. Sobald ich dieses hörte, habe ich, um den Grund zu erfahren, Beide mitgenommen. Sei-getsu, kommet mit ihr hierher, hierher! — Mit diesen Worten herbeigerufen, kamen Sei-getsu und O-sen, bei dem Anblicke I-suke's furchtsam, hierher. Sobald sie Kazu-sada erblickten, drängten Beide mit den Rufen: Mein Gatte! Der Vater ist glücklich heimgekehrt! sich an ihn heran. Der Vorsteher der Speisen staunte und sagte: Also Taru-I Kiû-za-je-mon seid ihr gewesen?

Kazu-sada-wa — 揖 (itsi-jû)-si | ika-ni-mo 御領 (go-reô)-no ku-za-je-mon-wa | sunawatsi onore-ga kari-na-ni site | fukaki si-sai-no fanberu-nari-to | i-i-tsutsu kazu-sada mi-wo okosi sei-getsu o-sen-ga te-wo totte | i-suke-ga katawara-ni suje-orasime ika-ni 尼公 (ni-kô) o-sen-gimi | kore-naru sato-mi i-suke-to ijeru-zo | 尼公 (ni-kô)-ga waka-gimi 花若 (fana-waka)-dononite | o-sen-gimi-to-wa 眞 (sin)-no 連枝 (ren-si)-to.

Kazu-sada machte eine Verbeugung und sagte: Wie es auch sei, in eurer Statthalterschaft ist Ku-za-je-mon mein entlehnter Name, und es hat einen tiefen Grund. — Mit diesen

Worten erhob er sich, setzte, die Hände Beider ergreifend, Sei-getsu und O-sen an die Seite I-suke's und sprach: Frau Nonne! Herrin O-sen! Dieser sogenannte Sato-mi I-suke ist der junge Gebieter der Frau Nonne, der Herr Fana-waka, und der wahre mit der Herrin O-sen zusammengewachsene Zweig.

Kiku-jori sei-getsu omoi-kakene-do | tosi tsuki kogare-si waga ko-to kiki fana-waka naru-ka-to tori-sugaru-wo | i-suke-wa todomete ko-ja-ko-ja sa-je-mon | sei-getsu 母子 (bo-si)-ga nandzi-wo mote | wotto-jo tsitsi-to iû dani ibukasi. Saru-wo nandzi-ga tsuma ko-wo mote | mata-mo onore-ga fawa imo-uto-to-wa kata-kata sono kokoro 解 (ge)-si-gatasi.

Sei-getsu, wie unerwartet ihr dieses auch kam, sobald sie hörte, dass dieses ihr Sohn sei, um den sie durch Jahre und Monde sich gekränkt, schloss sich mit dem Rufe: Bist du Fana-waka? an ihn fest. I-suke hielt sie zurück und sagte: Höre, Sa-je-mon! Dass Sei-getsu und ihr Kind dich den Mann und den Vater nennen, ist eben wunderbar. Dass aber deine Gattin und dein Kind andererseits auch meine Mutter und meine jüngere Schwester sind, welchen Sinn dieses hat, kann ich mir unmöglich erklären.

Kazu-sada-wa 頓首 (ton-siû)-nasi | tosi-tsuki jubi-wori kaganaje-ba | kono 伊大夫 (i-ta-jû)-ga ijeru gotoku | fata-tose-tsikaki maje-tsu kata | 主君 (siû-kun) 賴憲 (jori-nori) soregasi-wo | fisoka-ni mesare ko-ja kazu-sada nare-ga mame-naru 鉄石心 (tesseki-sin) | ware siru-ga ju-e | 心中 (sin-tsiû)-no 大事 (dai-zi)-wo nokosazu tsutò nari. Nandzi-mo siru gotoku 榎 (maki)-no 方 (kata) 春 (faru)-no 井 (i) | 妻妾 (sai-seô) sono naka mutsumazi-ku 水魚 (sui-gio)-no maziwari-wo nasu-to ije-domo | sono 執念 (siû-neki) koso kasiko-kere.

Kazu-sada neigte das Haupt zu Boden und sagte: „Wenn ich Jahre und Monde an den Fingern nachzähle, so war es, wie dieser I-ta-jû sagt, nahezu vor zwanzig Jahren. Der Vorgesetzte und Gebieter Jori-nori beschied mich heimlich zu sich und sprach: O Kazu-sada! Weil ich dein redliches Herz, welches Eisen und Stein ist, kenne, theile ich dir eine wichtige Sache meines Herzens, ohne etwas wegzulassen, mit. Wie du weisst, ist das Verhältniss zwischen Maki-no-kata und Faru-no I, Gattin und Nebenfrau, ein inniges und bewirkt die Vereinigung

von Wasser und Fisch. Gleichwohl ist ihr Eigensinn zu fürchten‘.

Sugi-tsuru 夜半 (jo-wa)-no jume-no utsi | waga migi-fidari-ni maki-no kata | faru-no i moro-tomo fusi-taru-ga | futari-no mune-jori futa-tsu-no febi | araware-idete 余 (jo)-ga ma-uje-ni kata-mi-ni febi-no agito-wo narasi me-wo ikarasi-te kui-ai-si-ga | tsui-ni faru-no i-ga febi-wa kizu-tsukerare naki-no kata-no febi-wa fokori-ka-ni kasira-wo motage jo-mo-wo mi-meguri | 余 (jo)-ga 胸間 (keô-kan)-ni kidzu-tsuken-to se-si-ga | aka-tsuki-no kane makura-ni fibiki | jume-wa 痕 (ato)-naku same-tari-si-ga.

,In einem Traume, den ich in der vergangenen Mitternacht träumte, lagen zu meiner Rechten und Linken Maki-no kata und Faru-no I zugleich. Aus der Brust Beider kamen zwei Schlangen zum Vorschein und liessen über mir gegenseitig die Schlangenkinnlade ertönen, rissen zornig die Augen auf und bissen einander. Endlich wurde die Schlange Faru-no I's verwundet. Die Schlange Maki-no kata's erhob stolz das Haupt, blickte nach den vier Gegenden umher und schickte sich an, mich an der Brust zu verwunden. Die Glocke des Tagesanbruchs wiederhallte an dem Polster, und ich erwachte ohne die Spur einer Verwundung aus dem Traume.

Tsura-tsura omô-ni kono mama nara-ba | ika-naru 珍事 (tsin-zi) aran-wa sirezi | sikazu faru-no i-wo sirizoken-ni-wa-to omô mono-kara mame-mame-siki | kare-ga misawo-no tadasi-ki uje | mata-mo mi-gomori-taru josi-wo | 無下 (mu-ge)-ni nasan-mo 不便 (fu-bin) nari-to sasu-ga-ni omoi-sadamezari-si-ga faru-no i koso misoka-wo are-to | maki-no kata-jori fisoka-no 口入 (ku-niû) | suwa-ja masasi-ki jume-no ura-kata. Faja koto koko-ni ojobure-ba | nandzi kaku se-jo ware sika sen. Sono notsi nandzi faru-no i-wo 俱 (gu)-si | ika-naru kata-ni-mo sino-base-jo-to.

,Ich überlegte reiflich und dachte: Wenn es so bleibt, weiss man nicht, was für Seltsamkeiten es geben wird. Man muss Faru-no I zurücktreten lassen. — Sofort dachte ich wieder: Bei ihrer Redlichkeit ihre lautere Festigkeit, ferner ihre Schwangerschaft auf das Niedrigste veranschlagen, wäre bedauerlich. — Ich war in der That nicht entschlössen. Die heimliche Hinterbringung von Seite Maki-no kata's, dass Faru-

no I einen Buhlen habe, siehe da! es ist die richtige Auslegung des Traumes. Da es mit der Sache bereits bis dahin gekommen ist, so thue du so und so, ich werde so und so thun. Hierauf leiste du Faru-no I Gesellschaft und verstecke sie in irgend einer Gegend‘.

Ki-gane soko-baku tamavare-ba | kimi-no 懇命 (kon-mei) 辭 (zi)-zi gataku | soregasi misoka-wo-no katatsi nasi | kimi-mo ikari-no sama nasi-tamai | soregasi-ni 命 (mei)-zite utsi-sute-to no-tamd. Saru-kara 郊外 (kô-guai)-ni 誅 (tsiû)-su-wo na-to si, sono 夜 (jo) siru-be-no kata-ni adzuke | 誅 (tsiû)-se-si sama-nite tatsi-kajeri-si-ga.

„Da er mir gelbes Gold in Menge schenkte, konnte ich mich bei dem ernstesten Befehle des Gebieters unmöglich weigern. Ich machte den Buhlen, der Gebieter stellte sich zornig und befahl mir, sie zu tödten und liegen zu lassen. Ich gab somit vor, dass ich sie ausserhalb der Vorwerke hinrichte, liess sie in dieser Nacht bei einem Bekannten in Verwahrung, und indem ich that, als ob ich sie hingerichtet hätte, kehrte ich sogleich zurück‘.

Ani fakaran fito utte | fana-waka-gimi-wo kakuse-si-wa | sono kokoro josi-asi wakatazu. Kata-gata waka-gimi-wo saguranto | 主君 (siû-kun)-ni 離別 (ri-betsu)-no 情 (zîd)-wo nobe | fisoka-ni faru-no i-gimi-wo tomonai-te | kono jama-zaki-no kata fotori-ni | sumi-ka-wo motome omote-ni-wa | nanigasi-ga 妻 (me)-to kari-ni jobi | jori-jori jakata-no 安否 (an-fi)-wo kiku-ni | ani fakaran-ju fodo-mo naku | 賴憲 (jori-nori)- 公 (kô)-ni-wa 危急 (ki-kiû)-no koto-nite 逝去 (sei-kio)-masi-masi 國政 (koku-sei)-wa | 一圓 (itsi-jen) 主計 (kazu-je)-ga fosi-i-mama-ni | nasu naru josi-wo kiku-jori-mo | sono 遺感 (i-kan) fito kata-narazu.

„Wie sollte man es vermuthen? Es war Jemand, der den Gebieter Fana-waka versteckte, und ob es in guter oder schlechter Absicht geschehen, erkannte man nicht. Um den jungen Gebieter in verschiedenen Gegenden aufzusuchen, erklärte ich dem Vorgesetzten und Gebieter, dass ich geneigt sei, mich zu trennen. Indem ich die Gebieterin Faru-no I heimlich begleitete, suchte ich hier in der Nähe von Jama-zaki einen Wohnort und nannte sie zum Scheine meine Gattin. Während

ich von Zeit zu Zeit hörte, wie es in dem Palaste stehe, hörte ich — wie sollte man es vermuthen? nicht lange nachher in Betreff des Fürsten Jori-nori, dass er in Gefahr und Bedrängniß aus der Welt geschieden, dass die Lenkung des Reiches ganz der Willkür des Rechnungsvorstehers überlassen sei. Meine Theilnahme war keine geringe.'

Faru-no i-gimi-mo kore-wo kikasi-te | midori-no kuro-gami-wo nagi-tamè. Onore-mo 有髮 (u-fatsu)-no 廻國 (kuai-koku) 修行 (siù-geô) 主君 (siù-kun)-no on-tame futu-tsu-ni-wa fana-waka-gimi-no 生死 (seô-si)-no fodo-mo | kiki-sadamen-to ije-wo 辞 (zi)-si amaneku kuni-guni-wo fe-meguri-si-ni | furu-sato-no natsukasi-sa | sinobi-te 播州 (ban-siù)-ni 着 (tsiaku)-se-si-ga | kimi-ga 別館 (bekkuan)-no 廢亡 (fai-bô)-wo kano 伊大夫 (i-ta-jû)-to-wa sirane-domo | 農夫 (nô-fu)-ni kuwasi-ku kiki-si-jori | fisoka-ni abara-ju-ni — 宿 (issiùku-si) | 妖怪 (jô-kuai)-no 有無 (u-mu)-wo kokoro-mi-si-ni.

,Die Gebieterin Faru-no I, als sie dieses hörte, schor ihr grünschwarzes Haupthaar ab. Ich selbst, als ein das Haupthaar behaltender, in den Reichen herumziehender Ordner des Wandels, nahm des Vorgesetzten und Gebieters wegen, dann auch, um über Leben und Tod des Gebieters Fana-waka Gewisses zu hören, von dem Hause Abschied und wanderte in sämtlichen Reichen umher. In der Sehnsucht nach meiner Heimath gelangte ich heimlich nach Fari-ma. Warum der besondere Palast des Gebieters zerstört sei, wusste jener I-ta-jû zwar nicht, doch nachdem ich von dem Ackersmanne genaue Kunde eingezogen, übernachtete ich insgeheim in dem zerstörten Hause und suchte zu erfahren, ob es eine Ungeheuerlichkeit gebe oder nicht.

Tajete ajasi-mi-mo na-kari-si-ka-domo | aka-tsuki-tsikaki jume-no utsi-ni | 一個 (ikko)-no 幽魂 (jû-kon) makura-kami-ni tatte | on-mi-ga motomuru waka-gimi koso asatte-no fi-ni siruru-besi. Isogi jodo-gawa-wo noboru-besi | jume na-utagai-tamaiso-to | iû-ka-to omoje-ba sino-no me-no | sora-danome-naru jume-no utsi-to | omoi-nagara-mo josi-ja waga | sumi-ka-mo tsikasi. Saiwai-ni | faru-no i-gimi-ni-mo 謁 (es) sen-to | isogi kajeruru kono tokoro futusi-te 主從 (siù-zii) meguri-ð | 奇緣 (ki-jen)-no fodo koso fu-si-gi nare-to.

„Es gab durchaus nichts Wunderbares, allein in einem Traume, den ich gegen Tagesanbruch träumte, stand ein Geist über dem Polster und sagte: Der junge Gebieter, den ihr sucht, wird an dem morgigen Tage erkannt werden. Ihr sollet eilig zu dem Flusse Jodo-gawa hinaufziehen. Seid ja nicht im Zweifel! — So, wie ich glaube, sagte er. Ich hielt es für einen bei Tagesgrauen geträumten unzuverlässigen Traum, doch dachte ich: Gesetz auch, so ist mein Wohnort nahe. Ich werde glücklicher Weise die Gebieterin Faru-no I besuchen! — Indem ich eilig heimkehrte, traf ich an diesem Orte im Umherwandern wirklich den Vorgesetzten und die Begleiter. Die Beschaffenheit der wunderbaren Beziehung ist seltsam.“

Ari-si si-dai-wo katari-oware-ba | sei-getsu- 尼 (ni)-wa
舊懷 (*kiû-kwai*)-no | *namida-wo osajé-kane-nagara | ima kazu-*
sada-nusi-ga tokeru gotoku | mi-wa nure-ginu-wo oi-si kanasi-sa | jai-
ba-ni fusi-te moro-fito-ni | akaki kokoro-wo misen-to omoje-do | wori-
fusi kimi-ga on-nasake-no tane-wo jadose-ba | u-ba-tama-no | jami-
jori jami-ni majowasanan-to | imada minu 子 (ko)-ni kokoro-fikare |
wosi-karanu tsuki-fi-wo okuri-tsutsu | umi-otose-si-wa kono o-sen.

Als er mit der Erzählung des Vorgefallenen zu Ende war, sagte die Nonne Sei-getsu, die längst angesammelten Thränen zu unterdrücken nicht im Stande: „In meiner Traurigkeit darüber, dass ich, wie jetzt Herr Kazu-sada dargelegt hat, ein feuchtes Kleid auf dem Rücken trug, gedachte ich, mich in die Klinge zu stürzen und allen Menschen das rothe Herz zu zeigen, doch da ich die Saat der zeitweiligen Neigung des Gebieters beherbergte, wollte ich nicht von schwarzer Finsterniss in Finsterniss irren lassen. Von dem Kinde, das ich noch nicht sah, im Herzen angezogen, verlebte ich die nicht bedauerten Monde und Tage, und das Geborene war diese O-sen.“

Sare-domo 世 (jo)-wa-ba fabakari-te | kazu-sada-nusi-wo
tsitsi-to jobi | fawo-wo tsikara-ni fawa-wa 子 (ko)-wo | tajori-
to nasi-te | kono tosi-tsuki tsuraki 辛 劬 (sin-ku)-wo nase-si
kai | 死 (si)-se-si-to omoi-si fana-waka-wa | sitasi-ku kataré i-suke-
nusi-to-wa | 神 (kami) naranu mi-no sirade sugi-si | 金 閣
(kin-kaku) mède-no kageru-sa-ni | on-mi-ni fazimete ai- 竹 (take)-
no | 伏 見 (fusi-mi)-no sato-jori on-mi-no se-na-ni | oware-tari-
si-mo oja-to ko-no | tsukinu jeni-si ari-si-ka-to | kata-mi-ni te-ni
te-wo tori-kawasi | uresi-namida-wo nagase-si-ga.

,Indessen, vor der Welt mich schämend, nannte ich Herrn Kazu-sada Vater. Dass sie auf die Mutter baute, die Mutter das Kind zur Stütze machte und diese Jahre und Monde hindurch harte Mühsal ertrug, war von Nutzen. Indem ich, da ich keine Gottheit bin, nicht wusste, dass Fana-waka, den ich für gestorben hielt, Herr I-suke sei, mit dem ich selbst gesprochen, traf ich auf der Rückkehr von dem Besuche in dem goldenen Söller mit dir zum ersten Male zusammen. Dass ich von dem Dorfe Fusi-mi aus auf deinem Rücken getragen wurde, ist wohl das nicht endende Verhältniss zwischen Aeltern und Kind gewesen.' — Hier nahmen sie sich gegenseitig bei der Hand und vergossen Freudenthränen.

Ten-zen-wa kata-gata-no | 奇遇 (*ki-gū*)-wo fotondo 感歎 (*kan-tan*)-si | *saru-nite-mo* 母子 (*bo-si*) 主從 (*siū-ziū*) | *sasoi-atsume-si ajasi-ki* 老女 (*rō-dzū*) | *ika-naru* 靈 (*rei*)-no *nasu waza-ni-ja-to* | *ibukaru kata-je-no* 蘆間 (*asi-ma*)-jori | *batto* 陰氣 (*in-ki*)-no *tatsu-to fitosi-ku* | *ito-mo jase-taru wonna-no sugata* | *same-zame-to naku kawo-katatsi-wo* | *faru-no i-wa tsukudzuku mite* | *won-mi maki-no kata-ni masi-masazu-ja*. *Kazu-sada-mo me-wo tomete* | *geni-mo* 篤 *(toku-toku)* *mi-tate-matsure-ba* | *tajete fisasi-ki oku-gata narazu-ja-to*.

Der Vorgesetzte der Speisen, die merkwürdige Begegnung dieser Menschen sich zu Herzen nehmend, sprach verwundert: Die seltsame alte Frau, welche Mutter und Kind, Vorgesetzten und Diener zusammenführte, was für eines Geistes Werk ist es, welches sie verrichtet? — Zwischen dem zur Seite befindlichen Schilfrohr kam plötzlich, mit der aufsteigenden Luft der Finsterniss gleich, die Gestalt eines sehr abgemagerten Weibes bitterlich weinend hervor. Faru-no I, genau ihr in das Angesicht blickend, fragte: Seid ihr nicht Maki-no kata? — Auch Kazu-sada heftete das Auge auf sie und sagte: Ich betrachte euch in der That aufmerksam. Seid ihr nicht die lange Zeit getrennte Hausfrau?

Faru-no i moro-tomo tsika-joru-ni | *aru-ka naki-ka-ni kagerō-no* | *faka-naki-nagara taje-daje-no* | *musi-no ne naseru ko-e ari-te medzurasi-ja faru-no i-gimi* | *kazu-sada-nusi-ni-mo asamasi-ki sugata-wo ma-mije-mdsan-wa* | *ito-mo fadzukasi sari-nagara* | 懺悔 (*san-ge*)-ni *tsumi-wo* 滅 (*mes*) *su-to kike-ba* | *sore-wo tsikara-ni*

ari-si 世 (jo)-no , kitanaki kokoro-no kazu-kazu-wo | koto nagaku-to-mo kiki-te tabe.

Als Faru-no I zugleich nahe trat, erklang undeutlich eine dem abgerissenen Insectentone der vergänglichen Libelle ähnliche Stimme, welche sagte: ‚Dass ich vor der seltenen Gebieterin Faru-no I und dem Herrn Kazu-sada in ärmlicher Gestalt erscheinen werde, ist sehr beschämend. Indessen hörte ich: Durch Busse tilgt man die Schuld. Kraft dessen möget ihr die zahlreichen unreinen Neigungen der gewesenen Welt, ist die Sache auch langwierig, hören‘.

Saki-ni kazu-sada-ga ijeri-si gotoku | faru-no i-gimi-wo waga kimi-no | itsukusi-mi-masi-masu-ga kokoro-nikuku | ito neta-masi-ku omô-kara | kôri-kazuje-ni omô mune-wo | utsi-akasi-tsutsu fakari-goto-wo koje-ba | sika-sika se-jo-to osije-si mama | faru-no i-gimi-ni misoka-wo ari-to | ato-nasi-koto-wo makoto-si-jaka-ni
 口入 (kô-niû)-se-si-ka-ba fakari-no gotoku | waga kimi-no koto-ni ikari-masi-te | faru-no i-gimi-wo 困 (kô)-zesime | tsui-ni sa-je-mon-wo site 誅 (tsiû)-sesime-tamò.

‚Wie früher Kazu-sada gesagt, voll Verdruss darüber, dass der Gebieter die Gebieterin Faru-no I begünstigte, empfand ich grossen Neid, und indem ich dem Vorsteher der Rechnungen des Kreises meine Gedanken mittheilte, bat ich ihn um Rath. Er rieth mir, so und so zu thun. Diesem gemäss hinterbrachte ich auf eine Weise, als ob es wahr wäre, das unbegründete Wort, dass die Gebieterin Faru-no I einen Buhlen habe. Wie zu vermuthen, war mein Gebieter besonders zornig. Er brachte die Gebieterin Faru-no I in Verlegenheit und liess sie hierauf durch Sa-je-mon hinrichten.‘

Kazuje-wa nawo-mo ne-wo tatan-to | fana-waka-dono-wo fisoka-ni ubai | kuma-saki-to jaran iri-je-ni sidzume | warawa-ga nozomi-wo kanaje-si-ga sore-jori warawa-ni to-ni kaku-to | 戀慕 (ren-bo)-no 情 (zið)-wo kaki-kudoku. Ko-wa mitsi-naranu mono-to omoje-do | warawa-ga 密事 (mitsu-zi)-wo nasi-owose | koto totonoje-si uje-kara-wa | ina-to-mo sasu-ga je-mo iwade | kare-ga mani-mani mi-wo makase.

‚Der Vorgesetzte der Rechnungen, um noch mehr die Wurzel abzuschneiden, raubte heimlich den Herrn Fana-waka, versenkte ihn in der Einfahrt von Kuma-saki und erfüllte meinen Wunsch. Hierauf sprach er zu mir auf jede Weise

von der Heftigkeit seiner Neigung. Ich hielt dieses zwar für etwas Ungebührendes, doch weil er meine Geheimnisse bei sich trug und die Sache eingerichtet hatte, konnte ich tatsächlich nicht Nein sagen und überliess mich seinem Willen.'

Makura-no kazu-wo kasanure-ba | itsu-si kimi-wo uku omoi | mata-no kazuje-to fakari-tsutsu | 勿躰 (mottai)-naku-mo waga kimi-ni | 鳩毒 (tsin-doku)-wo susume momo-tose-no jowai-wo tsidzime-tate-matsuri | sore-jori-wa tare fabakaran ' tsuma-jo wotto-to namameki-te | 日夜 (nitsi-ja) 淫樂 (in-raku)-wo fosi-mama-ni se-si-ni | 天罰 (ten-batsu) ika-de nogaru-beku | waga mesi-tsukò 浪 (nami)-no 上 (uje)-to iû kosi-moto-ni mata-mo-ja kokoro-wo kajowasi-te | 妾 (seô)-ni-mo kowade soba-me-to se-si-ni.

,Als er die Zahl der Polster vermehrte, dachte ich einst bekümmert an den Gebieter. Indem ich mich nochmals mit dem Vorgesetzten der Rechnungen berieth, reichte ich schändlicher Weise meinem Gebieter Gift und verkürzte sein hundertjähriges Lebensalter. Hierauf — wer sollte sich schämen? schmeichelte ich mich ein wie die Gattin bei dem Manne und beging Tag und Nacht Ausschweifungen nach Gefallen. Wie konnte ich der Himmelsstrafe entkommen? Mit einer Aufwärterin Namens Nami-no uje, welche ich in Dienst nahm, tauschte er ebenfalls die Gedanken aus und machte sie, ohne sie von mir auszubitten, zur Nebenfrau.'

Kano nami-no uje-wa kawo-ni ni-ge-naki 毒婦 (doku-fu) nare-ba | sama-zama jokosima-wo susume-tsutsu | tsui-ni warawamo 毒殺 (doku-sas) serare-nu. 因果 (In-gua) 的報 (teki-fô)-no 世 (jo)-no ari-sama | 自業自得 (zi-gò-zi-toku)-to i-i-nagara | semete-wa kazuje-ga 惡逆 (aku-giaku)-wo | kono kata-gata-ni tsuge-uttajen-to | kare-kore koko-ni-wa 誘引 (jû-in)-seri.

,Diese Nami-no uje war, im Widerspruche mit ihrem Gesichte, ein boshaftes Weib. Sie beredete ihn zu allerlei Unrecht, und zuletzt ward auch ich durch Gift getödtet. Nach der Beschaffenheit der Welt der Strafe für Böses, der treffenden Vergeltung empfängt man je nach den Werken, doch um wenigstens die Unthaten des Vorstehers der Rechnungen euch Allen anzuzeigen, habe ich jeden Einzelnen hierher geführt,

Sate-mata saki-ni i-suke-nusi-ga | o-sen-nusi-zo-to 切害
(setsu-gai)-nase-si-wa | 別人 (betsu-zin) narade maje-ni toki-si |
kazuje-ga soba-me-no 浪 (nami)-no 上 (uje) nari. Warawa-ga
恩遇 (on-gû)-wo wasururu-nomi-ka. Kare-ga 舌刀 (zettô)-
ni 害 (gai)-serare-tare-ba | waga 執念 (siû-neki)-nite i-suke-
nusi-ga te-wo kari-motsi-te 本懷 (fon-guai)-wo 達 (tas) seri.

,Ferner ist diejenige, welche vorhin Herr I-suke, sie für die Gebieterin O-sen haltend, mit dem Schwerte tödtete, keine andere, als Nami-no uje, die Nebenfrau des Rechnungsvorstehers, über welche ich früher Aufschluss gegeben habe. Vergisst man einfach meine gütige Begegnung? Da ich durch ihr Zungenschwert gemordet wurde, hat durch meine Grimmigkeit Herr I-suke die Hand geliehen und ihren Busen durchdrungen.'

Kakaru 殘忍 (zan-nin)-no warawa-ga fara-ni | 出生
(siûsseô)-nase-si 伴五郎 (ban-go-rô) 天 (ten)-no nikuni-ni
無頼 (bu-rai)-no wotsi-wotsi | kono notsi i-suke-nusi-wo kimi-
to ðgi | 神足 (kô-tari) 氏 (udzi)-wo tsugase-tamaje. Mata ban-
go-rô-wa sikasu-ga-ni | jori-nori-kô-no on-tane nare-ba | kôri-no
ije-wo tsugasimete | nagaku 家臣 (ka-sin)-to nasasime-tamaje.
Waga 念力 (nen-riki) mote keô tada-ima jokosima-wo sizoke
su-e-nagaku | kô-tari-udzi-no 忠楚 (tsiû-so)-to nasan-to.

,Der aus meinem, der so Grausamen, Leibe hervorgekommene Ban-go-rô spielt zum Abscheu des Himmels nichtswürdige Stücke. Von jetzt blicket zu dem Herrn I-suke als dem Gebieter empor und lasset ihn das Geschlecht Kô-tari fortsetzen. Da ferner Ban-go-rô in der That der Sprössling des Fürsten Jori-nori ist, so lasset ihn das Haus des Kreises fortsetzen und für immer sich zu einem Diener des Hauses machen. Durch meinen Entschluss wird er heute, eben jetzt, das Unrecht zurückweisen und lange Zeit bis zu Ende bei dem Geschlechte Kô-tari sich zum Fussgestell der Redlichkeit machen.'

Kotoba-no sita-jori fitori-no oni-bi | idre-fusi-taru ban-gô-rô-
ga | mune-no aida-ni iru-to mije-si-ga | jagate ban-go-rô 無苦
(mu-ku)-to oki-te | atari-wo nagame i-suke-ga maje-ni nukadzuki-
nasi | saki-jori 夢中 (mu-tsiû)-ni naki-bawa-no | sugi-kosi-kata-
no 始末 (si-matsu)-wo katari | itaku onore-wo imasime-tamai-
si | sirazaru koto tote 同根 (dô-kon)-no | waga imo-uto-wo
掛戀 (ken-ren)-si | mata 兄弟 (keô-dai)-to 白刃 (faku-

zin)-wo awuse-si koto koso kasiko-kere. Ima-jori notsi-wa 邪惡
(zia-aku)-wo tôzake | nagaku kò-tari-no omi taran-to | 惡念
(aku-nen) tatsi-matsi 發起 (fokki)-site | 信義 (sin-gi)-no
mono-no fu-to nari-taru-wa | ito ari-gataki koto nari-keri.

Am Schlusse dieser Worte schien ein Irrlicht in die Brust des zu Boden gefallenen Ban-go-rò zu dringen. Ban-go-rò stand sogleich unverdrossen auf, blickte vor sich hin und vor I-suke sich niederbeugend, sagte er: Vorhin erzählte mir im Traume die todte Mutter den Anfang und das Ende längstvergangener Dinge. Es war Unbekanntes, wegen dessen sie mich streng tadelte. Dass ich zu meiner jüngern Schwester, welche aus derselben Wurzel gesprossen, in Liebe entbrannte, ferner mit dem Bruder die blossе Klinge kreuzte, es erfüllt mich mit Scheu. Von nun an werde ich das Böse fernhalten und für immer der Diener des Geschlechtes Kò-tari sein. — Indem seine bösen Gedanken plötzlich verflogen, wurde er ein treuer und gerechter Kriegermann: es war etwas sehr Schätzbares.

Maki-no kata-no 亡靈 (bò-rei)-wa | kawa-kami-wo kitto mite | are-are kanata-ni ma-fo agete | koko-ni noboreru funa-kage koso. 國賊 (Koku-zoku) kazuje 信道 (nobu-mitsi)-ga | ban-go-rò-no mukai-to 稱 (seò)-si | kokoro-no utsi-ni-wa 謀計 (bò-kei) atte | mijako-ni noboreru fune nari-keri. Toki-mo wori tote koko-ni kuru koso 天網 (ten-mô) nogarezaru tokoro nari. Ana uresi-ja-to iû-ka-to omoje-ba | sugata-wa mijezu nari-ni-keri.

Der Geist Maki-no kata's blickte scharf nach dem oberen Laufe des Flusses und sprach: Dort auf jener Seite hat man ein Segel aufgespannt, hier ist das Bild eines heraufahrenden Schiffes. Der Reichsräuber, der Rechnungsvorsteher Nobu-mitsi gibt vor, Ban-go-rò entgegen zu ziehen, in seinem Herzen hat er Hinterlist, es war das nach Mijako hinauffahrende Schiff. Meinend, es sei die Zeit, kommt er hierher, es ist der Ort, wo er dem Netze des Himmels nicht entkommt. O wie erfreulich! — Man glaubte, dass sie so sprach, und ihre Gestalt war verschwunden.

Bemerkung.

Das zehnte Capitel folgt an einem anderen Orte nachträglich.

Ueber die Endsilben der altnordischen Sprache.

Von

Richard Heinzel.

Einleitung.

Die Gestalt der altnordischen Sprache, wie wir sie aus den Handschriften des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte kennen, muss schon geraume Zeit vorher ausgebildet worden sein. Denn die Inschriften, welche die dänischen Könige Gorm und Harald Ende des neunten oder in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts¹ in Jaellinge einhauen liessen, zeigen im wesentlichen schon das nordische unserer Grammatiken. Ueber die Jaellingesteine siehe Wimmer *Opuscula ad Madvigium a discipulis missa* S. 193 ff.

Denselben Sprachformen aber begegnen wir auch in einer Reihe runischer Denkmäler, welche zwar keine historische Fixierung zulassen, aber sich eines alterthümlicheren Alphabets bedienen als die jaellingischen, die Steine von Kalderup, Snoldelev, Helnaes u. s. w. Ebenfalls dänische Inschriften, welche demnach nicht mit den Jaellingesteinen als gleichzeitig angenommen werden dürfen. Ein Jahrhundert können wir getrost als Zwischenraum ansetzen. S. Wimmer *Runeskriptens oprindelse* S. 177.

Vorangehen müssen diesen verhältnissmässig jungen Inschriften jene, welche ganz in dem älteren Alphabet, der längeren Reihe, abgefasst sind. Verschiedenheiten in Gestalt und Verwerthung der Zeichen, sich deckend mit Verschieden-

¹ Dahlmann *Geschichte von Dänemark* I, 68 ff.

heiten der Lautgebung, nöthigen die Zeit dieser sehr alten Denkmäler in zwei Perioden zu zerlegen, die eine die der ältesten Schrift und der ältesten Sprache, die zweite einen Uebergang bildend.

Die Sprachformen nun, welche die älteste Periode bietet, sind so beschaffen, dass sie unmittelbar oder sehr bald nach der Geburt des germanischen Sprachtypus, d. i. nach Eintritt des vocalischen Auslautgesetzes, entstanden sein können. Dadurch ergibt sich eine mit der Geschichte der Schrift parallele Periodisierung der nordischen Sprache seit ihrer Ablösung von einer europäisch-arischen Urform bis auf die Zeit der uns geläufigen Sprachform von selbst. Denn wenn es auch gar keine älteren Inschriften gäbe als die von Kalderup oder die Jaellingesteine, so müsste man doch versuchen, die nordische Schriftsprache von einer älteren Form abzuleiten, welche aus einer Vergleichung der ältesten germanischen Sprachen mit den übrigen der europäisch-arischen Gruppe, sowie mit der nordischen Schriftsprache zu erschliessen wäre. Dass der Infinitiv im ältesten nordisch einmal *faran* gelautet, der Genitiv Sing. der masc. neut. *a*-Stämme einen Vocal vor dem *s* gehabt haben müsse u. s. w., kann man mit aller Sicherheit voraussetzen. Und da z. B. der *i*-Umlaut im gewöhnlichen Nordisch nicht mehr wirkt, in der ältesten nach Massgabe der übrigen germanischen Dialekte noch nicht vorhanden war, ergibt sich nothwendig eine zweite Periode.

Die dritte Periode bildet die Sprache unserer Handschriften, welche aber, wie gesagt, sich bis vor die Zeit König Gorms zurück verfolgen lässt.

In dem folgenden ist der Versuch gemacht, ein Bild der nordischen Sprachentwicklung — vorzugsweise aber doch nicht ausschliesslich der Endungen — in diesen drei Perioden zu zeichnen: für die erste und zweite Periode sind die inschriftlichen Belege des ersten und zweiten Alphabets, nach Wimmers Eintheilung, Runeskriptens oprindelse S. 177 beigesetzt.

Die Endungen sind bei jedem Vocal zunächst in Gruppen gesondert, welche sich aus dem gleichen Schicksal der unter ihnen vereinigten Fälle ergeben: innerhalb derselben herrscht alphabetische Ordnung.

Eingerückt sind die Formen, in welchen der fragliche Vocal nach Eintritt der vocalischen Auslautgesetze vor der letzten Silbe zu stehen kommt, eingeklammert jene, welche später durch Analogiebildungen verdrängt wurden, so wie diese selbst.

Die Beispiele sind zum grossen Theil die Paradigmen der Wimmer'schen Grammatik. Hie und da wurden andere Wörter gewählt, um die Einwirkung des Umlautes ersichtlich zu machen. Die meisten werden am Schluss der Abhandlung zu dem gewöhnlichen Schema der Declination und Conjugation vereinigt vorgeführt.

Vor den Auslautgesetzen.

Letzte Silbe.

A	-am	. . . . .
	-ans	. . . . .
Â	-â	. . . . .
	-ân	. . . . .
	-âr	. . . . .
	-ât	. . . . .
Â	-âa	. . . . .
	-âm, -aâm, -ââm	. . . . .
	-ân	. . . . .
	-âs	. . . . .

Erste Periode.

Letzte Silbe.

<i>armâ</i> (A. Sg.), <i>staina</i> Tune, <i>landâ</i> (N. A. Sg.), horna (A. Sg.) Gallehuus, hlaiva (N. Sg.) Bô, <i>spakanâ</i> (A. Sg. Masc.), <i>minâ</i> (G. Sg.), <i>innanâ</i> (Adv.)
<i>armann</i> (A. Pl.), <i>spakann</i> (A. Pl. Masc.)
<i>landu</i> (N. A. Pl.), <i>vaku</i> (N. Sg.), Saralu Orstad, <i>spaku</i> (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.), [<i>faru</i> (1. Sg.)]
<i>hana</i> (N. Sg.), M(a)r(f)la Etelhem, Wiwila Vaeblungsnaes, Niuwila Varde.
<i>fadar</i> (N. Sg.)
<i>tamida</i> (3. Sg.), w(o)rta Etelhem.
<i>kallô</i> (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])
<i>mannô</i> (G. Pl.), arbingano Tune, <i>spakarô</i> , <i>armô</i> (G. Pl.), [<i>vakô</i> (A. Sg.)], <i>vakô</i> (G. Pl.), <i>spakô</i> (A. Sg. Fem.), <i>tamidô</i> (1. Sg.), tawido Gallehuus, faihido Einang, wird <i>tamdô</i> , worahto Tune.
<i>tungô</i> (N. Sg.), Fino Berga, Luthro Dalby, Hariso Himlinghöje, <i>augô</i> (N. A. Sg.)
<i>armôr</i> (N. Pl.), <i>vakôr</i> (G. Sg. N. A. Pl.), ThuingoR (G. Sg.) Tune, runoR (A. Pl.) Varnum, Einang, <i>thaiôr</i> (N. A. Pl. Fem.)

Zweite Periode.

Letzte Silbe.

A *arma* (A. Sg.) *Hariwulafa* *Ista-*
by, *Hathuwolafa* *Gommor*,
landa (N. A. Pl.), *spakana*
(A. Sg. Masc.), *mína* (G. Sg.),
innona (Adv.)

arman (A. Pl.), *spakan* (A. Pl.
Masc.)

Â *löndu* (N. A. Pl.), *vöku* (N. Sg.),
spöku (N. Sg. Fem. N. A. Pl.
Neut.), [*föru* (1. Sg.)]

hane (N. Sg.), *daude* *Björketorp*.

fader (N. Sg.)

tamde (3. Sg.), *sate* *Gommor*,
wurte ? *Tjörkö*.

Â *kallá* (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])
manná, *spakará*, *armá*, *vaká*
(G. Pl.), [*vaká* (A. Sg.)], *spaká*
(A. Sg. Fem.), *tamdá* (1. Sg.)

tungá (N. Sg.), *augá* (N. Sg.)

armár (N. Pl.), *vakár* (G. Sg. N.
A. Pl.), *runaR* (A. Pl.) *Istaby*,
Björketorp, *runoR* *Tjörkö*,
ronoR *Stentofte*, *thaiár* (N.
A. Pl. Fem.), *thaiar* (A. Pl.)
Istaby.

Dritte Periode.

Letzte Silbe.

arm (A. Sg.), *land* (N. A. Sg.),
spakan (A. Sg. Masc.), *mín*
(G. Sg.), *innan* (Adv.)

arma (A. Pl.), *spaka* (A. Pl. Masc.)

lönd (N. A. Pl.), *vök* (N. Sg.),
spök (N. Sg. Fem. N. A. Pl.
Neut.), [*fer* (1. Sg.)]

hani (N. Sg.)

faðir (N. Sg.)

tamdi (3. Sg.)

kalla (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])
manna, *spakra*, *arma*, *vaka* (G.
Pl.), [*vök* (A. Sg.)], *spaka*
(A. Sg. Fem.), *tamda* (1. Sg.)

tunga (N. Sg.), *auga* (N. Sg.)

armar (N. Pl.), *vakar* (G. Sg.
N. A. Pl.), *thær* (N. A. Pl. Fem.)

Vor den Auslautgesetzen.

Letzte Silbe.

-âs	
-ât	
-ânt	

Vor der letzten Silbe.

A	-anam (-alam, -aram)
	-anam
	-anâm
	-anas
	-ani
	-antân
	-anti
	-alus
	-anas
	-aras
	-alâ, -alasmâi, -alâi, -alai, -alaias, -alanam
	-anai
	-arai
	-asja

Erste Periode.

Letzte Silbe.

aptôr (Adv.)
illô (Adv.)
tamidôn (3. Pl.) wird tamdun.

Vor der letzten Silbe.

thumalâ, aptanâ, hamarâ (A. Sg.), spakanâ, gamalanâ, audeganâ (A. Sg. Masc.), innanâ (Adv.)
hanan (A. Sg.) [hananô(G.Pl.)], arbingano Tune, auganô (G. Pl.)
hanann (G. Sg. A. Pl.), [hanann (N. Pl.)], Kethan (G. Sg.) Belland.
faran (Inf.), hanan (D. Sg.) witadahalaiban Tune. faranda (Part. Prs.)
farann (3. Pl.)
thumalr (N. Sg.)
aptanr (N. Sg.)
hamarr (N. Sg.)
gamalu (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.), gamalummu (D. Sg. Masc.), gamalu (D. Sg. Neut.), thumale (D. Sg.), gamaler (N. Pl. Masc.), gamalanâ (A. Sg. Masc.)
aptane (D. Sg.)
hamare (D. Sg.)
armass, thumalass, aptanass, hamarass (G. Sg.), Hnabdas Bö, Godagas Valsfjord, lan- dass (G. Sg.), onkas (D. Pl.)

Zweite Periode.

Letzte Silbe.

aptár (Adv.)*illá* (Adv.)*tömdun* (3. Pl.)

Vor der letzten Silbe.

A *thumala*, *aptana*, *hamara*
 (A. Sg.), *spakana*, *gama-*
lana, *audegana* (A. Sg.
 Masc.), *innana* (Adv.)
hanan (A. Sg.)
 [*hananá* (G. Pl.)], *auganá*
 (G. Pl.)
hanan (G. Sg. A. Pl.), [*hanan*
 (N. Pl.)]
faran (Inf.), *hanan* (D. Sg.)

farande (Part. Prs.)*faran* (3. Pl.)*thumalr* (N. Sg.)*aptanr* (N. Sg.)*hamarr* (N. Sg.)

gömulu (N. Sg. Fem. N. A.
 Pl. Neut.), *gömulumu* (D.
 Sg. Masc.), *gömulu* (D.
 Sg. Neut.), *thumale* (D.
 Sg.), *gamaler* (N. Pl.
 Masc.), *gamalana* (A. Sg.
 Masc.)

aptane (D. Sg.)*hamare* (D. Sg.)

armas, *thumalas*, *aptanas*, *ha-*
maras, *landas* (G. Sg.), *onkar*
 (D. Pl.)

Dritte Periode.

Letzte Silbe.

aptar (Adv.)*illa* (Adv.)*tömdu* (3. Pl.)

Vor der letzten Silbe.

thumal, *aptan*, *hamar* (A.
 Sg.), *spakan*, *gamlan*,
auðgan (A. Sg. Masc.),
innan (Adv.)
hana (A. Sg.)
 [*hana*(G. Pl.)], *augna*(G. Pl.)
hana (G. Sg. A. Pl.), [*hanar* (N.
 Pl.)]
fara (Inf.), *hana* (D. Sg.)

farandi (Part. Prs.)*fara* (3. Pl.)*thumall* (N. Sg.)*aptann* (N. Sg.)*hamarr* (N. Sg.)

gömul (N. Sg. Fem. N. A.
 Pl. Neut.), *gömlum* (D.
 Sg. Masc.), *gömlu* (D. Sg.
 Neut.), *thumli* (D. Sg.),
gamlir (N. Pl. Masc.),
gamlan (A. Sg. Masc.)

aptni (D. Sg.)*hamri* (D. Sg.)

arms, *thumals*, *aptans*, *hamars*,
lands (G. Sg.), *okkr* (D. Pl.)

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

-asâm, -asjâs, -asjâi
-atai
-atjani
-adam
-akas
-anas
-akaias, -akasmâi
-anaias, -anasmâi
-ata
-ari
-ama
-anbhims
-anam
-asmâi
Â -âni
-ântân
-ânti
-âsân, -âstas
-âsi
-âta
-âdhâm, -âdhâma usw.

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

<i>spakarô</i> (G. Pl.), <i>spakarôr</i> (G. Sg. Fem.), <i>spakare</i> (D. Sg. Fem.)
<i>haitade</i> (3. Sg. Pass.)
<i>hugassan</i> (Inf.)
<i>that</i> (N. A. Sg.), <i>spakat</i> (N. A. Sg. Neut.)
<i>audegr</i> (N. Sg. Masc.)
<i>farenr, takenr</i> (Part. Pf.), <i>haitinaR</i> Tanum, <i>heidhenr, openr</i> (N. Sg. Masc.)
<i>audeger</i> (N. Pl. Masc.), <i>audegummu</i> (D. Sg. Masc.)
<i>heidhener, opener</i> (N. Pl. Masc.), <i>heidhenummu, openummu</i> (D. Sg. Masc.)
<i>fared</i> (2. Pl.)
<i>after</i> (Praep.), <i>after</i> Tune, <i>ubar</i> (Praep.), <i>ubar</i> Varnum.
<i>farum</i> (1. Pl.)
<i>armumr, landumr, hanumr, augumr</i> (D. Pl.)
<i>fadurâ</i> (A. Sg.)
<i>spakummu</i> (D. Sg. Masc.)
<i>kallôn</i> (Inf.)
<i>kallônda</i> (Part. Prs.)
<i>kallônn</i> (3. Pl.)
<i>spakôra</i> (N. Sg. Masc.), <i>spakôstr</i> (N. Sg. Masc.), <i>singosteR</i> (N. Pl. Masc.)
Tune.
<i>kallôr</i> (2. Sg.)
[<i>kallôd</i> (2. Pl.)]
<i>kallôdô</i> (1. Sg.), <i>kallôdôm</i> (1. Pl.) wird <i>kalludum</i> .

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

spakará (G. Pl.), *spakarár*
(G. Sg. Fem.), *spakare*
(D. Sg. Fem.)
heitade (3. Sg. Pass.)
hugasan (Inf.)

that (N. A. Sg.), *that* Björketorp,
spakat (N. A. Sg. Neut.)
audegr (N. Sg. Masc.)
farenr, *tekinr* (Part. Pf.), *heid-*
henr, *openr* (N. Sg. Masc.)

audger (N. Pl. Masc.), *aud-*
gumu (D. Sg. Masc.)
heidhner, *opner* (N. Pl.
Masc.), *heidnumu*, *op-*
numu (D. Sg. Masc.)

fared (2. Pl.)
eftir (Praep.), *yfir* (Praep.)

förum (1. Pl.)
örnumr, *löndumr*, *hönumr*, *au-*
gumr (D. Pl.)

födura (A. Sg.)
spökumu (D. Sg.)

Å *kallán* (Inf.)
kallánde (Part. Prs.)

kallán (3. Pl.)
spakáre (N. Sg. Masc.), *spa-*
kástr (N. Sg. Masc.)

kallár (2. Sg.)
[*kallád* (2. Pl.)]
kalláda (1. Sg.), *kölludum*
(1. Pl.) usw.

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

spakra (G. Pl.), *spakrar*
(G. Sg. Fem.), *spakri* (D.
Sg. Fem.)
heiti (3. Sg. Pass.)
hugsa (Inf.)

that (N. A. Sg.), *spakt* (N. A. Sg.
Neut.)
auðigr (N. Sg. Masc.)
farinn, *tekinn* (Part. Pf.) *heidinn*,
opinn (N. Sg. Masc.)

auðgir (N. Pl. Masc.), *auð-*
gum (D. Sg. Masc.)
heidnir, *opnir* (N. Pl. Masc.),
heidnum, *opnum* (D. Sg.
Masc.)

farið (2. Pl.)
eptir (Praep.), *yfir* (Praep.)

förum (1. Pl.)
örnum, *löndum*, *hönum*, *augum*
(D. Pl.)

födur (A. S.)
spökum (D. Sg.)

kalla (Inf.)
kallandi (Part. Prs.)

kalla (3. Pl.)
spakari (N. Sg. Masc.), *spa-*
kastr (N. Sg. Masc.)

kallar (2. Sg.)
[*kallið* (2. Pl.)]
kalláða (1. Sg.), *kölludum*
(1. Pl.) usw.

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

-átas
-ási
-áma
-ána
-ánam
-ánám
-ánas
-ánbhims
-áni

Letzte Silbe.

JA -ja
-jam
-ijam
-jas
-ijas
-jas
-jans
-jans
JÂ -já

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

<i>kallódr</i> (Part. Pf.)
<i>tamidár</i> (2. Sg.) wird <i>tamdár</i> .
<i>kallóm</i> (1. Pl.) wird <i>kallum</i> , <i>tamidóm</i> (1. Pl.) wird <i>tamdum</i> .
<i>augôn</i> (N. A. Pl.) wird <i>augun</i> .
<i>tungôn</i> (A. Sg.) wird <i>tungun</i> .
<i>tungônô</i> (G. Pl.) wird <i>tungunô</i> .
<i>tungôn</i> (G. Sg.), Igingon Stenstad, wird <i>tungunn</i> , [<i>tungôn</i> (N. A. Pl.)]
<i>vakóm</i> (D. Pl.) wird <i>vakumr</i> , <i>tungóm</i> (D. Pl.) wird <i>tungumr</i> .
<i>tungôn</i> (D. Sg.) wird <i>tungun</i> .

Letzte Silbe.

<i>tami</i> , <i>bargi</i> , <i>dómi</i> (2. Sg. Imp.)
<i>kunjä</i> (N. A. Sg.), <i>bakjä</i> (A. Sg.)
<i>kládhjã</i> (N. A. Sg.), <i>halljã</i> (A. Sg.)
<i>bakir</i> (N. Sg.), <i>frágir</i> , <i>vânir</i> (N. Sg. Masc.), SaligastiR Berga, HlewagastiR Gallehuus, ThaliR Bratsberg, MariR Thorsbjerg.
<i>hallír</i> (N. Sg.)
<i>batir</i> , <i>haldir</i> (Adv.)
<i>bakjann</i> (A. Pl.)
<i>halljann</i> (A. Pl.)
<i>tamju</i> (1. Sg.), <i>angju</i> (N. Sg.), <i>kunju</i> (N. A. Pl.), <i>frágju</i> , <i>vánju</i> (N. Sg. Fem.)

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

kalládr (Part. Pf.)

tamder (2. Sg.)

köllum (1. Pl.), *tömdum* (1. Pl.)

augun (N. A. Pl.)

tungun (A. Sg.)

tunguná (G. Pl.)

tungun (G. Sg.), [*tungun* (N. A. Pl.)]

vökumr (D. Pl.), *tungumr* (D. Pl.)

tungun (D. Sg.)

Letzte Silbe.

JÁ *temi, bergi, doemi* (2. Sg. Imp.)

kynja (N. A. Sg.), *bekja* (A. Sg.)

kluedhija (N. A. Sg.), *hellija* (A. Sg.)

bekir (N. Sg.), *fraegir, vaenir* (N. Sg. Masc.)

hellir (N. Sg.), **HaeruwulaffR?**
Istaby.

betir, heldir (Adv.)

bekjan (A. Pl.) wird *bekín*

helljan (A. Pl.)

JÂ *tenju* (1. Sg.), *engju* (N. Sg.),
kynju (N. A. Pl.), *fraegju,*
vaenju (N. Sg. Fem.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

kalládr (Part. Pf.)

tamdir (2. Sg.)

köllum (1. Pl.), *tömdum* (1. Pl.)

augu (N. A. Pl.)

tungu (A. Sg.)

tungna (G. Pl.)

tungu (G. Sg.) [*tungur* (N. A. Pl.)]

vökum (D. Pl.), *tungum* (D. Pl.)

tungu (D. Sg.)

Letzte Silbe.

tem, berg, doem (2. Sg. Imp.)

kyn (N. A. Sg.), *bekk* (A. Sg.)

klæði (N. A. Sg.), *helli* (A. Sg.)

bekkr (N. Sg.), *fraegr, vaenn* (N. Sg. Masc.)

hellir (N. Sg.)

betr, heldr (Adv.)

bekki (A. Pl.)

hella (A. Pl.)

tem (1. Sg.), *eng* (N. Sg.), *kyn*
(N. A. Pl.), *fraeg, vaen* (N. Sg. Fem.)

Vor den Auslautgesetzen.

Letzte Silbe.

-ijâ

-ijân

-ijân

JÂ

-jâ

-jâm

-jâm

-jâm

-ijâm

-jaâm

-jaâm

-jââm

-jââm

-jâm

-jân

-jân

-jân

-jâs

-jâs

-jâs

Vor der letzten Silbe.

JA -jasi

-ijasi

-jasja

-ijasja

-janam

-janam

Erste Periode.

Letzte Silbe.

bargiju, dômjû (1. Sg.), *armjû*
(N. Sg.), *klâdhiju* (N. A. Pl.)*stadja* (N. Sg.)*andja* (N. Sg.)*aggjô* (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])*frâggjô* (A. Sg. Fem.)*vânjô* (A. Sg. Fem.)[*angjô* (A. Sg.)][*armjô* (A. Sg.)]*bakjô, kunjô, rîkjô* (G. Pl.)*halljô, klâdhjô* (G. Pl.)*angjo* (G. Pl.)*armjô* (G. Pl.)*fôrjô, tôkjô, tamidjô* (später
tamdjô), *bargidjô, dômidjô,*
vakedjô (später *vaktjô*), *kal-*
lôdjô (1. Sg. Opt.)*bulgjô* (N. Sg.)*halljô* (N. Sg.), *aurjô* (N. A. Sg.)[*frôdi* (N. Sg.)]*bakjôr* (N. Pl.)*angjôr* (G. Sg. N. A. Pl.)*armjôr* (G. Sg. N. A. Pl.)

Vor der letzten Silbe.

tamir (2. Sg. Ind.)*bargîr, dômîr* (2. Sg. Ind.)*bakiss, kuniss* (G. Sg.), *frâgiss,*
vâniss (G. Sg. Masc. Neut.)*hallîss, klâdhîss, rîkîss* (G. Sg.)*stadjan* (A. Sg.)*andjan* (A. Sg.)

Zweite Periode.

Letzte Silbe.

bergju, *doemju* (1. Sg.), *ermiju*
(N. Sg.), *klaedhju* (N. A. Pl.)

stedje (N. Sg.)

endje (N. Sg.)

JĀ *eggjā* (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])

fraeggjā (A. Sg. Fem.)

vaenjā (A. Sg. Fem.)

[*engjā* (A. Sg.)]

[*ermjā* (A. Sg.)]

bekjā, *kynjā*, *rĳkja* (G. Pl.)

helljā, *klaedhjā* (G. Pl.)

engjā (G. Pl.)

ermjā (G. Pl.)

foerjā, *toekjā*, *temdjā*, *bergidjā*,

doemidjā, *vektjā*, *kallādijā*

(1. Sg. Opt.)

byljā (N. Sg.)

helljā (N. Sg.), *eyrjā* (N. A. Sg.)

[*froedi* (N. Sg.)]

bekjār (N. Pl.) wird *bekir*.

engjār (N. A. Pl.)

ermjār (N. A. Pl.)

Vor der letzten Silbe.

JA *temir* (2. Sg. Ind.)

bergir, *doemir* (2. Sg. Ind.)

bekis, *kynis* (G. Sg.), *fraegis*,

vaenis (G. Sg. Masc. Neut.)

hellis, *klaedhis*, *rĳkis* (G. Sg.)

stedjan (A. Sg.)

endjan (A. Sg.)

Dritte Periode.

Letzte Silbe.

bergi, *doemi* (1. Sg.), *ermi* [*ermr*]
(N. Sg.), *klaedi* (N. A. Pl.)

steddi (N. Sg.)

endi (N. Sg.)

eggja (1. Sg. Ind. [2. Sg. Imp.])

fraeggja (A. Sg. Fem.)

vaena (A. Sg. Fem.)

[*eng* (A. Sg.)]

[*ermi* (A. Sg.)]

bekkja, *kynja*, *rĳkja* (G. Pl.)

hella, *klaeda* (G. Pl.)

engja (G. Pl.)

erma (G. Pl.)

foera, *toeka*, *temda*, *bergda*,

doemda, *veкта*, *kallaða* (1. Sg.

Opt.)

byljja (N. Sg.)

hella (N. Sg.), *eyra* (N. A. Sg.)

[*froedi* (N. Sg.)]

bekkir (N. Pl.)

engjar (N. A. Pl.)

ermar (N. A. Pl.)

Vor der letzten Silbe.

temr (2. Sg. Ind.)

bergir, *doemir* (2. Sg. Ind.)

bekks [*bekkjar*], *kyns* (G. Sg.),

fraegs, *vaens* (G. Sg. Masc.

Neut.)

hellis, *klaeddis*, *rĳkis* (G. Sg.)

stedja (A. Sg.)

enda (A. Sg.)

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

-janas
-janas
-jani
-jani
-jani
-jani
-jantân
-jantân
-janti
-janti
-jasâm, -jasjâs, -jasjâi
-jata
-jama
-jama
-janbhims
-janbhims
-janbhims
-jasmâi
-jasmâi
JÂ -jâdhâm, -jâdhâma
-jâni
-jântân

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

stadjann (G. Sg. A. Pl.), Thra- wingan (G. Sg.) Tanum, [stad- jann (N. Pl.)]
andjann (G. Sg. A. Pl.), [and- jann (N. Pl.)]
stadjan (D. Sg.)
andjan (D. Sg.)
tamjan bargjan (Inf.)
dômjan (Inf.)
tamjanda, bargjanda (Part. Prs.)
dômjanda (Part. Prs.)
tamjann, bargjann (3. Pl.)
dômjann (3. Pl.)
frágjarô (G. Pl.), frágjarôr (G. Sg. Fem.), frágjare (D. Sg. Fem.)
tamjed, bargjed, dômjed (2. Pl.)
tamjum, bargjum (1. Pl.)
dômjum (1. Pl.)
bakjumr, kunjumr, rîkjumr, frágjumr (D. Pl.)
halljumr, klâdhjumr, vânjumr (D. Pl.)
stadjumr (D. Pl.)
andjumr (D. Pl.)
frágjummu (D. Sg. Masc.)
vânjummu (D. Sg. Masc.)
aggjôdô (1. Sg.), aggjôdôm (1. Pl.) wird aggjudum usw.
aggjôn (Inf.)
aggjônda (Part. Prs.)

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

stedjan (G. Sg. A. Pl.), [*stedjan*
(N. Pl.)]

endjan (G. Sg. A. Pl.), [*endjan*
(N. Pl.)]

stedjan (D. Sg.)

endjan (D. Sg.)

temjan, bergjan (Inf.)

doemjan (Inf.)

temjande, bergjande (Part.
Prs.)

doemjande (Part. Prs.)

temjan, bergjan (3. Pl.)

doemjan (3. Pl.)

fraegjará (G. Pl.), *fraeg-*
jarár (G. Sg. Fem.), *fraeg-*
jare (D. Sg. Fem.)

temjed, bergjed, dômjed (2. Pl.)

temjum, bergjum (1. Pl.)

doemjum (1. Pl.)

bekjumr, gestumR Stentofte,
kynjumr, ríkjumr, fraegjumr
(D. Pl.)

helljumr, klaedhjumr, vaenjumr
(D. Pl.)

stedjumr (D. Pl.)

endjumr (D. Pl.)

fraegjummu (D. Sg. Masc.)

vaenjummu (D. Sg. Masc.)

JÂ *eggjádá* (1. Sg.), *eggjudum*
(1. Pl.) usw.

eggján (Inf.)

eggjände (Part. Prs.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

stedja (G. Sg. A. Pl.), [*stedjar*
(N. Pl.)]

enda (G. Sg. A. Pl.), [*endar* (N.
Pl.)]

stedja (D. Sg.)

enda (D. Sg.)

temja, bergja (Inf.)

doema (Inf.)

temjandi, bergjandi (Part.
Prs.)

doemandi (Part. Prs.)

temja, bergja (3. Pl.)

doema (3. Pl.)

fraegra (G. Pl.), *fraegrar*
(G. Sg. Fem.), *fraegri*
(D. Sg. Fem.)

temið, bergið, doemið (2. Pl.)

temjum bergjum, (1. Pl.)

doemum (1. Pl.)

bekkjum, kynjum, ríkjum, fraeg-
jum (D. Pl.)

hellum, klaedum, vaenum (D. Pl.)

stedjum (D. Pl.)

endum (D. Pl.)

fraegjum (D. Sg. Masc.)

vaenum (D. Sg. Masc.)

eggjāða (1. Sg.), *eggjudum*
(1. Pl.) usw.

eggja (Inf.)

eggjandi (Part. Prs.)

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

- <i>jánti</i>
- <i>jási</i>
- <i>játa</i>
- <i>játas</i>
- <i>jáma</i>
- <i>jánam</i>
- <i>jánam</i>
- <i>jánam</i>
- <i>jánam</i>
- <i>jánas</i>
- <i>jánas</i>
- <i>jánbhims</i>
- <i>jánbhims</i>
- <i>jánbhims</i>
- <i>jánbhims</i>
- <i>jáni</i>
- <i>jáni</i>

Letzte Silbe.

Î -*int*

-*it*

Vor der letzten Silbe.

I -*ilam*, -*inam*
-*ilas*, -*inas*

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

<i>aggjónn</i> (3. Pl.)
<i>aggjór</i> (2. Sg.)
[<i>aggjôð</i> (2. Pl.)]
<i>aggjôðr</i> (Part. Pf.)
<i>aggjôm</i> (1. Pl.) wird <i>aggjum</i> .
<i>bulgjôn</i> (A. Sg.) wird <i>bulgjun</i> .
<i>halljôn</i> (A. Sg.) wird <i>halljun</i> .
<i>bulgjônô</i> (G. Pl.) wird <i>bulg-</i> <i>junô</i> .
<i>halljônô</i> (G. Pl.) wird <i>hall-</i> <i>junô</i> .
<i>bulgjónn</i> (G. Sg.) wird <i>bulgjunn</i> , [<i>bulgjónn</i> (N. A. Pl.)]
<i>halljónn</i> (G. Sg.) wird <i>halljunn</i> , [<i>halljónn</i> (N. A. Pl.)]
<i>angjómr</i> (D. Pl.) wird <i>angjumr</i> .
<i>armjómr</i> (D. Pl.) wird <i>armjumr</i> .
<i>bulgjómr</i> (D. Pl.) wird <i>bulgjumr</i> .
<i>halljómr</i> (D. Pl.) wird <i>halljumr</i> .
<i>bulgjôn</i> (D. Sg.) wird <i>bulgjun</i> .
<i>halljôn</i> (D. Sg.) wird <i>halljum</i> .

Letzte Silbe.

förin, *tókin*, *tamidin* (später
tamdin), *bargidin*, *dómidin*,
vakedin (später *vakt n*), *kalló-*
din (3. Pl. Opt.)

fóri, *tóki*, *tamidi* (später *tamdi*),
bargidi, *dómidi*, *vakedi* (spä-
ter *vakti*), *kallódi* (3. Sg.
Opt.)

Vor der letzten Silbe.

lukilā, *himinā* (A. Sg.)
lukilr, *himinr* (N. Sg.), *mikilr*
(N. Sg. Masc.)

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

eggján (3. Pl.)
eggjár (2. Sg.)
 [eggjád (2. Pl.)]
eggjadr (Part. Pf.)

eggjum (1. Pl.)
bylgjum (A. Sg.)
helljun (A. Sg.)
 bylgjuná (G.Pl.)

helljuná (G.Pl.)

bylgjun (G. Sg.), [bylgjun (N. A. Pl.)]
helljun (G. Sg.), [helljun (N. A. Pl.)]
engjumr (D. Pl.)
ermjumr (D. Pl.)
bylgjumr (D. Pl.)
helljumr (D. Pl.)
bylgjun (D. Sg.)
helljun (D. Sg.)

Letzte Silbe.

Í *foerín, toekín, temdín, bergidín, dómíðín, vektín, kalláðín* (3. Pl. Opt.)

foerí, toekí, temdí, bergíðí, doemíðí, vektí, kalláðí (3. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

I *lykila, himina* (A. Sg.)
lykílr, himinr (N. Sg.), *mikílr* (N. Sg. Masc.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

eggja (3. Pl.)
eggjar (2. Sg.)
 [eggjð (2. Pl.)]
eggjadr (Part. Pf.)

eggjum (1. Pl.)
bylgju (A. Sg.)
hellu (A. Sg.)
 bylgna (G. Pl.)

hellna (G. Pl.)

bylgju (G. Sg.), [bylgjur (N. A. Pl.)]
hellu (G. Sg.), [hellur (N. A. Pl.)]
engjum (D. Pl.)
ermum (D. Pl.)
bylgjum (D. Pl.)
hellum (D. Pl.)
bylgju (D. Sg.)
hellu (D. Sg.)

Letzte Silbe.

foeri, toeki, temdi, bergði, doemdi, vekti, kalláði (3. Pl. Opt.)

foeri, toeki, temdi, bergði, doemdi, vekti, kalláði (3. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

lykil, himin (A. Sg.)
lykíll, himinn (N. Sg.), *mikíll* (N. Sg. Masc.)

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

-idhâm, -idhjâm

-idhâm, -idhjâm

-ilai, -ilaias, -ilasmâi

-isân

-isi

-istas

-itâ

-itas

-itas

-iti

-itjâ

-ibhîms

Î -îma

-îsi

-îta

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

tamidô (1. Sg. Ind.), *tawido*Gallehuus, wird *tamdô*,*worahto* (1. Sg.) Tune,*w(o)rta* (3. Sg.) Etelhem,usw. — *tamidjô* (1. Sg.Opt.) wird *tamdjô* usw.*bargidô, dômidô* (1. Sg. Ind.),*faihido* Einang, usw. —*bargidjô, dômidjô* (1. Sg.

Opt.) usw.

lukile, himine (D. Sg.), *miki-**ler* (N. Pl. Masc.), *miki-**lumu* (D. Sg. Masc.)*batira* (N. Sg. Masc.)*farir* (2. Sg.)*batistr* (N. Sg. Masc.)*diupidhu* (N. Sg.)*tamidr* (Part. Pf.)*bargidr, dômidr* (Part. Pf.)[*farid* (3. Sg.)]*hônissu* (N. A. Pl.)[*burdumr, stadumr* (D. Pl.)]*fôrîm, tôkîm, tamidîm* (später*tamdîm*), *bargidîm, dômidîm*,*vakedîm* (später *vaktîm*), *kal-**lôdîm* (1. Pl. Opt.)*fôrîr, tôkîr, tamidîr* (später*tamdîr*), *bargidîr, dômidîr*,*vakedîr* (später *vaktîr*), *kallô-**dîr* (2. Sg. Opt.)*fôrîd, tôkîd, tamidîd* (später*tamdîd*), *bargidîd, dômidîd*,*vakedîd* (später *vaktîd*), *kallô-**dîd* (2. Pl. Opt.)

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

tamdá (1. Sg. Ind.) usw. —*temdjá* (1. Sg. Opt.) usw.*bergidá, doemidá* (1. Sg. Ind.)
usw. — *bergidjá, doemid-
já* (1. Sg. Opt.) usw.*lykile, himine* (D. Sg.), *mi-
kiler* (N. Pl. Masc.), *miki-
lumu* (D. Sg. Masc.)*betire* (N. Sg. Masc.)*ferir* (2. Sg.)*betistr* (N. Sg. Masc.)*dýpidhu* (N. Sg.)*tamdr* (Part. Pf.)*bergidr, dômidr* (Part. Pf.)[*ferid* (3. Sg.)], *abariutith* Sten-
tofte.*hoenisu* (N. A. Pl.)[*burdumr, stödumr* (D. Pl.)]Í *foerím, toekím, temdím, bergidím,
doemidím, vektím, kalládím*
(1. Pl. Opt.)*foerír, toekír, temdír, bergidír,
doemidír, vektír, kalládír*
(2. Sg. Opt.)*foeríd, toekið, temdið, bergidið,
doemidið, vektíð, kalláðið*
(2. Pl. Opt.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

tamda (1. Sg. Ind.) usw. —*temda* (1. Sg. Opt.) usw.*bergða, doemda* (1. Sg. Ind.)
usw. — *bergða, doemda*
(1. Sg. Opt.) usw.*lykli, himni* (D. Sg.), *miklir*
(N. Pl. Masc.), *miklum*
(D. Sg. Masc.)*betri* (N. Sg. Masc.)*ferr* (2. Sg.)*betstr* (N. Sg. Masc.)*dýpt* (N. Sg.)*tamdr* (Part. Pf.)*bergðr, doemdr* (Part. Pf.)[*ferr* (3. Sg.)]*hoens* (N. A. Pl.)*burdum, stödum* (D. Pl.)*foerim, toekim, temdim, bergðim,
doemdim, vektim, kalláðim*
(1. Pl. Opt.)*foerir, toekir, temdir, bergðir,
doemdir, vektir, kalláðir* (2.
Sg. Opt.)*foerid, toekið, temdið, bergðið,
doemdið, vektíð, kalláðið* (2.
Pl. Opt.)

Vor den Auslautgesetzen.

Vor der letzten Silbe.

-íkaias, -íkasmái.

-înaias, -înasmái.

-íkas

-înas

Letzte Silbe.

U -u

-um

-uns

-unt

-us

Vor der letzten Silbe.

U -ulas

-unas

-ubhims

-uras

-ukaias, -ukasmái

-ulam

-ulai.

-unam

-unai

-uram

-urai.

Erste Periode.

Vor der letzten Silbe.

mahtígr (N.Pl.Masc.), mah-
tígummu (D. Sg. Masc.)
werden mahteger, mahte-
gummu.

guldhîner (N.Pl.Masc.), gul-
dhînnummu (D. Sg. Masc.)
werden guldhener, gul-
dhenummu.

mahtígr (N. Sg. Masc.) wird mah-
tegr.

guldhînir (N. Sg. Masc.) wird
guldhewr.

Letzte Silbe.

fehu (N. A. Sg.), ánu (Praep.)

vallu (A. Sg.)

vallunn (A. Pl.)

förun (3. Pl.)

vallur (N. Sg.), waruR? Tomstad.

Vor der letzten Silbe.

sadulr (N. Sg.)

iatunr (N. Sg.)

vallumr (D. Pl.)

fiaturr (N. Sg.)

aflugr (N. Pl. Masc.), aflu-
gummu (D. Sg. Masc.)

sadulā (A. Sg.)

sadule (D. Sg.)

iatunā (A. Sg.)

iatune (D. Sg.)

fiaturā (A. Sg.)

fiature (D. Sg.)

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

mahtger (N. Pl. Masc.), *maht-*
gumu (D. Sg. Masc.)

guldhner (N. Pl. Masc.), *gul-*
dhnumu (D. Sg. Masc.)

mahtegr (N. Sg. Masc.)

guldhner (N. Sg. Masc.)

Letzte Silbe.

U *fehú* (N. A. Sg.), *ánu, ónu* (Praep.)
völlu (A. Sg.)

völlun (A. Pl.)

fórun (3. Pl.)

völlur (N. Sg.)

Vor der letzten Silbe.

U *södulr* (N. Sg.)

iötunnr (N. Sg.)

völlumr (D. Pl.)

fiöturr (N. Sg.)

öflugur (N. Pl. Masc.), *öflu-*
gumu (D. Sg. Masc.)

södula (A. Sg.)

södule (D. Sg.)

iötuna (A. Sg.)

iötune (D. Sg.)

fiötura (A. Sg.)

fiöture (D. Sg.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

máttkir (N. Pl. Masc.), *mátt-*
kum (D. Sg. Masc.)

gullnir (N. Pl. Masc.), *gull-*
num (D. Sg. Masc.)

máttigr (N. Sg. Masc.)

gullinn (N. Sg. Masc.)

Letzte Silbe.

fê (N. A. Sg.), *án, ón* (Praep.)
völl (A. Sg.), *sunn* Sölvesborg,
Helnaes.

völlu (A. Pl.)

fóru (3. Pl.)

völlr (N. Sg.)

Vor der letzten Silbe.

södull (N. Sg.)

iötunn (N. Sg.)

völlum (D. Pl.)

fiöturr (N. Sg.)

öflugir (N. Pl. Masc.), *öflugum*
(D. Sg. Masc.)

södul (A. Sg.)

söðli (D. Sg.)

iötun (A. Sg.)

iötni (D. Sg.)

fiötur (A. Sg.)

fiöttri (D. Sg.)

Vor den Auslautgesetzen.

Letzte Silbe.

AI	-ai
	-aint
	-ait
	-aia
	-aians
	-aias
	-aiint
	-aiit
	-aiam
	-aiiam
	-aiâm
	-aias

ÂI	-âi, -asmâi, -aai
	-as(j)âi
	-âint
	-âit
	-âiam

Vor der letzten Silbe.

AI	-aidhâm, -aidjâm, -aidhâma
	-aima
	-aisi
	-aita

Erste Periode.

Letzte Silbe.

haitade (3. Sg. Pass.), arme, lande (D. Sg.), Hite Varnum, Woduride Tune [spaker (N. Pl. Masc.)], singoster Tune, vake (2. Sg. Imp.)
faren (3. Pl. Opt.)
fare (3. Sg. Opt.)
vake (1. Sg. Ind.)
burdenm (A. Pl.)
burder (N. Pl.), sohter (N. A. Pl.)
vaken (3. Pl. Opt.)
vake (3. Sg. Opt.)
farô (1. Sg. Opt.)
vakô (1. Sg. Opt.)
burdô, sohtô (G. Pl.)
burdôr, sohtôr (G. Sg.)

vaku (D. Sg.), spakummu (D. Sg. Masc.), spaku (D. Sg. Neut.)
spakare (D. Sg. Fem.)
kallen (3. Pl. Opt.)
kalle (3. Sg. Opt.)
kallô (1. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

vakedô (1. Sg. Ind.) usw., vakedjô (1. Sg. Opt.) usw. — vakedôm (1. Pl. Ind.) usw. werden vaktô, vaktjô, vaktum usw.
farem (1. Pl. Opt.)
vaker (2. Sg. Ind.), farer (2. Sg. Opt.)
vaked (2. Pl. Ind.), fared (2. Pl. Opt.)

Zweite Periode.

Letzte Silbe.

AI *heitade* (3. Sg. Pass.), *arme, lande*
(D. Sg.), [*spaker* (N. Pl. Masc.)],
vake (2. Sg. Imp.)

faren (3. Pl. Opt.)

fare (3. Sg. Opt.)

vake (1. Sg. Ind.)

burden (A. Pl.)

burder (N. Pl.), *sohter* (N. A. Pl.)

vaken (3. Pl. Opt.)

vake (3. Sg. Opt.)

farā (1. Sg. Opt.)

vakā (1. Sg. Opt.)

burdā, sohtā (G. Pl.)

burdār, sohtār (G. Sg.)

AI *vöku* (D. Sg.), *spökumu* (D. Sg.
Masc.), *spöku* (D. Sg. Neut.)

spakare (D. Sg. Fem.)

kallen (3. Pl. Opt.)

kalle (3. Sg. Opt.)

kallá (1. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

AI *vaktá* (1. Sg. Ind.) usw., *vekt-*
já (1. Sg. Opt.) usw., *vök-*
tum (1. Pl. Ind.) usw.

farem (1. Pl. Opt.)

vaker (2. Sg. Ind.), *farer* (2. Sg.
Opt.)

vaked (2. Pl. Ind.), *farad* (2. Pl.
Opt.)

Dritte Periode.

Letzte Silbe.

heiti (3. Sg. Pass.), *armi, landi*
(D. Sg.), [*spakir* (N. Pl. Masc.)],
vaki (2. Sg. Imp.)

fari (3. Pl. Opt.)

fari (3. Sg. Opt.)

vaki (1. Sg. Ind.)

burði (A. Pl.)

burðir (N. Pl.), *sóttir* (N. A. Pl.)

vaki (3. Pl. Opt.)

vaki (3. Sg. Opt.)

fara (1. Sg. Opt.)

vaka (1. Sg. Opt.)

burða, sótta (G. Pl.)

burðar, sóttar (G. Sg.)

vöku, vök (D. Sg.), *spökum* (D.
Sg. Masc.), *spöku* (D. Sg. Neut.)

spakri (D. Sg. Fem.)

kalli (3. Pl. Opt.)

kalli (3. Sg. Opt.)

kalla (1. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

vakta (1. Sg. Ind.) usw.,
vekta (1. Sg. Opt.) usw.,
vöktum (1. Pl. Ind.) usw.

farim (1. Pl. Opt.)

vakir (2. Sg. Ind.), *farir* (2. Sg.
Opt.)

vakið (2. Pl. Ind.), *farið* (2. Pl.
Opt.)

Vor den Auslautgesetzen.		Erste Periode.	
Vor der letzten Silbe.		Vor der letzten Silbe.	
-aiima		<i>vakem</i> (1. Pl. Opt.)	
-aiisi		<i>vakor</i> (2. Sg. Opt.)	
-aiita		<i>vakod</i> (2. Pl. Opt.)	
ÂI -âima		<i>kallom</i> (1. Pl. Opt.)	
-âisi		<i>kaller</i> (2. Sg. Opt.)	
-âita		<i>kalled</i> (2. Pl. Opt.)	
Letzte Silbe.		Letzte Silbe.	
JAI -jai		<i>bakje, hallje, kunje, klâdhje</i> (D. Sg.), <i>frâgjer, vânjor</i> (N. Pl. Masc.)	
-jaint		<i>tamjen, bargjen, dômjor</i> (3. Pl. Opt.)	
-jait		<i>tamje, bargje, dômje</i> (3. Sg. Opt.)	
-jaiam		<i>tamjô, bargjô</i> (1. Sg. Opt.)	
-jaiam		<i>dômjô</i> (1. Sg. Opt.)	
JÂI -jâi, -jaai		<i>angju</i> (D. Sg.), <i>frâgju</i> (D. Sg. Neut.)	
-jâi, -jaai		[<i>armju</i> (D. Sg.)], <i>vânju</i> (D. Sg. Neut.)	
-jâiam		<i>aggjô</i> (1. Sg. Opt.)	
Vor der letzten Silbe.		Vor der letzten Silbe.	
JAI -jaiima		<i>tamjem, bargjem, dômjem</i> (1. Pl. Opt.)	
-jaisi		<i>tamjer, bargjer, dômjer</i> (2. Sg. Opt.)	
-jaiita		<i>tamjed, bargjed, dômjed</i> (2. Pl. Opt.)	
Letzte Silbe.		Letzte Silbe.	
AU -auas		<i>vallir</i> (N. Pl.)	
-auas		<i>handir</i> (N. Pl.), <i>dohtrir</i> (Tune.)	
-aui		<i>valli</i> (D. Sg.)	
-audm		<i>vallô</i> (G. Pl.)	
-auas		<i>vallôr</i> (G. Sg.)	

Zweite Periode.

Vor der letzten Silbe.

vakem (1. Pl. Opt.)
vaker (2. Sg. Opt.)
vaked (2. Pl. Opt.)

AI *kallem* (1. Pl. Opt.)
kaller (2. Sg. Opt.)
kalled (2. Pl. Opt.)

Letzte Silbe.

JAI *bekje, hellje, kynje, klaedhje* (D. Sg.), *fraegjer, vaenjer* (N. Pl. Masc.)
temjen, bergjen, doemjen (3. Pl. Opt.)
temje, bergje, doemje (3. Sg. Opt.)
temjá, bergjá (1. Sg. Opt.)
döemjá (1. Sg. Opt.)

JAI *engju, eng* (D. Sg.), *fraegju* (D. Sg. Neut.)
[*ermju* (D. Sg.)], *vaenju* (D. Sg. Neut.)
eggjá (1. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

AI *temjem, bergjem, doemjem* (1. Pl. Opt.)
temjer, bergjer, doemjer (2. Sg. Opt.)
temjed, bergjed, doemjed (2. Pl. Opt.)

Letzte Silbe.

U *vellír* (N. Pl.)
hendír (N. Pl.)
velli (D. Sg.)
vallá (G. Pl.)
vallár (G. Sg.)

Dritte Periode.

Vor der letzten Silbe.

vakim (1. Pl. Opt.)
vakir (2. Sg. Opt.)
vakid (2. Pl. Opt.)

kallim (1. Pl. Opt.)
kallir (2. Sg. Opt.)
kallid (2. Pl. Opt.)

Letzte Silbe.

bekki [*bekk*], *helli, kyni, klaedi* (D. Sg.), *fraegir, vaenir* (D. Pl. Masc.)
temi, bergi, doemi (3. Pl. Opt.)
temi, bergi, doemi (3. Sg. Opt.)
temja, bergja (1. Sg. Opt.)
doema (1. Sg. Opt.)

engju, eng (D. Sg.), *fraegju* (D. Sg. Neut.)
[*ermi* (D. Sg.)], *vaenu* (D. Sg. Neut.)
eggja (1. Sg. Opt.)

Vor der letzten Silbe.

temim, bergim, doemim (1. Pl. Opt.)
temir, bergir, doemir (2. Sg. Opt.)
temid, bergid, doemid (2. Pl. Opt.)

Letzte Silbe.

vellír (N. Pl.)
hendr (N. Pl.)
velli (D. Sg.)
valla (G. Pl.)
vallar (G. Sg.)

ERLÄUTERUNGEN ZU PERIODE I.

A.

A ursprünglich in letzter Silbe.¹

Kurz A.

Das Auslautgesetz ist vollzogen, kurzes *a* letzter Silbe ab- oder ausgefallen. Die Inschriften zeigen **Thrawingan** (G. Sg.) **Tanum**, **Igingon** (G. Sg.) **Stenstad**, **m(i)k** (A. Sg.) **Etelhem**, **vit** (N. Dual) **Varnum**, **was** (3. Sg. Pf. Ind.) **Tanum**.

Aber vor *r* des N. Sg. scheint *a* sich erhalten zu haben: **WiwaR** Tune, **IuthingaR** Reidstad, **HiligaR** Orstad, **EirilaR** Vaeblungsnaes, **ErilaR**, **LagaR** Lindholm, **ErilaR**, **HarabanaR** Varnum, **HoltingaR** Gallehuus, **DagaR** Einang, **HagustaldaR** Valsfjord (nach Zeichnung *a*), **halaR** Stenstad, **stainaR** Krogstad, **thewaR** Valsfjord, Thorsbjerg.

Man könnte dieses *a* für syllabisch halten, für das altarische *a* der Endung *-as*, da es anders behandelt wird als die epenthetischen *a*, welche oft in I und II² zwischen Consonanten ähnlich wie im ahd. erscheinen: **witadahalaiban**, got. **gahlaiba** (comes), **worahto** Tune, **HarabanaR**, altn. **Hrafn**, **waritu** Varnum für ***writu**, **Saralu** Orstad I, **HariwulAfA**, **HathuwulAfR**, **HaeruwulAfR**, **wArait** Istaby (*A* das gewöhnliche Zeichen des alten Alphabets, welches später nasaliertes *a* wiedergibt, *a* die alte Jotrunen), **utharabasha**, altn. **útharfaspá**, **barutR**, altn. **brýtr**, **arageu**, altn. **ergi?**, **falah**, altn. **fal** Björketorp, **Hathu-**

¹ Unter letzter Silbe ist im Folgenden auch der Fall zu verstehen, wenn die vocalisch auslautende Suffixsilbe mit einer vocalisch auslautenden Endung versehen wird: *a-ám*, *ai-ám*, *au-ám*.

² I, II, III ist im Folgenden immer für erste, zweite, dritte Periode verwendet.

wolafR, HariwolafR, abarlutith, altn. *brýtr*, Stentofte, **Hathu-wolafR** Gommor II. Aehnliches zeigt sich auch in der späteren Sprache, dem gewöhnlichen altn., s. Gislason Aarbøger for nordisk oldkyndighed 1869, S. 35, — über andere Epenthesen der späteren Sprache, bei denen der Vocal gerne dem der nächsten Silbe gleicht, s. Bugge Tidskrift for philologi og paedagogik 7, 232. 8, 190. Aber vor den *R* des N. Sg. erscheint *A* in II nicht mehr. — Die Erhaltung eines thematischen *a* an dieser Stelle in I wäre nicht unglaublich. Die auslautenden *s* des N. Sg. und des G. Sg. A. Pl. wurden, wenn sie nach *n* zu stehen kommen, verschieden behandelt, *hana* (G. Sg. A. Pl.) aber *aptann* (N. Sg.), werden also verschiedene Qualität gehabt haben. *I* hätte sich demnach in letzter Silbe ganz, *a* im Auslaut und vor den meisten *r* verloren, vor *r* des N. Sg., dann auch vor *m* und *ns* bewahrt, wie wir unten sehen, *u* ganz erhalten. — Die finnischen und lappischen *kuningas*, *gonogas*, *kernas*, *ruhtinas* (*dróttinn*), Thomsen Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen S. 86 ff., könnten diese Auffassung stützen, aber wohl nicht begründen, jedenfalls entscheiden sie nicht über die syllabische Qualität des *a*. Wahrscheinlich sind die Anleihen aus dem germanischen uralt und vor der Durchführung des vocalischen Auslautgesetzes gemacht. Wenn die Finnen in *kulta* (aurum), Thomsen, S. 73. 89, eine nordische Sprachform, die hinter das neunte Jahrhundert zurückreicht, bis heute bewahrt haben, dann können sie ebensogut noch viele Jahrhunderte vorher schon im Mittelrussland von den Vorfahren der späteren Goten und Skandinavier *kuningas* entlehnt haben, s. Thomsen S. 121 ff. Aber allerdings erst nach Beginn des consonantischen Auslautgesetzes. Denn germanisches *gulthan*, got. *gulth*, wäre im finnischen wahrscheinlich *kultan* nicht *kulta* geworden, da diese Sprache keine Abneigung gegen auslautendes *n* hat; s. Thomsen S. 29. — Die Schwierigkeit liegt in der späten Entwicklung. In II wird *a* von *fadar* I zu *e*, in III zu *i*, *fadir*, *á* von *tamidár* (2. Sg. Pf. Ind.) geht den gleichen Weg, *tamdir*, *a* in *hamarr* bleibt *a*. *A* vor dem *r* des N. Sg. hätte dann auf unerklärliche Weise eine von den verwandtesten Fällen — denn *r* zeigt hier überall gleiche Qualität — abweichende Bahn eingeschlagen, es wäre in II verschwunden, **-wolafR**, neben gefärbtem oder erhaltenem *a* in *fader*, *hamarr* II, *fadir*,

hamarr III. — Da erscheint es doch sicherer *a* in *-aR* I als eine Schreibung zu betrachten, welche versuchte dem neuen Lautwerth einer Rune, die ursprünglich *z* bedeutete und jetzt tönendes *r* auszudrücken hatte, gerecht zu werden. Natürlich wurde dadurch der Unterschied zwischen *halaR* (N. Sg.) und *ubaR* (Praep.) verwischt. In II schien diese umständliche Bezeichnung des Nominativ-*r* nicht mehr nöthig.

Dagegen ist kein Grund an der syllabischen Geltung des *-a* im A. Sg. Masc. N. A. Sg. Neut. der *a*-Stämme zu zweifeln. Wimmer Aarbøger 1867, S. 56, Bugge Tidskrift f. ph. 7, 118, Aarbøger 1870, S. 202, und Lundgren, Om substantivens stammar S. 86, weisen auf die Gestalt gewisser Consonantauslaute hin, welche nordisch ganz anders sein müsste, wenn nicht dahinter ein *a* gestanden hätte: *band* (N. A. Sg.), aber *batt* (Pf. von *binda*), *hring* (A. Sg.), aber *gekk* (Pf. von *ganga*). — Vgl. auch finn. *kulta*, Thomsen a. a. O. S. 86. — *A* muss einst hier gehört worden sein, während es sonst schon geschwunden war.

Wahrscheinlich ist es die Nasalierung, welche die aus *-am* entstandenen *-a* vor der Wirkung des Auslautgesetzes schützte. Im gotischen, sächsischen, friesischen wird wenigstens der A. Sg. Masc. Adj. nasaliertes *-a* gehabt haben, *blindana*. Ebenso die im gotischen am besten bewahrten Adverbia auf *-ana*. Nur **innanam* erklärt das altn. *innan* der dritten Periode: **innani* z. B. hätte *inna* ergeben, wie *hana* D. Sg., *fara* Inf., — *innanát*, Bezzenberger Untersuchungen über die got. Adv. und Part. S. 77, hätte altn. zu *innana*, got. zu *innanô* geführt; s. die Adv. auf altn. *-a*, got. *-ô*. Wie *innana* werden gegangen sein *útan*, got. *útana*, *undan*, *framan*, *vestan*, *austan*, *sunnan*, *nordán*, *sialdan*.

Die Qualität dieses *-a* von *-am* war von der des auf vorgermanisch *-ân* zurückgehenden N. Sg. der *an*-Stämme Masc. unterschieden. Denn A. Sg. *staina*, N. A. Sg. *horna* wird in der dritten Periode *stein*, *horn*, während *hana* (N. Sg.) I *havi* III ergibt. Uebrigens verwendet die Inschrift von Istaby II für das letzte *a* in *Hariwulafa* (A. Sg.) dasselbe Zeichen, mit dem sie epenthetische *a* von anderen unterscheidet. Und eben dieses brauchen die jüngeren Inschriften zur Bezeichnung des nasalierten *a* (*A, q*); Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 177. Wir lernen daraus nebenbei, dass das epenthetische wie nasalierte *a* in der Aussprache von dem gewöhnlichen *a* nicht weit

abgestanden haben kann, wie denn die Gommorinschrift II die graphische Unterscheidung des Istabysteines nicht kennt. Keinesfalls aber wurde *ar* in *-wulafar* ausgesprochen, wie im neuisländischen, als *-ur*. Auch hätte das nasalierte *a* des A. Sg. mit dieser Geltung Umlaut wirken müssen, also in III *örm* für *arm* ergeben.

Aber die Nasalierung war wohl facultativ. Die *an*-Stämme müssen *-am* durch das Auslautgesetz ganz verloren haben. Sonst wäre *hanan* die Form des A. Sg. statt *hana*.

Dagegen scheinen die *tar*-Stämme *-ã* gehabt zu haben, *fadurã* (A. Sg.); s. unten ‚a ursprünglich vor der letzten Silbe‘ I.

In der pronominalen Declination möchte ich weniger Gewicht legen auf *that* in der archaisierenden Björketorper Inschrift — s. Bugge Tidskrift f. ph. 7, 341 — als auf *spakt* (N. A. Sg. Neut.) in III. Setzte man in I *spakatã*, II *spakata* an, so hätten wir hier den einzigen Fall, dass *a* vorletzter Silbe zugleich mit dem Vocal der letzten ausgefallen wäre, s. *hamars*, *hamar* (G. A. Sg.) III. Es wird im altn. wie im westgermanischen in I *that*, *spakat* gegolten haben. — Auch die Ausnahme *heidinn* (A. Sg. Masc.) in III gegenüber *gamlan* beruht wohl darauf, dass man bei *an*-Ableitungen des Adj. nicht *-anã* in I sprach, sondern *-an*.

Auch bei *and-*, *i-*, *u*-Stämmen zwingt nichts A. Sg. auf *-andã*, *-i*, *-ũ* anzunehmen.

Ganz dieselbe Erhaltung eines nasalierten *a* gegenüber einem Gesetze, das *a* letzter Silbe befiehlt, in III; s. unten.

Der A. Pl. der *a*-Stämme kann in I nicht anders als auf *nn* ausgelautet haben. *S* wurde durch das consonantische Auslautgesetz nicht angegriffen, aber dem *n* assimiliert, und *a* fand vor dem vocalischen durch die Doppelconsonanz Schutz: *dagns armns*, *dagnr armnr*, *gagnn armn* wären undeutliche Formen gewesen, *dagans armans*, *daganr armanr* I hätten in III *ann* ergeben, wie *ãptanas* in I *ãptanr*, in III *ãptann*. Ebenso wurden die *-ans* behandelt, welche sich aus *-anas* nach Eintritt des vocalischen Auslautgesetzes gebildet hatten, im G. Sg. A. Pl. der masc. *an*-Stämme, — ähnlich *-ãns* im G. Sg. A. Pl. der *ãn*-Stämme. Ueberliefert sind die G. Sg. Masc. **Kethan Belland**, **Thrawingan Tanum**, **Igingon Stenstad**; s. Wimmer

Navneordenes böjning S. 119 Anm. Vgl. die gleiche Behandlung des *nt* zwischen letzter und vorletzter Silbe: *fara* (3. Pl.) aus *faranti* setzt *farann* als Uebergangsform voraus. — Der N. Sg. Masc. aber duldet diese Assimilation nicht, s. *haitinaR* Tanum, *HarabanaR* Varnum, wo *-naR* nach dem oben Entwickelten gleich *-nr* ist. Das *s* wird hier länger tonlose Qualität bewahrt haben, wenn es auch in I schon tönend ist. Die Möglichkeit, *s* tonlos und tönend zu sprechen, wurde zur Differenzierung benutzt. — Nähme man in I schon *nn* für *nr* in N. Sg. an wie für den G. Sg. der *an*-Stämme, so ergäbe dies in III *apta* statt *aptann* wie *hana* (G. Sg.), *fara* (3. Pl.).

A ursprünglich in letzter Silbe.

Lang A.

Vorbemerkung über *â* und *â*.

Es ist hier unmöglich, die sprachlichen Thatsachen zu erklären, wenn man nicht verschiedene Qualität der zu Grunde liegenden vorgermanischen Laute annimmt. Eine Gruppe altarischer langer *a* letzter Silbe wird nordisch inlautend zuerst *a*, in der dritten Periode *i*, auslautend *u*, das in III abfällt, — eine andere zeigt zuerst *ô*, in dritter Periode *a*, und zwar zum Theil unter denselben Bedingungen wie die erste Gruppe. Sowohl auslautend als in den Formeln *-ân*, *-ât* wird altarisch *â* einerseits zu *i*, andererseits zu *a*: *vaku* I, *vök* III (N. Sg.), aber *kalla* III (1. Sg.), *hana* I, *hani* III (N. Sg.), aber *tungô* I, *tunga* III (N. Sg.), *tamida* I, *tamdi* III (3. Sg. Pf. Ind.), aber *illa* III (Adv.), sind bezeugte Formen für die erste und dritte Periode.

Scherer hat GDS. S. 120 zur Erklärung der verschiedenen Behandlung, welche in allen germanischen Sprachen die vorgermanischen *â* letzter Silbe erfahren, auf die vedischen *aa*, *âa*, *uâ* aufmerksam gemacht, über welche Kuhn Beiträge 4, 180 ff. handelt. Es gab wahrscheinlich schon im altarischen zwei lange *a*, ein einfaches und ein übermässiges.

Wenn wir nun im nordischen der Periode III einerseits *a*, andererseits *i* finden, und *i* nur ganz selten — *tamdir* (2. Sg.

Pf. Ind.), — *a* ganz regelmässig einer Länge in den verwandten germanischen Sprachen gegenübersteht, so wird man geneigt sein, in den nordischen Formen mit *a* ursprünglich *â*, in den andern mit *i* einfach langes *â* vorzusetzen.

Aber zu den in den Veden als zweisilbig bezeugten *â* der G. Pl., s. Kuhn a. a. O. S. 180, der Aoristformen der Wurzel *dhâ*, s. S. 181, der N. Pl. auf *-âs*, s. S. 181, der Adverbien auf *-ât*, s. S. 181, treten für das nord. noch hinzu die mit dem G. Pl. gleich gebildeten A. Sg. der *â*-Stämme, von denen aber nur die adjectivischen, *spaka*, sich erhalten, während die substantivischen in der dritten Periode dem Nominativ gleich sind, *vök*, — der mit dem N. Pl. auf *-âs* übereinstimmende G. Sg. der *â*-Stämme, s. Scherer GDS. S. 120, — die 1. Sg. Prs. Ind. der schwachen Verba, welche got. ahd. *ô* als Themavocal haben, vielleicht weil sie in der That auf *âa* ausging, wahrscheinlicher aber wohl wegen der *â* der vorletzten Silben, die sich im germanischen als *ô*, in III des nord. als *a*, erhielten — *kallar* (2. Sg. Prs. Ind.), — auch die 2. Sg. Imp. bewahrt hier ursprünglich auslautendes *â* als *a* in III, im Gegensatz zum ahd., s. Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 152, — ferner *ân* im N. Sg. Fem. der *ân*-Stämme, im N. A. Sg. Neut. der *an*-Stämme.

Dieses aus *â* entstandene *o* in I habe ich als lang angesetzt, weil es in der zweiten Periode als *a* bezeugt ist, das wenn es kurz gewesen wäre, jedenfalls auslautend in dritter Periode hätte abfallen müssen, s. *arm* (A. Sg.), *land* (N. A. Sg.) usw. Auch vor einfachem *r* wäre es wohl ausgefallen, wie in *okkr* (D. Pl.).

Vor erhaltenem *n* ist *ô* vor II, der Periode der Umlaute, zu *u* geworden, wie *töndu* in III zeigt.

Dagegen ist *a* I aus einfachem *â* als kurz anzusehen, wie es das Auslautgesetz verlangt.

Auslautend muss dieses *â* schon vor dem consonantischen Auslautgesetz eine andere Klangfarbe gehabt haben, als die *â* in *-ân*, N. Sg. der masc. *an*-Stämme, oder in *-ât*, 3. Sg. Pf. Ind. schwacher Verba. Es wäre sonst nicht zu begreifen, wie die Sprache ursprünglich auslautende und durch das consonantische Auslautgesetz in den Auslaut versetzte *â* unterschieden hätte. Bei *-ân* könnte man an Nasalierung denken, aber hier so wenig

als bei *-ât* begegnet uns die dunklere Färbung, sondern bei ursprünglichem Auslaut.

Fer (1. Sg.) in III ist natürlich nur eine Analogieform: *fari* braucht sogar nie wirklich bestanden zu haben. Vielleicht ist im Medium *föru-mk* die ursprüngliche Form erhalten? S. Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 67.

Hanân war die Urform des N. Sg. Masc. der *an*-Stämme. Aus *hanans* wäre in III zwar nicht *hana* geworden, wie aus *armans* (A. Pl.) *arma*, s. oben S. 369, 371, aber *hanann*, wie *aptann*. Vgl. Leskien Die Declination im slavisch-litauischen und germanischen S. 20. Die Endung *a* ist für I in Inschriften bezeugt. Vgl. auch finnisch *hertua* (*hertugi*), Thomsen a. a. O. S. 106.

Ebenso *patâr* nicht *patars*, weil dieses in III nicht *-ir*, sondern *-arr* oder vielleicht *-urr* ergeben hätte, wie *hamarr*, *fißturr*; s. Leskien a. a. O. S. 23 f., Scherer GDS. S. 316. Vgl. J. Schmidt Vocalismus 2, 241, 416.

Die 3. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba geht auf einfaches *-ât* in der Endung *-adhât* zurück; s. Scherer GDS. S. 202 f. Allerdings ist **w(o)rta** auf der Etelhemer Inschrift nicht ganz sicher; s. Wimmer Aarbøger 1867, S. 56, — und die Einanginschrift: **DagaR thaR runo(R) faihido** kann doch mindestens auch in der dritten Person abgefasst sein, — gegen Bugge Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania 1872 (gedruckt 1873), S. 325. Nur weil die zweite Periode den Ausgang *-e* aufweist, *sate*, und die dritte Periode *tamdi* in 3. Sg., *tamda* in 1. Sg. zeigt, sind wir berechtigt, die Möglichkeit eines vorgermanischen Unterschiedes *-âm* 1. Sg., *-ât* 3. Sg. zur Wahrscheinlichkeit zu erheben. Das *-ât* der 3. Sg. Pf. Ind. kann nicht mit dem ablativischen *-ât* des Adv. zusammengefallen sein.

Ueber die 1. Sg. Prs. Ind. 2. Sg. Imp. der schwachen Verba, welche got. ahd. den Stammcharakter *ô* zeigen, sowie über die A. Sg. der *â*-Stämme *vök* und *spaka* s. oben S. 373.

Dass die 1. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba den Vocal der Wurzel *dhâ* lang erhalten hat, als *ô* von übermässigem *ri*, gegenüber der 3. Sg. — während in den Veden auch die 3. Sg. der Aoristformen von *â*-Wurzeln zweisilbig ausgesprochen

werden kann, s. Kuhn Beiträge 4, 181, ist vielleicht in der Aehnlichkeit mit der Form des G. Pl. oder nur in der folgenden Nasalis begründet: *-(a)dhām* Scherer GDS. S. 202 f. Auch die Part. Pf. auf *ána* haben Doppel *-á*, Kuhn a. a. O. S. 182. S. J. Schmidt über Dehnung des *a* vor einfachem *n* im Sanskrit, Vocalismus 1, 39. — Ueber den Unterschied der 1. und 3. Sg. Pf. Ind. des schwachen Verba s. Bugge Tidskrift f. phil. 7, 221 und schon Munch Aarbøger 1847 S. 334.

N. Sg. Fem. der *án*-Stämme ist in I auf *ô* bezeugt — vgl. im finn. *kallio* (*hella*), Thomsen a. a. O. S. 106, — nicht auf *-ôn* für *-ônn* von *-ôns*, und mit ihm stimmt in der Endung *a* III das Neut. der *an*-Stämme überein. — *Án* mit übermässiger Quantität war die vorgermanische Endung. Vgl. Scherer GDS. S. 120, 316. Leskien a. a. O. S. 63, Delbrück KZs. 22, 272 beweisen für das slaw. und ind. dass N. A. Sg. der neut. *an*-Stämme auf Länge mehr Nasalis endete.

Wimmer fasst Aarbøger 1867 S. 55 **Luthro** und **Hariso** als Frauennamen der *á*-Classe, in Navneordenes bøjning S. 68 sagt er, der N. Sg. der *á*-Stämme habe auf *-o*, der der *án*-Stämme auf *-ô* ausgelautet. Ob **Luthro**, **Hariso** zu den einen oder den andern gehören, lasse sich nicht entscheiden. Auch den N. A. Pl. der neut. *a*-Stämme setzt er consequenter Weise als *-o an*, Navneordenes bøjning S. 47. In Runeskriftens oprindelse S. 182 wird **Saralu** Orstad als jüngere Form von **Saralö** erklärt und allgemein bemerkt, dass älteres *o* schon in den ältesten Inschriften manchmal zu *u* werde, ebenso wie langes *ô* in **runoR** später als *a* erscheine, **runaR**. Aber die Denkmäler berechtigen eine solche Auffassung nicht. Dass *o* zu *u* wird, sehen wir nur in der Wurzelsilbe und nur in der zweiten Periode: **HathuwolafR**, **HariwolafR** Stentofte I, **HathuwulafR** Istaby II. *U* erscheint als Endung in den Inschriften der ersten Periode nur in **Saralu** (N. Sg.) Orstad, **waritu** (1. Dual) Varnum, **dalidun** (3. Pl.) Tune; — *o* in **ThuingoR** (G. Sg.) Tune, **runoR** Varnum, Einang, **Fino** (N. Sg.) Berga, **Luthro** (N. Sg.) Dalby (Straarup), **Hariso** (N. Sg.) Himlinghøje, **Igingon** (G. Sg.) **worahto** (1. Sg.) Tune, **tawido** (1. Sg.) Gallehuus, **faihido** (1. Sg.) Einang. Kein Fall der zwänge einen Uebergang aus einem Laut in den andern anzunehmen, ausser vor erhaltenem *n* in **dalidun** (3. Pl.) gegenüber **Igingon**, dem G. Sg. eines *án*-Stammes,

dessen *-on* vor der zweiten Periode ebenfalls zu *-un* geworden sein muss, wie der Umlaut ausweist, *götu*. Die Lautbezeichnung und gewiss auch der Lautwerth der ersten Periode ist constant, nie *R* im N. Sg. der masc. *a*-Stämme wie in II, nur *-aR*, nie *-aR* im G. Sg. N. A. Pl. der *á*-Stämme wie in II, nur *-ôR*. Auch Bugge *Tidskrift f. phil.* 7, 245. 251 erklärt **Hariso**, **Fino** für *ân*-Stämme. Aber mit ihm, Aarbøger 1871 S. 209, **Saralu** gleichfalls für einen *ân*-Stamm zu halten — *u* sei nur ungenaue Bezeichnung des *o*-Lautes — sehe ich keinen Grund.

Die Comparativadverbien auf *-ar* III müssen in I auch *-ôr* gehabt haben, da *-ar* sich nicht erhalten hätte, wie *fadir* in III zeigt. Wie *aptar* sind zu beurtheilen *optar*, *sialdnar*, *vidar*, *nordar*, *sunnar*, *austar*, *vestar*, *útar*, *innar*, *ofar*, *nedur*. *hindar*, wahrscheinlich vorgermanisch auf *-ás* auslautend, wie *lengr skemr*, *firr*, *naer*, *görr* (*ö* = *i*-Umlaut von *o*), *betr*, *verr*, *minn* (*miðr*), *meir*, *heldr*, *fyrr*, auf *-jis*, s. Scherer GDS. S. 105 f. Das *á* blieb hier unverkürzt wegen der adjectivischen Fülle, in denen der Vocal vor der letzten Silbe stand. Bezeugt ist *singosteR* (N. Pl. Masc.) *Tune*. Das Verhältniss also wie in 2. Sg. Imp. der schwachen Verba dritter Conjugation.

Ueber *thaiôr* (N. A. Pl. Fem.), in III *thaer*, s. unten bei *ai*.

Die 3. Pl. Pf. Ind. der schwachen Verba auf *-ánt* von *adhánt*, Scherer GDS. 202, hat wahrscheinlich übermässiges *á* gehabt, nach Ausweis des ahd.; s. Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 136. Aber es wurde schon in I zu *u* wie *dalidun* *Tune* und der *u*-Umlaut der zweiten Periode zeigt.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *A*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

A ist meist bewahrt, zum Theil bezeugt, zum Theil durch *a* in III gesichert: vor *n* (A. Sg. der masc. *an*-Stämme, im Inf.), vor *nn*, d. i. altem *nas* (G. Sg. A. Pl. der *an*-Stämme) und *ni* (3. Pl. Prs. Ind.), dann vor *lr*, *nr*, *rr* (N. Sg.) und vor *ss* (G. Sg. der *a*-Stämme).

Bei *n* wäre zu bemerken, dass die nach Scherer GDS. S. 474 für den Inf. angenommene Locativform auf *-ani* nicht die einzig mögliche ist. Auch *-anam* (A. Sg. Neut.), s. Ebel KZs. 5, 303, Zimmer Zs. 19, 433, könnte in III *a* ergeben, da die Nasalierung des *a* ja facultativ ist; s. oben S. 371.

Was *nn* anbelangt so ist der N. Pl. der masc. *an*-Stämme deutlich eine Analogieform nach der *a*-Classe. Regelmässig müsste es in III statt *hanas hana* lauten, wie im G. Sg. A. Pl., s. Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 48. Noch jüngere Formen sind *gunnar*, *bragnar* III; sie setzen den schwächsten Casus des G. Pl. *abna* III voraus; s. unten über D. Pl.

Dass *hamarr* in III bleibt, während *fadar* zu *fadir* wird, mag in der verschiedenen Consonanz oder in dem vorgermanischen *â* begründet sein, auf welches *fadar* zurückgeht.

A in G. Sg. der masc. neut. *a*-Stämme ist bezeugt. Das Doppel-*s* des Ansatzes soll mehr an die Bewahrung des *s*-Lautes durch Assimilation des folgenden *j* erinnern, als die Aussprache *ass* für I behaupten.¹ Aber *-assa* muss jedenfalls einmal gegolten haben, sonst wäre *arms* neben *ferr*, *temr*, *doemir* unerklärlich; s. Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 27, Bugge Aarbøger 1870, S. 201. Nur das hat Gislason Tidskrift f. phil. 6, 237 mit Recht bemerkt, dass man sich nicht auf *thess* berufen dürfe. Aber seine Erklärung aus *thers* nach Analogie von *hvers* scheint mir weniger wahrscheinlich, als die Scherer's GDS. S. 364, nach welcher es von *thes-si* stamme, wie man mit Bugge Tidskrift f. phil. 9, 115 ansetzen kann.

Diesen G. Sg. habe ich auch *unkas* (D. Dual.) beige stellt, als Vertreter der Formen *okkr*, *ykkr*, *oss*, *yðr* in III, welche Kuhn KZs. 15, 130 und Scherer GDS. 242 f. als ursprüngliche Genitive deuten. Leskien Die Declination S. 152 macht auf die lautgesetzliche Schwierigkeit aufmerksam, welche das nordische bereite: *sja* ist sonst nur als *s*, nicht als *r* erhalten, *arms*, *lands*, *thess*. Aber seine Erklärung unterliegt grösseren. Es hält das *r* der D. (und A.) Pl. *okkr*, *ykkr*, *oss*, *yðr* für eine Analogiebildung nach dem Singular, *r*, ursprünglich *is* wie im got. *ugkis* neben *ugk*, sei dem wie das gotische zeige,

¹ Obwohl *ss* in Hss. vorkommt, *hirdiss*, *rikiss*; s. Gislason Oldnord. Formlaere S. 37.

zur Dativ- und Accusativbezeichnung ausreichenden *uns*, somit auch einem *idv* (*izv*), *unk*, *ink* angehängt worden. Aber wenn es in erster Periode *unsir unkir* usw. hiess, wäre Umlaut eingetreten wie in *betr*, *heldr*, — setzt man *-er* an nach den *m̄r*, *th̄er*, *s̄er*, so erhalten wir die Analogie *burdir* (N. Pl. der *i*-St.), das auf *burder* in I zurückgeht, oder die der Partikeln nach *after* in I, *eptir* in III. Wo bei diesen kein Umlaut erscheint, wie in *undir* oder *furir* neben *fyrir*, da ist *i* in III bewahrt. Der Ausfall des *a* von *as* der ersten Periode in III aber stimmt gut zu *armass* I, *arms* III. Dass *s* hier nicht verdoppelt wurde, also der Umwandlung zu *z* und *r* erlag, ist nichts anderes als was dem Element *sja* im Innern des Wortes bei der pronominalen Declination der Feminina, got. *thizai*, *thizôs*, *blindaizôs*, altn. *theiri*, *theirar*, *blindri*, *blindrar*, geschehen ist. Eben die singuläre Verwendung eines Genitivsuffixes für dativischen Gebrauch mag diese verschiedene Behandlung hervorgerufen haben. Die Analogie von *armass* ward nicht empfunden und der Laut unterlag dem Zuge, welcher die nordischen *s*-Laute erst tönend machte, dann zu *R*, *r* trieb. Sehen wir doch in der Sprache der dritten Periode noch *es* und *er*, *vesa* und *vera*.¹

Ueber *that*, *spakat*, s. oben S. 371.

Aber das *a* der Suffixe *an* und *ag* hat häufig Färbung erlitten, zu *e* und *u*, in III *i* und *u*. Denn wenn auch die Inschrift von Tanum *haitinaR* = *haitinr* zeigt, so beweist doch der Mangel des Umlauts in III, dass *i* hier nicht die gewöhnliche Geltung haben könne. Nur nach Gutturalen finden wir Umlaut in den Part. Pf., *tekinn* neben *haldinn*, s. Wimmer Navneordenes böjning S. 53, Bugge Tidskrift f. phil. 7, 250, Holtzmann Gramm. 1, 82. 2, 63.²

Selten blieb *a* bewahrt, im substantivischen *aptann*, in dem vereinzelt *heilagr*. Die vertretenden Vocale schwanken, *morginn* und *morgunn*, *audigr* und *audugr*, s. Gislason Formlaere S. 15, oder werden zur Differenzierung verwendet, so Adj. und Part. Pf. nur auf *-inn*.

¹ Uebrigens vgl. über dieses *s* und *r* im Dativ des Personalpronomen Bugge KZs. 4, 244.

² Ueber den Einfluss der Gutturalen auf Färbung bis zu *i* in der folgenden Ableitungssilbe, s. Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 14. 274, 276.

Allerdings könnte unter den Adj. auf *-ugr* eines oder das andere mit echtem *ug*, s. got. *handugs*, vorkommen, gewiss keines mit echtem *-ig-*, oder *-in-*, got. nur *fulgins*. Denn auf eine Färbung des echten *i* zu *e*, wie wir sie hier wegen des fehlenden Umlauts doch annehmen müssten, werden wir sonst nirgends geführt.

Wohl aber haben die Adj. auf got. *-eigs*, *-eins* ihr altes *i* gegen *e*, in III *i* ohne Umlaut aufgegeben, offenbar nach Analogie der Adj. auf *-inn*, *-igr*, s. unten *î* ursprünglich vor der letzten Silbe. Freilich ist es nur sehr wahrscheinlich, dass nord. *gullinn*, *máttigr*, Ableitungen mit altem *jan*, *jag* sind wie got. *gultheins*, *mahteigs*. Vgl. Blomberg Bidrag till omljudsläran S. 16. 21.

Aehnlich scheint es den Ableitungen auf *al* ergangen zu sein. Auch hier neben erhaltenem *a*, *bagall*, *gamall*, *i*, ohne Umlaut, und *u* in III, öfters in einem Worte schwankend *heimill heimall*, *drasill drösull*, *vadill vöðull*, s. Blomberg a. a. O. S. 20.

Fared (2. Pl. Prs. Ind.) ist eine wahrscheinlichere Form für die erste Periode als *farad*. Denn der Weg *a* I, *e* II, *i* III, also in dritter Periode ohne Umlaut *farid*, kommt sonst bei ursprünglich vorletzten Silben nicht vor. Inlautend finden wir ihn nur bei *fadar* I, in ursprünglich letzter Silbe, das in III *fadir* wird. *A* in *-ar* von *fadar* I aber stammt von vorgermanisch *á*, hatte also vielleicht eine verschiedene Qualität und die Schlussconsonanz ist eine andre. Dazu kommt dass got. hier die Färbung des Stammvocal zu *i* bietet, *farith*, übereinstimmend mit *e*, *i*, im griech., lat., altir., altslaw., während die westgermanischen Sprachen, wie das litauische, *a* bewahrt haben. Ein europäisches *e* hier mit Curtius Spaltung des *A*-Lautes S. 26, J. Schmidt KZs. 21, 284, Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 271, anzunehmen, von dem dann einige Sprachen wieder auf *a* zurückgegangen wären, ist sehr bedenklich und ganz unnöthig. Es liegen für ost- und westgermanisch zwei Formen vor, deren eine ja ganz gut und ohne die Verwandtschaft der germanischen Sprachen irgendwie zu erschüttern, mit der Form anderer arischer Sprachen sich begegnen kann.

Schwankend behandelt sind die Partikeln auf vorgermanisch *-ari*, s. Bezenberger Untersuchungen über die got. Adv.

und Part. S. 112, Scherer GDS. S. 466, Lyngby Tidksrift f. phil. 10, 89. Die Inschriften haben in I **after**, **afterR** und **ubaR** bewahrt, welche in der dritten Periode *aptir* und *yfir* lauten. Umlaut hat in III auch *fyrir*, daneben aber *furir* und *undir*. Die Partikeln beharren also in I zum Theil wie *fadar* (N. Sg.) von *fadár* auf *a*, und haben in III *i* ohne Umlaut, was in II, der Periode der Umlaute, *e* voraussetzen lässt — *undir*, *furir* wie *fadir* in III, — zum Theil haben sie in I bereits *e*, das in zweiter Periode *i* ergeben haben muss, da III Umlaut zeigt, *eptir*, *fyrir*, *yfir*. Im ahd. werden die Partikeln ganz ähnlich behandelt, und gerade dieses Schwanken zwischen *a* und *i* gegenüber dem entschiedenen Vorgehen, welches die Partikeln zeigen, wenn es sich um die Lautwandlung *i*—*e* handelt, zwingt dort den Weg, welchen die Partikeln von *a* nach *e*, *i* zurücklegen, nicht als Schwächung, wie die Senkung des *i* auf *e*, sondern als Färbung im eigentlichen Sinne anzusehen; s. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 81, 121 f.

Vor *m* wird *a* schon in I zu *u* geworden sein. Ein ausdrückliches Zeugniß mangelt allerdings, in II *gestumR*. Aber da *n* schwächer auf *a* einwirkt als *m*, *fava* (Inf. 3. Pl.) neben *förum* (1. Pl.), vor *n* aber *u* für *â* in I bezeugt ist, s. oben S. 376 **dalidun**, dürfen wir auch bei kurz *a* vor *m u* annehmen. Vor allem aber ist der *u*-Umlaut nicht über die zweite Periode hinaus wirksam. Es ist das einfachste die Ursachen desselben in I anzunehmen; s. bei II, Vorbemerkung.

Der Ansatz *-anbhims*, auch für die *a*-Stämme, soll die Entstehung des *m* für *bh* im germ., slaw., lit., D. Pl., im slaw., lit., D. Dual. Instr. Sg. erklären. Es ist das Resultat einer bei den *an*-Stämme verständlichen Assimilation — *anbhims*, *ambhins*, *ammims*, *amims* — auf die vocalischen Stämme übertragen worden. — Für das Vicariat von *an*-Stämmen und vocalischen bieten sich aus dem germanischen die Parallelen des G. Pl. der *â*-Stämme, die A. Sg. Masc. der *a*-Stämme auf *-an* dar, die adjectivischen wie die vereinzelt nach ahd. *gotan*. Die got. nord. Dative nach *abnam*, *uznam* hätten dann das Suffix *an* zweimal, oder sind einfach Analogiebildungen, da man neben *hanamr*, *hanumr* doch nicht mehr *ababr*, oder wegen des Casus schwächster Bildung, des G. Pl., s. unten S. 382, *abnabr*, sagen konnte; vgl. über N. Pl. S. 374.

Im altslaw. allerdings wie es scheint, kein ähnlicher Fall. Denn der G. Sg. der *á*-Stämme *raġy*, gleich dem A. Pl., kann, wie Leskien Die Declination S. 41 gezeigt hat, nicht ohne Verletzung der Lautgesetze auf *-ân-as* zurückgeführt werden, ebensowenig freilich auf eine Locativform *-â-âm*. Im ersteren Falle wäre *raġane* das Resultat, im zweiten *raka* oder *raġû*. — Aber im lit. wird der G. Sg. der *jâ*-Stämme statt *-es* öfters *-ês* geschrieben, Geitler Lit. Studien S. 57, setzt also älteres *-ens* voraus, wie *akmêns*, G. Sg. eines *an*-Stammes; vgl. *mens* neben *mês*, N. Pl. des Pers. Pron. 1. Person, Geitler Lit. Studien S. 96. — Im lit. ferner kann *î* im Loc. Pl. *vilġûsu* nur auf *au* oder *an* zurückgehen. *Au* wäre kaum erklärlich, *an* empfiehlt sich durch zemaitisches *vilġunse*. *Vilġûsu* ist also aufzufassen wie *vezûs* (*vehor*) von einem alten *vazan-si*, Schleicher Comp. §. 101. — Vielleicht gehört auch N. Pl. der lit. *i*- und *u*-Stämme hieher: *âġys* (= *akîs*), *sûnûs*. — Es sind dies Zeugnisse für den Parallelismus der vocalischen und *an*-Stämme, über welchen Osthoff in zweiten Theil seiner Forschungen gehandelt hat.

Leskien Die Declination S. 100 hat zwar die Erklärung Bergaignes, der das Element *sma* herbeizieht, durch Verweisung auf die preussische Dativendung *-mans* neben *stesmu* widerlegt, selbst aber einen ganz singulären Vorgang, Angleichung des anlautenden an den auslautenden Suffixconsonanten angenommen — also wie lat. *coquo* aus *pequo*, *quinque* aus *pinque*, s. Blomberg Bidrag till den germaniska omljudslâran S. 4, — der selbst wieder nur an einem nicht vorhandenen Singularsuffix des Instrumental *-bhjam* zuerst stattgefunden haben könnte. S. J. Schmidt in seiner Recension der Leskien'schen Schrift Jenaische Litteraturzeitung 1877 S. 269 ff.

Das altirische scheint mit seinen durchgehenden *-ib* (*-a-ib*), das eigentlich nur für die *i*- und *ja*-Stämme passt — auch *talmanaiġ* von einem *an*-Stamm — ein Gegenspiel zu den nordeuropäischen *-am*, *-um* zu bieten.

Denn auch hier ist altn. *a* zu *u* geworden, und wirkt in II Umlaut.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz A.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

A bleibt fast durchweg. Bezeugt ist es allerdings nur in *arbingano* (G. Pl., wohl von einem *jan*-Stamm), aber es ist kein Grund Ausfall oder Färbung anzunehmen, ausser in den Adj. und Part. Pf. auf *-inn*, *-igr* III, deren Lautwandel oben S. 378 besprochen worden ist.

Der G. Pl. der masc. *an*-Stämme hat sich nicht erhalten. In III heisst er *hana*, *boga*. Das geht nicht auf *-anô* zurück, da sonst *bogna* wie Fem. Neut. *tungna*, *augna* erwartet werden müsste. Solches *-na* ist aber nur eine seltene Ausnahme, *gumna*, *bragna*, vgl. got. *abnê*, und aus dem G. Pl. sogar in die übrigen Casus des Plural, den N. (A.) D. Pl., gedungen; s. oben S. 377, 381 und Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 48.

Haitade (3. Sg. Pass.) ist sehr unsicher, aber möglich wegen des ags. *hätte* (voco, vocatur), Grein Ablaut S. 37, Scherer GDS. 197. Allerdings könnte auch Uebertritt des Praesens in die schwache Conjugation stattgefunden haben, wie bei so manchem andern starken Verbum, ohne dass passivische Bedeutung vorläge, z. B. *blôta*. Aber das *hateka*, welches Bugge auf dem Lindholmer Amulet liest und durch *heitik* übersetzt, Aarböger 1871, S. 187, 1872, S. 194, ist nach Lesung und Deutung viel zu zweifelhaft, als dass es zu einem Beweis gegen die angesetzte Form und gegen die Annahme, dass *a* vorletzter Silbe sich in I noch erhalten habe — s. das überlieferte *arbinganô* — dienen könnte.

Der Inf. *hugassan* in III *hugsa* ist einem vorgermanischen *-atjani* gegenüber gestellt. Es beruht dies auf Holtzmann's Beobachtung Gramm. 1, 130, dass dem nordischen *heilsa* (salutare), ags. *hálettan*, ahd. *heilazjan* entspricht, nicht *heilisôn*, ags. *hálsjan* (augurari), das nord. durch *heilla* gegeben wird. S. über *hoens* bei *i* ursprünglich vor der letzten Silbe. Betreff der scheinbar unterbliebenen Lautverschiebung im got. ags. s. Leo Meyer Got. Sprache §. 107. *Tj* kann zu *s* nur werden über *ts*, *ss*. Also derselbe, nur weiter fortgeführte Process wie

got. *matzia*, *Pitzia*, worüber in meiner Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache S. 147. Den dort nach Wackernagel angeführten *Ziwrichi*, *Ziaberna* für Zürich, Zabern wäre vielleicht hinzuzufügen Zurzach, dem ein französisches *Tortiacum* entspricht, und *Abudiacum* am Lech, wofür später *Abuzacum*; s. Bacmeister Alemannische Wanderungen S. 20. 27.

Das *a* vor den Endungen G. D. Sg. Fem. des Adjectivs ist nach dem sanskritischen Pronominaladjectivum angesetzt, s. Sievers in Paul und Braune's Beiträgen 2, 99 ff. Da der G. Pl. dieselbe Entwicklung zeigt, liegt auch hier für das germanische wahrscheinlich *-asdm* zu Grunde.

Die *a* vor- und drittletzte Silbe, (D. Sg. Masc. G. D. Sg. Fem. G. Pl.), welche in den Ableitungssilben der Adj. und Part. Pf. auf *-inn*, *-igr* III zu *e* gefärbt worden waren, sind in I gewiss noch nicht ausgefallen. Ausfall des *e* in I findet sich bloss bei den durchaus kurzen Wurzeln der zweiten schwachen Conjugation (got. *ai*-Stämme), während die erwähnten Adj. und Part. Pf. sowohl lange als kurze Wurzeln zeigen. Auch die Part. Pf. nach *tekinn* III, welche allerdings nur einfache Consonanz am Schlusse der Wurzel bieten, haben ihren schon in I zu *i* vorgedrungenen Ableitungsvocal bewahrt, denn nie findet man in III z. B. *taknir*, wie *luklar* von *lykill*. — Die kurzwurzeligen Verba erster schwacher Conjugation haben allerdings, wie wir bei ‚*i* ursprünglich vor der letzten Silbe‘ sehen werden, schon in I den Ableitungsvocal verloren, *tamda* III, *tamdô* I.

U erscheint für *a* des Suffixes im A. Sg. von *fadar* I, *factir* III: *fadurä*. Man möchte vermuthen, dass *födur* III sich nach *föturr*, *öfurr* usw. gerichtet habe, wenn diese Wörter, wie doch wahrscheinlich, alte Stämme auf *-ara* sind und den Ableitungsvocal im Gegensatz z. B. zu *hamarr*, wo er blieb, zu *u* (nicht auch zu *e*) gefärbt haben. — Auf G. D. Sg. ist dies *u* wohl übertragen, da wir allen Grund haben schwächere Bildungen wie *fadr* (G. Sg.), got. *fadr*s, *fadr* (D. Sg.), got. *fadr*, als die ursprünglichen anzunehmen. — Das *u* im G. D. Sg., also in letzter Silbe, wäre in III wohl ausgefallen, wie *u* in *völb*.

Vor *m* geht *a* hier, wie der Umlaut in II zeigt, ebenso zu *u*, wie in letzter Silbe.

Die den Endungen auf *u* vorangehenden Suffixsilben haben ihr *a* wahrscheinlich schon in I dem folgenden Vocal assimilirt, da sie in II Umlaut wirken, *gömul* (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.), *gömlum* (D. Sg. Masc.).

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang A.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Lang *a* ist bewahrt als *ô* im G. Sg. *Igingon*, das aber wohl ein *jân*-Stamm sein wird. Vor *m* wandern diese *ô*, wie die kurzen *a* ursprünglich vorletzter Silbe zu *u*; ebenso vor *n*, wie lang *a* ursprünglich letzter Silbe, *dalidun*; s. oben S. 376, 380. In II sehen wir den dadurch entstandenen Umlaut. Aber der Inf. und die 3. Pl. Prs. Ind. der dritten schwachen Conjugation (got. *ô*-Stämme) wollen den charakteristischen Vocal nicht entbehren, in III *kallâ*. Vor *m* wirkt diese Rücksicht nicht, *köllum* III.

Durch Analogie zu erklären ist *kallid* III (2. Pl. Prs. Ind.), das nicht auf das angesetzte *kallôd* zurückgehen kann: das hätte *kallad* ergeben. Die übrigen germanischen Sprachen, wie die Natur der Sache, lassen keinen Zweifel, dass einst derselbe *ô*-Vocal die ganze dritte Conjugation der schwachen Verba beherrschte.

Auch *tömdud* III — in I *tamidôd*? — verdankt sein *u* wohl nur der 1. und 3. Pl. oder dem starken Perf.

Schwierig ist *tamdir* (2. Sg. Pf. Ind.) in III zu erklären. Das vermuthungsweise angesetzte *tamidâr* ist sehr zweifelhaft. Gehen wir von der Endung (*a*)*dhâsi* aus, so konnte keinesfalls *tamidôr* das Resultat in I sein, da dies nie durch regelmässige Entwicklung in III *tamdir* ergeben hätte. Dagegen hindert nichts in dieser Endung, die ja eigentlich keine ist, bloss Länge des *a*, nicht auch Färbung zu *ô* anzunehmen, wie in *dâd*, got. *dêds*: *tamidâr* wäre dann als die einzige Endung auf *â* in I ebenso behandelt worden, wie eine Endung auf *ar*, wie *fadar* I, *fadir* III.

Aber möglicherweise hatten die ostgermanischen Sprachen die secundäre Endung *dhás*. Dann ist es wieder zweifelhaft, ob das *á* als übermässig betrachtet wurde oder nicht. In letzterem Falle hätten wir in I *tamidar* wie *fadar*, in III *tamdir* wie *fudir*, — im ersten Falle müssten wir wie früher *dár* als Entsprechung eines vorgermanischen *dhás* ansetzen, was ja bei dieser eigenthümlichen Endung wohl möglich wäre.

Immer wäre die Uebereinstimmung zwischen gotisch und nordisch *-dés*, *-dar* oder *-dár* I, *-dir* III gegenüber hd. alts. *neritóst*, *neridos* bemerkenswerth.

Aber auch an die Analogie der Praesensformen langsilbiger schwacher Verba könnte man denken, die sich im Praes. so mancher starken geltend macht.

Nur *augôn* (N. A. Pl.) I erklärt *augu* in III, und führt auf vorgermanisches *-ána*. *Augan* in I aus *augana* wäre *auga* III geworden wie D. Sg. *hana* aus *hanani* III. *Auga* stimmt demnach bis auf die Voraussetzung eines *a*-Stammes zu got. *augôna* und steht den westgermanischen Formen gegenüber wie N. A. Sg. *auga* III, got. *augô*, dem hd. *ouga*. Es wird kein Zufall sein, dass die beiden germanischen Sprachen, welche eine Form des N. A. Sg. der neut. *an*-Stämme, sowie des N. Sg. der *án*-Stämme auf *ân* voraussetzen — s. oben S. 373, — im N. A. Pl. der neut. *an*-Stämme auch Länge des Ableitungsvocales zeigen. Dadurch entfällt die Analogie der nur ostarischen Endung *-áni*; s. Scherer GDS. S. 432 und Zs. f. österreich. Gymn. 1874, S. 258.

Genau aber entsprechen den got. Formen die ältesten dänischen und schwedischen *øghon*, *örun*, Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 47, Wimmer Navneordenes böjning S. 113. Hier liegt ein Stamm auf *-ána* zu Grunde, wie im got. — Die nordische Urform in I wäre *augônu*.

Deutliche Analogieform in III ist *tungur* (N. A. Pl.) nach *vakar*, *sóttir*. Das Gesetzmässige wäre *tungu*, wie G. Sg.; s. oben über *hanar* S. 377. Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 48 hat richtig gesehen, dass die eigentliche Form des N. A. Pl. der *án*-Stämme im schwachen Adj. erhalten ist, *spöku*, die, weil sie auch dem N. A. Neut. zukam, erst auf N. A. Masc. übertragen wurde, um dann allmählig alle Casus des Plural zu erobern.

Uebermässiges *á* haben vielleicht einige Formen des schwachen Perfectums. Das macht hier keinen Unterschied. Der Vertreter eines langen altarischen *a* ursprünglich vorletzter Silbe ist *ô*, das in III zu *a* wird; über die mögliche Ausnahme in *tamdir* 2. Sg. Pf. Ind. III s. oben S. 384.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang A.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Auch hier ist *ô* bezeugt und erscheint in III als *a*.

Für *kallôðôm* (1. Pl. Pf. Ind.) scheint über *kallôdum* sich noch in I *kalludum* eingestellt zu haben, da wir in III die in II umgelautete Form *kölluðum* finden.¹

Tungônô (G. Pl.) verdumpft sein vorletztes *ô* vor *n* zu *u*, wie dies langem *á* auch in letzter Silbe der Periode I geschieht; s. S. 373, 384. Nur *u*, d. h. kurzer Vocal, erklärt uns den Ausfall in III *tungna*, wie *iötna* (G. Pl.) von *iötunn*.

Vor *nd* aber bleibt *ô*, in III *a*, *kallandi*, vielleicht nur um den charakteristischen Vocal der dritten schwachen Conjugation (got. *ô*-Stämme) zu erhalten.

Excurs über *á* und *â*.

Die andern germanischen Sprachen lassen die zweifache Qualität des langen *a* ebenso deutlich erkennen, als das nordische. Aber die Auftheilung beider Laute schwankt.

Im gotischen gilt für einfach lang das vorgermanische *á* im Auslaut, also N. A. Pl. Neut. der *a*-Stämme, N. Sg. der *á*-Stämme, 1. Sg. Prs. Ind. starker Verba, dann *á* in *án*, N. Sg. der masc. *an*-Stämme, *á* in *ár*, N. Sg. der *ar*-Stämme, *á* in *át*, 3. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba, alles wie im nordischen. Aber darüber hinaus auch *á* in *ám*, A. Sg. der *á*-Stämme, und 1. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba. In diesen Fällen ist

¹ Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 6 führt ein *elskadum* neben dem regelmässigen *elskudum* an.

gotischer Vertreter des alten *á* kurzes *a*, entsprechend nord. *a* in erster, *i* in dritter Periode, mit Ausnahme des Auslautes, wo nord. *u* herrscht.

- Also altn. *landu* (N. A. Pl.) I, *lönd* III, got. *landa*,
 altn. *blindu* (N. A. Pl. Neut.) I, *blind* III, got. *blinda*,
 altn. *giafu* (N. Sg.) I, *giöf* III, got. *giba*,
 altn. *blindu* (N. Sg. Fem.) I, *blind* III, got. *blinda*,
 altn. [*faru* (1. Sg.)] I, [*fer*] III, got. *faru*,
 altn. *hana* (N. Sg.) I, *hani* III, got. *hana*,
 altn. *fadar* (N. Sg.) I, *fadir* III, got. *fadar*,
 altn. *tamida* (3. Sg.) I, *tamdi* III, got. *tamida*;
 Aber altn. [*giafô* (A. Sg.)] I, [*giöf*] III. got. *giba*,
 altn. *blindô* (A. Sg. Fem.), I, *blinda* III, got. *blinda*,
 altn. *tamidô* (1. Sg.) I, *tamda* III, got. *tamida*.

Uebermässiges *á* zeigt auch im got. noch langen Vocal, der entweder wie nord. wahrscheinlich schon sehr früh zu *ô* gefärbt worden ist — oder aber zunächst *á* blieb — vgl. das oben S. 384 vermuthungsweise angesetzte altn. *tamidár* — später aber den Weg zu *ê* einschlägt. *Â* und *ô* wird einst geschwankt haben und dieses Schwankens bediente man sich zur Differenzierung der Formen. — Beiden Sprachen gemeinsam ist übermässiges *á* in 1. Sg. Prs. Ind., 2. Sg. Prs. Imp. der dritten schwachen Conjugation, im G. Pl., im N. Sg. der *-án* und der neut. *an*-Stämme, im N. Pl. der masc. *a*- und der *á*-Stämme, ebenso im G. Sg. A. Pl. der *á*-Stämme, in den Adverbien auf got. *-ô* und den Comparativadverbien auf gotisch *-ôs*.

- Also altn. *kallô* (1. Sg.) I, *kalla* III, got. *salbô*,
 altn. *mannô* (G. Pl.) I, *manna* III, got. *mannê*,
 altn. *dagô* (G. Pl.) I, *daga* III, got. *dagê*,
 altn. *giafô* (G. Pl.) I, *giafa* III, got. *gibô*,
 altn. *tungô* (N. Sg.) I, *tunga* III, got. *tuggô*,
 altn. *augô* (N. Sg.) I, *auga* III, got. *augô*,
 altn. *dagôr* (N. Pl.) I, *dagar* III, got. *dagôs*,
 altn. *giafôr* (G. Sg. N. A. Pl.) I, *giafar* III, got. *gibôs*,
 altn. *aptôr* (Adv. Comp.) I, *aptar* III, got. *-leikôs*,
 altn. *-líkô* (Adv.) I, *-líga* III, got. *-leikô*.

Das nordische zeigt nun in seinem A. Sg. Fem. *blinda*, der in I ein *ô* voraussetzt, dass im nord. wenigstens *á* in *ám* des A. Sg. als übermässig aufgefasst wurde, dass also der A. Sg.

der subst. *â*-Stämme, *giöf*, nur die übertragene Nominativform ist. Bei der grossen Uebereinstimmung, welche sich zwischen nordisch und gotisch in Behandlung des alten *â* zeigt, darf man vermuthen, dass der got. A. Sg. Fem. *giba*, *blinda* nicht von dem als einfach lang angesehenen *â* in *-âm* stammen, sondern dass sie, wie A. Sg. *giöf*, Analogieformen nach dem Nominativ sind. *Ô* scheint sogar erhalten in A. Sg. *hveilöhun*, *ainöhun*; aber es ist nicht sicher, ob dieses *ô* Resultat des Auslautgesetzes ist, da auch N. Sg. *ainöhun* vorkommt; s. Scherer GDS. S. 107. 119. — Möglich dass auch die 1. Sg. Pf. Ind. schwacher Verba im got. ursprünglich auf *ô* oder *ê* — s. die 2. Sg. *tamidês* — ausgelautet und erst später die Form der dritten Person angenommen hat.

Auch nur möglich, keinesfalls nothwendig ist es, dass got. *a*, wo es vorgermanischem *â* des Auslauts entspricht, einen tieferen Klang hatte, als das gewöhnliche *a*, s. oben S. 373, oder von einem langen *â* *u*, *o* etwa zu der Zeit als die nicht zu *ô* gefärbten früheren zu *ê* wanderten, auf *a* erhoben wurde. Schon vor Bildung der germanischen Sprachen kann jene arische Gemeinschaft, aus welcher später die Goten hervorgingen, auslautend *â* gesprochen haben, wie die Slawen und Litauer, die Stammväter der Skandinavier und der Westgermanen aber *-ô* oder *-â*.

Ahd., Alts., Ags., Altfr. stimmen darin überein, dass sie die *â* derselben Endungen als einfach oder übermässig betrachten, nicht aber in den Lautwerthen, welche sie zur Bezeichnung dieses Unterschiedes gebrauchen. Nur *u*, das ahd. alts. mit *o* wechseln kann, ist in allen Sprachen Stellvertreter des alten auslautenden *-â*. Sonst verwendet für vorgermanisches einfaches *â* das ahd. und alts. kurzes *a*, das ags. und altfr. kurzes *e*, — für vorgermanisches übermässig langes *a* ahd. *o*, das nicht mit *u* wechselt, — s. Braune in seinen und Pauls Beiträgen 2, 152, — *ô* und *â*, alts. *o* und *a*, wohl langes *ô*, *â*, ags. altfr. *a*.

Einfaches *â*.

ahd. *skip(u)* (N. A. Pl.), alts. *skipu*, ags. *scipu*, altfr. *scipu*,
ahd. *fatar* (N. Sg.), alts. *fadar*, ags. *fäder*, altfr. *feder*,
ahd. *nerita* (3. Sg.), alts. *nerida*, ags. *nerede*, altfr. *nerede*,
ahd. *geba* (A. Sg.), alts. *geba*, ags. *gife*, altfr. *jève*.

ahd. *blinta* (A. Sg.), alts. *blinda*, ags. *blinde*, altfr. *blinde*,
 ahd. *nerita* (1. Sg.), alts. *nerida*, ags. *nerede*, altfr. *nerede*,
 ahd. *zunga* (N. Sg.), alts. *tunga*, ags. *tunge*, altfr. *tunge*,
 ahd. *ôra* (N. A. Sg.), alts. *ôra*, ags. *éare*, altfr. *âre*,
 ahd. *geba* (G. Sg.), alts. *geþa*, ags. *gefe*, altfr. *jeve*.

Andre Fälle stimmen nicht.

ahd. *geba* (N. Sg.), alts. *geþa*, ags. *gifu*, altfr. *jeve*.

Höchst wahrscheinlich hat nur das ags. das richtige bewahrt; ahd., alts., altfr. zeigen die Accusativform oder sind dem Nom. der *ân*-Stämme nachgebildet; s. Scherer GDS. S. 429. Ahd. und alts. haben ja noch *-u* zum Theil erhalten; s. Scherer GDS. S. 118. 431.

ahd. *blintu* (N. Sg. Fem.), alts. *blind*, ags. *blind(u)*, altfr. *blinde*.

Im alts. hat das Fem. gleich dem Masc. Neut. die kürzere Form angenommen, die auch ahd. und ags. gilt, — im altfr. wirkt die Analogie des A. Sg. oder des N. Sg. der schwachen Declination.

ahd. *blintu* (N. A. Pl. Neut.), alts. *blindu -a*, ags. *blindu*,
 altfr. *blinda -e*.

Im altfr. ist durchweg, im alts. zum Theil die Form des Masc. ins Neut. getreten.

ahd. *faru* (1. Sg.), alts. *faru*, ags. *fare*, altfr. *fare*.

Ag. und altfr. scheint optativische Form vorzuliegen.

Uebermässiges *â*.

ahd. *hano* (N. Sg.), alts. *hano*, ags. *hana*, altfr. *hona*,
 ahd. *manno* (G. Pl.), alts. *manno*, ags. *monna*, altfr. *monna*,
 ahd. *fisko* (G. Pl.), alts. *fisko*, ags. *fiska*, altfr. *fiska*,
 ahd. *gebôno* (G. Pl.), alts. *gebono*, ags. *gifena*, altfr. *jevena*,
 ahd. *fiskâs-â-a* (N. A. Pl.), alts. *fiskos-as-a*, ags. *fiscas*, altfr. *fiskar*,
 ahd. *gebâ* (N. A. Pl.), alts. *gebâ*, ags. *gifa*, altfr. *jeva*.

Der N. Pl. der masc. *-a*-Stämme lautet im ahd. gewöhnlich auf kurzes *a* aus, aber Spuren einstiger Länge sind nachgewiesen, s. Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 135. 151, und *as*, das nur *âs* sein kann, ist in Ortsnamen häufig. Ob *â* eine Nebenform von *âs* gewesen, die auf altem *âs* beruhte, wie dieses auf *âsas*, ist zweifelhaft. Das Uebergewicht der nicht auf *s* ausgehenden N. Pl. scheint mir nach Scherer GDS. S. 427

genügend, um *â*, *a* im ahd. und alts. zu erklären. Ebenso hat im altn. die Mehrzahl der auf *r* ausgehenden N. A. Pl. *hanar* und *tungur* geschaffen; s. oben S. 377. 385.

Auch hier weichen andere Formen in den verschiedenen Sprachen von einander ab.

ahd. *salbôm* (1. Sg.), alts. *salbon*, ags. *sealfje*, altfr. *salvje*.

Ags. und altfr. folgen der Analogie der ersten schwachen Conjugation, und diese selbst hat den Ausgang auf *e* mit den starken Verben gemein.

ahd. *neritôn-un* (3. Pl.), alts. *neridun*, ags. *neredon*, altfr. *neredon*.

Im ahd. herrscht meist, im alts. stäts der Vocal der schwachen Form; ags., altfr. *neredon*, wie *fundon*.

ahd. *neritôst* (2. Sg.), alts. *neridos*, ags. *neredes*, altfr. *neredes*.

Im ags., altfr. scheint die Praesensform eingedrungen zu sein.

ahd. *gernôr* (Adv.), alts. *gernor*, ags. *geornor*.

Das *r* ist hier geblieben, weil die Comparativform sonst unkenntlich geworden wäre. Das *o* im ags. fällt auf. Es hat sich hier auch in letzter Silbe das alte *o* bewahrt, wegen der adjectivischen Formen *geornost* und des später syncopierten Comparativs **geornora*; vgl. *sealfjan* usw. neben *sealfode*. S. Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 151 Anm.

ahd. *gerno* (Adv.), alts. *gerno*, ags. *georne*, altfr. *jerne*.

Ags. und altfr. haben vielleicht das schwache Neut. Sg. für die Adverbialform eingesetzt.

Der wichtigste Unterschied vom ostgermanischen besteht in der entgegengesetzten Behandlung der *-ân*, welche ursprünglich für N. Sg. Masc. Fem. Neut. der *an-* und *ân-*Stämme gedient hatten. Für die Ostgermanen war das *â* von *ân* im Fem. Neut. übermässig gewesen. Für die Westgermanen ist es das Masc. Vgl. die *-ôn*, mit welchen im griech. und lat. gerne Masculina abgeleitet werden, gegenüber *-on* im Fem. — *aquilo, caro*; L. Meyer Vergleich. Gramm. 2, 140, Osthoff Forschungen 2, 154 f.

Dass der G. A. Sg. der *â*-Stämme im westgermanischen einfaches *â* voraussetzt, ist vielleicht nur scheinbar. Es könnte ahd. ursprünglich *â* geherrscht haben, das, nachdem der N. Sg. die Form der schwachen Declination angenommen, seine Quantität aufgegeben hätte.

Auch die 1. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba gleich mit der dritten mag Formübertragung sein wie im got., s. oben S. 389.

So dass man sagen kann: in allen germanischen Sprachen liegt einfaches *á* zu Grunde dem N. A. Pl. Neut. der *a*-Stämme, dem N. Sg. der *á*-Stämme, der 1. Sg. Prs. Ind. der starken Verba, — vielleicht dem Instr. Sg., dessen Form *u*, *o* aber nur ahd. und alts. erhalten ist, s. Scherer GDS. S. 425 Anm., — ferner dem N. Sg. der *ar*-Stämme, der 3. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba. — Dagegen übermässiges *á* der 1. Sg. Prs. Ind. der schwachen Verba dritter Classe, dem G. Pl., dem N. Pl. der *a*-Stämme, dem N. A. Pl. der *á*-Stämme.

JA.

Vorbemerkung über *ja* und *já*.

In III finden wir Endungen, in welchen wir ursprüngliches *ja* oder *já* voraussetzen dürfen, theils mit dem Vocal *i*, theils ohne Vocal, immer aber mit umgelauteter Wurzel. Und zwar hängt diese verschiedene Behandlung der alten Formeln *ja*, *já* von der Gestalt der vorhergehenden Wurzelsilbe ab, Nach kurzer — langer Vocal oder *gg* im Auslaut der Wurzel machen nicht Position, s. Holtzmann Gramm. 1, 108. 2, 64, Lundgren Om substantivens stammar S. 70. 73, Wimmer Fornordisk formlära §. 43, b, 3 — oder auf Gutturalis ausgehender Wurzel zeigt sich Ausfall des ursprünglichen *ja*, nach Länge mit beliebigem, aber nicht gutturalem Consonanten am Ende bleibt *i*: *bed̄*, *vegg*, *gn̄j*, *bekk*, aber *helli* (A. Sg.), *bed̄r*, *veggr*, *gn̄jr*, *bekkr*, aber *hellir* (N. Sg.),¹ *ben*, *egg*, *ey*, *eng*, aber *ermi* (N. A. Sg.).

Bei den Neutris der *ja*-Stämme und den Verben der ersten schwachen Conjugation gibt Kürze und Länge der Wurzelsilbe allein den Ausschlag: *kyn*, *skegg*, *fley*, aber *klaedi*, *riki*, *engi*

¹ *Fylkir* ist eine Ausnahme. Ebenso die Fälle ohne Umlaut *svafnir*, *Táfnir*, *Gusir*, *Thórir*, *ullir* neben *yllir*, *gullir* neben *gyllir*, s. Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 241. 309. Eigennamen und poetische Neubildungen entzogen sich der Regel, s. Wimmer Gramm. §. 41, Gislason Oldnordisk Formlaere S. 92.

(N. A. Sg. N. A. Pl.), *tem*, (*hrek*), *legg*, *gný*, aber *doemi*, *bergi* (1. Sg. Prs. Ind.). Vgl. dagegen *bekk*, *dreng*, *skraek* (A. Sg.).

Genau wieder nach dem zuerst erwähnten Princip wird in anderen Fällen *j* vor *a*, *u* entweder beibehalten oder ausgeworfen: *kynja*, *skeggja*, *fleyja*, *ríkja*, *engja*, aber *klaeða* (G. Pl.), — *benja*, *eggja*, *eyja*, *engja*, aber *erma* (G. Pl.), — *benjar*, *eggjar*, *eyjar*, *engjar*, aber *ermar* (N. A. Pl.), — *míðja*, *dyggja*, *nýja*, *fraegja*, aber *vaena* (A. Sg. Fem.), — *stedja*, *tiggja*, *virkJa*, aber *enda* (A. Sg.), — *kynjum*, *skeggjum*, *fleyjum*, *ríkjum*, aber *klaeðum* (D. Pl.), — *bedjum*, *veggjum*, *gnýjum*, *bekkjum*, aber *hellum* (D. Pl.), — *benjum*, *eggjum*, *eyjum*, *engjum*, aber *ermum* (D. Pl.), — *temjum* (*hrekjum*), *leggjum*, *gnýjum*, *bergjum*, aber *doemum* (1. Pl. Prs. Ind.) usw. Ebenso in vorletzter Silbe *temjandi* (*hrekjandi*), *leggjandi*, *gnýjandi*, *bergjandi*, aber *doemandi* (Part. Prs.).¹

Die Fälle, in welchen *j* vor *a*, *u* in III entweder bleibt oder ausfällt, lehren, dass *j* nach Kürze, Gutturalis oder Vocal bequemer lag als ohne diese Bedingungen. Nach Vocal sehr begreiflich, — die Gutturalen *g*, *k* sind mit *j* verwandt und scheinen es im altn. sogar hervorzubringen, s. die Part. Perf.

¹ Die Regel über *ja*, *já* liegt in den Beispielen bei Grimm, Wimmer, Gislason klar zu Tage; s. Wimmer Gramm. §§. 41, 42, 43, 64, 66, 71, 74, 83, 142, 145, 146, 147, 148, 149, 151, — und einzelne Bemerkungen über die Wichtigkeit der Kürze und des consonantischen Auslauts sind schon lange gemacht worden; s. Grimm Gramm. 1^a 569, 575, Holtzmann Gramm. 2, 61 f., Gislason Formlaere S. 92, Wimmer Gramm. §§. 24 d, 42, 43, 71, 136. Aber nur in der schwedischen Ausgabe von Wimmer's Grammatik, Fornnordisk formlära Lund 1874, wo der Abschnitt über die *ja*-Declination, auch der Adjectiva §. 83, eine wesentliche Umarbeitung erfahren hat, ist sie im wesentlichen übereinstimmend mit dem obigen ausgesprochen. Die deutsche Ausgabe lehrt über das Princip, welches *bekkr* und *hirðir*, *kalla* und *eggja* scheidet, §. 40. 151, gar nichts. §. 42 b heisst es: ‚wie *eng* (*já*-Stamm) geht eine Anzahl Wörter mit langer und besonders mit kurzer Stammsilbe‘. Aber von Längen finden sich nur Pura oder solche mit Gutturalausgang. — §. 43 b: ‚wie *kyn* werden flectiert eine Reihe Wörter mit langer Stammsilbe‘, wieder nur Pura oder Wurzeln mit Gutturalauslaut, bis auf das dunkle *el*, das auch nach *ord* geht. Nicht ausreißend sind daselbst auch die Angaben über die Behandlung des *ja* in *jan*-, *ján*-Stämmen §§. 66, 69, 71, über die *ja*-Stämme der Adj. §. 83: Adj. wie *vaenn*, welche nur Umlaut, aber nirgends mehr *i* oder *j* vor *a*, *u* zeigen, bleiben ganz unberücksichtigt.

tekinn, sleginn, aber farinn, haldinn; — was die Kürze anbelangt, so kann man den Abfall des *j* nach langer Silber als eine Entlastung auffassen, ähnlich wie wenn im altsächsischen Consonantumlaut zwar bei *leggjan* eintritt, aber nicht bei *wëgjan*, bei *lettjan*, aber nicht bei *bôtjan*, bei *queddjan*, aber nicht bei *lédjan*.

Das gotische zeigt etwas dem nordischen Verfahren ähnliches. Altes *ja* erscheint als *ji* oder als *ei*, altes *já* als *ja* oder *i*. Aber nur Kürze oder Länge der Wurzel und die Silbenzahl des Wortes entscheidet. Consonantischer und vocalischer Auslaut werden verschieden behandelt. Es stehen sich gegenüber *harjis, tójis* und *hairdeis, lékeis, laisareis* (N. Sg.), — *nasjis, stójis* und *sandeis* (2. Sg.), — *sibja* und *bandi, thivi, hvôftuli* (N. Sg.). Also *tô-, stô-* gilt als Kürze, *thiu-* als Länge. — Die Neutra der got. *ja*-Stämme sind einförmig *kuni* wie *andhahti*. — Vor anderen Vocalen als *i* bleibt got. *j* immer bewahrt, — *harjam* wie *hairdjam* (D. Pl.), *nasjôs* wie *sôkjôs* (1. Dual.), während nord. *engja, erma* (G. Pl.), *bekkjum, hellum* (D. Pl.) usw.

Die nähere Uebereinstimmung zwischen gotisch und nordisch beschränkt sich also auf jene gotischen Fälle, in denen ein zu *ji* gewordenes *ja* sich in *ei* und *ji* spaltet, altes *já* entweder als *ja* bewahrt wird oder zu *i* geworden ist: *harjis : bekk, kyn = hairdeis : hellir, klaedi = sibja : eng = bandi : ermi*.

Wenn wir für diese Formen aus dem gotischen eine Erklärung finden, so wird sie wahrscheinlich auch für das altnordische ausreichen.

Scherer GDS. S. 113 erklärt gotisch *harjis, hairdeis* mit J. Schmidt's Beistimmung KZs. 21, 283 Anm.¹ durch Zerdehnung des Suffixes *ia* zu *ija*: *harijas, hairdijas* ergäben gesetzmässig die gotischen Formen. Aber dann müsste zunächst *harijs* entstanden sein, darauf erst durch eine unwahrscheinliche Umsetzung *harjis*.

Wenn wir im germanischen, wo das Suffix schon *ja*, nicht *ia* war,² einen N. Sg. *-jis* neben *-eis* erblicken, so ist das nächst wahrscheinliche doch, dass in dem ersten Falle *j* seine Stelle

¹ Aber der Beweis aus dem Slawischen, welchen J. Schmidt vorträgt, wird von A. Bezenberger in seiner Besprechung von Geitler's litauischen Studien, Göttinger gelehrte Anzeigen 1875 S. 281 angefochten.

² Benfey Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften in Göttingen 1871 Bd. 16.

bewahrt habe, umso mehr, als er unter der Bedingung kurzer Wurzelsilbe eintritt, derselben, die im altnordischen mit der andern Bedingung des gutturalen Wurzelauslautes altes *j* erhält. Man wird also auch im gotischen nach langer Wurzelsilbe weniger geneigt gewesen sein *j* zu articulieren als nach kurzer. — Das führt auf die Vermuthung, dass es neben jener oben S. 392 erwähnten nordischen Methode der unbequemen Aussprache durch Verschweigen des *j* abzuhelpen — *kynja*, *klaeda* (G. Pl.) — auch eine andre gegeben habe, nämlich dem *ja* ein *i* vorzuschlagen; vgl. das altind. Dieser vocalische Einsatz des *j* wird auch bei kurzer Wurzelsilbe nicht ganz gefehlt haben, entschiedener, deutlicher war er bei langer. Zimmer weist Zs. 19, 419 auf das germanische Accentgesetz hin — gewiss mit Recht — *hárjís* aber *hatrdjís* (N. Sg.), — vgl. den Gebrauch des indischen Svarita. *Hairdijís* mag ganz constant gewesen sein, *harjís* mit *harjís* gewechselt haben. Das Auslautgesetz ergibt aus *hairdijas*, *hairdeis*, bei *harjís* bewirkte die schwankende Form, dass gleichsam ein Mittelweg zwischen *harijs* und *harjs* eingeschlagen wurde, *harjís*. S. Gislason Tidskrift f. phil. 6, 240.

Da nun *sandeis*, *nasjís* (2. Sg.) ebenso behandelt werden wie *hairdeis*, *harjís* (N. Sg.), ist es gerathen, dieselbe Erklärung auch hier anzuwenden, d. h. von *ja* nicht von altem *aja*, *ija* auszugehen, wie es Scherer wenigstens für die Imp. *sandei*, *nasei* thut, GDS. S. 179 f.; s. auch J. Schmidt KZs. 18, 283 und Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 268 Anm. 2, 269 Anm. 3 billigen. Vgl. auch Ebel KZs. 5, 302 Anm. — Allerdings genau dasselbe kann mit *sandeis*, *nasjís* nicht vor sich gegangen sein, was mit *hairdeis*, *harjís* geschehen, da auf diese das Auslautgesetz gewirkt hat, auf jene nicht. Aber *j* in *nasjís* hat seine ursprüngliche Stellung nach kurzer Wurzelsilbe gewahrt wie *harjís*, *sandeis* erklärt sich aus *sandijas* wie *hairdeis*. *Nasei* (2. Sg. Imp.) wird eine Analogieform sein für *nasi* nach *sandei* aus *sandija*, wie altn. *tem*, *doem* (2. Sg. Imp.) neben *temr*, *doemir* (2. Sg. Ind.).

Wir sehen ja auch sonst ähnliche Behandlung alter *ja*, *já* in ursprünglich letzter und vorletzter Silbe. Schon vor dem Auslautgesetz muss für das gotische Zusammenziehung der Formeln *ja*, *já* zu *î* angenommen werden, in den Fem. nach

bandi, und für got. wie die andern germ. Sprachen in den Comparativadverbien nach *haldis*, s. Scherer GDS. S. 105 — dann im Innern des Wortes bei dem ersten Comparativsuffix der Adj., bei dem *ja* des Perfectstammes von Verben erster schwacher Conjugation, bei dem *ji* des Opt. Pf., mit Ausnahme der 1. Sg. im got. nord., bei den *ja* der Adj. auf got. *-eins* *-eigs*, der Subst. auf *-eins*.

Nach Analogie von *harjis*, *hairdeis* kann man sich somit für altn. *bekkr*, *hellir* vorstellen, dass beiden Paradigmen vor Eintritt des Auslautgesetzes stärkere und geringere Neigung zu *-ijas* eigen war, deren Resultat in dem einen Falle als *-ir*, in dem andern als *-r* vorliegt. *I* von *-ir* in III kann aber in I nicht kurz *i* gewesen sein, das wäre in III ausgefallen wie in *ferr* (2. Sg.). — *-IR* ist allerdings inschriftlich nur in Wörtern überliefert, welche sonst nach *bekkr* gehen — *ThaliR* ist zweifelhaft. Aber wenn schon diese *i* in der Endung hatten, um wie viel mehr jene nach *hellir*, welche es noch in III besitzen, aber nicht dasselbe *i*, da seine Entwicklung eine andere ist, *hellir*, *bekkr*. Vergleicht man überdiess got. *hairdeis*, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als Länge des *i*: *hallir*. *-R* in III bei Paradigma *bekkr* könnte auf *ja*, *ji*, *i* in I zurückgehen, überliefert ist *-iR*. Aber der Gebrauch der Jotrunen ist schon in den ältesten Inschriften sogar vor *a*, *u* im Absterben, *arbingano* (G. Pl.) Tune für *arbingjanô*, *Thrawingan* (G. Sg.) Tanum für *Thrawinyjan?*, *gestumR* (D. Pl.) Stentofte für *gestjumr*; vgl. *iah* für *jah* Varnum; s. Bugge Tidskrift f. phil. 7, 243, — die Schwäche des *j* in III ist bekannt, Wimmer Gramm. §. 83. Wenn wir an got. *harjis* denken und erwägen, dass die nach Paradigma *bekkr* geformten Wurzeln keine Abneigung vor *j* an den Tag legen, so werden wir kaum zweifeln, dass *MariR*, das spätere *maerr*, — Bugge Tidskrift f. ph. 7, 246 — für *Márijir* stehe. Also *bakjir* : *harjis* = *hallir* zu *hairdeis*. Ueber die in *maerr* vorliegende Abweichung vom Princip, s. unten S. 397.

Das finnische scheint hier auf einen dem vocalischen Auslautgesetz vorausgehenden Zustand hinzuweisen, *autia* (Adj.), got. *auths* Thomsen a. a. O. S. 93.

Ahd. alts. kurz *i* aber im N. Sg. aller masc. *ja*-Stämme setzt, wenn wir diesen Laut als das Resultat des Auslautgesetzes ansehen, vorgermanische Contraction des *ja* zu *i* voraus.

Aber bei *já* trägt die got. Analogie. Wenn wir entsprechend dem got. *sibja*, *bandi* nord. I *angju*, *armi* ansetzen, so finden wir in III noch *ermi* (neben *ermr*), nicht *erm*. Der Abfall eines in I kurzen *i* aber wäre nothwendig. Dass N. Sg. *ermi* Formübertragung aus dem A. Sg. sei, ist sehr unwahrscheinlich, da im nord. vielmehr der A. Sg. der fem. Nomina die Form des N. Sg. angenommen hat; s. oben S. 373. 387.

Da hier ein Vorgang wie in got. *bandi* jedenfalls nicht vorliegt, sonst aber die Formel *-já* im got. als *-ja*, in den übrigen germ. Sprachen als *-ju* bewahrt ist, wird nach Princip *ju* und *iju* für unsere Periode anzunehmen sein. Auslautendes *u* muss, wenn es in die Periode III tritt, abfallen wie *a* unter denselben Umständen. Das erklärt *eng*, *ermi* (N. Sg.), *tem*, *doemi* (1. Sg.) usw.

Auch sonst ist es das sicherste für den nord. Sprachstand unmittelbar nach dem vocalischen Auslautgesetz die uncontractierten Formen anzunehmen, wenn nicht bestimmte Gründe dagegen sprechen.

So bei *jam*, A. Sg. der masc. *ja*-Stämme, N. A. Sg. der neut. *ja*-Stämme. *Am* war uns in den entsprechenden Fällen A. Sg. Masc. N. A. Sg. Neut. der *a*-Stämme substantivischer Function als *ā* I entgegengetreten, eine Qualität, welche *am*, *an* sofort nach Eintritt des consonantischen Auslautgesetzes erhalten haben musste. — Die Analogie des got. und der westgermanischen Sprachen reicht hier nicht aus, da dort *-am* in den erwähnten Fällen nicht zu *ā* geworden, sondern abgefallen ist. — Da wir demnach über die Behandlung des *jam* nichts wissen, dürften wir am wenigsten fehl gehen, wenn wir bei ihm dieselbe Entwicklung wie bei *am*, *ā* voraussetzen, also *jā* oder nach Princip *ijā*.

Bei *jans*, A. Pl. der masc. *ja*-Stämme, und bei *ján*, N. Sg. der masc. *jan*-Stämme, haben auch das got. und die westgermanischen Sprachen *j* und den folgenden Vocal gewahrt — *harjans* (A. Pl.), *vilja*, (N. Sg.).

In der Tabelle ist überall schon Verlust des *j* vor *i* angenommen.

Betrachten wir das einzelne.

JA ursprünglich in letzter Silbe.Kurz *JA*.

Ueber *ja* 2. Sg. Imp. der schwachen Verba erster Conjugation s. oben S. 394.

Jam und *jas* gehen meist nach Princip. Von *jā* aus *jam* schwindet in III *j* natürlich nach Abfall des *a*, *i* von *ijā* bleibt. *J* wie *ij* haben in II Umlaut gewirkt: *kyn*, *klæði* (N. A. Sg.), *bekk*, *helli* (A. Sg.).

Ueber die Störung des Principis bei den neut. *ja*-Stämmen s. oben S. 391.

Um die Zeugnisse für *jas* (N. Sg.) in I steht es misslich. Ob *ThaliR* kurze oder lange Wurzel habe, können wir nicht sagen. *MariR* scheint mit dem Adj. *maerr* identisch zu sein und entzieht sich dadurch der Regel. Die adj. *ja*-Stämme sind allerdings durch erhaltenes oder verlorenes *j* vor *a*, *u* unterschieden, in den übrigen Formen aber uniformirt: *vaenn*, *saell*, *froekn*, wie *miðr*, *nýs*, *fraegr*. — Die andern Beispiele sind Namen auf *-gastiR*, — ein Wort, das wohl ursprünglich wie im got. ahd. zu den *i*-Stämmen gehört haben wird, aber im wesentlichen die Declination der *ja*-Stämme angenommen hat. — Es hat nie *j* vor *a*, *u*, aber im N. Sg. *gestr*, nicht *gestir*, G. Sg. *gests*, nicht *gestir*, A. Sg. *gest*, nicht *gesti*; s. Wimmer Gramm. §§. 43, b, 2. 46.

Die Comparativadverbien erster Comparation, welche in III einförmig *-r* in der Endung mit Umlaut der Wurzel zeigen, *betr*, *heldr*, haben *jas* — s. Scherer GDS. S. 179 — gewiss auch zu *ijas* erweitert, aber *heldr* ist Analogiebildung nach *betr*. Man sollte *heldir*, *betr* in III, also *heldîr*, *betjîr*, *betîr* in I erwarten.

Jans zeigt in III *bekki*, *hella* (A. Pl.). Also kein *ija* im zweiten Fall. *Ja*, von *jans* wurde zunächst bewahrt wie *a* von *ans*, s. oben S. 371, und dann *j* abgeworfen, die erste Methode sich der unbequemen Lautverbindung zu entledigen; s. S. 392. *I* in *bekki* weist auf *î* in einer früheren Periode, das nur aus einem *ja* stammen kann, welches nach dem Auslautgesetz sich auf *î* zusammengezogen hatte. Contraction vor dem Auslautgesetz würde deutlicheres *î* vor *ja* in *jans* bei Paradigma *bekkr* als

bei Paradigma *hellir* voraussetzen, — *bakijans*, *halljans* — was gegen unsere sonstige Erfahrung ist. Denn ohne *i* vor *jans* ergäbe das Auslautgesetz nach Contraction *baki*, in III *bekk*. — Ob die Contraction in I oder II stattgefunden habe, ist freilich zweifelhaft und der Ansatz in II ziemlich willkürlich. Ueber die mögliche Veranlassung der Contraction, welche wir auch im N. Pl. finden werden, s. S. 400.

Auf der älteren Stufe sind geblieben *nidr*, *herr* — noch in III A. Pl. *nidja*, *herja*, und facultativ auch *Grikkja*, *vaengja*; s. Wimmer Gramm. §. 41, b, 3. — Im altdän. und alt-schwed. sind das die gesetzmässigen Formen dieser Declination; s. Wimmer Navneordenes böjning S. 49 ff. 58 f. — *Nidja* verhält sich also zu *hella* (A. Pl.), wie *kynja* zu *klaeda* (G. Pl.).

Excurs über die masculinen *ja*-Stämme.

Die hier und oben beim N. Sg. A. Pl. vertretene Auffassung der Declination des Paradigma *bekkr* ist nicht die einzige. Scherer GDS. S. 420 ff. sieht nach Grimm in diesen Wörtern *i*-Stämme; auch Leskien Die Declination im Slaw., Lit. und Germ. S. 78 f. Scherer hält Paradigma *bekkr* und *burdr* für Eine Declination, weil sie in den Endungen übereinstimmen, und gewisse Endungen keiner andern Declination nachgebildet sein können, so D. Sg., *bekk* wie *burd*, A. Pl. *bekki* wie *burdi*, und erklärt den in allen Casus erscheinenden Wechsel zwischen Umlaut und Laut aus dem *a* des Gunadiphthongs, das einerseits bis *i* getrieben worden sei, in *bekkr*, andererseits auf *a* oder *e* beharrt habe, in *burdr*. — Aber einmal sind die Thatsachen nicht ganz richtig. Die Endungen G. Sg. *bekks*, D. Sg. *bekki*, welche neben *bekkjar*, *bekk* erscheinen, sind nicht berücksichtigt; s. die flexionslosen D. Sg. in der *a*-Classe, Wimmer Gramm. §. 31, — und reiner Laut auf der einen, Umlaut auf der anderen Seite in der ganzen Declination wäre schwer begreiflich. Wir müssten uns vorstellen, dass die Masse der in der Wimmer'schen Grammatik als *i*- und *ja*-Stämme bezeichneten Nomina sich dadurch von einander unterschieden hätten, dass die auf Gutturalis ausgehenden langen, sowie ein Theil der kurzen Wurzeln den Gunadiphthong *ai* im G. D. Sg.

N. G. Pl. zu *ii*, *ij* getrieben hätten, ein anderer Theil der ebenso gestalteten Wurzeln *hugr*, *bragr*, *gripr*, *grunnr*, *hlutr*, *konr*, *skriðr*, *skutr*, *vinr*, *thulr*, *friðr*, *kviðr*, *matr*, *salr*, zusammen mit den langwurzelnigen, welche nicht auf Gutturalis endigen, *burðr*, *burr*, *feldr*, *fundr*, *kostr*, *kvittr*, *sauðr*, *skurðr*, *sultr*, *verðr* diese Färbung unterlassen hätten, — dass ferner bei den ersteren N. A. Sg. D. A. Pl. in der Annahme des Umlauts nur der Analogie der übrigen Casus gefolgt wären. — Schon letzteres ist unwahrscheinlich, wenn man sich des Vocalwechsels der *u*-Classe erinnert, *völr*, *vallar*, *velli*, *völl*, *vellir*, *valla*, *völlum* *völlu*. Aber vor allem ist Färbung eines vorgermanischen *a* sonst nicht von dem Auslaut der vorhergehenden Silbe abhängig, und warum Auslaut *g*, *k* nur bei langer Wurzelsilbe die Färbung erzeugt habe und warum die Kürzen ganz regellos bald nach *bekkr* bald nach *staðr* decliniert werden, bleibt unbegreiflich.

Als *ja*-Stämme gefasst haben die Nomina nach *bekkr* nichts auffälliges bis auf N. A. Pl. *bekkir* *bekki* neben *hellar*, *hella*. Wenn wir daneben die Fem. N. A. Pl. *engjar*, *ermar* sehen, so ist doch das wahrscheinlichste, dass *ja* in *bakjann* (A. Pl.), *jô* in *bakjôr* (N. Pl.), den Formen von *I*, sich nach Eintritt der Auslautgesetze ebenso zu *i* zusammengezogen habe, wie wir dies sonst in der vorgermanischen Periode anzunehmen genöthigt sind. Die Analogie der Feminina und Neutra macht es fast unmöglich *bekkr* neben *hellir* anders zu erklären als *eng* und *kyn* neben *ermi* und *klaedi*. — G. Sg. *bekks*, D. Sg. *bekki* sind die richtigen Formen, *bekkjar* und *bekk* Analogiebildungen.

Aber vereinzelt mag auch im nordischen Färbung des Gunadiphthongs oder reiner Themavocal ohne Guna bei der *i*-Declination vorgekommen sein. Die Anomalie *gestr*, *gloep* erklärt sich daraus. Wenn in *I* der G. Pl. *gastijô*, *gastiô* war, so lag *bakjô*, *halljô*, der G. Pl. der *ja*-Stämme, nahe. Allerdings nur ein Casus. Aber bei einer so vereinzelt Bildung, wie dieses *gast* durch die Färbung seines Gunadiphthongs oder ungunierten Stammvocal gewesen sein muss, ist es begreiflich, dass auch ein geringer Anlass genügte, es in die Bahnen einer gewöhnlicheren Declination zu drängen. Auffällig aber, dass Paradigma *bekkr*, nicht *hellir*, gewählt wurde, das doch durch die Wurzelgestalt näher lag. Vielleicht darf dies die Wagschale zu Gunsten der Form *gastiô*, nicht *gastijô* (G. Pl.),

senken, da bei *halljó* sicher eher ein *i* vorgeschlagen werden konnte, als bei *bakjó*; s. oben S. 393 ff.

Daher der unorganische schon in I bezeugte N. Sg. *-gasti* gleich *gastjir*, und der durchgeführte Umlaut in II. III.

Es ist möglich und wahrscheinlich, dass die oben S. 397 und unten S. 408 erwähnte, in I und II vollzogene Contraction der *-jôr*, *-jann* (N. A. Pl.) von Paradigma *bekkr* durch die gesetzmässigen *gastir*, *gastinn* (N. A. Pl.) befördert, wenn nicht hervorgerufen wurde, so dass nicht nur Paradigma *bekkr* auf *gestr*, sondern auch dieses auf jenes eingewirkt hätte. Denn die erwähnte Contraction ist nach dem Auslautgesetz ein sehr vereinzelter Fall.

Vielleicht verdankt auch die Nebenform des D. Sg. *bekk* neben *bekki* den Wörtern, welche ursprünglich der *i*-Declination angehörten, ihre Entstehung. *Gestr*, *gloep* haben D. Sg. nur *gest*, *gloep*. Das weist auf vorgermanisch *gast-i-i*, I. II *gasti*.

Diese ungunierte Dativform wird auch in jenen Fem. der *i*-Classen Statt gehabt haben, deren ganze Declination zwischen Laut und Umlaut schwankt, *átt aett*, *kván kvaen*, *bón boen*, *sátt saett*, Wimmer Gramm. §. 48, 3. Neben den regelmässigen Formen herrschte hier einst G. Sg. N. A. Pl. *ahtr* I, aus *ahtrjas*, D. Sg. *ahtr* I, aus *ahtri*. Bei so vereinzeltten Fällen wäre es begreiflich, dass der Umlaut sich nicht auf den Formen, wo er zu Recht bestand, fest setzte, sondern facultativ das ganze Wort ergriff. — Im ags. bekanntlich Umlaut in allen Casus der fem. *i*-Declination.

JA ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *JA*.

Uebermässige Länge des *á* in *já* wird vor allem in jenen Fällen anzunehmen sein, wo wir übermässiges *á* gefunden hatten, da ja der Unterschied zwischen *á* und *ǎ* in die arische Urzeit hinaufreichen muss, — also in 1. Sg. Prs. Ind. 2. Sg. Imp. der dritten schwachen Conjugation (got. *jô*-Stämme), im A. Sg. der *já*-Stämme, im G. Pl., im N. Sg. der *ján*- und der neutralen *jan*-Stämme, im N. (A.) Pl. der *ja*- und *já*-Stämme; dazu käme auch die 1. Sg. Opt. Pf., vielleicht von *já-am*, — oder es

genügte die Analogie der G. Pl. — Entsprechend den Formen mit einfach langem *á* liegt einfaches *já* zu Grunde der 1. Sg. Pra. Ind. der *ja*-Conjugation, dem N. A. Pl. Neut. der *ja*-Stämme, dem N. Sg. der *já*-Stämme, dem N. Sg. der masc. *jan*-Stämme. Letztere Gruppe zeigt in III entweder *i* oder gar keinen vocalischen Rest, erstere *a* oder *ja*, in beiden Fällen aber ist der Vocal der vorhergehenden Silbe umgelautet.

Darnach hat für *já* in unserer Periode *jô* gegolten, wie für *á* *ô*, — für *já* im Auslaut *ju*, sonst *ja*.

Betrachten wir die Gruppe einfach langer *ja*, zunächst auslautendes *-já*. Wenn wir wie bei altem *jam já*, *ijá* so hier *ju* *iju* unterscheiden, ergeben sich die Formen der Periode III von selbst. Ich hebe nur hervor, dass ich für N. Sg. der *já*-Stämme nach Paradigma *ermr* die Nebenform auf *-i* als die ächte und alte angenommen habe. Auch Wimmer Navneordenes *böjning* S. 60 scheint *r* für *jünger* zu halten. Vgl. auch Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 73. Schlüter Die mit dem Suffix *ja* gebildeten deutschen Nomina S. 214 weist mit Recht darauf hin, dass nirgends sonst in einer arischen Sprache *s* hinter einem *á* des N. Sg. erscheint. — Wenn es auch ein Kennzeichen der jüngeren isländischen Sprache ist, die *-i*-Form statt der auf *-r* einzusetzen, so ist erstere doch bei gewissen Wörtern alt; s. Wimmer Gram. §. 42, 1. Dass dafür *r* in regelmässigen Gebrauch kam, hängt vielleicht mit dem Umstande zusammen, dass so viele weibliche Eigennamen nach dieser Declination gehen. Wenn nun neben denen auf *-dís* für *-dísir* das Appellativum *dís* als *i*-Stamm auftritt, Plural *dísir*, so mag es sich mit den übrigen weiblichen Eigennamen auf *r* auch so verhalten haben. D. h. als N. G. D. A. Sg. der fem. *i*-Stämme ihre eigenthümliche Declination verloren und sich nach dem Muster der *á*-Classe richteten, widerstrebten die Eigennamen begreiflicher Weise, — sie fügten sich nur zum Theil, nahmen D. A. Sg. der *já*-Stämme an, behielten aber ihren N. und vielleicht auch G. Sg. auf *-r*, *-ar*: *Íðunr*, dann *Íðunn* (N. Sg.), *Íðunar* (G. Sg.), *Þrúðr*, *Þrúðar*. Nach den Eigennamen mögen sich dann jene Feminina der *ja*-Classe gerichtet haben, welche ihnen den D. A. Sg. auf *i* geliehen hatten, das sind die langsilbigen ohne *g*, *k* am Ende der Wurzel, *heidr*, *ermr*. Vgl. oben S. 400. Den Eigennamen folgten dann einige

Appellativa der *i*-Classe; *brúðr*, *unnr* (*uðr*), *gunnr* (*guðr*) — *brúðr* Bezeichnung einer Frau, *unnr*, *gunnr* in Frauennamen verwendet, — Wörter, die sich von den eigentlichen *ja*-Stämmen durch Mangel des Umlautes unterscheiden. Vgl. Gislason Tidsskrift f. phil. 6, 241. — Aber auch die appellativen Feminina der *u*-Classe kommen in Betracht. Als deren eigenthümliche Declination zum grössten Theile aufgegeben wurde, konnte sich doch die Erinnerung an das *r* des N. Sg. bewahren; s. *floedr*, got. *floodus*.

Bei den gutturalisch endigenden Wurzeln ist ein gewisses Schwanken bemerklich: *fiski* (*fiskr* kommt nicht vor), *gýgr*, *rýgr*¹ gehen nach *ermr*, *ermi*.

Der N. Sg. Fem. der Adj. ist gleichförmig gebildet, wie der N. Sg. Masc. und wie die 2. Sg. Imp. der *ja*-Stämme: in III *vaen* wie *fraeg*. Es ist entweder hier die Wurzelgestalt unbeachtet geblieben, oder ein älteres *vaeni* dem *fraeg* gleich gemacht worden.

Ueber die Modificierung des Principis in der 1. Sg. Prs. Ind. der schwachen Verba erster Classe und im N. A. Pl. der neut. *ja*-Stämme s. oben S. 391.

In *ján*, N. Sg. der masc. *jan*-Stämme, ist der Unterschied beider Wortgruppen vielleicht nur verwischt. Setzen wir in I *stadja*, *andija* an, so ergibt dies in III — über *stedje endje* in II, s. *hana* I, *hane* II, *hani* III, — *stedji stedi*, *endiji endi* s. unten. Langes *i* aber kennt das altnordische in Endung nicht.

In der Grammatik müsste hervorgehoben werden, dass *endi* und die Worte nach *stedi* einer Declination, der der *jan*-Stämme angehören, ebenso wie *vaenn*, *froekn* nicht weniger *ja*-Stämme sind als *midr*, *nýr*, *fraegr*.

Allerdings macht es die Nebenform *endir*, got. *andeis*, wahrscheinlich, dass *endi* nicht von Anfang an ein *jan*-Stamm war. Aber *jan*-Stämme, die wie *endi* flectiert wurden, muss es doch gegeben haben, sonst wäre die Beschränkung der nach *stedi* gehenden auf Kürze oder Gutturalausgang der vorhergehenden Silbe unbegreiflich.

Wenden wir uns zu *já*.

¹ Die bei Wimmer Gramm. §. 42, 1 also nach *ermr* (*heidr*) gehend angeführten *görvi*, *lygi*, *mykr* haben nach Cleasby in G. Sg. nie *jar* oder *er*.

Den Ausgang *-jâ* setzt voraus die 1. Sg. Prs. Ind. (2. Sg. Imp.) der schwachen Verba, welche vor dem Themavocale *â, ô* noch ein *j* haben, *eggja*. Es ist eigenthümlich, dass der Charakter *ja* III nur in solchen Verben vorzukommen scheint, deren Wurzel kurz ist oder auf Gutturalis auslautet. Im gotischen findet sich diese Beschränkung nicht. Es sind vielleicht im nordischen noch *jâ*-Stämme unter den Verben nach *kalla* versteckt.

J bleibt demnach bis III, *eggja*.

Der A. Sg. der *jâ*-Stämme ist wie bei den *â*-Stämmen nur im Adj. erhalten, welches nach Princip in III *a* oder *ja* zeigt. In Paradigma *eng, ermi (ermr)* ist die oben S. 401 besprochene Nominativform auch in den Accusativ getreten, wie *vök* für *vaka* erscheint.

Ganz rein erscheint das Princip im G. Pl. auf *jâm, jaâm, jáâm*, — während *jâm* der 1. Sg. Opt. Pf. durchaus sein *j* in III verliert: *toeka, gripa, skyta* wie *foera*, statt *toekja* usw. Es galt hier nicht einmal, wie oben S. 391, das Princip der Länge. Oder es wurde nach Massgabe der überwiegenden Fälle der Länge vor den Endungen des Opt. Pf. eine Uniformierung aller 1. Sg. Opt. Pf. vorgenommen. Jedenfalls aber liegt dem got. *-jau*, wie dem nord. *-a* mit Umlaut der Wurzel *jâ- m* zu Grunde, nicht *î- m*, wie den *-i* der westgermanischen Sprachen. Vgl. Ebel KZs. 5, 55, Scherer GDS. S. 472.

Das alte *jân*, N. Sg. eines *jân*-Stammes, erscheint in III als *ja, bylgja*, oder *a, hella*, nach Princip; s. Wimmer Gramm. §§. 69, 71, — parallel dem *tunga* III, *tungô* I. Wir werden dadurch für I auf *-jô* geführt: *bulgjô, halljô*.

Excurs über die *jâ*- und *jân*-Stämme.

Die angesetzte Form *bulgjô* ist ganz gleich dem got. *rathjô, snôrjô*, — und wie gotisch Paradigma *managei*, zum grössten Theil von Adj. abgeleitete Abstracta, — so hat Periode III des altn. neben *bylgja, hella* eine Reihe Feminina, fast durchweg derselben Herkunft auf *i*, Paradigma *froedi*. *I* geht durch alle Casus des Sg., Plural kommt nicht vor. — Wenigstens die obliquen Casus von got. *managei* können nur von einem *în-*, das ist einem *jân*-Stamme, kommen, und consonantisch jedenfalls ist auch die Declination von *froedi*. Es

scheint demnach dass *froedi* sich zu *bylgja* ähnlich verhält wie *hella*, also wie *hellir* zu *bekkr*, *klaedi* zu *kyn*, *ermi* zu *eng*, *erma* zu *engja*, und in der That haben die Nomina nach *bylgja* kurze oder auf Gutturalis ausgehende Wurzelsilben, die nach *hella* wahrscheinlich immer, die nach *froedi* zum grössten Theile Länge ohne Gutturalis.

Es sind also im nord. die N. Sg. der *ján*-Stämme mit langer, nicht auf *g*, *k* endigender Wurzel zum Theil den Stämmen mit kurzer oder gutturalisch auslautender Wurzel gegenüber gestellt worden, wie A. Sg. Fem. *vaena* dem A. Sg. Fem. *fraegja*, müssen also in I *jô* gehabt haben, — zum Theil aber ist dieses *jô* irgend einmal zu *i* contrahiert worden.

Eine Dreitheilung wie in *froedi*, *hella*, *bylgja* findet sich auch im N. A. Pl. der masc. *ja*-Stämme, *bekkir bekki*, *hellar hella*, aber auch *niðjar niðja*, *herjar herja* usw.; s. oben S. 397. 400 und unten bei *jás*.

Aber das Princip, nach welchem *vaena* (A. Sg. Fem.) sich von *fraegja* scheidet, ist im Verhältniss dieser *já* zu *i* gerade umgedreht. Die Wurzelgestalt im Paradigma *bekkr* zeigt Kürze oder Länge mit Gutturalis, im Paradigma *froedi* meist Länge ohne Gutturalis.

Auffällig ist auch, dass diese Form der Wurzel keineswegs ausschliesslich das Paradigma *froedi* hervorruft. Durchgehendes *i* im Sing. haben nicht nur Wörter, welche nach *hella* gehen sollten, sondern auch solche, welche wir unter Paradigma *bylgja* vermuthen möchten, *gleði*, *gremi*, *leti*, *myki*, *lygi*, ¹ *ergi*, *rekki*, — dann die von den Adj. auf *-agr*, *-igr*, *-ugr* gebildeten *helgi*, *graedgi*, usw.

Nach der Analogie *bekkr*, *eng* sollten in Paradigma *froedi* entweder nur Nomina nach *bylgja* oder nur nach *hella* erscheinen.

Im gotischen eine ähnliche Unregelmässigkeit. Allerdings zeigt Paradigma *managei* (nord. *froedi*) durchweg Länge der Wurzel oder nach dieser nach ein Suffix, s. Leo Meyer Got. Sprache §. 465, aber in Paradigma *rathjô* (nord. *bylgja*) ziemlich gleich viel Längen und Kürzen, s. Leo Meyer a. a. O. §. 459. Es hat sich also auch hier die Contraction nicht

¹ S. Anm. auf S. 402.

ausschliesslich einer Wortclassen bemächtigt, was bei Paradigma *bandi*, *hairdeis* doch geschehen ist.

Die inconsequente Durchführung eines deutlich zu Grunde liegenden Principes führt zu der Vermuthung, dass hier eine alte Formübertragung vorliege.

Eine solche bot sich in der That leicht dar. Bekannt sind die weiblichen von schwachen Vocalstämmen abgeleiteten Abstracta mit den Stämmen auf *ini*, *áni*, *jáni*, *aini*, s. Scherer GDS. S. 179, — got. *daupeins*, *gamitöus*, *sunjóns*, *thulains*, eigentlich Nomina actionis; Leskien Die Declination S. 96. Die Stämme auf *ini* setzen natürlich *jani* voraus. Die Declination eines solchen Nomens vor der Contraction und vor dem vocalischen Auslautgesetze hatte mit der eines fem. *jân*-Stammes grosse Aehnlichkeit.

1) N. Sg. <i>daupjanis</i>	2) N. Sg. <i>frôdjá</i>
G. Sg. <i>daupjanaias</i>	G. Sg. <i>frôdjânas</i>
D. Sg. <i>daupjanaii</i>	D. Sg. <i>frôdjâni</i>
A. Sg. <i>daupjani</i>	A. Sg. <i>frôdjâna</i> .

Vielleicht gab es neben *daupjanaii* (D. Sg.) auch eine Form ohne Guna *daupjanii*, wie D. Sg. *kosti* aus *kostii* im altslaw., vielleicht andere mit Färbung des Gunadiphthongs im G. D. *daupjanijas*, *daupjaniji*, s. oben S. 400.

Der Perfectstamm nun der schwachen Verba erster Conjugation muss ebenso wie die Adjectivsuffixe *jan*, *jag*, das Optativsuffix *já*, sehr früh eine Contraction des *ja* zu *î* vorgenommen haben, und gewiss auch das Nominalsuffix *jani* von *daupeins*, da nirgends mehr eine Spur des *ja* erhalten scheint, mag die vorhergehende Wurzel kurz oder lang sein; s. Leo Meyer Die got. Sprache §. 399. Wenn nun *daupjanis* zu *daupînis* wurde, so ist es begreiflich, dass unter den so ähnlichen *jân*-Stämmen besonders jene die Contraction nachahmten, welche durch ihre Wurzelgestalt eine gewisse Neigung zu *ijá* statt *já*, also zu vocalischem und zwar *i*-färbigem Einsatz der Suffixsilbe hatten, aber auch andere, welche durch ihre Bedeutung als Abstracta Verwandtschaft mit den *jani*-Stämmen zeigten.

1) N. Sg. <i>daupînis</i>	2) <i>frôdî</i>
G. Sg. <i>daupînaias</i>	<i>frôdînas</i>
D. Sg. <i>daupînaii</i>	<i>frôdîni</i>
A. Sg. <i>daupîni</i>	<i>frôdîna</i>

Nach Eintritt der Auslautgesetze erscheint für 1. got. *daupeins*, *daupeinai*, *daupeinai*, *daupein*, nord. kurzes *i* vor *n* in I voraussetzend *heyrn* (got. *hauseins*), s. Grimm Gramm. 2, 159,¹ — für 2. got. *managei*, *manageins*, *managein*, *managein*, nord. *froedi* durchaus, was für Periode I *frôdi* ergibt. Die Formen sind regelmässig bis auf N. Sg., welcher im nord. I wie im got. die Länge der Suffixsilbe wohl dem Uebergewicht der obliquen Casus verdankt.

Nur unter Voraussetzung von *jân*-Stämmen neben *jani*-Stämmen in uralter Zeit, erklärt sich die im gotischen wie im nordischen erscheinende Vernachlässigung der Wurzelgestalt bei der Scheidung der *jân*-Stämme in contrahierte und nicht-contrahierte. Ein Princip der Bedeutung hat über das formelle gesiegt. Unter den *jân*-Stämmen bezeichnete nun *în* die Adjectivabstracta, *jân* diente für die übrigen Wörter. Das gotische suchte zu vermitteln. Es bewahrt nur solche Adjectivabstracta, welche zugleich lange Wurzel haben oder mehrsilbig sind.

Schon Scherer GDS. S. 431 hat auf die Stämme mit *îni*, die got. Nomina auf *-eins* hingewiesen, aber nur zur Erklärung der ahd. Form *menegîn* neben *menegi*. Das *n* in der Declination des got. *managei* aber hält er nur für eine Folgerung aus dem G. Pl. Aehnlich Zimmer Zs. 19, 425. — Leskien Die Declination S. 94 ff. verwendet die Fem. auf got. *eins* von Suffix *îni* allerdings zur Erklärung des got. G. Sg. *manageins*, D. A. Sg. *managein*, aber in wenig überzeugender Weise. An Stelle des Wortes *managei manageins* usw. habe ursprünglich ein *jâ*-Stamm gestanden, weil *jâ* in allen indogermanischen Sprachen derartige von Adj. abgeleitete Abstracte bilde, S. 95; — ebenso Scherer S. 430, Zimmer a. a. O. — diese hätten, da die vorhergehende Wurzel fast immer lang ist, den N. Sg. vor dem Auslautgesetz auf *i* gebildet, wie man diess für die *jâ*-Stämme nach got. *bandi* annehmen müsse. Von ihnen nun seien die andern von Verben gebildeten Abstracta ähnlicher Bedeutung auf *-inis* schon vor dem Auslautgesetz nicht sicher zu scheiden gewesen, man hätte z. B. den A. Sg. *faurhtînin* von *faurhtînis* auch als

¹ *Eljan*, *herjan* stammen von Verben der dritten Classe wie *skipan*, vgl. got. *sunjôns*.

A. Sg. des *já*-Stammes *faurhtí* (nach got. *bandi*), der *faurht-ján* (got. *bandja*) lauten musste, missverstehen können, S. 97. Ebenso muss Leskien sich wohl auch die Entstehung von ahd. *menegín* aus *menegí* durch Vermittlung des Paradigma *toufín* vorstellen, obwohl er nur das gotische berücksichtigt, S. 99.

Das angenommene Missverständniss *faurhtínin* (A. Sg.) von *faurhtínis*, für *faurhtján* (A. Sg.) von *faurhtí* scheint schwer glaublich. Die Laute liegen weit ab. Das charakteristische *n* der Ableitung fehlt in dem einen Fall.

Vor allem aber: in verschiedenen germanischen Sprachen liegen abstracte Feminina vor, deren Declination auf einen *ín*-, *ján*-Stamm zurückweist. *Ján* ist auch sonst als ein Suffix bekannt, das aus nominalen Stämmen feminine Abstracta zu bilden geeignet ist, lat. *communis communio*, got. *gamainei*, vgl. *mirus mirio*, s. Osthoff Forschungen 2, 91 ff. 88, L. Meyer Orient und Occident 2, 611. Dass im ahd. daneben vor denselben Stämmen auch Bildungen auf *já* vorkommen, ahd. *menegí* neben *menegín*, kann doch die Berechtigung nicht rauben, in got. *managei*, altn. *froedí*, ahd. *menegín*, in der That das zu sehen, was diese Worte zu sein scheinen, nämlich *ján*-Stämme; s. lat. *ludius ludio*, *amasius amasio*, *lanius lanio*, Osthoff Forschungen 2, 62 f. Vgl. im got. selbst die neutralen Abstracte auf Suffix *ja* und daneben Fem. auf *ján*: *aglaiti aglaiti*, *barniski barniskei*, s. Leskien a. a. O. S. 98, im alts. *antsceini antsceini*, ahd. *ábulgi ábulgí*, s. Schlüter Die mit Suffix *ja* gebildeten deutschen Nomina S. 141, vgl. *gariudi* (Neut.), *gariudjô* Schlüter S. 133. — Allerdings sind im lateinischen fem. Abstracta von Adj. wie *communio* viel seltener als im deutschen. Die häufige Verwendung des Suffixes *ján* in diesem Falle muss als eine germanische Eigenthümlichkeit angesehen werden.

Das ahd. hat, wie die ostgermanischen Sprachen, *ján*-Stämme von Adjectiven. Es unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass es daneben von denselben Adjectivstämmen mittelst des im westgermanischen beliebteren Suffixes *já* auch *já*-Stämme bildet, und zwar in einer Form, welche durch Contraction sich von den selteneren nicht von Adj. abgeleiteten *já*-Stämmen unterscheidet, *sippea*, *wunnea*, *suntea* usw. — Die Contraction wurde vielleicht spät vorgenommen, da dem *menegí* ein *sippe* gegenübersteht. Aber der N. Sg. *menegí* konnte wie bei den

jân-Stämmen, ahd. *menegîn* (N. Sg.), got. *managei*, altn. *froedi* (*frôdi* I), aus den obliquen Casus gefolgert sein, wo sich langes *i* auch bei Contraction vor dem Auslautgesetz begriffe.

Gewiss aber ist alt die Contraction in den *jân*-Stämmen, entsprechend dem gotischen und nordischen, und aus demselben Grunde, durch Einwirkung der Verbalabstracta auf *-îni-*. Der Anschluss an diese war im ahd. sogar noch genauer und hatte den unorganischen N. Sg. auf *în* zur Folge.

Sehr wahrscheinlich finde ich, dass die Scheidung der *jâ*-Stämme, nach welcher die auf Adj. zurückgehenden *jâ* contrahierten, die übrigen nicht, *undea*, *sundea* — ganz selten Fälle wie *sippe*, *gerte*, *unde*, — erst durch die ältere der *jân*-Stämme veranlasst ward. Man sagte *menegî* statt *menegea*, weil man daneben *menegîn* brauchte.

Im ahd. wirken die *jân*-, *în*-Stämme auf die *jani*-, *îni*-Stämme zurück. Sie sind es offenbar, welche den Verlust der Endungen des G. D. Sg. zuerst in dieser Gruppe, dann in der ganzen *i*-Declination veranlassen; s. Scherer GDS. S. 431. 439.

Das Neutrum *eyra* setzt einen *jan*-Stamm voraus — vgl. got. *sigljô*, — ist aber wohl das einzige Beispiel. Seiner Wurzelgestalt und späteren Entwicklung wegen ist es mit dem Fem. *hella* aufgeführt.

Die N. Pl. der masc. *ja*-Stämme habe ich in dieser Periode gleich angesetzt, sowohl im Paradigma *bekkr* als *hellir*, auf *-jôr*, entsprechend dem *-ôr* der masc. *a*-Stämme, obwohl III *bekkir* und *hellar* zeigt, ebenso wie A. Pl. *bekki*, *hella*, s. oben S. 397. Wie dort müssen wir sagen: hätte in I sofort nach dem Auslautgesetz *bakîr* gegolten, neben *halljôr*, das wegen *hellar* in III durchaus nothwendig ist, so wäre vor dem Auslautgesetz der Vorschlag des *i* vor *jâ* nach Gutturalis oder kurzer Silbe deutlicher gewesen, als ohne diese Bedingungen, was unsrer Erfahrung widerstreitet. Setzen wir einfache Contraction des *jâ* zu *î* vor Auslautgesetz an, so ergäbe diess in I *bekkir*, in III *bekkr*.

Wann aus altem *bakjôr* *bakîr* geworden, ob in I oder II, ist ungewiss, der Ansatz in II blosse Vermuthung. S. oben über A. Pl. *bekki* S. 397, und über die Ursache, welche vielleicht die Contraction hervorgerufen hat S. 399.

Auch hier bleiben *nǫðjar*, *herjar*¹ und öfters auch *Grikkjar*, *vaengjar* als Reste der alten Bildung, genau nach dem Princip *hellar* entsprechend, zurück. S. Wimmer Gramm. §. 41, b, 3 und Navneordenes böjning S. 58; altschwedische und altdänische Beispiele auch bei Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 35.

N. A. Pl. der *já*-Stämme entwickelt sich nach Princip.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *JA*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Der Wechsel zwischen *i* und Ausfall des Vocals in III ist ganz gleich dem Verhältniss in ursprünglich letzter Silbe, s. oben S. 394, also wohl auf dieselbe Weise zu erklären, durch *ja* und *ija*, woraus in I *ji* (*i*) und *ǣ* wurde, um in III entweder zu verschwinden oder als *i* zurückzubleiben. Das Princip ist gewahrt mit der oben S. 391. 397 für die erste schwache Conjugation für die Neutra der *ja*-Classe und für die adjectivischen *ja*-Stämme angeführten Modification. Also *temr* (*hrekrr*), *leggr*, *gnǫfr*, *doemir*, *bergir* (2. 3. Sg.), — *kyns*, *skeggs*, *steys*, *klaedis*, *ríkis*, *engis* (G. Sg.), — *miðs*, *nǫs*, *fraegs*, *vaens*, *saels*, *froekns* (G. Sg. Masc. Neut.).

Vor *n*, *nt* bleibt *ja*, in III *a* oder *ja* nach Princip. Dass die bezeugte Schreibung G. Sg. *Thrawingan j* wahrscheinlich nur nicht ausdrückt, wurde oben S. 395 bemerkt. Noch in III *höfðingja*. — *Steðjar* (N. Pl.) ist Analogieform wie *hanar*, s. oben S. 377.

Was die 2. Pl. Prs. Ind. der ersten schwachen Conjugation anbelangt, so zeigt III durchweg *i*, *temið*, *doemið*. Es könnte eine Uniformierung vorliegen wie im Imp., s. oben S. 394. Aber der Unterschied konnte auch in III nur verwischt sein wie im N. Sg. der masc. *jan*-Stämme, s. oben S. 402. Vielleicht galt in I *tamjed* — s. oben über den Stammvocal der 2. Pl. Prs. Ind. S. 379 — und *dómijed*, was in III *temið*, *doemið* ergab. Langes *i* aber erhielt sich in der Flexion nicht.

¹ Wimmer Gramm. §. 41, b, 2 sagt *herr-* werde im Plural nicht gebraucht, aber s. Cleasby.

Vor *m* verwandelt sich *ja* in *ju*, in III nach Princip *u* und *ju*. II zeigt allerdings nur den *i*-Umlaut, aber wegen der entsprechenden Fälle von *am* ist auch *jum* schon in I wahrscheinlich.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz JA.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Auch hier erhält sich *ja*, selbst vor *nt* im Part. Prs., wo in III Wechsel mit *a* nach Princip stattfindet.

Ehenso wird auch hier *ja* vor *m* (D. Sg. des Adj. Masc.) zu *ju* und wechselt in III mit *u* nach Princip.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang JA.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Jô bleibt zunächst überall. 2. Pl. Prs. Ind. Imp. *aggjôd* wird später durch eine Analogiebildung auf *-id* verdrängt, s. oben S. 384 über *kallid*.

Auch wegen des entsprechenden Schicksals der *á* vor *m*, *n* müssen wir hier noch in I Uebergang der Formeln *ôm*, *ôn* in *um*, *un* ansetzen. Nur die *jâ*-Stämme nach *eggja* halten wie *kalla* in 3. Pl. Prs. Ind. den charakteristischen Vocal fest.

Analogieform ist N. A. Pl. *bylgjur* für *bylgju*; s. oben über *hanar*, *tungur*, *stedjar* S. 377. 385. 409.

Die dunklere Färbung des alten *jâ* zeigt sich hier deutlich gegenüber altem *ja*, das vor *n* blieb, s. oben S. 409.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang JA.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Jô bleibt zunächst unangetastet: geht aber allmähig im Pl. Pf. Ind. der dritten schwachen Conjugation (got. *jô*-Stämme), — *eggjudum* III, — und wohl auch vor *n* zu *ju* über, wie *á* im gleichen Fall. Vor *nt* im Prt. Prs. erhielt sich *ô* aus *á* ebenfalls.

I.

I ursprünglich in letzter Silbe.

Excurs über kurzes *i* letzter Silbe.

Der Vocal ist hier spurlos abgefallen. Bugge Verhandlungen i Videnskabs-Selskabet i Christiania 1872 (gedr. 1873) S. 316 liest in der Valsfjordinschrift **HagustaldiR** (N. Sg.) und erklärt das Wort für einen *i*-Stamm, ebenso wie **MariR** Thorsbjerg, **-gastiR** Gallehuus, Berga, s. oben S. 397. Die Valsfjorder Inschrift ist ausserordentlich abgeschliffen, s. Bugge a. a. O. S. 312, so dass eine sichere Lesung nicht überall möglich sein dürfte. Wenn Bugge sagt, in Bezug auf *i* in **HagustaldiR** seien seine drei Abschriften einig, so ist das nicht ganz richtig, da die Zeichnung a) auch die Lesung **-aR** erlaubt. Allerdings hat er den fraglichen Buchstaben nochmals untersuchen lassen. Aber da die Buchstaben kaum mehr eine Vertiefung zeigen, auf ihre Gestalt nur aus der Farbe des Steines geschlossen werden kann, so ist wahrscheinlich gar nicht möglich zu entscheiden, ob der Schaft des *i* nicht die zwei kleinen Seitenstriche gehabt habe, die sich in der Zeichnung a) finden und den Buchstaben zu *a* machen würden. — Dazu kommt dass **HagustaldiR** sprachlich bedenklich ist. Nord. *haukstaldr*, wie die entsprechenden Formen der übrigen germanischen Sprachen, ist ein *a*-Stamm, während **MariR**, **-gastiR** *ja*-Stämme sind nach Ausweis des Umlauts, — *maerr gestr.* — Wäre **HagustaldiR** die richtige Schreibung, so müssten wir annehmen, eine spätere Form *-steldir* sei verloren gegangen, oder das Wort früh aus der *ja*-Classen in die *a*-Classen übergegangen. Denn erhaltenes *i* eines *i*-Stammes im N. Sg. ist ganz unglaublich. Der tiefste Vocal *u* erhält sich auch im nordischen am längsten. Noch im Anfang von III galt *sunu* (A. Sg.), wir finden die Form auf den Inschriften von Sölvesberg und Helnaes. Dass *a* in der Endung **-aR** (N. Sg.) von *a*-Stämmen, nicht der alte Stammvocal sei, erschien uns oben S. 369 als wahrscheinlich. Jedenfalls ist *a* in der Genitivendung **-as** ausgefallen, **Thrawingau** Tanum, **Kethan** Belland, **Igingon** Stenstad, *i* im D. Sg. **witadahalaiban**

Tune. Vgl. Wimmer Aarbøger 1867, S. 53. — Wie hätte sich *i* im N. Sg. gehalten?

Vor allem aber wie erklärt sich der Mangel des Umlauts in III, da wir sonst, wo offenbar kurzes *i* in I, der ältesten Periode der Sprache, den Vocal der letzten Silbe bildete, in III dieser zwar verschwunden ist, aber Umlaut zurückgelassen hat *ferr* (2. Sg), *heldr* (Adv.)?

Aarbøger 1870, S. 203, will Bugge sogar — mit Lyngby's Beistimmung Tidskrift f. ph. 10, 89 — in einer Reihe von ags. Wörtern, welche allerdings got. und nord. *i*-Stämme sind, den bewahrten Stammvocal finden: *mete* got. *mats*, *stede* got. *stath*, *slege* got. *slahs*, *sele* altn. *salr*, *hülle* altn. *halr*, *Dene* altn. *Danr*, *vine* altn. *vinr*, *hyge* got. *hugr*, *byre* got. *baúr*, *myne* got. *muns*. Noch andre bei Grimm, 1⁴, 555. Uebergang in die *ja*-Classse könne nicht stattgefunden haben, da der Consonantumlaut mangle: *mete*, aber z. B. *flette*, *stede*, aber *bedd*, *Dene*, aber *denn*. — Aber es können ja die fraglichen Wörter ganz junge Analogiebildungen sein. Die *i*-Declination wurde aufgegeben und dafür die durch den Umlaut nächstverwandte *ja*-Classse gewählt. Niemand kann die Pedanterie erwarten, dass dabei auch die Wurzelgestalt geändert worden wäre. Im alts. D. Pl. der *i*-Stämme *gestiun*, *winiun* liegt der Uebergang deutlich vor. — Die meisten Neutra der *ja*-Classse werden durch Verlust des *e* der *a*-Classse angeähnlcht, aber der Consonantumlaut bleibt natürlich, *cynn* aus *cynne*. Der Unterschied zwischen kurzer und langer Wurzel kommt hier nicht in Betracht: denn *cynne*, woraus *cynn* hervorgegangen, ist ebenso lang als *yrfē*.

Ebensowenig als die ags. beweisen die altfriesischen und ahd. Fälle, welche Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 262 Anm. 3. beibringt, *-keme -kimi*, *-kvemi -kumi*. Man sagt ja doch altfries. *lema* von *lamjan*, ahd. *zeman* von *tamjan*, ohne Consonantumlaut.

Bewahrung des Stammvocals *i* ist im ags. auch deshalb unwahrscheinlich, weil diese Sprache die *u* im N. A. Pl. Neut. aus altem *á* schon meist verloren hat.

Bugge beruft sich ferner Aarbøger 1870, S. 207 auf die ags. Feminina *vên*, *êst*, got. *vêns*, *ansts*: das sei Umlaut eines vorhergehenden *vôn*, *ôst*; s. Holtzmann Gramm. 1, 200. *Vên* könnte auch altes *ê* haben für *á*, vgl. *gedên* Part. Pf., Holtzmann

Gramm. 1, 201. Aber der Umlaut umlautfähiger Vocale ist bei den fem. *i*-Stämmen überhaupt Regel; s. Sievers in Paul und Braune's Beiträgen 1, 495 ff. Die Erklärung s. oben S. 399.¹

Nicht aufgeführt ist ferner in unserer Tabelle die Endung *-ins* (A. Pl. der *i*-Stämme), in III *i* ohne Umlaut, *burdi*, *sötti*. Das Fehlen des Umlauts ist zu auffallend in einer Sprache, die so grosse Empfindlichkeit der Vocale für folgendes *i*, *j*, *u* *v* zeigt wie die nordische, die in der *u*-Classen beide Umlaute neben dem reinen Laut in buntem Wechsel braucht. Wo *i*-Umlaut nordisch fehlt, geschieht es in Ableitungssilben, *-ari* neben *-eri* bei den Nom. Agentis der *ja*-Classen, die in die *jan*-Classen übergetreten sind, — im Suffix *-ul*, wenn das erste Comparativsuffix antritt, *giöfulli* für *giöfulliri*, — im Fem. der zweiten Comparation *spakari*, — im Opt. Pf. der dritten schwachen Conjugation, um den charakteristischen Vocal zu erhalten, — hier wie im Comparativ auf *-ari* war übrigens *a* in II, der Periode des Umlauts, noch lang, — in *fandr* (N. Pl.) neben *gefendr*; s. Lundgren Om substantivens stammar S. 17. — Dann in Fällen falscher Analogie, so in den Adj. auf *-inn* von Stamm *-ina-*, *gullinn*, auf *-igr* von Stamm *-iga-* *mättigr*, wegen der ähnlichen Formen der *ana-* und *aga-*Stämme, *opinn*, *audigr*, die keinen Umlaut haben können, s. oben S. 378. — Die Nebenformen von *tamdr* und *huldr* (Ptc. Pf. Pass.), *tamiðr* und *huliðr*, sind gewiss nicht die ächten, wenn sie auch den ältern Quellen eigenthümlich sind, Wimmer Gramm. §§. 152, 2. Das Verhältniss zu den Verben langer Wurzel ist gerade umgekehrt: 2. 3. Sg. Prs. Ind. *doemir bergir*, aber *temr*, *hybr*. Im Ind. Pf. *doemda bergða*, aber *tamda hulda*. In *tamda*, *hulda* muss *i* in II, der Periode des Umlauts, schon fortgefallen sein, in den Verben mit langer Wurzel noch nicht. Ebenso entsprechen sich regelrecht Part. Pf. *doemdr*, *bergðr* und *tamdr* *huldr*. Wahrscheinlich geht *tamiðr* *huliðr* auf *taminn*, *hulinn* zurück, auf Analogie der starken Verba, welche bei *doema*, *bergja* nicht so leicht wirken konnte, da diese Verba sich durch den Umlaut der Perfectformen zu deutlich von allen starken unterschieden. Bei *tamdr*, *huldr*, oder vielmehr den für sie

¹ Wenn finnisch *kaunis*, got. *skauns*, erscheint, Thomsen a. a. O. S. 96 so beweist dies für die Gestalt des nordischen nach Durchführung des Auslautgesetzes ebensowenig als *kunigas*; s. oben S. 369.

vorauszusetzenden alten *tamidr*, *hulidr* in I konnte man allerdings an *farinn*, *bundinn* erinnert werden, um so mehr wenn man Formen wie *hefja*, *hafinn*, *sverja svarinn* vor Augen hatte. — Die falschen Formen *taminn*, *hullinn* wurden dann nach Maassgabe der übrigen schwachen Part. Pf. corrigirt, haben sich aber im neuisländischen und nur bei Verben dieser Classe erhalten. In einzelnen Wörtern sollen sie schon sehr früh vorkommen; s. Wimmer Gramm. §. 144 Anm. ¹

Auslautend *i* ohne Umlaut sehen wir nun in III in solchen Fällen, welche deutlich entweder auf altes *-ân*, *-ât*, *hani* (N. Sg.), *tamdi* (3. Sg.) zurückgehen, s. oben S. 373, oder auf *ai*, *ait*, *aint*, *aia*, *aias*, *aiiti*, *aiint*: *heiti* (1. 3. Sg. Pass.), *armi* (D. Sg.), *vaki* (Imp.), *fari* (3. Sg. Opt.), *fari* (3. Pl. Opt.), *vaki* (1. Sg. Ind.), *burðir* (N. Pl.), *vaki* (3. Sg. Opt.), *vaki* (3. Pl. Opt.). An *-ân*, *-ât* ist nicht zu denken, wohl aber möchte man vermuthen, dass für *burði*, *sôtti* (A. Pl.) eine Form vorauszusetzen sei, in welcher der Stammvocal *i* guniert worden wäre. Vielleicht *-aians* nach Muster der *a*-Classe. Vgl. griech. *πόλεας*, *γλυκέας* neben N. Pl. *πόλεις*, *γλυκεῖς*, lat. *ovēis ovīs*, umbrisch *aveif*, neben N. Pl. auf *-ēs*, *-ēr*, besonders aber slawisch *synovy* neben *syny* (A. Pl.) gegenüber *synove* (N. Pl.). *Synovy* bedingt Gunierung des *u* und Annahme der Endung *-ans*; s. Schleicher Compendium §. 250.

I ursprünglich in letzter Silbe.

Lang I.

Die Optativformen des Perfects 3. Sg. 3. Pl. kommen in Betracht. III hat die Endung *i* mit Umlaut der Wurzel, was in unsrer Periode nach dem über *ja*, *jâ* ursprünglich letzter Silbe gesagten auf *i* schliessen lässt. Dass sich die Länge bewahrt habe, ist nur bei den schwachen Verben begreiflich, wo der vielleicht zu *i* gefärbte Vocal der Wurzel *dha* sich mit *i* von *jâ* verband. Hier hat das ahd. auch die Länge gewahrt,

¹ Wohl junge Bildungen sind einige Abstracta auf *n-ing*: *kradning*, *rudning*, *sparning*, *spurning*, *korning*, *dröltning*, — neben *setning*, *festning*; s. Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 14. 15. 305, Blomberg Bidrag till den germanska omljudsläran S. 15. — Sie setzen altes *-aningu* voraus.

s. Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 136. 137. Scherer hat dazu das griechische $\theta\epsilon\tau\eta$ verglichen, GDS. S. 204. Die 3. Sg. der starken Verba ist ahd. kurz, die 3. Pl. lang wie in der schwachen Conjugation, s. Braune a. a. O. Offenbar hat sich im nordischen der Einfluss der schwachen Optative auf die 3. Sg. wie 3. Pl. erstreckt, der im ahd. auf die 3. Pl. beschränkt blieb.

Keinesfalls ist für die 3. Pl. *-ina* wie im gotischen vorzusetzen, daraus wäre in III *-in* geworden, wie aus *aptanā* (A. Sg.) in III *aptan*.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *I*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

I bleibt durchaus.

Die *i* in *himinn*, *mikill* sind als ursprünglich angenommen worden, weil gotisch und ahd. in *i* übereinstimmen. Das Wort **Erilaß** erscheint in den ältesten Runen viermal nur mit *i*, Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 316. Ausgemacht ist die Sache darum nicht. *Dróttinn*, *morginn* (*morgunn*), — *drasill* (*drö-sull*), *skutill*, *studill*, *svadill*, *vadill* (*vödull*) können trotz got. *maurgins* in *I* noch nicht *i* gehabt haben, sondern nur *e* (*u*) aus *a*; s. Leffler a. a. O. 2, 15. 273 und oben S. 379.

Aber *i* in *lykill* und ähnlichen ist des Umlauts wegen alt. Obwohl doch vielleicht erst im Verlauf der Periode *I* oder *II* entstanden. Denn die Gruppe *lykill*, *Egill*, *ketill*, *trygill*, *tygill* zeigt vier Wurzelgänge auf Gutturalis. Dagegen *drasill*, *skutill*, *studill*, *svadill*, *vadill*. Das erinnert an *tekinn* neben *farinn* (Part. Pf.); s. oben S. 378.¹ Aber es könnte Zufall im Spiele sein, und der Ableitungsvocal der Nomina nach *lykill* wäre doch vorgermanisch. Ich habe es deshalb für sicherer gehalten, *lykill* hier, nicht bei *a* aufzuführen.

Hierher gehören auch die weiblichen Abstracta der *i*-Classe nach *heyrn* (got. *hauseins*). Das alte *ja* muss hier schon vor dem Auslautgesetze kurz gewesen sein wie im Perfectstamme

¹ *Engill*, D. Sg. *engli*, stammt vielleicht aus dem deutschen.

der *ja*-Verba; s. oben S. 405 f. Eigenthümlich sind die Formen ohne Umlaut *lausn*, *thausn*, *spurn* Gislason Formlaere §. 133 d, Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 15. Bei dem kurzwurzeligen *spurn* begriffe sich Ausfall des *i* in I noch eher, s. unten die schwachen Perfecta der ersten Classe, aber *lausn*, *thausn* sind wohl keine echten Bildungen.

Das Comparativsuffix im Superlativ des Adj. III *bezt* ist jedenfalls vorgermanisch *is* gewesen, nicht *jas*, wie man für den Comp. Adv. *heldr*, *bezt* annehmen muss; s. oben S. 397.

Ueber die Part. Pf. der *ja*-Stämme bei Besprechung des Ind. Opt. unter den Silben, welche nach dem Auslautgesetz vor der letzten stehen. Von den Formen *tamiðr*, *huliðr* neben *tamr* *huldr* wurde oben S. 413 gehandelt.

Die 3. Sg. Prs. Ind. wurde hier mit *-id* angesetzt, weil noch II *abariutith* Stentofte zeigt gegenüber dem *barutR* der nah verwandten von Björkethorp und *ubbrutR* auf dem Stein von Glimming, s. Wimmer Runeskiftens oprindelse S. 220. — Hier wie in der 2. Sg. Prs. Ind. ist das alte *a* schon vorgermanisch als *i* anzunehmen. Jedenfalls für das nordische: wäre hier nach dem Auslautgesetz noch *e* gehört worden, so wäre es als *i* in III erhalten, und die Wurzel zeigte keinen Umlaut. S. Leffler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 270.

Der D. Pl. der *i*-Classe hat sich nach der *u*- und *a*-Classe gerichtet wie der *u*-Umlaut in II. III zeigt, *stöðumr*.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *I*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Hier beginnt bereits der Ausfall der Vocale. Noch nicht im A. Sg. der Stämme *-ila-*, *-ina-*, da in III noch *lykil*, *himin*. Aber im Pf. der schwachen Verba erster Classe.

Die Perfecte der *ja*-Stämme müssen ihr *ja* schon sehr früh contrahiert und *î* dann verkürzt haben. Keine germanische Sprache hat hier eine Spur der Länge. Zum Theil sind diese kurzen *i* schon in I ausgefallen. Auf das überlieferte *worahto*, *worta* darf man sich allerdings nicht berufen; s. unten. Aber die kurzsilbigen *ja*-Stämme müssen trotz der inschriftlichen *tawido*,

dalidun? noch in I *i* verloren haben, da sie in III ohne Umlaut erscheinen: *tamda*, *hulda* usw. Die 1. Sg. Opt. *temda*, *hylda* rechtfertigt ihren Umlaut durch das *j*, welches jedenfalls noch in II vor dem *a* gestanden hat. Das überlieferte *tawidô* hatte demnach noch in I eine weitere Veränderung *tawdô* erlitten, und wohl auch *faihidô*, wofür in III, wo das Verbum nach *kalla* geht, *fáða* erscheint, ohne Umlaut. Das *h* wird in I schon so schwach gewesen sein, dass man das Wort wie eine vocalisch auslautende, also kurze Wurzel behandelte.

Lange Wurzeln auch auf Guttural auslautende, s. oben S. 392, zeigen in III Umlaut, müssen also *i* in II noch gehabt haben.

Die Part. Pf. machen begreiflicher Weise diese Unterscheidungen kurzer und langer Silben mit.

In den masculinen Stämmen *-ila-*, *-ina-*, welche in III den D. Sg. und 'den ganzen Plural mit Ausnahme des G. Pl. des Adj. contrahieren, wird *i* in I sich im Ganzen noch gehalten haben, wie der Umlaut in *lykli*, *lyklar* usw. in III zeigt. Aber daneben muss auch Ausfall in I angenommen werden, da sonst Formen wie *lukli*, *luklar*, s. Wimmer Gramm. §. 37, 2, Gislason Formlaere S. 80, Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 56, welche in III neben den umgelauteten erscheinen, unerklärbar blieben; s. oben S. 415. Auch hier nur Kürzen wie im schwachen Verbum.

Noch deutlicher ist der Einfluss der Quantität auf Erhaltung oder Verlust des *i* in I bei den Deminutivbildungen, *Atli*, aber *hyndla*, Blomberg a. a. O. S. 15.

Unter den Adjectiven finde ich keine umlautbaren.

Der Comparativ des Adj. hat jedenfalls *i* in I. II bewahrt: in III *betri*. Ebenso in den Ableitungen auf *-it-*: in III *dypt*, *hoens*.

Dieses *hoens* (N. A. Pl.) ist auf *itjá* zurückgeführt, nicht auf *-isá*, woran Grimm denkt, Gramm. 1^a 575. 2, 270, das aber nur *hoenn* für *hoenr* ergeben könnte. Die Bildung ist wie bei *hugsa*, s. oben S. 382. Man darf gegen Ansetzung eines Neutralstammes *hönitja-* nicht *belti*, *milti* anführen, welche nach dem oft erwähnten Princip *i* in III gewahrt haben, wie *klaedi*. Durch Uebergang des *tj* in *ss* wurde das Wort *hönitjá*, *hönissu*

ganz aus der Analogie der *ja*-Stämme herausgerissen¹ und wie *ord* behandelt, d. h. wie ein *a*-Stamm, aber mit Suffix *iss*, dessen *i* in II Umlaut wirkte, in III abfiel. *Hoens* vergleicht sich somit den hd. neutralen *ja*-Stämmen, ahd. *mahalezi*, *fisgazzi*, Grimm Gramin. 2, 214, altfries. *bênete*, *stênte* Schlüter. Die mit dem Suffix *ja* gebildeten deutschen Nomina S. 437.²

Excurs über die erste schwache Conjugation.

In Bezug auf die Perfectbildung steht das altnordische im Gegensatz zu den westgermanischen Sprachen. Während in diesen bei langer Wurzelsilbe der Ableitungsvocal fehlen und die Wurzel den reinen Laut zeigen kann, finden wir im nordischen bei durchgehendem Ausfall des Ableitungsvocals Umlaut gerade in dem langen, reinen Laut in den kurzen Wurzeln, *doemda*, *tamda*. Die kurzwurzeligen müssen also ihr *i* schon vor Eintritt der Umlautperiode verloren haben. Das ist nicht die Regel; *dýpt*, *hoens*, *betri* lehrt uns, dass *i* der vorletzten Silbe zur Zeit des Umlauts noch gesprochen wurde, *diupidhu*, *hônisu*. Bei den Substantiven nach *lykill* ist der Ausfall nur facultativ. Ein äusserer Einfluss muss in den schwachen Perf. kurzer Wurzel vorzeitigen Abfall des *i* in vorletzter Silbe bewirkt haben. Das können nur die Praeteritopraesentia, an welche sich formal das Verbum ‚wollen‘ schliesst; s. Scherer Zs. 19, 157, gewesen sein, Perfectbildungen, welche mit denen der schwachen Verba eine gewisse Aehnlichkeit haben, vielleicht aber ganz anderer Herkunft sind; s. Windisch Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 8, 457 ff. Ihnen hatten sich schon sehr früh in allen germanischen Sprachen eine Reihe von schwachen Verben angeschlossen, deren Wurzel auf Gutturalis endigt. Die gebräuchlichsten sind

¹ Aehnlich wie im G. D. Sg. Fem. der starken Adjectivdeclination der frühe Ausfall des *j* im Elemente *vja* die nord. westgerm. *r*, die got. *z* erklärt. S. Leskien: Die Declination S. 129.

² Zimmer Zs. 19, 414 stellt eine Erörterung unsres Wortes in Aussicht. Ebel nimmt einen *as*-Stamm an, KZs. 5, 54. 356, ebenso Thomsen Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen und Lundgren Om Substantivens stammar S. 33. Fick Vergleichendes Wörterbuch 3³ 61 setzt Grundform *hônina* an wegen des heutigen *haensn*; s. auch Lefler Tidskrift f. f., Neue Folge, 2, 319. Aber nur geschärftes *s* erklärt den Sachverhalt.

got. *brahta, thahta, thuhta, vaurhta, bauhta, bráhta*, altn. *thátta, thótta, orta (worahto Tune), sôtta*, alts. *bráhta, tháhta, tháhta, warhta, sôhta, gíboht*, ags. *brohte, thohtè, tháhte, vorhte, sôhte, bohte*. Das auffällige dieser Bildungen liegt in dem *ht* für *gd, kd*, vgl. alts. *wégda, lagda, sagda*, altn. *bergáta, skenkta*. Wohl aber ist allen germanischen Sprachen *ht* eigen für altes *g, k* mehr altem *t*, got. *nahts*, altn. *nótt*, alts. *naht*, got. *ahts*, altn. *aett*, ags. *aeht*. Das ahd. ist demnach nicht in Rechnung zu ziehen, da seine *dáhta, dáhta, worhta* doch möglicher Weise, obwohl es unwahrscheinlich wäre, der hd. Lautverschiebung ihren Ursprung verdanken.

Dass es Wurzeln auf Gutturalis sind, welche sich den Praeteritopraesentibus anschliessen, mag darin begründet sein, dass Gutturalis als mit *j* verwandt die Aussprache eines folgenden *ja* nicht durch Einschub eines *i* zu erleichtern brauchte; s. oben S. 394. *Ja* wurde hier noch früher zu *í, i*, als bei anderen; s. oben S. 416. Sie standen dadurch dem Perfect der Praeteritopraesentia näher. Aber die Mehrzahl der gutturalisch endigenden Wurzeln blieb natürlich der ihnen eigenthümlichen Bildung getreu.

Es gab demnach in allen germanischen Sprachen eine Gruppe von Verben, bestehend aus Praeteritopraesentibus und einer Anzahl häufig gebrauchter Verben, welche ein schwaches Perfect ohne Stammvocal bildeten. Da diese letzteren sonst der ersten schwachen Conjugation angehörten, ist es begreiflich, dass allmählig die Neigung entstand, in dieser Conjugation diejenigen Verba um ihr Ableitungs-*i* zu verkürzen, welche jener Gruppe am ähnlichsten sahen. Aehnlichkeit ist aber in gewisser Weise subjectiv. Die Westgermanen haben eine Uebersahl langer Wurzeln in der Gesamtzahl jener Vorbilder. Die Praeteritopraesentia nämlich stellen sich westgermanisch gleich, wenn man das sächsische *man* vernachlässigt, sechs Kürzen, sechs Längen. Zu diesen Längen kommen aber noch alts. *bráhta, tháhta, tháhta, warhtá, sôhtá*, denen nur *gíboht* gegenüber steht. Sie schlossen also: bei den langsilbigen ist es erlaubt, *i* im schwachen Perfect auszulassen, — mit Vernachlässigung des germanischen Betonungsprincips.

Im nordischen liegt die Sache etwas anders. Hier überwiegen bei den Praeteritopraesentibus die Kürzen: *mega,*

knáttu, muna, munu, skulu, vita, vilja, sieben Kürzen, an Längen nur vier: *eiga, kunna, unna, thurfa*; *daursan, môtan* ist verloren, das futurische *munu* hinzugekommen. Allerdings ergibt sich auch hier eine Majorität der Längen durch die hinzutretenden *thátta, thótta, orta, sótta*. Aber die Skandinavier werden nur das Muster der Praeteritopraesentia vor Augen gehabt haben. Dazu wirkte vielleicht das germanische Accentgesetz conservierend, wenn es sich in dem die ganze Flexion verbaler wie nominaler *ja*-Stämme beherrschenden Bestreben das Suffix nach kurzer Silbe zu beseitigen, nach langer Silbe als *i* zu conservieren geltend macht, — *kyn klaedi, bekkir hellir, tem doemi, temr doemir*; s. S. 394. Nur der allgemeinste Zug in Behandlung dieses Suffixes war wirksam, die Sonderstellung der gutturalisch endigenden Wurzeln fand hier keine Nachahmung, — *bergða* wie *doemda*, dagegen *bekkir hellir*. Wohl aber gilt vocalischer Ausgang oder kurzer Vocal mehr *gg* auch hier für Kürze; s. oben S. 391.

Aber auch bei den neut. *ja*-Stämmen und den Praesensstämmen der ersten schwachen Conjugation ist nur Länge und Kürze der Wurzel massgebend; s. oben S. 391. *Tamda : lagða : gnáða : bergða : doemda = kyn : skegg : fley : ríki : klaedi = tem : legg : gný : bergi : doemi*.

Natürlich muss auch hier — wie im ahd. immer — noch lange ein Schwanken zwischen den alten und den Analogieformen geherrscht haben. In I ist *tawido, dalidun?* bezeugt, und doch sind wir genöthigt, in dieser Periode das *i* der kurzwurzeligen abfallen zu lassen, da sonst das Fehlen des Umlauts unbegreiflich wäre.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *I*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Î des Opt. Pf. muss hier lang gewesen sein, da in III noch *foerir* (2. Sg. Pf. Opt.), neben *hleypr* (2. Sg. Ind. Prs.), gilt. *I* in *foerir* also wie *bergir, doemir*, s. oben S. 409.

Die Adjectivstämme auf *-igá-, -ína-*, got. *-eigs, -eins* entbehren in III des Umlauts, *máttigr, gullinn*. Sie haben sich nach den ähnlichen auf *-iga-, -inu-* aus *-aga-, -ana-* gefärbten gerichtet und darnach wahrscheinlich in unserer Periode *e* gehabt, s. oben S. 378.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang I.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Nur die eben erwähnten Adjectiva, welche auch hier *e* angenommen haben werden, wie die Adjectivstämme auf *-aga-*, *-ana-*; s. oben S. 383.

U.*U* ursprünglich in letzter Silbe.

Dass *u* in I noch vorhanden war, lehren nicht so sehr die Runen aus I. II. III, **HagustaldaR** Valsfjord I, **HathuwulafR** Istaby II, **sunu** (A. Sg.) III, auf späteren Runeninschriften, s. Wimmer Navneordenes böjning S. 74 f., als der Umlaut in III.¹

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Auch hier erweist der Umlaut in III Existenz des *u* in der Ableitungssilbe vor der Periode des Umlauts, II.

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Dasselbe beweist dieselbe Thatsache wie im vorhergehenden Falle.

Es sind hier einige Formen von *öflugr* aufgenommen, weil dieses Wort fast constant *u*, beinahe nie *i* in der Ableitung zeigt, vgl. got. *handugs*; s. Gislason Formlaere S. 15 und oben S. 379.

¹ Wepsisch *olus* (altn. *öl*), Thomsen Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen S. 102.

Excurs über *ia*, *iö*.

Der Brechungsdiphthong *ia* im gewählten Paradigma *iötunn* aus *etunn*¹ bedarf der Rechtfertigung. Nicht nach der gewöhnlichen Auffassung, welcher *iö* *u*-Umlaut des *ia* ist. Wenn wir in II die Periode des Umlauts sehen, so muss *ia* in I, wenn auch vielleicht erst Ende der Periode entstanden und nie bezeichnet worden sein. Wohl aber gegenüber J. Schmidt, der *Vocalimus* 2, 392 ff. *ia* als *a*-Umlaut des *iö* (d. i. *io*) zu erweisen sucht. Uebrigens s. schon Holtzmann *Gramm.* 1, 80.

Braune *Centralblatt* 1875, S. 1553, und Siever's *Jena'sche Litteraturzeitung* 1876, Artikel 79, haben dem gegenüber auf die andern nordischen Sprachen hingewiesen, in denen zum Theil *ja* für altn. *ia* und *iö* (*io*) gilt, wie *a* für altes *a* und *ö* (*o*). Es sei in diesen Sprachen *ia*, das J. Schmidt als *a*-Umlaut vor *iö* (*io*) auffasse, theilweise noch vor *u* erhalten, gerade wie *a* auch noch mitunter vor *u* stehen geblieben sei, *ia* müsse demnach als der ältere Diphthong aufgefasst werden, der vor *u*, *v* im isländischen ganz, im schwedisch-dänischen nur zum Theil der Assimilation *iö* (*io*) erlegen sei.

Aber Wimmer sagt *Runeskriftens oprindelse* S. 215 mit Recht, dass der *u*-Umlaut des *a*, also auch des *ia*, im schwedisch-dänischen zwar vielleicht geringere Ausdehnung hatte als im altnordischen, dass es sich aber kaum werde ausmachen lassen, wann in jedem Falle *ö* (*o*) in diesen jüngern Sprachen durch *a* verdrängt worden sei.

Im altdänischen finden wir neben Formen auf *ö*, *iö* (*o*, *io*) auch *a*, *ia*: *annur* (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.), *dagum* (D. Pl.), *sak*, *marc*, *tharf*, *graf* (N. A. Sg.), *land*, *fung*, *all* (N. A. Pl.), *sathul*, *sangs* (G. Sg.), — *giuld* (N. A. Pl.), *fiatur*, *fiatre* (D. Sg.). Wimmer *Navneordenes böjning* S. 34; aber auch *skioldae*, *fiorðh* S. 77, *biörn*, *biorn* S. 79.

Im altschwedischen führt Rydkvist auf, 4, 124, *iafur*, *iatun* und *iaetun*, *giarth* und *giaerth*, *iarth* und *iorth*, *iarmungrund*, 129 *fiakurum* (*fiögurum*).

¹ Nur *e*, nicht auch *i* erleidet die Brechung, s. *Leffler Tidskrift f. l. Neue Folge*, 2, 151. 249.

Nun findet sich aber im altschwedischen *ia* auch für *iö*, Rydkvist 4, 126 *thiana*, *thianosta*, *fiarhi*.

Dänisch scheint *ia* für *iö* zwar nicht bezeugt, Petersen Det danske usw. Sprogs historie 1, 100. 146. 221, Wimmer Navneordenes böjning S. 7. Aber es war doch wahrscheinlich vorhanden. Denn nach den bei Grimm Gramm. 1³ 509 f. 521 f. gesammelten Beispielen entspricht im neuschwedischen wie im neudänischen *je* nur altn. *ia*, nicht altn. *iö*, für welches *jü*, *jo*, *jö* gilt, wohl aber auch einigen altn. *iö*, schwed. *tjena*, *tjenst*, *fjerde*, dän. *tjene*, *tjeneste*, *fjerde*. Allerdings neudän. *fjüder* als wie vom altn. *fiöturr*, nicht vom altdän. *fiatur*; doch wird neudän. auch *fjeder* wie neuschwed. *fjetter* neben *fjütter* geschrieben.

Man könnte darnach vermuthen, dass die Grenze zwischen den Gebieten von *ia* und *iö* im schwedischen und dänischen ursprünglich keine andern gewesen seien, als im altnordischen, dass aber später im schwedisch-dänischen ein Theil der alten *iö* zu *ia* wurde und dabei einige *iö* (*io*) in dieselbe Bewegung zog. Aber ganz befestigt haben sich diese *ia* für *iö* (*io*) nie, die alten Formen werden daneben auch gegolten haben, so dass dem altschw. *iatun*, *giarth*, *iarth* jetzt *jütte*, *gjord*, *jord* gegenübersteht, dem altdän. *fiatur*, *fjüder*.

Die Sache bedarf genauerer Untersuchung.

J. Schmidt's Ansicht aber unterliegt andern Bedenken. Nach ihm ist *ia* immer *a*-Umlaut eines *iö* (*io*), welches aus *e*, *i* durch folgendes *u*, *v*, *u*-farbiges *h*, und *u*-farbige *l*- und *r*-Verbindungen entstanden sei. Die Consequenz dieser Auffassung ist eine vollkommene Scheidung der Fälle, wo Brechung durch folgendes *u* veranlasst wird von jenen wo *r*- und *l*-Verbindungen vorliegen. Denn die Grundformen, welche J. Schmidt für beide Prozesse voraussetzt, sind durch Jahrhunderte von einander getrennt. Das nord. Wort *iarl* (N. Sg.) kann nach seiner Theorie nur erklärt werden, wenn man *iarlar* voraussetzt, S. 398. Ueber die *a* vor dem Nom. *r* s. oben S. 369 ff. Und ganz entschieden in die Urzeit führt die 2. Sg. Imp. *hialp*, *giald*, *giall*, *biarg*, *skialf*, deren *ia* aus noch älteren *eo*, *io* nur durch die alte Endung *a* zu erklären ist. Analogie des Ind. fällt weg: der heisst *helpr*, *geldr*, *gellr*, *bergr*, *skelfr*.

Auch die 2. Pl. Prs. Ind. *hialpið* kann nur vor der got. nord. Färbung des Themavocals entstanden sein, — die 3. Sg.

Opt. *hialpi* begriffe sich zur Noth, wenn man die alte Endung *-ait* vor Augen hat. Aber *ai* der Endung ist schon in Periode I zu *e* geworden, s. unten.

Dagegen setzt der *â*-Stamm *fjöl*, *fjalar*, *fjölu*, *fjöl*, *fjalar*, *fjala*, *fjölum*, *fjala*, eine Zeit voraus, wo N. D. A. Sg. D. Pl. schon *u* angenommen hatten, oder wenigstens einige dieser Endungen; s. Vocalismus 2, 395.

Auch die *u*-Declination zeigt mit ihrem *i* der Wurzel im D. Sg. N. Pl. gegenüber *iö*, *ia* in den übrigen Casus, dass Färbung des Gunadiphthongs *au* zu *iu* schon eingetreten war, als man das ursprünglich nur für N. A. Sg. D. A. Pl. passende *iö* auf G. Sg. G. Pl. übertrug, wo es dann unten dem Einfluss des folgenden *a* zu *ia* werden musste, Vocalismus 2, 395. Bevor *tiara* (Theer) für *tiorva*, *tiorva* entstand, — vgl. *tyrr*, D. Sg. *tyrvi*, Lundgren Om Substantivens stammar S. 47, — musste sogar schon *v* ausgefallen sein.

Unmöglich wäre eine solche Wiederholung des Processes nicht, stünde aber doch sehr vereinzelt da.

Der Ausgangspunkt für J. Schmidt's Untersuchungen scheint der Gedanke gewesen zu sein: weil bei den *u*-Stämmen wie *kiölr*, den *â*-Stämmen nach *giöf* und den *va*-Stämmen nach *hiörr* die Brechung deutlich ihre Ursache in folgendem *u*, *v* hat, so ist es einmal wahrscheinlich, dass, wo wir Brechung vor *r*-, *l*-Verbindungen sehen, ein diesen Lauten inwohnender *u*-ähnlicher Klang ebenso wirkte wie dort wirkliches *u*, *v*, — und zweitens, dass unter den zwei Brechungsformen *ia*, *iö* jene die ältere sei, welche dem *u*-Laut näher steht. — Beiden Folgerungen stehen Bedenken entgegen. Die ältesten Denkmäler der nordischen Sprache erleichtern *l*- und *r*-Verbindungen durch eingeschobenes *a*, kaum je durch *i*, s. Bugge Aarbøger 1870, S. 209, nie durch *u*, so abgesehen von den *a* vor Nominativ-*r*, wie **HarabanaR**, **waritu** Varnum, **warait** **HariwulAfA**, **HaeruwulafR** **HathuwulAfR** **Istaby**.

Aber es scheint auch gar nicht nothwendig, dass eine Assimilation des *e* an nachfolgendes *u* durch Anfügung des dem *u* nächstverwandten Lautes, des *o*, ein *e* bewerkstelligt werde, auch *ea*, *ia* ist eine Assimilation des *e* an *u*. Und nur eine Art Assimilation erklärt die Sache, da man eine *u*-Moullierung der Tenuis doch nicht annehmen kann — *fjöturr*. —

Wenn aus *sekkva*, got. *siggan*, *sökkva* (unser Laut ö) wird, so ist auch nur die dem *e* zunächst stehende Vertiefung gewählt, *o* läge dem *u*, *v* näher.

Es könnten also sowohl *u*, *v* als auch die *l*-, *r*-Verbindungen ein *e* der vorhergehenden Silbe zunächst zu *ea*, *ia* verändert haben. — Ob nicht die sonderbare Schreibung der Inschrift von Istaby II, **HaeruwulaffR**, auf *ea* deutet? Zu Grunde liegt offenbar *hiörr*, s. *Hiörúlf*. Allerdings auch *haera*, altn. *hêr*, Björkethorp II. Wie ist *EirilaR* Vaeblungsnaes I statt des gewöhnlichen *ErilaR* zu deuten?

Wenn aus diesen *ia* *ü* wurde, so ist dies ein Fortschritt der Assimilation, vor *l*-, *r*-Verbindungen vielleicht bedingt durch veränderte Articulation dieser Liquiden.

Gegen J. Schmidt's Annahme sprechen auch die componierten Nomina, welche gewöhnlich *ia* zeigen. So von *biörk Biarkey*, von *fiödr* bei Cleasby 6 Beispiele wie *fiadrhamr*, von *giöf* 10 Beispiele wie *giafvinn*, von *hiörd* 6 Beispiele wie *hiardhundr*, von *iörd* 52 Beispiele wie *iardfê*, von *miöll* 2 Beispiele wie *miallhvitr*, von *biörn* 14 Beispiele wie *biarnskinn*, von *hiörtr* 3 Beispiele wie *hiartskinn*, von *kiölr* 3 Beispiele wie *kialtrê* — daneben *külsþja*, — von *niörðr*, *Niörðr* 4 Beispiele wie *Niárdvík*, von *hiörr* 42 Beispiele wie *hiördóm*, von *miöl* 10 Beispiele wie *miölbegr*, von *miödr* 5 Beispiele wie *miödrykkja*. *Miödr* ist *u*-Stamm, *hiörr*, *miöl* *va*-Stämme. Letztere stehen allerdings vereinzelt, aber *u*-Stämme waren auch *biörn*, *hiörtr*, *kiölr*, *niörðr*, *skiöldr*. Ein Gesetz lässt sich wohl nicht abnehmen. Aber deutlich ist, dass, wenn wir auch in den ersten Bestandtheilen der Composita eine ursprünglichere Wortform erwarten dürfen, als wo sie als einfache Wörter auftreten, doch in einzelnen Fällen die ursprüngliche Gestalt gegen die gegenwärtige Nominativform aufgegeben worden sein kann. Aber wie man dazu kam, wenn N. Sg. immer *biörn*, *giöf* lautete, *biarnskinn*, *giafvinn* zu sagen, lässt sich nicht begreifen.

Wie will J. Schmidt ferner *siau* erklären. Ich kann in *siau* für *sibun* neben *siv* nur eine eretarrte Form sehen, in der *ia* trotz des folgenden *u* geblieben ist.

Das Verhältniss von *siau* zu *siv* erinnert an die Orthographie einer norwegischen Handschrift aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, die Liliencron Zs. 7, 568 beschrieben

hat. Sie bezeichnet den *u*-Umlaut des *a*, wenn *u* weggefallen ist, bei erhaltenem *u* bleibt er unbezeichnet, — *sök, mannum*.

Ein Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden. Altn. *iö*, aus *e* vor ursprünglichem, vorgermanischem *v* oder *u*, hat vielleicht nicht genau dieselbe Aussprache gehabt, wie *iö* vor einem *u*, das auf altarischem *á* beruht. Denn im altschwedischen finden sich jene oben S. 423 erwähnten *ia* nur für letzteren Fall: *jard* neben *jord*, aber nicht *hjar*t neben *hjort*, Blomberg Bidrag till den germaniska omljudsläran S. 14. 47. 53. 55. Wahrscheinlich lag *jö* von altem *u*, *v*, dem *ju*, einem im schwedischen beliebten Laut, Blomberg S. 47, nahe und entzog sich dadurch dem oben S. 423 angenommenen Rückgange auf *ja*. *U* aus altarisch *á* wird dagegen mehr nach *o* hin gefärbt gewesen sein, s. oben S. 373.

AI.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *AI*.

E als angenommener Vertreter des Lautes in *I* ist inschriftlich bezeugt, müsste aber auch ohne äussere Zeugnisse angesetzt werden, weil wir in *III* für altes *ai* ein *i* treffen, das keinen Umlaut wirken, also erst in dieser dritten Periode entstanden sein kann. S. oben über *hani*, *fadir*, *tandi* S. 374.

Ueber das angesetzte Dativsuffix s. unten bei ‚*ái* ursprünglich in letzter Silbe‘.

Die 2. Sg. Prs. Imp. 1. Sg. Prs. Ind. der Verba nach Paradigma *vaka* sind deutliche Anzeichen, dass die *ai*-Classen der schwachen Verba in einzelnen Formen noch erhalten war. *Vaki* ist hier nur aus dem Thema *vakai* zu erklären. — Die 2. Sg. Imp. hat hier wie vielleicht auch das gotische und sicher das althochdeutsche, Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 153, den Stammesdiphthong den Auslautgesetzen unterworfen. Abweichend von der 2. Sg. Imp. der dritten schwachen Conjugation, s. oben S. 373.

N. Pl. Masc. des Adj. hat schon in *I*, s. *singosteR*, sich nach Analogie der Substantiva ein *r* zugesetzt, s. *Lyngby*

Tidskrift f. phil. 6, 47, und die ganze Endung *ir* ist dann dem N. Pl. Masc. des Pronomens *sá* angefügt worden, *the-ir*. Ebenso im Neutrum. *Thau* ist *thá*, das in I *thó* gewesen wäre, wie im gotischen, mehr *u*, der Endung des N. A. Pl. Subst. Adj. Neut. Wie der Plural vor *sá* ist auch *tveir*, *tvaer*, *tvau* gebildet.

Die 3. Pl. Prs. Opt., in III *fari*, ist im nordischen regelmässiger als im ahd. *farén*, das sein langes *e* wohl nur den übrigen Personen des Plural verdankt. Keinesfalls setzt *fari* die gotische Endung *-aina* voraus: die hätte in III nur *farin* zum Resultat haben können, vgl. got. *blindana* (A. Sg. Masc.), altn. *blindan*.

Die 3. Sg. Prs. Opt., in III *fari*, wird wie im got. *farai* (*fare*) und ahd. *fare* die regelmässige Verkürzung erlitten haben.

Aber auch wenn auf *ai* noch *a*, *ans*, *as* folgt, finden wir in III *i* ohne Umlaut der Wurzel. Das kann entweder auf Abfall der zweiten *a* in der Formel *aia* durch Wirkung des vocalischen Auslautgesetzes beruhen, worauf das zurückbleibende *ai* in I ebenso behandelt wurde wie *ai* ursprünglich vor der letzten Silbe, *farim* (1. Pl. Prs. Opt.) III, von *farem* I, s. unten, — oder *i* fiel zwischen beiden *a* aus und *á* machte denselben Weg wie in *hani fadir* III, aus *hana fadar* I, *hane fader* II. Dass für die Tabelle die erstere Möglichkeit gewählt wurde, ist ziemlich willkürlich. *E* statt *a* in I für altes *aia* hat nur den Vortheil, dass die in I bezeugte Form des N. Pl. Masc. der Adj., *singosteR*, aus *-ai* sich leichter erklärt, wenn daneben masc. Substantiva mit gesetzmässigem *-er* erschienen. Obwohl allerdings *tungur* N. A. Pl. sein *r* ohne Analogie einer Declination erhält, welche gesetzmässig *-ur* im N. A. Pl. hervorbrachte. Jedenfalls dürfen *burðir*, *sóttir* (N. A. Pl.) nicht wegen der übrigen germanischen Sprachen von *ijas* abgeleitet werden. Schon der Hinblick auf *vaki* (1. Sg. Prs. Ind. der *ai*-Classe) verbietet dies. *Vaki* kann nur von *aia* stammen und hat in III *i* ohne Umlaut. Die mögliche Urform von *burðir* auf *aia*s wird dadurch beinahe zur Nothwendigkeit. Färbung des Gunadiphthongs in der nord. *i*-Declination ist seltene Ausnahme; s. oben S. 399.

Leskien Die Declination S. 79 — er hält *bekkr* für einen *i*-Stamm, s. oben S. 398 — erklärt den Mangel des Umlauts bei *burðr* als eine Rückkehr zum reinen Laut. Im nordischen ganz unglaublich, s. oben S. 413.

Die Analogie, welche er anführt, Uebergang einer Reihe von *â*-Stämmen in die *i*-Classen durch äusserliche Annahme der Pluralendungen N. A. auf *ir*, ohne deren nothwendige Wirkung, den Umlaut, beruht wieder auf der willkürlichen Annahme, dass *ir* nothwendig für altes *îr* aus *ijas* stehen müsse. Gerade dadurch, dass kein Umlaut der Wurzel stattfand, war eine Mischung der *â*- und *i*-Stämme möglich oder erleichtert.

Ueber den A. Pl. der *i*-Stämme s. oben S. 413.

Sicher ergab *ai* mehr *i* in I *e* wie einfaches *ai*. Ob *vaki* (3. Sg. Pl. Prs. Opt.) in III mit den gotischen und althochdeutschen Formen übereinstimme, können wir nicht sagen, got. *habai* ist zweideutig, *habaina*, eine dem nordischen fremde Bildung, s. oben S. 427, ahd. *habee*, *habeen* nicht klar. S. Braune in seinen, und Paul's Beiträgen 2, 136 Anm.

Worin die Flexionslosigkeit des D. Sg. der masc. und fem. *i*-Stämme ihren Grund hat, ist schwer zu sagen. S. 400 war für *gestr*, *aett*, *ätt* -*i* als alte Endung vermuthet worden. Aber der D. Sg. der grossen Mehrzahl der *i*-Stämme kann sich nicht daraus entwickelt haben. Alle organischen Erklärungen sind unmöglich oder unwahrscheinlich. *Aii* hätte in III *i* ergeben ohne Umlaut, aus *e* in I, II, wie *vaki* (3. Sg. Opt.), — -*iji* gefärbter Gunadiphthong, — s. got. *gasteis*, *ansteis* (N. Pl.), s. Scherer Zs. f. österr. Gymn. 1873, S. 294, — wäre in III *i* geworden mit umgelauteter Wurzel, in I. II langes *i*, — von *ii* als *i* ausgesprochen — vgl. *hellis* (G. Sg.), s. oben S. 409, und slaw. *kosti* aus *kostii* — hätte man in I. II *i* erhalten, das in II Umlaut gewirkt hätte um in III zu verschwinden, vgl. *tem* (2. Sg. Imp.). — Aussprache des *ii* als *ji* würde den Abfall der Endung in I erklären, ist aber bedenklich wegen des D. Sg. *gest*, *aett* und wegen der fast durchweg langen Wurzeln der Feminina, welche kaum das bequeme *ii*, *i*, für das unbequeme *ji* vertauscht hätten; s. oben S. 392 f. Analogie der consonantischen Feminina nach Paradigma *rôt*, N. Pl. *roetr*, oder nach Paradigma *froedi* konnte hier nicht so leicht wirken, als im ahd., da im nordischen auch die masc. *i*-Stämme ihre eigenthümliche Declination im Singular erhalten haben. Die consonantischen Masc. aber haben *i* im D. Sg., *fingrî*, *foeti*, — an *födur* ist nicht zu denken. — Vielleicht waren ursprünglich die Endungen *aii* und *ii* gleichberechtigt: erstere ergab *burde* I. II, *burdi* III, letztere *burdi*

I, *byrdi* II, *byrd* III, — und *burđ* entstand in III aus dem Schwanken zwischen *burđi* und *byrd*. Man fasste den Umlaut in *byrd* wahrscheinlich als Fehler auf, weil man daneben *armi* und *arm* (D. Sg.) hörte.

Folgt auf *ai* aber *-am*, *-iam*, *-ám*, so entsteht offenbar nach Ausfall des *j* übermässiges *á*, das nach Auslautgesetz die Länge *ó* zurücklässt, s. oben S. 373. Der Fall *aiam* (1. Sg. Prs. Opt.) woraus *aam*, vergleicht sich dem G. Pl. der consonantischen Stämme, *-ó* I aus *-ám*. — Denn *am*, nicht *m*, wird in jenem arischen Dialekt, aus dem die nordische Sprache hervorging, an das Moduszeichen der 1. Sg. Prs. Opt. getreten sein, wie man es für das gotische annehmen muss, s. Scherer GDS. S. 472. 228. Die übrigen germanischen Sprachen setzen *-i-m* voraus. Aus *aim* aber wäre got. nie *au*, nord. III nie *a* hervorgegangen. Vgl. oben über 1. Sg. Opt. Pf. S. 403.

Aber auch der G. Sg. der *i*-Stämme hat in III *-ar*, weist also auf *-ór* unserer Periode zurück, *burđar*, *sóttar*, im Gegensatz zu dem auf die gleiche Urform zurückgehenden N. Pl. *burđir*, *sóttir*. An *ijas* ist natürlich noch weniger zu denken als im N. Pl. Aber *aias* wurde anders behandelt als im N. Pl. Dort standen einst der Endung *aias* von *i*-Stämmen die Endungen *ás* von *a*-, *á*-Stämmen und *iuas* von *u*-Stämmen gegenüber, wesentlich von einander abweichende Formen, deren Einfluss auf *aias* sich gegenseitig aufhob. Im G. Sg. können nur verglichen werden *ás*, G. Sg. der *á*-Stämme, und ungefärbtes *auas* von *u*-Stämmen. Hier ist es eher begreiflich, dass die Form *ás* die beiden andern gänzlich aufzehrte. Vielleicht fiel schon vorgermanisch *j*, *v* in *ajas*, *avas* aus und *ás* galt als übermässig. N. A. Sg. der fem. *i*-Stämme sind ja auch den *á*-Stämmen nachgebildet.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *AI*.

ai mit langem *a* wurde zum Theil von *ai* mit kurzem *a* unterschieden, zum Theil als derselbe Laut aufgefasst. Die ächten Dative Sg. der nominalen *á*-Stämme, der pronominalen

a-Stämme der Masc. und Neut. haben *u*, zum Theil noch in III *vöku* neben *vök*, *spöku*. Dass daneben in *spökum* (D. Sg. Masc.) *u* durchweg abgefallen ist, kommt wohl auf Rechnung der Pluralform; vgl. *theim* D. Sg. Pl.

Nicht übersehen werden darf, dass die *u* aus *ái* beständiger sind als jene, welche aus einfachem *á* entspringen, diese sind in III niemals erhalten. Zum deutlichen Zeichen, dass erst *i* abfiel, dann *á* etwas später als das ursprünglich auslautende *á* seinen Weg zu kurzem *u* einschlug.

Spöku (D. Sg. Neut.) anders denn als ächten Dativ aufzufassen, wäre misslich. Locativ *-ai* ergäbe in III *i*, Ablativ nach Massgabe der Adv. *a*, Instrumental, bei dem man auch *ó* aus übermässigem *á* (*aá*) vermuthen könnte, nach Massgabe des ahd. alts. allerdings auch *u*, aber eines, das sich in III nur mehr durch Umlaut der vorhergehenden Silbe verriethe.

Wie im got. D. Sg. Fem. der Adj. ohne *sja*, so ist im nord. D. Sg. Neut. ohne *sma* gebildet.

Wohl aber könnten Locative sein die D. Sg. *thvi hví* für älteres *thvi hvi*, das in unserer Periode *thve hve* gelautet hätte, — aber ebenso möglich ist es, dass auch hier wirkliche Dative vorliegen, wie im Femininum der pronominalen Declination, wobei dann *ái* wie *ai* behandelt wurde; vgl. τῷ, τῇ *quōi*, und got. *thē hvē* spricht dafür. *É* wäre zu beurtheilen wie in *ainummēhun* u. dgl., die Länge im Auslaut einer einsilbigen Form bewahrt wie sonst. Da altn. *thvi hí* und got. *thvé hvé* sich aus *ái* erklären lassen, aus dem Locativ aber nicht, der wäre got. wohl *thai hvai*, ebensowenig aus dem Instrumental, der altn. *thu hvu* lauten müsste, oder aus dem Ablativ, für den man got. nur *thô hvô* erwarten konnte, sind wir wohl genöthigt uns für den Dativ zu entscheiden.

Dieselbe Ungenauigkeit in Behandlung der *ái* auch im Opt. Prs. der schwachen Verba dritter Conjugation (got. *ó*-Themen), wenn nicht junge nach der Umlautperiode eingetretene Formübertragung stattfand.

Wie bei kurzem *ai* scheint *i* oder *j* ausgefallen, wenn auf *ái* *am* folgte. Es entstand übermässiges *á*, welches in I Länge zurückliess.

Auffällig ist **thaiar** (A. Pl. Fem. des Dem. Pron.) in der Inschrift von Istaby II, was in unserer Periode *thaiôr* gewesen

wäre. Man könnte an *thái-âs* denken, an eine Uebertragung der fem. Nominalendung schon vor den Auslautgesetzen, — *thái* wäre ja sonst in I *the* oder *thu* geworden, — auf den wie im lat. und griech. mit *i* gebildeten N. Pl. Aber es ist unwahrscheinlich, dass *áiâs* anders behandelt worden sein sollte, als *-aiam*, *aiâm*. Vielleicht wurde erst in II, nachdem man an *the* (N. Pl. Masc.) I. II *-ir*, an *thó* (N. Pl. Neut.) I, *thá* II *-u* angehängt hatte, s. S. 426 f. und so diese Endungen ganz adjectivisch geworden waren, das noch übrig gebliebene *thôr* I, *thár* II (N. Pl. Fem.) als eine Unregelmässigkeit empfunden. Nach dem Wurzelvocal sollte die Adjectivendung folgen, *thôôr* war nicht deutlich genug, man wählte die Endung der *ja*-Stämme, in III *fraegjar*, also in II *thájár*. Die Schreibung mit *i* statt *j* wie *iah* für *jah* in der Inschrift von Varnum. — In II aber muss *j* Umlaut wirken. *Thaiar* steht also für *thaejar*, In III fällt *j* aus und *thaear* wird *thaer*, wie *áar*, *ár*. Ebenso wäre natürlich *tvaer* zu beurtheilen.

Da *thaiar* sicher in der Bedeutung *has* überliefert ist und das altn. *thaer* sich daraus begreift, so scheint es mir unnöthig hier mit Bugge Tidskrift f. phil. 7, 320, an den *i*-Umlaut des *r* zu denken, von dem Blomberg Bidrag till omljudsläran S. 17 allerdings einige beachtenswerthe Beispiele gibt: *berr* (nudus), *ker* (vas), usw., ohne *j* vor *a*, *u* trotz der kurzen Wurzel. — Wenn daneben auf der Einanger Inschrift **thaR** vorkommt, so ist das vielleicht die dem got. *thôs* entsprechende Nebenform. Aber man sollte *thôr* erwarten, es müsste denn die Inschrift an das Ende der ersten Periode fallen. Oder ist es das Adv. *thar*? s. Scherer GDS. 465. — Auch im Anfang der verzweifelten Rökinschrift, die schon nach III gehört, liest Bugge Tidskrift f. phil. 9, 112 wohl richtig: **aft** **Uamuth** **stAnta** **runaR** **thaR**, was dieselben Deutungen zulässt.

Dem alten *ai* entspricht demnach im nordischen *e*, später *i*, dem alten *ái*, *u* und ebenfalls *e*, später *i*. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass *u* die eigentliche Vertretung des alten *ái* ist, *e*, *i* beruht auf einer Vernachlässigung des Quantitätsunterschiedes. Dass *u* von *ái* stammt, ist nach dem, was wir über *á* wissen, begreiflich, *u* von *ai* wäre aller Erfahrung widersprechend.

Kurz und lang *ai* haben demnach oder können in I dieselbe Lautgestalt haben, wie gefärbtes *a* in den Adj. auf Suffix-*an*, *-ag*, oder *i* in den Adj. auf *-în*, *-îg*; s. oben S. 420. Von II ab schliessen sich beiden Gruppen die *e* an, welche auf vorgermanisch *â* zurückgehen, s. oben S. 372 f.

Excurs über die vorgermanischen Endungen mit *ai*, *âi*.

Ebenso wie die westgermanischen Sprachen mit dem nordischen in Bezug auf *u* aus auslautendem alten *â* übereinstimmen, zeigen sie uns auch hier *u* für *âi*, nur zum Theil mit grösserer Consequenz als das nordische.

- altn. *theim* (D. Sg. Masc.), *blindum* (D. Sg. Masc.), *giöf(u)* (D. Sg.), *theirri* (D. Sg. Fem.), *blindri* (D. Sg. Fem.),
 ahd. *demu* (D. Sg. Masc.), *blintemu* (D. Sg. Masc.), *gebu* (D. Sg.), *deru* (D. Sg. Fem.), *blinteru* (D. Sg. Fem.),
 alts. *themu* (D. Sg. Masc.), *blindumu* (D. Sg. Masc.), *gebu* (D. Sg.), *theru* (D. Sg. Fem.), *blindaru* (D. Sg. Fem.),
 ags. *thâm* (D. Sg. Masc.), *blindum* (D. Sg. Masc.), *gife* (D. Sg.), *thaere* (D. Sg. Fem.), *blindre* (D. Sg. Fem.),
 altfr. *tham* (D. Sg. Masc.), *jeve* (D. Sg.), *there* (D. Sg. Fem.), *blindere* (D. Sg. Fem.).

Ahd., alts. haben durchweg *u*, die richtige Entsprechung, das ags. hat noch weniger *u* erhalten als das nordische und gar keines das altfriesische, welches auch von *u* aus auslautendem langem *a* nur N. A. Pl. der Neutra kennt.

Noch nähere Uebereinstimmung bei altem *ai*.

- altn. *fiski*, *landi* (D. Sg.), [*blindir*] (N. Pl. Masc.), *fari* (3. Sg. Opt.), *heiti* (1. Sg. Pass.),
 ahd. *fiske*, *lande* (D. Sg.), *blinde* (N. Pl. Masc.), *fare* (3. Sg. Opt.),
 alts. *fiske*, *lande* (D. Sg.), *blinde* (N. Pl. Masc.), *fare* (3. Sg. Opt.),
 ags. *fisce*, *lande* (D. Sg.), *blinde* (N. Pl. Masc.), *fare* (3. Sg. Opt.), *hätte* (1. 3. Sg. Pass.),
 altfr. *fiske*, *lande* (D. Sg.), *blinde* (N. Pl. Masc.), *fare* (3. Sg. Opt.).

Neben *e* im ahd., alts., altfr. überall auch *a*. Ob darauf etwas zu geben ist, dass altfr. nur hier, nicht aber wo altes *ái* entspricht, *a* als Nebenform angeführt wird, untersuche ich nicht.

Wichtiger ist das gotische. In die gewonnene Proportion $ai : \acute{a}i = e : u$ wäre für *e* und *u* jedenfalls *ai* und *a* einzusetzen. Es kann nicht zweifelhaft sein in welcher Ordnung.

ái: *thamma* (D. Sg. Masc. Neut.), *blindamma* (D. Sg. Masc. Neut.),
gibai (D. Sg.), *thizai* (D. Sg. Fem.), *blindai* (D. Sg. Fem.),
ai: *daga*, *landa* (D. Sg.), *blindai* (N. Pl. Masc.), *farai* (3. Sg. Opt.), *haitada* (3. Sg. Pass.).

Da im gotischen *a* aus altem *á* des Auslauts entsteht, wie *u* in den andern germanischen Sprachen, ja die Länge des Vowels als *ē* noch erhalten ist im *ainummēhun*, *hvammēh*, *hvarjammēh*, so muss *a* in unseren Fällen als Vertreter des alten *ái* aufgefasst werden, *ai* demnach die gotische Form für altarisches *ai* bezeichnen. Dazu stimmt gut *thamma*, *blindamma*, ebenso *blindai* (N. Pl. Masc.), *farai* (3. Sg. Opt.). Nur gab es Uebertragungen. *Thamma*, *blindamma* zog *daga*, *landa* nach sich, — im gotischen ist ja der D. Sg. Neut. nicht wie im nordischen von dem D. Sg. Masc. verschieden; — während in *gibai* (D. Sg.), *blindai*, *thizai* (D. Sg. Fem.) die Länge des *ái* vernachlässigt wurde. — *Haitada* (3. Sg. Pass.) verdankt sein *a* statt *ai* wohl der 3. Sg. Perf. Ind. der schwachen Verba.

Der Lautwerth dieser *ai* kann nur kurzes *e* gewesen sein, da der Diphthong, welchen die gotische Formel *ai* bezeichnen kann, durch das Auslautgesetz ausgeschlossen ist. Es ist, da doppelte Verkürzung des *ái* feststeht, nach dem Zeugnisse der übrigen Dialekte und bei der durchgehenden Empfindlichkeit der germanischen Sprachen für *i* letzter Silbe unglücklich, dass *ai* auf dem arischen Standpunkt verblieben, *ái* zu *a* geworden sei. Gegen Braune in seinen und Paul's Beiträgen 2, 163.

Scherer GDS. S. 118 f. nimmt als gotische Entsprechung eines arischen kurzen *ai* Wechsel von *a* und *ai* (*e*) an, der aber nicht wie ahd., alts. in einer Wortform sich zeige, sondern für D. Sg. Masc. Neut. der *a*-Stämme und für das Passivum wurde *a* gewählt, für N. Pl. Masc. der pronominalen Declination, für

3. Sg. Opt. *ai*. Ein solcher Wechsel ist nach den übrigen germanischen Sprachen nicht wahrscheinlich. Vor allem aber ist der Thatsache nicht Rechnung getragen, dass dort, wo wir mit allem Fug, wenn nicht dringende Gründe abrathen, vorgermanisches *âi* annehmen dürfen, sich ganz derselbe Wechsel zeigt, *a* und *ai*, *thamma* und *blindai* (D. Sg.), dass also wie in den Schwestersprachen für die beiden alten Diphthonge *ai* und *âi* sich zwei Zeichen finden, die wir ohne Noth nicht für Vertreter dreier Laute (*a*, *ai*, *e*) halten werden. Wohl aber können wir bei so nahverwandten Lauten wie *ai*, *âi*, die im D. Sg. in ähnlicher Function auftreten, auf Verwechslungen und Formübertragungen gefasst sein. So lange es irgend möglich ist, got. *a* und *ai* dem alten *ai* und *âi* gegenüberzustellen, sind wir nicht berechtigt ein Schwanken in der Vertretung anzunehmen.

Weder ein sonst im germanischen nicht vorkommender Locativsuffix für D. Sg. *gibai* ist nöthig, — Scherer GDS. S. 118. 287. 423, Leskien Declination im slaw., litt. und germ. S. 43 f., — noch ein Instrumental, — Braune a. a. O. 2, 161, — oder ein dem slaw., litt. germ. sonst unbekannter Ablativ, Paul a. a. O. 2, 339 für D. Sg. *daga*. Auch ist das Aufgeben der Dativendung wohl für die Form des Locativs, nicht aber für die des Instrumentals oder Ablativs wahrscheinlich. — Der germanische D. Sg. der Nomina Masc., Fem. und Neut. ist Locativ, vielleicht mit Ausnahme der *â*-Stämme, wo *âi* aus *â-i* oder *â-ai* stammen kann.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Durchweg in III *i* ohne Umlaut, also *e* in unserer Periode, wie in ursprünglich letzter Silbe. Auch *aii* folgt hier wie dort dieser Entwicklung.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *AI*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Die schwachen Verba der *ai*-Classe scheinen wie die kurzwurzelnigen der ersten bereits in I das aus *ai* entstandene

e vor dem Hilfsverb der Perf. verloren zu haben, da in II das *i*, *j* des Optativs den Wurzelvocal umlautet, in III Ind. *vakta*, Opt. *vekta*.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Derselbe Vorgang wie bei kurz *ai*.

JAI.

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *JAI*.

Nichts führt darauf, dass *jai*, *jái* schon vor dem Auslautgesetz zu *î* zusammengezogen worden sei. Auch bei *ja*, *já* schien diese Annahme nur für Paradigma *froedi*, oben S. 403 und für die S. 394 f. angeführten Fälle sich zu empfehlen. Auch zeigen die andern germanischen Sprachen, wo *jai*, *jái* zu Grunde liegt, überall noch *j* bewahrt, oder lassen durchblicken, dass sie es einmal gehabt haben. Es ist somit am sichersten für *ai*, *ái* in *jai*, *jái* dieselbe Entwicklung anzunehmen, wie für einfaches *ai*, *ái*.

Nur D. Sg. der *ja*-Stämme Masc. *bekk* neben *bekki* gegenüber *helli* in III könnte zur Vermuthung führen, dass hier *jai* wie *jas* behandelt worden sei: *bekk* : *helli* (D. Sg.) = *bekkr* : *hellir* (N. Sg.), — dass also in I *bakji* später *baki*, s. oben S. 395. 397, neben *halli* aus vorgermanisch *bakjai*, *hallijai* anzusetzen wären. Aber *bekk* (D. Sg.) neben *kyni* wie *klaedi* (D. Sg.) ist gewiss eine Analogieform und *bekki* die alte richtige Endung. Da *bekkr* in Folge jüngerer Entwicklung, vielleicht durch Vermittlung von *gestr*, s. oben S. 400, N. A. Pl. *bekkir*, *bekki* bekommen hat, also den *i*-Stämmen sehr ähnlich geworden ist, begreift es sich, dass man auch den D. Sg. nach Paradigma *burdr* bildete.

Die in I angesetzten *je* werden von II ab denselben Entwicklungsgang durchgemacht haben, wie die *e* von altem *ai* oder von altem *án, ár, át*: also *je* blieb, wirkte natürlich Umlaut in II, in III Färbung des *e* zu *i* und Abfall des *j*.

Jaiam (1. Sg. Opt. Prs. der *ja*-Stämme) hat *i* früh verloren, wie *-aiam, -aiiam, -aiám, -aias -áiam, -áias*, da wir es behandelt finden wie *-jám : temja, bergja : doema = fraegja : vaena* (A. Sg. Fem.) = *kynja, bekkja : hella, klaeda* (G. Pl.).

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang JAI.

Jái verliert *i*, wie jedes *i* letzter Silbe verloren gehen muss, und *já* wird zu *ju*, wie *á* zu *u*, das in III noch erhalten ist, wie im D. Sg. *vöku*, D. Sg. Neut. *spöku*.

Was den D. Sg. der nominalen *já*-Stämme anbelangt, so verhält sich *engju* zu der Nebenform *eng* offenbar wie *vöku* zu *vök*. Das *u* von *ái* ist etwas länger bewahrt als *u* von auslautendem *á* oder altes *u*, in III durchaus *vök* (N. Sg.), *lönd* (N. A. Pl.), *sunu* (A. Sg.), zwar in Inschriften aus dem Anfang der dritten Periode, aber *sun* in der Literatur. *Eng* in III steht also für *engj*. — Aber auffällig ist *ermi* (D. Sg.) neben *vaenu* (D. Sg. Neut.). Man sollte *ermu*, *erm* vermuthen. Vielleicht haben die *i*-Formen des N. A. Sg. dazu beigetragen, dass ein früheres *ermiju* sein *u* definitiv verlor, worauf *ermi* blieb.

Jáiam (1. Sg. Opt. Prs. der *já*-Stämme) muss *i* früh verloren haben, wie *-jaiam*, s. oben. Das Resultat ist dasselbe.

Die 3. Sg. Pl. Opt. Prs. der Stämme auf *já* haben in III ebenfalls *i* und Umlaut, mögen also denselben Weg gegangen sein: *eggje, eggjen* I. II, *eggi, eggi* III.

JAI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz JAI.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

In III durchaus *i* und Umlaut, also nach Analogie von *ai* in I *je*, in II desgleichen, in III Färbung des *e* zu *i* und

Ausfall des *j*. — Auch *jái* in 1. 2. Pl. 2. Sg. Prs. Opt. scheint so behandelt worden zu sein. Also *aggjem*, *aggjed*, *aggjer* in I, *eggjem*, *eggjed*, *eggjer* in II.

AU.

AU ursprünglich in letzter Silbe.

Der D. Sg. der *u*-Classe *velli* setzt *-iui* aus *-aui* voraus. Aus *-iui* wurde entweder schon vor dem Auslautgesetz *-jui*, *-îi*, nach demselben *î*, wenn wir nicht nach dem Muster von *bekkir*, *bekki* (N. A. Pl.), s. oben S. 397. 399. 408, jüngere Contraction des *ju* zu *î* in I oder II annehmen wollen. In beiden Fällen wäre kurzes *i* und Umlaut der Wurzel in III Resultat. Aber letzterer Weg ist unwahrscheinlich, da die Contraction nach dem Auslautgesetz selbst bei *ja* sehr vereinzelt ist und wir hier nicht wie dort eine äussere Veranlassung dazu nachweisen können; s. oben S. 399. *Ju* von *jâ*, *jai* erhält sich bis II und selbst bis III: *tem* (1. Sg.), *fraegju*, *vaenu* (D. Sg. Neut.). Da ist es wohl gerathener die Contraction des *iu*, *ju* in *î* vor das vocalische Auslautgesetz zurückzuverlegen, *-iui*, *-jui*, *-îi*, nach dem Auslautgesetz *î*, in III *i* mit Umlaut der Wurzel.

Dasselbe, d. i. derselbe unbeträchtliche Grad von Wahrscheinlichkeit, gilt vom N. Pl. Auch hier ist der begreiflichste Weg *iuas*, *-juas*, *-îas*, nach Auslautgesetz, vielleicht über *-îjas* *-îr*, in III *ir* mit Umlaut der Wurzel. Also abweichend vom got. *sunjus*; aber das westgermanische *suni*, neben welchem ganz vereinzelt ahd. *suniu*, ist vielleicht mit der nordischen Form identisch.

Aber der G. Sg. *vallar* III, der auch auf *avas* zurückgeht, wurde anders behandelt, ebenso der G. Pl. *valla* III. — Ueber die Genitivendung *ar* des Singulars und den hier wahrscheinlichen Ausfall des *v* in *avas* s. oben S. 432. Dieselbe Entwicklung wie im G. Sg. auch im G. Pl., — wenn wirklich hier *au* vorhanden war. Abneigung gegen *v* nach kurzem Vocal ist auch in III sehr ersichtlich, s. Grimm Gramm. 1⁴ 260 f., Holtzmann Gramm. 1, 120. *Snivinn* ist nur dichterisch, s. Wimmer Gramm. §. 122, 9.

Excurs über die ‚consonantischen Stämme‘.

N. Pl. *foetr* verhält sich zu N. Pl. *vellir*, wie *bekkr* (N. Sg.) zu *hellir* usw. Da der Sing. deutlich einen *u*-Stamm verräth, — D. Sg. *foeti*, — so ist es hier wohl sicher, dass altes *-auas*, *-iuas* sein *u*, *v* vor dem Auslautgesetz verloren hat, und *-ias*, *-jas* dann nach demselben *-ir* ergab, wie bei *bekkr* aus *bakjas*; s. oben S. 394. *DohtriR*, in III *doetr*, ist überliefert; s. Wimmer Navneordenes böjning S. 54. 99. — Warum dieser masculine *u*-Stamm — auch got. *fôtus* — anders behandelt wurde, als die Masc. nach *vôllr*, ist räthselhaft. Bei *vetr*, got. *vintrus*, könnte man vermuthen, dass das consonantische Fem. *vaettr*, N. A. Pl. *vaettr*, von Einfluss gewesen. — Vielleicht wurde *foetr* *hendr* nachgebildet, s. Gislason Tidskrift f. phil. 6, 250; denn wie *fôtr* gehen im Plural die *a*-Stämme verwandter Bedeutung *fingr*, *naġl*. Aber auch *maðr* und Völkernamen: *maðr*, wohl durch Vermittlung seines organischen N. A. Pl. *mannr* nach consonantischer Declination, vgl. *mánaðr*, *manuðr* (N. Pl.) in der Graugans, Lyngby Tidskrift f. phil. 6, 45, — und nach *maðr* haben sich die Völkernamen gerichtet, wie nach *kýr*, *sýr*, *aer* der Plural *yxn* von *uxi*; s. unten.

Was die Feminina anbelangt, deren N. A. Pl. in III wie das Masc. *fôtr* nur *r* ansetzt und Umlaut der Wurzel zeigt, so ist gewiss der Umstand von Belang, dass im nordischen Feminina der *u*-Classe gänzlich fehlen; s. Gislason Tidskrift f. phil. 6, 248. Vgl. im altslaw. die Fem. auf *y* neben den Masc. auf *ŭ*. Man kann vermuthen, dass viele der wie *geit* *önd*, *rôt*, *mús* flectierten Fem. alte *u*-Stämme sind, die sich im Sing. nach der *i*-Classe richten, im N. A. Pl. aber die zweite Entsprechung des alten *auas*, *iuas* voraussetzen, nämlich *-ias*, *-jas*. Vielleicht wurde einst N. Pl. Masc. in der Regel von *-iuas*, N. Pl. Fem. in der Regel von *-ias*, *-jas* gebildet. Im gotischen entspricht dem nordischen *kinn kinnus*, dem nordischen *hond handus*.¹ Vocalische Stämme verrathen die Form *hönd stöng*

¹ Die Wurzelgestalt kommt allem Anschein nach nicht in Betracht. Die Verzeichnisse bei Wimmer Gramm. §§. 49—52 und 55—59 ergeben, dass unter den gewöhnlichen Masc. auf *u* sich ebensoviel kurze oder gutturalisch endigende Wurzeln finden, als unter den Fem. nach *geitr*, hier 26

neben *vatt*, Pf. von *vinda*, *stöng* neben *gekk*, Pf. von *ganga*; s. Lundgren Om Substantivens stammar S. 22.

Aber auch *i*-Stämme wären denkbar, — der *u*-Umlaut im N. A. Pl. hindert natürlich nicht, *ünd* (*anas*) wie *ünd* (*spiritus*). Denn auch von *-aias* (G. Sg. N. Pl.) kann *-jas* durch Vermittlung von *-ijas*, der Urform für den got. ahd. N. Pl., entstehen, wenn *i, j* wie oben *u, v* ausgefallen ist. — Dann ursprünglich consonantische Feminina. Sie können selbst unter jenen vorkommen, welche Umlaut zeigen. Er wird natürlich nur durch die ähnlichen Formen der *u-, i*-Declination, wo er berechtigt war, hineingekommen sein. So vor allem *vaettr*, N. A. Pl. *vaettr*, *vaettir*, got. *vaihts*, G. Sg. *vaihts*, *vaihtais*, A. Pl. *vaihts*, *vaihtins*. Im gotischen müssen wir hier und in den verwandten Wörtern consonantischen Stamm ansetzen, weil, wenn im G. Sg. N. A. Pl. *jas* die Endung gewesen wäre, sie uns nach der Analogie von *harjis*, *hairdeis*, *haldis* ihren Vocal in irgend einer Weise erhalten hätte. — Die übrigen nordischen Feminina, welche durch Endung *-r* im G. Sg. ohne Umlaut sich als consonantische Stämme ausweisen, haben das Nominativzeichen verloren: *kverk*, G. Sg. N. A. Pl. *kverkr*, *miðlk*, G. Sg. N. A. Pl. *miðlkr*, got. *miluks*, G. Sg. *miluks*, *vîk*, G. Sg. N. A. Pl. *vîkr*, — facultativ kommt dieser G. Sg. auch bei *eik*, *saeing*, *tîk* vor, — bei *nátt*, got. *nahts*, G. Sg. N. A. Pl. *nahts*, sogar mit Umlaut; s. Wimmer Gramm. §§. 56, 1. 58 b.

Dieser G. Sg. auf *r* mit Umlaut der Wurzel kann organisch sein, d. h. einem aus *iuas* oder *ias* stammenden G. Sg. eines vocalischen Stammes auf *ias, jas* nachgebildet sein. S. die Feminina *kýr, sýr, aer*: dieselbe Form im N. Sg. wie im G. Sg. N. A. Pl., also abweichend vom Sing. der Fem. nach *rôt*, G. Sg. *rôtar*. Wahrscheinlich liegen diesen Thiernamen *i*-Stämme zu Grunde. Neben drei *kýr, sýr, ár* konnte sich das eine *kúr, súr, aer* des N. Sg. nicht halten. *Nátt* aber widerstand.

auf 62, dort 24 auf 62: Von consonantisch gebildeten Masc. gar kein Fall kurzer oder auf Gutturalis endigenden Wurzel, während wir doch eine Majorität derselben erwarten müssten, wenn *foetr* sich zu *vellir* verhielte wie *bekkr* zu *hellir*. — Auch die gewöhnlichen *i*-Stämme Masc. wie Fem. haben Wurzelsilben der einen wie der andern Art: Paradigma *burðr* und *staðr*, ohne die Fälle auf *-naðr, -skapr*, 17 Kürzen, 12 Längen.

Der verwandten Bedeutung wegen wurde *uænar*, gebildet wie *gumnar*, s. oben S. 377, gegen *yæn* für *yæn*r aufgegeben, s. Lundgren Om Substantivens stammar S. 17.

Dass consonantische Stämme sich nach *i*-, *u*-Stämmen richten, erklärt sich aus der allgemeinen Aehnlichkeit beider Declinationen, gegenüber den *a*-Stämmen, welche in unserem Falle durch die besondere Entwicklung der vocalischen noch vermehrt wurde; vgl. Lundgren a. a. O. S. 51.

Sicher consonantisch waren ursprünglich die Verwandtschaftsnamen auf *tar* und die Part. Prs. substantivischer Bedeutung. Aber wenigstens die ersteren haben nicht etwa *fadr*r (N. A. Pl.) nach Analogie der Nomina wie *foetr*, wie *menur* für *mannr*, mit Umlaut versehen, sondern sie sind schon früh in die Analogie der hier behandelten Gruppe von *u*-Stämmen gezogen worden, — got. *brôthrulubô* neben *brôthralubô* und **dohtriR** auf dem Tunestein. Aus *dohtrir* (N. Pl.) von *dohtrjas* wurde *doettr*, wie *roetr*, *foetr* auf demselben Wege entstand. Ebenso *gefendr* aus *gefandr* (N. A. Pl.). Allmählig ergriff dieser Umlaut bei den Verwandtschaftsnamen auf *tar*, wohl wegen des zweisilbigen Stammes im Sing., den ganzen Plural, so dass er wie ein Numeralzeichen wirkte: *fedra fedrum* (G. D. Pl.). Sogar *gefendum* (D. Pl.) zuweilen neben regelmässigem *geföndum*.

Eigenthümlich sind die D. Sg. *broeðr*, s. Wimmer Gramm. §. 61 Anm. Die Form sieht wie ein Compromiss aus zwischen der gewöhnlichen Endungslosigkeit und dem Umlaut in *foeti*. Zu dem Muster *fôtr* wurde man natürlich durch N. A. Pl. *foetr*, *broeðr* gedrängt. Vgl. über D. Sg. *burð*, *sôtt* S. 428, über *bekkr*, *hellir* S. 394.

In ags., wo die *u*-Declination in Auflösung begriffen ist, finden sich ähnliche Bildungen, mit Ausnahme von *burh*, *mægd*, *turf*, nur in Wörtern, denen nordische entsprechen. Umlaut ohne Endung haben im N. A. Pl. die Feminina: *bôc*, *brôc*, *gôs*, *cû*, *lûs*, *mûs*, *niht*, N. A. Pl. *bêc* usw., — die Masculina: *fôt*, *man*, *tôth*, *turf*, N. A. Pl. *fêt* usw.; s. Sievers in Paul und Braune's Beiträgen 1, 499 f. Es wird wie im nord. *jas* aus *i(u)as*, *i(i)as* zu Grunde liegen. Dieselbe Endung, aber zum Unterschiede vom nordischen — wo nur *broeðr* — auch im D. Sg. und zuweilen wie in den oben angeführten Fällen des nordischen auch im G. Sg. Auch hier wird man von den Grundformen

-i(u)i -i(u)as, -i(j)i -i(j)as ausgehen. Aber auffällig ist im N. A. Pl., wie G. D. Sg., das Fehlen der Endung. *-Jas, -ji* konnte nach ags. Gebrauch nicht verschwinden, nachdem es seine Spur in dem Umlaut der Wurzel zurückgelassen, s. *byre* (N. Sg.), *nerje* (1. Sg.). *Cynn* für und neben *cynne* richtet sich nach *ord.* Die Ursache dieser Verstümmelung werden wir in den Wörtern *burg, niht, man* sehen dürfen, welche im gotischen deutlich consonantische Flexion zeigen, deren scheinbare Flexionslosigkeit also berechtigt ist. Diese mögen von den *u-, i-*Stämmen unserer Gruppe im G. D. Sg. N. A. Pl. Umlaut angenommen, ihnen dafür aber Flexionslosigkeit dieser Casus zurückgegeben haben.

Suna (G. Sg. N. A. Pl.) kann nur auf ungefärbtes *auas* zurückgehen, wie altn. G. Sg. *vallar*, — *sunu* (N. A. Pl.) auf *uvas*, Scherer GDS. S. 434, oder Formübertragung aus dem A. Pl. sein. S. Lundgren Om Substantivens stammar S. 62.

D. Sg. *brêder* neben N. A. Pl. *brôðru* hat sich ohne die Beihülfe dieses Casus nach *fôt* gerichtet.

ERLÄUTERUNGEN ZU PERIODE II.

Vorbemerkung über die Umlaute.

II ist die Periode der Umlaute. Bezeugt sind sie allerdings nicht, mit Ausnahme von *gestumR* Stentofte, in einer archaisierenden Inschrift, Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 170, Bugge Tidskrift f. phil. 7, 341. Dagegen *HathuwulAfR, HariwulAfA, thaiA* Istaby (Schweden), *arageu?, barutR* Björketorp, *abariutith* Stentofte; s. Bugge Tidskrift f. phil. 7, 332. 338.

Aber auch in Beginn der Periode III wird der Umlaut häufig nicht bezeichnet, obwohl einzelne Schreibungen gar keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass er existierte; s. Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 214 ff., *batri* aber *frinta, baistr*, — *fathur* aber *hukua, Tanmaurk*, für *betri, fraenda, beztr, fôður, höggva, Danmörk*. *I* und *u* für *è, ò* zeigen, dass in III schon ganz entschiedene *e* und *o* herrschten. Auch die alten

Handschriften drücken den Umlaut oft nicht aus; s. Gislason Um frumparta S. 21 f., Vigfusson Eyrbyggja saga S. XXXVII. Die Reime von *a* auf *ö* (*o*), *bards: iörðu* beweisen nichts. Es reimt ja auch *i* auf *y*, *u* auf *o*. — Aber allerdings können wir in Periode II nur eine leise Hinneigung des alten *a* zu *e* oder *o* annehmen, und so auch in den übrigen Fällen. — Vor allem aber gibt es in III eine Reihe von *i*, der Endung, welche keinen Umlaut wirken und historisch betrachtet, auch nicht auf *i* oder *j* mehr Vocal zurückweisen. Sie können erst entstanden sein, nachdem eine Periode vorhergegangen, in welcher der *i*-Umlaut gewirkt und sich erschöpft hatte. Ebenso scheint kein *u*-Umlaut in III mehr vorzukommen — *hananum*, *auganu* (D. Sg. mit suffigiertem Artikel), und der *u*-Umlaut des langen *i* konnte sich nicht befestigen. — Ebenso wenig wirkt das epenthetische *u* des neuisländischen, seit dem vierzehnten Jahrhundert, Umlaut, Munch Oldn. Gramm. S. 81.

Beide Umlaute müssen ziemlich gleichzeitig gewirkt haben. Der N. Pl. des *u*-Stammes *spönn* für *spánn* heisst *spoenir*, von *spánn* ist er *spæenir*. *Spoenir* zeigt, dass hier eher *á* in den Casus auf *u* zu *ô* geworden war, als *i* der folgenden Silbe seinen Einfluss äussert, *hellum* aber (D. Pl.) von *hellir* hat zuerst Umlaut der *a* zu *e* erlitten und konnte deshalb auch nach Ausfall des *j* in III von folgendem *u* nicht mehr angegriffen werden, obwohl sonst *i*- und *u*-Umlaut gemeinsam auftreten können, *sökka* (unser Laut *ö*), got. *sagjan*.

A.

A ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz A.

Nasaliertes *a* wurde in dieser Periode gewöhnliches *a*, da in III nur dieses, nicht aber das durch Abfall des *n* entstandene und als nasaliert bezeugte *a* abfiel, *fara* in III aus *faran*, s. bei ‚a ursprünglich in letzter Silbe‘ III. Allerdings schreibt die Inschrift von Istaby noch **Hariwulafa**, dass ist für Schluss-*a* die alte *a*-Rune, welche später zum Zeichen des nasalierten Lautes verwendet wurde, **kristna** (Inf.) auf dem grösseren

Jaellingestein, *stAtr* (3. Sg.) auf dem Flemlösestein, s. Wimmer Runeskiftens oprindelse S. 217. 238. Aber das wird sich im Verlauf der Epoche II geändert haben. Dass ältere Formen sich hie und da in II zeigen, ist ja ganz natürlich; s. unten bei *á* ursprünglich in letzter Silbe' *runoR* und *runaR*.

Ann muss consonantischen Schluss bewahrt haben, da *a* sonst in III verloren gegangen wäre, *nn* aber hat sich wohl zu *n* vereinfacht: es fällt in III ab.

A ursprünglich in letzter Silbe.

Lang A.

Auslautend *u* bleibt und wirkt Umlaut.

A von altem *án*, *ár*, *át* mit einfach langem *a* wird *e*, zum Theil bezeugt, zum Theil durch *i* in III ohne Umlaut der Wurzel zu erschliessen. Solches *i* geht immer auf *e* zurück, das entweder auf altem *ai* beruht, oder auf *a* (2. Pl. Prs. Ind.), s. oben S. 379, und in den gefärbten Ableitungen der Adj. auf alt *-an-*, *-ag-*, welchen sich die Adj. auf alt *-ín*, *-íg* anschliessen, oder auf einfach langes altes *á*.

Ô wird *á*. *Ár* ist bezeugt. *RunoR* daneben könnte, da es auf dem Stentoftestein vorkommt, Archaismus sein, oder es deutet auf einen Uebergangszustand, wie auf dem Bracteaten von Tjörkö. *BunaR* beweist auch für *aftár*.

Die Länge des *a* wird bewiesen durch *a* in III, s. oben S. 373.

Aber *u* aus altem *á* in *-ánt*, 3. Pl. Pf. der schwachen Verba, bleibt *u* und wirkt Umlaut.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz A.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Wo *a* in I galt, da ist es geblieben, entweder weil es noch in III vorhanden, wie in *hana* (A. Sg.), *fara* (Inf.), *aptann* (N. Sg.) usw., oder weil es in III ausfällt, was bei Färbung zu *e* nach unserer sonstigen Erfahrung nicht geschehen wäre. *Armes* (G. Sg.) in II müsste nach Analogie von *farir* (2. Sg. Opt.),

farim, farid, furi (1. 2. 3. Pl. Opt.) oder *fadir* (N. Sg.), oder *audigr, heidinn* (N. Sg. Masc.) in III *i* ohne Umlaut ergeben.

Was den scheinbaren Widerspruch zwischen *fader* II (N. Sg.) aus *fadar* I und *hamarr* in I. II betrifft, s. oben S. 377.

Auch die aus *a* entstandenen *e* in 2. Pl. Prs. Ind., in den Adj. Part. auf *-an-, -ag* sind geblieben, nur nach Gutturalis — vgl. D. Sg. *degi*, Grimm Gramm. 1⁴ 567, Wimmer Navneordenes böjning S. 39 — bei den Part. Pf. und in ein paar Praepositionen, s. oben S. 378. 379 f. zu *i* vorgeschritten, welches die vorhergehende Wurzel umlautet.

U aus *a* wirkt Umlaut.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *A*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Wo in I *a* war, ist kein Grund an Lautwandel oder Ausfall zu denken. Wenn *a* in *arms* in III verloren gehen konnte, ohne erst *e* geworden zu sein, s. oben, so gewiss auch in Fällen vorletzter Silbe.

In *spakana* (A. Sg. Masc.), *innana* (Adv.), *farande* (Part. Prs.) ist *a* vorletzter Silbe noch in III erhalten, *spakan, innan, farandi*.

Aber wo *a* in I sich zu *e* gefärbt hatte, in den Part. und Adj. auf alt *-ag, -an*, ist dieses *e* in vorletzter und drittletzter Silbe ausgefallen, denn bei *u* letzter Silbe hat III Umlaut; z. B. *öldnu* (A. Sg. Fem. der schwachen Declination) oder *höldnu* (D. Sg. Neut.). In I waren bereits die *e, i* nach kurzer Wurzel im Pf. der ersten und zweiten (got. *ai*-Themen) schwacher Conjugation verschwunden. Nach langer Wurzel halten sie sich noch in unserer Periode; s. bei *i* ursprünglich und in II vor der letzten Silbe'. Vielleicht erklärt sich dieser Vorrang des *e* vor *i* nach langer Wurzelsilbe in II daraus, dass es unter den Participien und Adjectiven auf alt *-an, -ag* so viele mit kurzer Wurzelsilbe gab; s. die Part. Pf. nach *farinn*. — Aber nicht überall fällt *e* vor der letzten Silbe aus; es bleibt im N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut. N. A. Sg. Neut. in III *audig, audigt*, also in II *audegu, audegat*, — im G. Sg. Masc. Neut., in III *audigs*, also in II *audegas*, — im G. D. Sg. Fem., in III *audigrar, audigri*,

also in II *audegrár*, *audegre*, — im G. Pl., in III *audigra*, also in II *audegrá*, d. h. *e* aus *a* fällt nicht aus vor Doppelconsonanz, *gr*, *nr*, und wo nach dem Abfall in III zu schliessen eine gewisse Schwäche des Vocals nächster Silbe sich schon in II bemerkbar gemacht haben wird: N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut., in III *audig*, N. A. Sg. Neut., in III *audigt*, G. Sg. Masc. Neut., in III *audigs*.

Ueber die Ausnahme *heidinn* A. Sg. Masc. III, also in II *heidhenan*, s. oben S. 371.

U aus *a* bleibt und wirkt Umlaut.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *A*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Ueber 2. Sg. Pf. Ind. der schwachen Verba in I auf *-ár*, nun auf *-er*, wie in den Fällen, welche auf altes einfaches *á* ursprünglich letzter Silbe zurückgehen, s. oben S. 384.

Die früheren *ó* werden *á*, die in I vor *m*, *n* entstandenen *u* bleiben und wirken Umlaut.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *A*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Ó wird *á*. Wo *u* aus *ó* entstanden war, s. oben S. 386, erleidet der Wurzelvocal Umlaut.

JA.

JA ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *JA*.

Keine wesentliche Aenderung. Nur wie *-ā* von I in II *-a* wird, so *-jā* von I in II *-ja*; s. oben S. 442. — *I* bleibt und *î* bleibt lang, da es in III als kurz *i* erhalten. — *I* wie *j* wirken Umlaut. — Dass der Uebergang von *-jann*, *-jan* zu *în*, A. Pl. des Paradigma *bekkir*, nicht mit Sicherheit unserer Periode zuzuschreiben ist, wurde oben S. 397 bemerkt.

JA ursprünglich in letzter Silbe.**Lang JA.**

Ju aus einfach langem *jā* bleibt und wirkt *i*-Umlaut.
— *Ja* aus altem *jān* wird *je*, wie *a*, das in I aus einfach langem *a* entstanden war, in II *e* wird. *ja* aus *jā* I daneben ist kein Widerspruch.

Aus *jô*, *jôr* I wird *jâ*, *jâr* wie aus *ô* und *ôr*, *â* und *âr*. — Von dem Uebergang des *jâr* in *îr* N. Pl. des Paradigma *bekkr*, gilt dasselbe was eben vorher über den A. Pl. gesagt wurde; s. oben S. 388.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz JA.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Alles bleibt wie es in I gewesen, *i*, *î* — in III noch *i*,
— *ja*, *je*, *ju*, nur *i*-Umlaut. In **gestumB** Stentofte ist der Umlaut bezeugt, seine Ursache aber entweder schon weggefallen oder nicht ausgedrückt, s. oben S. 441.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz JA.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Ja wie *ju* bleiben und wirken *i*-Umlaut.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang JA.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Jô wird *jâ*, das aus *jô* entstandene *ju* von I bleibt; beides wirkt *i*-Umlaut.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang JA.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Jô wird *jâ*, *ju* bleibt; überall *i*-Umlaut.

I.*I* ursprünglich in letzter Silbe.**Lang I.***Í* wirkt Umlaut und bleibt lang, da es in III als *i* erscheint; s. *í* aus *ja* S. 446.*I* ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz I.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

I bleibt und wirkt Umlaut; s. *i* von *ja* S. 446.*I* ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz I.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

I bleibt meist und wirkt Umlaut. Nur bei gewissen kurz-wurzeligen Substantiven auf *-ill* kann Ausfall vorkommen, *lykli* und *lukli* in III von *lykill*; s. oben S. 415. 417.*I* ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang I.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Lang *i* bleibt, da es in III als *i* erscheint, und wirkt Umlaut; s. *í* von *ja* S. 445.Wo *í* in I *e* geworden, bleibt *e* in II, wie *e* von *a*, *á*, wie *je* von altem *já*, s. S. 445, und wie *e* von *ai*; s. dieses.*I* ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang I.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

E von *í* in den Adj. auf alt *-íg*, *-ín* richtet sich gewiss nach den Adj. Part. auf alt *-ag*, *-an*, — s. S. 444, — mit denen es in I zusammengeflossen, und wirft *e* aus.

U.

U ursprünglich in letzter Silbe.

U bleibt und wirkt Umlaut, wie *u* aus auslautendem altem *â*; s. oben S. 443.

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

U bleibt und wirkt Umlaut, wie *u* von *a*, *â*; s. oben S. 443 f.

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

U bleibt und wirkt Umlaut, wie *u* von *a*, *â*; s. oben S. 443 f.

AI.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *AI*.

E bleibt wie *e* von *a*, alt *â*, s. oben S. 443, wie *je* von *ja*, *jâ*, s. oben S. 446, wie *e* von *î*, s. oben S. 447.

Wo *ai* mit folgendem *-am*, *-iam*, *-âm*, *-as* in I *ô* ergeben hatte, erscheint jetzt *â*, wie *â* Vertreter des *ô* aus altem *â* ist; s. oben S. 443. 445.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *AI*.

U aus *-âi* bleibt, wie altes *u*, s. oben, wie *u* aus altem auslautendem *â*, s. oben S. 443.

E bleibt wie im vorhergehenden Fall.

Das *ô*, das in I aus *âi* mehr *-am* entstanden war, wandert zu *â*, wie *â* in II für *ô* aus *â*; s. oben S. 443 f.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

E bleibt wie im vorhergehenden Fall.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

E bleibt wie im vorhergehenden Fall.

***JAI*.**

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *JAI*.

Je bleibt und wirkt Umlaut, wie *je* von *ja* aus altem *já*, s. oben S. 446. Wo *jai* mit folgendem *am* in I *jô* gebildet hatte, wird es *já* und wirkt Umlaut, wie *já* von *jô* aus altem *já*, s. oben S. 446.

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *JAI*.

Ju bleibt *ju* und wirkt Umlaut wie *ju* von altem *já*, s. oben S. 446. *Jô* wird *já* und wirkt Umlaut wie *já* von *jô* aus altem *já*, s. oben S. 446.

JAI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *JAI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Je bleibt und wirkt Umlaut wie *je* vor *ja* aus altem *já*, s. oben S. 446.

AU.

AU ursprünglich in letzter Silbe.

I bleibt in *II* und wirkt Umlaut wie *î*, gleich altem *î*, s. oben S. 447, und gleich *î* von *ja*, s. oben S. 446.

Auch kurz *i* bleibt und wirkt Umlaut, wie kurz *i* von *ja*, s. oben S. 446, oder wie altes *i*, s. oben S. 447.

Desgleichen bleibt *ju* und wirkt Umlaut wie *ju* von *ja*, *jâ*, s. oben S. 446, und wie *ju* von *jâi*, s. oben S. 449.

Ô aber wird *â* wie *ô* von altem *â*, oder von *ai*, *âi* mehr *-am*, *-iam*, *-âm*, *-as*, s. oben S. 448.

Zusammenfassung.

Die Veränderungen der Periode *II* sind *i*-Umlaut, *u*-Umlaut, s. oben S. 441, ferner wird *ã* zu *a*, *a* aus altem *â* zu *e*, — also *e* erstens von *ai*, in *I e*, zweitens von *î*, in *I e*, drittens von *â*, in *I a*, — *ô*, sowohl solches, das auf *â* beruht, als das aus *ai*, *au* mehr folgendem *a*, *â* hervorgegangen, wird *â*, — *jô*, sowohl der Vertreter des alten *jâ*, als das aus *jai*, *jâi* mehr *a* entstandene, wird *jâ*. Ausfall nur vor der letzten Silbe, *e* von altem *a* und *î*; s. oben S. 444.

ERLÄUTERUNGEN ZU PERIODE III.**A.**

A ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz A.

Auslautendes *a* fällt ab, zugleich auslautendes *n*. Geht diesem *a* voran, so wird es durch Nasalierung geschützt, *arm* (A. Sg.), *arma* (A. Pl.), *hana* (A. Sg.). Nasalierung ist bekanntlich noch im zwölften Jahrhundert bezeugt und die ältesten Runen drücken sie aus: *stAtR* (*stendr*) Flemlöse, Wimmer Runeskraftens oprindelse S. 238, *thAnsi* (*thenna*), *hAns*, *AnAn*

Glavendrup, Wimmer S. 247, **thAnsi** dreimal, **klAmulan** (disertum) Tryggevaelde, Wimmer S. 255, **standA** (Inf.) Hällestad, Wimmer S. 172, **kristnA** (Inf.), auf dem grossen Jaellingestein, s. Wimmer *Opuscula philologica ad Madvigium a discipulis missa* S. 198, Hofmann Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1866, S. 218, Lyngby *Tidskrift f. phil.* 2, 317. 6, 25. Consequent ist diese Schreibung allerdings nicht durchgeführt. Nasalierung ist z. B. nicht bezeichnet in **thansi**, **aithuiarthan** ([*eidverðan*]) Glavendrup, **klAmulan**, **man**, **hithan** Tryggevaelde. In der Skivuminschrift — **hAn uas . . . mAnA baistr i tAnmarku auk furstr**, Wimmer S. 216, — ist das zweite *A* von *mAnA* (*manna*) gewiss falsch.

A ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *A*.

Ursprünglich einfach langes *a*. *U* fällt ab, *e* wird *i*, wirkt aber keinen Umlaut und bleibt.

Ursprünglich *â*. *Â* wird *a*, wo *ô* in *I u* geworden, bleibt *u* nach Wegfall des *n*, wie *a* in *arma* (A. Pl.)

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *A*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Dass *a* vor *n*, das in *II* auslautet, nicht ausfiel, obwohl dieses verloren ging, haben wir eben erwähnt. Ausserdem erschien *a* letzter Silbe in *II* nur noch vor Doppelconsonanz *lr*, in *III ll*, *nr* in *III nn*, *rr*, dann vor *s*, *t*, *r*. In diesen letzten Fällen ging es in *III* verloren, vor Doppelconsonanz bleibt es. Also *arms*, *spakt*, *okkr* — aber natürlich *that* musste bleiben, — dagegen *thumall*, *aptann*, *hamarr*. *Thumll*, *aptnn*, *hamrr* wäre schwierige und undeutliche Aussprache gewesen, *thumlr*, *aptnr*, *hamarr* mit vocalischem *r* des Nominativzeichens allerdings nicht, aber die Neigung zur Assimilation ist in altn. *III* ausserordentlich stark. S. auch unten bei *i* ursprünglich vor der letzten Silbe.

E — wie *e* von altem *â*, s. oben, — wird *i*, das keinen Umlaut wirkt.

Die Praepositionen *eptir*, *yfir* bleiben was sie schon in II gewesen; s. S. 444. 379.

U vor *m* bleibt.

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *A*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

A fällt aus, aber nicht vor Doppelconsonanz und nicht wenn *a* der nächsten Silbe ausgefallen ist; s. oben in II über *e* aus *a* und *î*, ursprünglich vor der letzten Silbe S. 444. 447. Also *augna* (G. Pl.), *gamlan* (A. Sg. Masc.), *thumli* (D. Sg.), *spakra* (G. Pl.), *spakri* (D. Sg. Fem.), *hugsa* (Inf.), — aber *gamallar*, *gamalli* (G. D. Sg. Fem.), *gamalla* (G. Pl.), *thumal*, *aptan*, *hamar* (A. Sg.), *spakan* (A. Sg. Masc.), *thumals*, *aptans*, *hamars* (G. Sg.), *farandi* (Part. Prs.). — Vgl. den Schutz, welchen Doppelconsonanz dem *a* letzter Silbe gewährt.

Wie *a* werden die von *a* stammenden *u* behandelt; *gömlum* (D. Sg. Masc.), *gömlu* (D. Sg. Neut.), — aber *födur* (A. Sg.), *spökum* (D. Sg. Masc.).

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *A*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

E wird *i*, das keinen Umlaut wirkt und bleibt, *tamdir* (2. Sg. Pf. Ind.)

Â wird *a*. *U* bleibt, da es in II nie im Auslaut steht, tritt aber in denselben durch Abfall des *n*, *tungu* (G. D. A. Sg.).

A ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *A*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Â wird *a*. — *U* fällt aus, in *tungna*, wie *u* aus *a*, das ursprünglich vor der letzten Silbe stand, bleibt aber in *kölluðum*, wohl um die Harmonie der Formen in der dritten Conjugation der schwachen Verba zu erhalten.

JA.*JA* ursprünglich in letzter Silbe.**Kurz JA.**

Auslautendes *n* geht überall, *j* im Auslaut und vor *i* verloren, vor *a*, *u* schwindet es oder erhält sich nach Princip. *I* fällt ab und aus, *î* wird *i*.

Ja aus *jā* *I* verliert *a*, vgl. *a* von *ā* I S. 450, und *j* kann sich natürlich nicht halten, so dass die Formel *ja* schwindet, *ija* *i* ergibt.

Jan aber behält *a*, wie *a* aus *an* II entsteht, s. oben S. 450, und verliert *j* nach Princip.

JA ursprünglich in letzter Silbe.**Lang JA.**

U in *ju* fällt ab, wie *u* von altem *á*; s. oben S. 451. Vorhergehendes *j* kann sich auslautend nicht erhalten: *ju* verschwindet, *iju* ergibt *i*.

E in *je* wird *i*, wie *e* von altem *a*, *á*, s. oben S. 451. Es bleibt wie dieses, verliert aber vorhergehendes *j*.

Á von *já* wird *a*, wie *á* von *ô* I, altem übermässigem *á*; s. oben S. 451. *J* verschwindet nach Princip. Ueber die gleichmässige Behandlung des Opt. Pf. s. oben S. 403.

Í wird auch hier *i*, wie *î* von kurzem *ja*.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz JA.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

J fällt aus, *i* wird *i*, s. oben *ja*, *já* in ursprünglich letzter Silbe. Ueber die gleichmässige Behandlung des G. Sg. Masc. Neut. des Adj., *fraegs*, *vaens*, s. oben S. 409. 397.

Die Formel *jan* behält *a*, s. oben *ja* in ursprünglich letzter Silbe, und verliert *j* nach Princip.

Ebenso bleibt *u* von *ju* vor *m*, wie *u* von *a*, *á*, s. oben S. 451 f. *J* fällt ab nach Princip.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *JA*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

A in *ja* fällt unter denselben Bedingungen aus, wie *a* im gleichen Falle, s. oben S. 452, *fraegra* (G. Pl.), aber *fraegjan* (A. Sg. Masc.), *temjandi* (Part. Prs.). *J* schwindet nach Princip.

U von *ju* aus *ja* muss bleiben, da es nur vor auslautendem *u* letzter Silbe steht, das abfällt, *fraegjum*, *vaenum* (D. Sg. Masc.); s. oben über *u* aus *a*, S. 452. *J* schwindet nach Princip.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *JA*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Já wird *ja*, wie in ursprünglich letzter Silbe.

Ju, das in II durchaus Consonanz hinter sich hatte, bleibt auch nach Ausfall des *n*, s. oben S. 452. *J* fällt nach Princip aus. Ebenso bleibt *ju* aus kurzem *ja* im gleichen Fall und verliert *j* nach Princip.

JA ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *JA*.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

Já wird *ja*, wie in ursprünglich letzter Silbe. — *Ju* verliert *u* und somit *j* in *bylgna*, *hellna* (G. Pl.), wie *u* von *á* in *tungna* ausfällt, s. oben S. 452; — in *eggjudum* wird es wohl aus demselben Grunde belassen, wie *u* in *kölludum*; s. ebendasselbst.

I.

I ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *I*.

Lang *i* wird zu kurz *i*; s. oben bei *ja*, *já* S. 453.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz I.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

I fällt aus, wie *i* von *ja* in ursprünglich letzter und vorletzter Silbe, s. S. 453, auch vor Doppelconsonanz *betstr* (N. Sg. Masc.), *bergār*, *doendr* (Part. Pf.). Aber nicht vor *nn*, *ll* aus *nr*, *lr*: *himnn*, *lykll*, *mikll* wäre schwierig und undeutlich gewesen; s. oben *a* im gleichen Falle S. 451.

U bleibt, nämlich vor *m*, wie *u* von *a*, *á*, s. oben S. 451 f., wie *ju* von *ja*, *já*, s. oben S. 453.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.**Kurz I.**

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

I erhält sich nur, wenn *a* der letzten Silbe ausgefallen ist. Abfall des *u* nächster Silbe hindert den Verlust des *i* nicht, *lykil* (A. Sg.), aber *dýpt*, *dýrð* (N. Sg.), *dýptar*, *dýrðar* (G. Sg.), *hoens* (N. A. Pl.); s. oben über *a*, *ja* im gleichen Falle S. 452. 454.

Im A. Sg. Masc. *litinn*, *mikinn* hat eine ähnliche Bildung Platz gegriffen, wie bei *heitinn*, s. oben S. 371. In einigen Adj., wie in *heimilan* (A. Sg. Masc.), ist auffälliger Weise das *i* der Ableitung bewahrt; s. unten bei *u* im gleichen Falle.

I ursprünglich vor der letzten Silbe.**Lang I.**

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

Î wird *i*, wie in ursprünglich letzter Silbe und wie *î* von *ja*, *já* ursprünglich in letzter und vor der letzten Silbe, s. oben S. 453.

E von altem *î* wird *i* wie *e* von altem *á* in ursprünglich letzter Silbe, s. oben S. 451, und wie *e* in *je* von altem *já* an gleicher Stelle, s. oben S. 454. Kein Umlaut.

U.

U ursprünglich in letzter Silbe.

U fällt ab, ausser wo in II *n* dahinter stand. Vielleicht schwand *u* im Anfang der Periode III nur im Auslaut, wie *u* aus altem *-ā*, *-jā*, s. oben S. 451. 453. Denn *sunu* (A. Sg.) ist inschriftlich noch in III erhalten, nur wissen wir nicht, ob dagegen noch *fehu* oder schon *fē* galt. *Sunu*, *völlu* (A. Sg.) könnte sein bewahrtes *u* der alten Nasalierung verdanken, welche über I. II gedauert hätte, wie *a* von altem *-am* in I bleibt, s. oben S. 370. Auch an Analogie von *arm* (A. Sg.) könnte man bei der späteren Form *völl* (A. Sg.) denken. — Ganz wie *a* nach Abfall des in II noch vorhandenen *n*, s. oben S. 442, bleibt *u* in *völlu* (A. Pl.), *töndu* (3. Pl. Pf. Ind.).

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

U bleibt, immer vor consonantischem Auslaut, wie die *u* *a*, *á*, *ja*, *já*, *i* an gleicher Stelle; s. oben S. 452. 453. 455.

U ursprünglich vor der letzten Silbe.

Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe.

U fällt aus unter denselben Bedingungen wie *a*, *u* von *a*, *ja*, an gleicher Stelle, s. oben S. 452. 454, *öflugir* (N. Pl. Masc.), *öflugum* (D. Sg. Masc.), *söðli*, *ivötni*, *fiötri* (D. Sg.), — aber *söðul*, *ivötun*, *fiötur* (A. Sg.), *öflugru* (G. Pl.).

Hie und da ist *u*, wo man einen Verlust erwarten sollte, erhalten, s. Wimmer Gramm. §. 80, A, 1, *klamulan* (disertum) Tryggevaelde, Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 255.

Excurs über *u* der Ableitung und Endung.

Man sieht, wie zähe altes *u* ursprünglich letzter Silbe haftet, besonders wo es von *ái* stammt, s. oben S. 430, nachdem von *a*, *i* kaum mehr eine Spur vorhanden. Die *u*-Stämme wirken im N. A. Sg. Umlaut, *völlr*, *völl*, die *i*-Stämme nicht, *staðr*, *stað*. — Auch vor der letzten Silbe ist *u* später ausgefallen

als *e*, *i*: *tamda*, *vakta* war uns schon in I begegnet (1. Sg. Pf. Ind.), s. oben S. 416, *e* in II, s. oben S. 444. 447, in Perioden, deren *a* und *u* noch unerschüttert fest standen. In III fällt *i* aus, wo *u* bleibt, *dýpt* aus *dýpidu*, aber *gömul* aus *gamalu*, *gömulu*; s. oben S. 455.

Öldnu (A. Sg. Fem. der schwachen Declination) zeigt uns, dass *e* von *aldinn* eher ausgefallen ist, als Umlaut der Periode II wirkte, also wohl im Anfang von II, — *iütui* (D. Sg.), und dass *u* zu einer Zeit abfiel, vor welcher der Umlaut von II bereits gewirkt hatte. Gegen Braune Centralblatt 1877, S. 48. Dass *u* für das deutsche Accentgesetz ein passender Endungsvocal war, ist eine gewiss richtige Beobachtung Scherer's GDS. S. 121 ff. Im litauischen allerdings sagt man jetzt *pons* für *ponas*, aber *akis* wie *sunis*; der litauische Accent ist eben ein anderer.

Dass neben dem Schwund der *a*, *u*, alter und aus *ja* entstandener *i*, die *e* von II als *i* sich in III bewahren, darf nicht auffallen. Die Kraft, welche *e* zu *i* trieb, ruhte auf einem ganz andren Princip, als dem daneben wirksamen Bestreben, die Endsilben zu schwächen. Sie trug den Sieg davon. Wenn sie ausreichte, den Abfall der *e* aufzuhalten, so war sie natürlich auch im Stande, das von ihr aus *e* geschaffene *i* zu schützen. Auch *-á* II wird in III *-a*, ohne dass dieses wegen des alten *a* in gleicher Stelle abfallen müsste, *arm* (A. Sg.), aber *arma* (G. Pl.).

AI.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz AI.

E wird zu *i*, das keinen Umlaut bewirkt, ebenso wie *e* von altem *á*; s. oben S. 451.

Á wird *a* wie *á* von altem *á*; s. oben S. 451.

AI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang AI.

U ist hier besser bewahrt, als wo es von *u*, *um*, *ur* oder von auslautendem *á* stammt, *vöku* und *vök*; s. oben S. 451. 456.

Nur im D. Sg. Masc. der starken Adjectiva ist es später ausgefallen; s. oben S. 430.

E wird zu *i*, das keinen Umlaut wirkt, wie *e* von kurz *ai*.

Â wird *a*, wie *â* aus kurz *ai*. In *thaejâr* (N. A. Pl. Fem.) assimiliert sich das aus *â* entstandene *a* nach Ausfall des *j* dem vorhergehenden *ae*; s. oben S. 431.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

E wird *i*, das keinen Umlaut wirkt, wie in ursprünglich letzter Silbe.

AI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Lang *AI*.

Nach Auslautgesetz in letzter Silbe.

E wird *i*, das keinen Umlaut wirkt, wie in ursprünglich letzter Silbe.

***JAI*.**

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Kurz *JAI*.

Je wird *ji* und *j* fällt aus, wie in *je* von altem *jâ*; s. oben S. 453.

Jâ wird *ja* und verliert oder behält *j* nach Princip, wie *jâ* von altem *jâ*; s. oben S. 455.

JAI ursprünglich in letzter Silbe.

Lang *JAI*.

Ju bleibt und verliert *j* nach Princip. Im D. Sg. der fem. *jâ*-Stämme schwindet es allmählig, wie bei den *â*-Stämmen und *j* kann sich auslautend nicht halten; s. altes *âi* im gleichen Falle S. 457 f.

Jâ wird *ja*, wie altes *jâ*, s. oben S. 453.

JAI ursprünglich vor der letzten Silbe.

Kurz *JAI*.

Je wird *ji* und *j* fällt aus, wie *je* von *jai* in ursprünglich letzter Silbe.

AU.

AU ursprünglich in letzter Silbe.

Î wird *i*, kurz *i* fällt aus, wie *î*, *i* von *ja*, s. oben S. 453, oder wie altes *i*, *î* ursprünglich in letzter und vor der letzten Silbe, s. oben S. 453.

Â wird *a*, wie *a* von altem *â*, s. oben S. 451.

Zusammenfassung.

Charakteristisch für III ist der Abfall des *n*, das aber Nasalierung zurücklässt, wodurch die vorhergehenden Vocale gestützt werden, *hana* (A. Sg.), *fara* Inf., *tunga* (A. Sg.), — ferner der durchgehende Abfall des *j* vor *e*, das zu *i* wird, und der nach dem Princip geregelte vor *a*, *u*, s. *stedi*, *endi* (N. Sg.), *kynja*, *klaeda* (G. Pl.), *kynjum*, *klaedum* (D. Pl.).

Die Veränderungen des Vocalismus von II auf III sind folgende. Die gewählten Beispiele sollen nur einige Fälle illustrieren.

Vocalwandel in letzter und vorletzter Silbe.

An II wird *ä*, in der Tabelle durch *a* bezeichnet, *arma* (A. Pl.), *hana* (A. Sg.), *fara* (Inf. 3. Pl.), — *jan* II wird *ä* oder *jä*, *hella* (A. Pl.), *enda*, *stedja* (A. Sg.).

Lange Vocale werden verkürzt, *â* zu *a*, *î* zu *i*: *kalla* (1. Sg. Prs. Ind.), *kallaða* (1. Sg.), *spakari* (N. Sg. Masc.), *manna* (G. Pl.), *armar*, *vakar* (N. Pl.) von altem *â*, — *burðar*, *sóttar* (G. Sg.) von altem *aia*, — *vallar* (G. Sg.) von altem *aua*, — *foeri*, *temdi* (3. Sg. Pl. Pf. Opt.) von altem *î*, — *bergir*, *doemir* (2. Sg. Prs. Ind.), *hellis*, *klaedis* G. Sg. von altem *ja*, — *bekkir* (N. Pl.) von altem *jâ*, — *vellir* (N. Pl.), *velli* (D. Sg.), von altem *aua*, *au*.

E wird *i*, welches bleibt, *hani*, *fadir* (N. Sg.), *tamdi* (3. Sg. Pf. Ind.) von altem *á*, — *tamdir* (2. Sg. Pf. Ind.) von altem *á*, — *aúdigr*, *farinn* (N. Sg. Masc.), *farid* (2. Pl. Prs. Ind.) von altem *a*, — *stedí* (N. Sg.), *temid*, *doemid* (2. Pl. Prs. Ind.) von altem *ja*, — *máttigr* (N. Sg. Masc.) von altem *i*, — *armi*, *thumli*, *landi* (D. Sg.), *fari* (3. Sg. Pl. Prs. Opt.), *burdir* (N. Pl.), *spakir* (N. Pl. Masc.) von altem *ai*, *aia*, — *bekki*, *helli* (D. Sg.), *fraegir* (N. Pl. Masc.), *temi* (3. Sg. Pl. Prs. Opt.) von altem *jai*.

Vocalschwund in letzter Silbe.

Die kurzen Vocale *a*, *i*, *u* III, welche in II nicht vor Nasalis standen, noch in II einen anderen Lautwerth hatten, fallen in III ab, ausser vor Doppelconsonanz. Also *a* in *arm*, *thumal* (A. Sg.), *land* (N. A. Sg.), von altem *am*, in II *a*, — *bekk*, *helli* (A. Sg.), *kyn*, *klaedi* (N. A. Sg.) von altem *jam*, *ijam*, in II *ja*, *ija*, — *arms*, *thumals*, *lands*, (G. Sg.), *okkr* (D. Pl.) von altem *asja*, in II *as*, — *spakt* (N. A. Sg. Neut.) von altem *atam*, in II *at*, — *i* in *tem*, *doem* (2. Sg. Imp.) von altem *ja*, in II *i*, — *bekkr* (N. Sg.), *fraegr* (N. Sg. Masc.), *betr* (Adv.) von altem *jas*, in II *ir*, — *temr* (2. Sg.) von altem *jasi*, in II *ir*, — *bekks* (G. Sg.) von altem *jasja*, in II *is*, — *ferr* (2. Sg.) von altem *isi*, in II *ir*, — *betstr* (N. Sg. Masc.) von altem *istas*, in II *itstr*, — *doemdr* (Part. Pf.) von altem *itas*, in II *idr*, — *hendr* (N. A. Pl.) von altem *auas*, in II *ir*, — *u* in *lönd* (N. A. Pl.), *spök* (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.) von altem *á*, in II *u*, — *eng* (N. Sg.), *kyn*, *klaedi* (N. A. Pl.) von altem *já*, in II *ju*, — *fê* (N. A. Sg.) von altem *u*, in II *u*, — *völl* (A. Sg.) von altem *um*, in II *u*, — *völlr*, (N. Sg.) von altem *us*, in II *ur*, — *vök* (neben *vöku* D. Sg.) von altem *ái*, in II *u*, — *eng* (neben *engju*, D. Sg.) von altem *jai*, in II *ju*.

Aber erhalten bleiben nach der aufgestellten Regel *a* in *arma* (A. Pl.) von altem *ans*, *hana* (A. Sg.) von altem *anam*, — *fara* (Inf.) von altem *ani*, — *fara* (3. Pl.) von altem *anti*, — *stedja*, *enda* (A. Sg.) von altem *janam*, — *i* überall in II *-an*, *-jan*, — *manna* (G. Pl.) von altem *ám*, in II *á*, — von *i* in *fadir* (N. Sg.) von altem *ár*, in II *er*, — *tamdi* (3. Sg.) von altem *át*, in II *e*, — *foeri* (3. Sg. Pf. Opt.) von altem *ût*, in II *í*, — *u* in *förum* (1. Pl.) von altem *-ama*, in II *um*, — *örmum* (D. Pl.) von altem *anhims*, in II *umr*, — *-augu* (N. A. Pl.) von altem

ána, in II *un*, — *tungu* (A. Sg.) von altem *ánam*, in II *un*, — *bylgju* (A. Sg.) von altem *jánam*, in II *un*, — *völlu* (A. Pl.), von altem *uns*, in II *un*.

Vor Doppelconsonanz bleibt *a* in *thumall*, *aptann*, *hamarr* (N. Sg.) von altem *alas*, *anas*, *aras*, — *i* in *lykill*, *himinn* (N. Sg.) von altem *ilas*, *inas*, — *u* in *söðull*, *iötunn*, *fiöturr* (N. Sg.) von altem *ulas*, *unas*, *uras*.

Ausserdem ist *u* im D. Sg. *vöku* beinahe, im D. Sg. Neut. *spöku* vollkommen constant. Dieses *u* beruht auf *ái* und war vielleicht länger als die übrigen; s. oben S. 430.

Vocalschwund vor der letzten Silbe.

Die kurzen Vocale *a*, *i*, *u*, welche schon in II diese Qualität haben, werden in vor- und drittletzter Silbe ausgeworfen, wenn der Vocal der nächsten Silbe nicht nach der früher angeführten Regel schwinden muss und wenn nicht Doppelconsonanz folgt. S. oben S. 445. *I* macht eine Ausnahme, indem es ausfällt in einigen Fällen folgender Doppelconsonanz und gewöhnlich auch dann, wenn die nächste Silbe gleichfalls ihren Vocal verliert; s. oben S. 456.

A fällt aus in *augna* (G. Pl.), von altem *ánám*, *gamliir* (N. Pl. Masc.) von altem *alai*, *gamlan* (A. Sg. Masc.) von altem *alasmái*, *spakra* (G. Pl.) von altem *asám*, *spakrar* (G. Sg. Fem.) von altem *as(j)ás*, *spakri*, *gamalli* (D. Sg. Fem.) von altem *asjái*, *hugsa* (Inf.) von altem *atjani*, — *fraegra* (G. Pl.) von altem *jasám*, *fraegrar* (G. Sg. Fem.) von altem *jas(j)ás*, — *i* in *bergða*, *doemda* (1. Sg.) von altem *idhám*, *lykli*, *himni* (D. Sg.) von altem *ilai*, *inai*, *miklir* (N. Pl. Masc.) von altem *ilai*, *miklum* (D. Sg. Masc.) von altem *ilasmái*, *betri* (N. Sg. Masc.) von altem *isán*, *dýpt* (N. Sg.), von altem *itá*, *hoens* (N. A. Pl.) von altem *itjá*, *betstr* (N. Sg. Masc.) von altem *istas*, *bergðr*, *doemdr* (Part. Pf.) von altem *itas*, — *u* in *gömlum* (D. Sg. Masc. D. Pl.) von altem *alasmái*, *alanbhims*, *gömlu* (D. Sg. Neut.) von altem *alái*, *tungna* (G. Pl.) von altem *ánám*, *bylgna*, *hellna* (G. Pl.) von altem *jánám*, *öflgir* (N. Pl. Masc.) von altem *ukai*, *öflgum* (D. Sg. Masc. D. Pl.) von altem *ukasmái*, *ukanbhims*, *söðli* (D. Sg.) von altem *ulai*.

Aber erhalten bleibt *a* in *spakan*, *gamlan* (A. Sg. Masc.) von altem *anam*, in II *ana*, *thumals* (G. Sg.) von altem *asja*, in II *as*, *gamals* (G. Sg. Masc.) von altem *asja*, in II *as*, — *i* in *doemi* (1. Sg.) von altem *ijá*, in II *iju*, *ermi* (N. Sg.), *klaedi*

(N. A. Pl.) von altem *ijá*, in II *iju*, *lykil*, *himin* (A. Sg.) von altem *ilam*, *inam*, in II *ila*, *ina*, *mikilla* (G. Pl.) von altem *ilasám*, in II *ilará*, — *u* in *gömul* (N. Sg. Fem. N. A. Pl. Neut.) von altem *alá*, in II *ulu*, *söðul* (A. Sg.) von altem *ulam*, in II *ula*, *öflugra* (G. Pl.) von altem *ukasám*, in II *ugará*.

Durch Position verhindert ist der Ausfall von *a* in *farandi* (Part. Prs.), von altem *antán*, in II *ande*, *temjandi*, (Ptc. Prs.), von altem *jantán*, in II *jande*.

Von späteren Lautwandlungen will ich nur hervorheben, dass *fari* (1. Sg. Prs. Opt.), *foeri* (1. Sg. Pf. Opt.), *temi* (1. Sg. Prs. Opt.), *tamdi* (1. Sg. Pf. Ind.), *tendi* (1. Sg. Pf. Opt.) für *fara*, *foera*, *temja*, *tamda*, *tenda* nur nach Analogie der 3. Sg. gebildet sein kann, da *a* sonst erhalten bleibt.

Auch *e* und *o* für *i*, *u* der Endung scheint spätere Entwicklung zu sein, obwohl gerade die ältesten Handschriften diese Orthographie lieben. Aber da *i* auch im Opt. Pf. erscheint, *o* im Pronomen *thú* und sonst, wo jedenfalls *i*, *u* zu Grunde liegt, — Gislason *Um frumparta*, S. 187 *-legr*, *-lega*, *kaleca* (*calix*), *töke* (3. Sg. Pf. Opt.), 196 *titom* (*Titum*), *blasiom* (*Blasium*), — Håvamål 132 R *mvndo* (= *mundu* 2. Sg.), da die Umlaute wie *j* und *v* beweisen, von *i*, *u*, nicht von *e*, *o* ausgehen, — so muss man schliessen, älteres *i*, *u* sei zu *e*, *o* geworden, um wieder zu *i*, *u* zurückzukehren. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts scheinen in Norwegen *i* *u* und *e* *o* ausgesprochen worden zu sein, da z. B. eine Handschrift der Dietrichsage zwischen beiden Lautgruppen nach Massgabe des vorhergehenden Wurzelvocals wählt. Eine Art Vocalharmonie. S. Lilienkron Zs. 7, 570 ff.

PARADIGMEN ZU DEN DREI PERIODEN.

Substantiva.

A - St ä m m e.

Masculina.

Sg. N.	<i>armAr</i> (<i>brachium</i>)	<i>armr</i>	<i>armr</i> s. S. 368
G.	<i>armass</i>	<i>armas</i>	<i>arms</i> s. S. 377. 443. 451
D.	<i>arme</i>	<i>arme</i>	<i>armi</i> s. S. 434
A.	<i>armā</i>	<i>arma</i>	<i>arm</i> s. S. 370. 443. 450
Pl. N.	<i>armôr</i>	<i>armâr</i>	<i>armar</i>
G.	<i>armô</i>	<i>armâ</i>	<i>arma</i>
D.	<i>armumr</i>	<i>örmunr</i>	<i>örmum</i> s. S. 380
A.	<i>armann</i>	<i>arman</i>	<i>arma</i> s. S. 371. 443. 450

Neutra.

Sg. N.	<i>landā</i> (<i>terra</i>)	<i>landa</i>	<i>land</i> s. S. 370
G.	<i>landass</i>	<i>landas</i>	<i>lands</i> s. S. 377. 443. 451
D.	<i>lande</i>	<i>lande</i>	<i>landi</i> s. S. 434
A.	<i>landā</i>	<i>landa</i>	<i>land</i> s. S. 370
Pl. N.	<i>landu</i>	<i>löndu</i>	<i>lönd</i>
G.	<i>landô</i>	<i>landâ</i>	<i>landa</i>
D.	<i>landumr</i>	<i>löndumr</i>	<i>löndum</i> s. S. 380
A.	<i>landu</i>	<i>löndu</i>	<i>lönd</i>

Â - St ä m m e.

Feminina.

Sg. N.	<i>vaku</i> (<i>föramen in</i>	<i>vöku</i>	<i>vök</i> s. S. 373
G.	<i>vakôr</i> <i>glacie</i>)	<i>vakâr</i>	<i>vakâr</i> s. S. 373
D.	<i>vaku</i>	<i>vöku</i>	<i>vöku</i> s. S. 429. 434. 457
A.	<i>vakô</i>	<i>vaká</i>	<i>vök</i> s. S. 373. 374. 387
Pl. N.	<i>vakôr</i>	<i>vakâr</i>	<i>vakar</i> s. S. 443
G.	<i>vakô</i>	<i>vakâ</i>	<i>vaku</i>
D.	<i>vakôm</i>	<i>vökumr</i>	<i>vökum</i> s. S. 352. 380
A.	<i>vakôr</i>	<i>vakâr</i>	<i>vakur</i> s. S. 443

JA - St ä m m e.

Masculina.

Sg. N. <i>bakir</i> (<i>riuus</i>)	<i>bekir</i>	<i>bekkr</i> s. S. 395. 397
G. <i>bakiss</i>	<i>bekis</i>	<i>bekks</i> s. S. 409
D. <i>bakje</i>	<i>bekje</i>	<i>bekki</i> s. S. 400. 435
A. <i>bakjä</i>	<i>bekja</i>	<i>bekk</i> s. S. 396. 397
Pl. N. <i>bakjôr</i>	<i>bekîr</i>	<i>bekkir</i> s. S. 400. 408
G. <i>bakjô</i>	<i>bekja</i>	<i>bekcja</i> s. S. 403
D. <i>bakjumr</i>	<i>bekjumr</i>	<i>bekkjum</i> s. S. 410
A. <i>bakjann</i>	<i>bekîn</i>	<i>bekki</i> s. S. 396. 397. 400
Sg. N. <i>hallîr</i> (<i>specus</i>)	<i>hellîr</i>	<i>hellir</i> s. S. 395. 397
G. <i>hallîss</i>	<i>hellîs</i>	<i>hellis</i> s. S. 409
D. <i>hallje</i>	<i>hellje</i>	<i>helli</i> s. S. 435
A. <i>hallijä</i>	<i>hellija</i>	<i>helli</i> s. S. 396. 397
Pl. N. <i>halljôr</i>	<i>helljâr</i>	<i>hellar</i> s. S. 408
G. <i>halljô</i>	<i>helljá</i>	<i>hella</i> s. S. 403
D. <i>halljumr</i>	<i>helljumr</i>	<i>hellum</i> s. S. 410
A. <i>halljann</i>	<i>helljan</i>	<i>hella</i> s. S. 396. 397

Neutra.

Sg. N. <i>kunjä</i> (<i>genus</i>)	<i>kynja</i>	<i>kyn</i> s. S. 391. 393. 397
G. <i>kunîss</i>	<i>kynîs</i>	<i>kyns</i> s. S. 409
D. <i>kunje</i>	<i>kynje</i>	<i>kyni</i> s. S. 435
A. <i>kunjä</i>	<i>kynja</i>	<i>kyn</i> s. S. 391. 393. 397
Pl. N. <i>kunju</i>	<i>kynju</i>	<i>kyn</i> s. S. 391. 402
G. <i>kunjô</i>	<i>kynjâ</i>	<i>kynja</i> s. S. 403
D. <i>kunjumr</i>	<i>kynjumr</i>	<i>kynjum</i> s. S. 410
A. <i>kunju</i>	<i>kynju</i>	<i>kyn</i> s. S. 391. 402
Sg. N. <i>kládhijä</i> (<i>vestis</i>)	<i>klaedhija</i>	<i>klaedi</i> s. S. 391. 393. 397
G. <i>kládhîss</i>	<i>klaedhîs</i>	<i>klaedis</i> s. S. 409
D. <i>kládhje</i>	<i>klaedhje</i>	<i>klaedi</i> s. S. 435
A. <i>kládhijä</i>	<i>klaedhija</i>	<i>klaedi</i> s. S. 391. 393. 397
Pl. N. <i>kládhiju</i>	<i>klaedhiju</i>	<i>klaedi</i> s. S. 391. 402
G. <i>kládhjô</i>	<i>klaedhjâ</i>	<i>klaeda</i> s. S. 403
D. <i>kládhjumr</i>	<i>klaedhjumr</i>	<i>klaedum</i> s. S. 310
A. <i>kládhiju</i>	<i>klaedhiju</i>	<i>klaedi</i> s. S. 391. 402

JÁ-Stämme.

Feminina.

Sg. N.	<i>angju</i> (<i>pratum</i>)	<i>engju</i>	<i>eng</i> s. S. 393. 396
G.	<i>angjôr</i>	<i>engjár</i>	<i>engjar</i> s. S. 392
D.	<i>angju</i>	<i>engju</i>	<i>engju</i> s. S. 436. 458
A.	<i>angjó</i>	<i>engjá</i>	<i>eng</i> s. S. 403
Pl. N.	<i>angjôr</i>	<i>engjár</i>	<i>engjar</i> s. S. 409
G.	<i>angjó</i>	<i>engjá</i>	<i>engja</i> s. S. 403
D.	<i>angjôm̄r</i>	<i>engjum̄r</i>	<i>engjum</i> s. S. 392. 410
A.	<i>angjôr</i>	<i>engjár</i>	<i>engjar</i> s. S. 409
Sg. N.	<i>armju</i> (<i>manica</i>)	<i>ermju</i>	<i>ermi</i> s. S. 393. 396. 401
G.	<i>armjôr</i>	<i>ermjár</i>	<i>ermar</i> s. S. 392
D.	<i>armju</i>	<i>ermju</i>	<i>ermi</i> s. S. 436. 458
A.	<i>armjó</i>	<i>ermjá</i>	<i>ermi</i> s. S. 403
Pl. N.	<i>armjôr</i>	<i>ermjár</i>	<i>ermar</i> s. S. 409
G.	<i>armjó</i>	<i>ermjá</i>	<i>erma</i> s. S. 403
D.	<i>armjôm̄r</i>	<i>ermjum̄r</i>	<i>ermum</i> s. S. 392. 410
A.	<i>armjor</i>	<i>ermjár</i>	<i>ermar</i> s. S. 409

I-Stämme.

Masculina.

Sg. N.	<i>burdr</i> (<i>partus</i>)	<i>burdr</i>	<i>burdr</i> s. S. 411. 427. 429
G.	<i>burdôr</i>	<i>burdâr</i>	<i>burdar</i> s. S. 429
D.	<i>burde</i>	<i>burde</i>	<i>burđ</i> s. S. 428
A.	<i>burd</i>	<i>burd</i>	<i>burđ</i> s. S. 429
Pl. N.	<i>burder</i>	<i>burder</i>	<i>burđir</i> s. S. 427
G.	<i>burdô</i>	<i>burdá</i>	<i>burđa</i>
D.	<i>burdum̄r</i>	<i>burdum̄r</i>	<i>burđum</i> s. S. 416
A.	<i>burden̄n</i>	<i>burden</i>	<i>burđi</i> s. S. 413

Feminina.

Sg. N.	<i>sohtr</i> (<i>morbis</i>)	<i>sohtr</i>	<i>sôtt</i> s. S. 411. 427. 429
G.	<i>sohtôr</i>	<i>sohtâr</i>	<i>sôttar</i> s. S. 429
D.	<i>sohte</i>	<i>sohte</i>	<i>sôtt</i> s. S. 428
A.	<i>soht</i>	<i>soht</i>	<i>sôtt</i> s. S. 429
Pl. N.	<i>sohter</i>	<i>sohter</i>	<i>sôttir</i> s. S. 427
G.	<i>sohtô</i>	<i>sohtá</i>	<i>sôtta</i>
D.	<i>sohtum̄r</i>	<i>sohtum̄r</i>	<i>sôttum</i> s. S. 416
A.	<i>sohter</i>	<i>sohter</i>	<i>sôttir</i> s. S. 427

U - St ä m m e.

Masculina.

Sg. N. <i>valur</i> (<i>campus</i>)	<i>völlur</i>	<i>völr</i> s. S. 421
G. <i>vallór</i>	<i>vallár</i>	<i>vallar</i> s. S. 429. 437
D. <i>valli</i>	<i>velli</i>	<i>velli</i> s. S. 437
A. <i>vallu</i>	<i>völlu</i>	<i>völl</i> s. S. 421. 456
Pl. N. <i>vallír</i>	<i>vellír</i>	<i>vellir</i> s. S. 437
G. <i>valló</i>	<i>vallá</i>	<i>valla</i> s. S. 437
D. <i>vallumr</i>	<i>völlumr</i>	<i>völlum</i>
A. <i>vallunn</i>	<i>völlun</i>	<i>völlu</i> s. S. 456

Feminina.

Sg. N. <i>handur</i> (<i>manus</i>)	<i>höndur</i>	<i>hönd</i> s. S. 439
G. <i>handór</i>	<i>handár</i>	<i>handar</i> s. S. 429. 437
D. <i>handí</i>	<i>hendí</i>	<i>hendi</i> s. S. 437
A. <i>handu</i>	<i>höndu</i>	<i>hönd</i> s. S. 439
Pl. N. <i>handir</i>	<i>handir</i>	<i>hendr</i> s. S. 438. 439
G. <i>handó</i>	<i>handí</i>	<i>handu</i> s. S. 437
D. <i>handumr</i>	<i>höndumr</i>	<i>höndum</i>
A. <i>handir</i>	<i>hendir</i>	<i>hendr</i> s. S. 438. 439

AN - St ä m m e.

Masculina.

Sg. N. <i>hana</i> (<i>gallus</i>)	<i>hane</i>	<i>hani</i> s. S. 373
G. <i>hanann</i>	<i>hanan</i>	<i>hana</i>
D. <i>hanan</i>	<i>hanan</i>	<i>hana</i>
A. <i>hanan</i>	<i>hanan</i>	<i>hana</i> s. S. 371. 443. 450
Pl. N. <i>hanann</i>	<i>hanan</i>	<i>hanar</i> s. S. 377
G. <i>hananó</i>	<i>hananó</i>	<i>hana</i> s. S. 382
D. <i>hanumr</i>	<i>hönumr</i>	<i>hönum</i>
A. <i>hanann</i>	<i>hanan</i>	<i>hana</i> s. S. 376

Neutra.

Sg. N. <i>augó</i> (<i>oculus</i>)	<i>augá</i>	<i>auga</i> s. S. 375
G. <i>augann</i>	<i>augan</i>	<i>auga</i>
D. <i>augan</i>	<i>augan</i>	<i>auga</i>
A. <i>augó</i>	<i>augá</i>	<i>auga</i> s. S. 375
Pl. N. <i>augón</i>	<i>augun</i>	<i>augu</i> s. S. 385
G. <i>auganó</i>	<i>auganá</i>	<i>augna</i> s. S. 452
D. <i>augumr</i>	<i>augumr</i>	<i>augum</i>
A. <i>augón</i>	<i>augun</i>	<i>augu</i> s. S. 385

ÂN-Stämme.

Feminina.

Sg. N.	<i>tungô (lingua)</i>	<i>tungá</i>	<i>tunga</i> s. S. 375
G.	<i>tungónn</i>	<i>tungun</i>	<i>tungu</i> s. S. 384. 452
D.	<i>tungónnu</i>	<i>tungun</i>	<i>tungu</i> s. S. 452
A.	<i>tungón</i>	<i>tungun</i>	<i>tungu</i> s. S. 452
Pl. N.	<i>tungón</i>	<i>tungun</i>	<i>tungur</i> s. S. 385
G.	<i>tungónô</i>	<i>tunguna</i>	<i>tungua</i> s. S. 386. 452
D.	<i>tungóm</i>	<i>tungumr</i>	<i>tungum</i>
A.	<i>tungónn</i>	<i>tungun</i>	<i>tungur</i> s. S. 385

JAN-Stämme.

Masculina.

Sg. N.	<i>stadjá (incus)</i>	<i>stedje</i>	<i>steði</i> s. S. 402
G.	<i>stadjann</i>	<i>stedjan</i>	<i>steðja</i> s. S. 409
D.	<i>stadjan</i>	<i>steljan</i>	<i>steðja</i>
A.	<i>stadjan</i>	<i>stedjan</i>	<i>steðja</i> s. S. 392
Pl. N.	<i>stadjann</i>	<i>stedjan</i>	<i>steðjar</i> s. S. 409
G.	<i>stadjanô</i>	<i>stedjaná</i>	<i>steðja</i>
D.	<i>stadjumr</i>	<i>stedjumr</i>	<i>steðjum</i>
A.	<i>stadjann</i>	<i>stedjan</i>	<i>steðja</i>
Sg. N.	<i>andja (finis)</i>	<i>endje</i>	<i>endi</i> s. S. 402
G.	<i>andjann</i>	<i>endjan</i>	<i>enda</i> s. S. 409
D.	<i>andjan</i>	<i>endjan</i>	<i>enda</i>
A.	<i>andjan</i>	<i>endjan</i>	<i>enda</i> s. S. 392
Pl. N.	<i>andjann</i>	<i>endjan</i>	<i>endar</i> s. S. 409
G.	<i>andjanô</i>	<i>endjaná</i>	<i>enda</i>
D.	<i>andjumr</i>	<i>endjumr</i>	<i>endum</i>
A.	<i>andjann</i>	<i>endjan</i>	<i>enda</i>

Neutra.

Sg. N.	<i>aurjô (auris)</i>	<i>eyrjá</i>	<i>eyra</i> s. S. 408
G.	<i>aurjann</i>	<i>eyrjan</i>	<i>eyra</i>
D.	<i>aurjan</i>	<i>eyrjan</i>	<i>eyra</i>
A.	<i>aurjô</i>	<i>eyrjá</i>	<i>eyra</i>
Pl. N.	<i>aurjón</i>	<i>eyrjun</i>	<i>eyru</i>
G.	<i>aurjanô</i>	<i>eyrjaná</i>	<i>eyrna</i>
D.	<i>aurjumr</i>	<i>eyrjumr</i>	<i>eyrum</i>
A.	<i>aurjón</i>	<i>eyrjun</i>	<i>eyru</i>

JÂN-Stämme.

Feminina.

Sg. N. <i>bulgjô</i> (<i>unda</i>)	<i>bylgjá</i>	<i>bylgja</i> s. S. 403
G. <i>bulgjönn</i>	<i>bylgjun</i>	<i>bylgju</i>
D. <i>bulgjôn</i>	<i>bylgjun</i>	<i>bylgju</i>
A. <i>bulgjôn</i>	<i>bylgjun</i>	<i>bylgju</i>
Pl. N. <i>bulgjönn</i>	<i>bylgjun</i>	<i>bylgjur</i> s. S. 410
G. <i>bulgjönô</i>	<i>bylgjuná</i>	<i>bylgna</i> s. S. 454
D. <i>bulgjömr</i>	<i>bylgjumr</i>	<i>bylgjum</i> s. S. 410
A. <i>bulgjönn</i>	<i>bylgjun</i>	<i>bylgjur</i> s. S. 410
Sg. N. <i>halljô</i> (<i>lamina la-</i>	<i>hellji</i>	<i>hella</i> s. S. 403
G. <i>halljönn pidea</i>)	<i>helljun</i>	<i>hellu</i>
D. <i>halljôn</i>	<i>helljun</i>	<i>hellu</i>
A. <i>halljôn</i>	<i>helljun</i>	<i>hellu</i>
Pl. N. <i>halljönn</i>	<i>helljun</i>	<i>hellur</i> s. S. 410
G. <i>halljönô</i>	<i>helljuná</i>	<i>hellna</i> s. S. 454
D. <i>halljömr</i>	<i>helljumr</i>	<i>hellum</i> s. S. 410
A. <i>halljönn</i>	<i>helljun</i>	<i>hellur</i> s. S. 410
Sg. N. <i>frôdi</i>	<i>froedîn</i>	<i>froedi</i> s. S. 403. 408
G. <i>frôdinn</i>	<i>froedîn</i>	<i>froedi</i> s. S. 403
D. <i>frôdîn</i>	<i>froedîn</i>	<i>froedi</i> s. S. 403
A. <i>frôdîn</i>	<i>froedîn</i>	<i>froedi</i> s. S. 403

Adjectiva.

A-Stämme.

Masculina.

Sg. N. <i>spakAr</i> (<i>sapiens</i>)	<i>spakr</i>	<i>spakr</i>
G. <i>spakass</i>	<i>spakas</i>	<i>spaks</i>
D. <i>spakumtu</i>	<i>spökumu</i>	<i>spökum</i> s. S. 429. 452
A. <i>spakanã</i>	<i>spakana</i>	<i>spakan</i> s. S. 452
Pl. N. <i>spaker</i>	<i>spaker</i>	<i>spakir</i> s. S. 426
G. <i>spakarô</i>	<i>spakarâ</i>	<i>spakra</i> s. S. 452
D. <i>spakumr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A. <i>spakann</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>

Neutra.

Sg. N. <i>spakat</i> (<i>sapiens</i>)	<i>spakat</i>	<i>spakt</i> s. S. 371. 451
G. <i>spakass</i>	<i>spakas</i>	<i>spaks</i>
D. <i>spaku</i>	<i>spökuma</i>	<i>spöku</i> s. S. 429
A. <i>spakat</i>	<i>spukat</i>	<i>spakt</i> s. S. 371. 451
Pl. N. <i>spaku</i>	<i>spöku</i>	<i>spök</i>
G. <i>spakarô</i>	<i>spakarâ</i>	<i>spakra</i>
D. <i>spakumr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A. <i>spaku</i>	<i>spöku</i>	<i>spök</i>

Feminina.

Sg. N. <i>spaku</i> (<i>sapiens</i>)	<i>spöku</i>	<i>spök</i>
G. <i>spakarôr</i>	<i>spakarâr</i>	<i>spakrar</i> s. S. 418
D. <i>spakare</i>	<i>spakure</i>	<i>spakri</i> s. S. 418. 452
A. <i>spakô</i>	<i>spaká</i>	<i>spaka</i> s. S. 373
Pl. N. <i>spakôr</i>	<i>spakûr</i>	<i>spakar</i>
G. <i>spakarô</i>	<i>spakarâ</i>	<i>spakra</i>
D. <i>spakômr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A. <i>spakôr</i>	<i>spakâr</i>	<i>spakar</i>

JA - St ä m m e.

Masculina.

Sg. N. <i>frágir</i> (<i>clarus</i>)	<i>fraegir</i>	<i>fraegr</i> s. S. 397. 402
G. <i>frágiss</i>	<i>fraegis</i>	<i>fraegs</i> s. S. 409
D. <i>frágjummu</i>	<i>fraegjumu</i>	<i>fraegjum</i> s. S. 410
A. <i>frágjanã</i>	<i>fraegjana</i>	<i>fraegjan</i> s. S. 454
Pl. N. <i>fragjer</i>	<i>fraegjer</i>	<i>fraegir</i>
G. <i>frágjarô</i>	<i>fraegjará</i>	<i>fraegra</i> s. S. 410. 454
D. <i>frágjumr</i>	<i>fraegjumr</i>	<i>fraegjum</i> s. S. 410
A. <i>frágjann</i>	<i>fraegjan</i>	<i>fraegja</i>

Neutra.

Sg. N. <i>frágjat</i> (<i>clarum</i>)	<i>fraegjat</i>	<i>fraegt</i>
G. <i>frágiss</i>	<i>fraegis</i>	<i>fraegs</i> s. S. 409
D. <i>frágju</i>	<i>fraegju</i>	<i>fraegju</i>
A. <i>frágjat</i>	<i>fraegjat</i>	<i>fraegt</i>
Pl. N. <i>frágju</i>	<i>fraegju</i>	<i>fraeg</i>
G. <i>frágjarô</i>	<i>fraegjará</i>	<i>fraegra</i>
D. <i>frágjumr</i>	<i>fraegjumr</i>	<i>fraegjum</i>
A. <i>frágju</i>	<i>fraegju</i>	<i>fraeg</i>

Feminina.

Sg. N. <i>frággju</i> (<i>clara</i>)	<i>fraegju</i>	<i>fraeg</i> s. S. 402
G. <i>frággjarôr</i>	<i>fraegjarár</i>	<i>fraegvar</i> s. S. 410
D. <i>frággjare</i>	<i>fraegjare</i>	<i>fraegri</i> s. S. 410
A. <i>frággjó</i>	<i>fraegjá</i>	<i>fraegja</i> s. S. 392. 403
Pl. N. <i>frággjôr</i>	<i>fraegjár</i>	<i>fraegjar</i>
G. <i>frággjarô</i>	<i>fraegjará</i>	<i>fraegra</i>
D. <i>frággjomr</i>	<i>fraegjumr</i>	<i>fraegjum</i>
A. <i>frággjôr</i>	<i>fraegjár</i>	<i>fraegjar</i>

Masculina.

Sg. N. <i>vánir</i> (<i>pulcher</i>)	<i>vaenir</i>	<i>vaenn</i> s. S. 397. 402
G. <i>vániss</i>	<i>vaenis</i>	<i>vaens</i> s. S. 409
D. <i>vánjummu</i>	<i>vaenjumu</i>	<i>vaenum</i> s. S. 410
A. <i>vánjanã</i>	<i>vaenjana</i>	<i>vaenan</i> s. S. 454
Pl. N. <i>vánjer</i>	<i>vaenjer</i>	<i>vaenir</i>
G. <i>vánjarô</i>	<i>vaenjará</i>	<i>vaenna</i> s. S. 410. 454
D. <i>vánjumr</i>	<i>vaenjumr</i>	<i>vaenum</i> s. S. 410
A. <i>vánjann</i>	<i>vaenjan</i>	<i>vaena</i>

Neutra.

Sg. N. <i>vánjat</i> (<i>pulchrum</i>)	<i>vaenjat</i>	<i>vaent</i>
G. <i>vániss</i>	<i>vaenis</i>	<i>vaens</i> s. S. 409
D. <i>vánju</i>	<i>vaenju</i>	<i>vaenu</i>
A. <i>vánjat</i>	<i>vaenjat</i>	<i>vaent</i>
Pl. N. <i>vánju</i>	<i>vaenju</i>	<i>vaen</i>
G. <i>vánjarô</i>	<i>vaenjará</i>	<i>vaenna</i>
D. <i>vánjumr</i>	<i>vaenjumr</i>	<i>vaenum</i>
A. <i>vánju</i>	<i>vaenju</i>	<i>vaen</i>

Feminina.

Sg. N. <i>vánju</i> (<i>pulchra</i>)	<i>vaenju</i>	<i>vaen</i> s. S. 402
G. <i>vánjarár</i>	<i>vaenjarár</i>	<i>vaennar</i> s. S. 410
D. <i>vánjare</i>	<i>vaenjare</i>	<i>vaenni</i> s. S. 410
A. <i>vánjó</i>	<i>vaenjá</i>	<i>vaena</i> s. S. 392. 403
Pl. N. <i>vánjôr</i>	<i>vaenjár</i>	<i>vaenar</i>
G. <i>vánjarô</i>	<i>vaenjará</i>	<i>vaenna</i>
D. <i>vánjôm</i>	<i>vaenjumr</i>	<i>vaenum</i>
A. <i>vánjôr</i>	<i>vaenjár</i>	<i>vaenar</i>

Schwache Declination.

Masculina.

Sg. N.	<i>spaka (sapiens)</i>	<i>spake</i>	<i>spaki</i>
G.	<i>spakann</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>
D.	<i>spakan</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>
A.	<i>spakan</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>
Pl. N.	<i>spakann</i>	<i>spakan</i>	<i>spöku</i> s. S. 385.
G.	<i>spakanô</i>	<i>spakaná</i>	<i>spöku</i>
D.	<i>spakumr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A.	<i>spakunn</i>	<i>spakan</i>	<i>spöku</i> s. S. 385

Neutra.

Sg. N.	<i>spakô (sapiens)</i>	<i>spaká</i>	<i>spaka</i>
G.	<i>spakann</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>
D.	<i>spakan</i>	<i>spakan</i>	<i>spaka</i>
A.	<i>spakô</i>	<i>spaká</i>	<i>spaka</i>
Pl. N.	<i>spakôn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i> s. S. 385
G.	<i>spakanô</i>	<i>spakaná</i>	<i>spöku</i>
D.	<i>spakumr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A.	<i>spakôn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i> s. S. 385

Feminina.

Sg. N.	<i>spakô (sapiens)</i>	<i>spaká</i>	<i>spaka</i>
G.	<i>spakônn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i>
D.	<i>spakôn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i>
A.	<i>spakôn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i>
Pl. N.	<i>spakônn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i> s. S. 385
G.	<i>spakônô</i>	<i>spökuná</i>	<i>spöku</i>
D.	<i>spakómr</i>	<i>spökumr</i>	<i>spökum</i>
A.	<i>spakônn</i>	<i>spökun</i>	<i>spöku</i> s. S. 385

V e r b a.

Prs. Ind.	A-Stämme.	
Sg. 1.	<i>faru (vehor)</i>	<i>föru</i> <i>fer</i> s. S. 374
2.	<i>farir</i>	<i>ferir</i> <i>ferr</i> s. S. 416
3.	<i>farid</i>	<i>ferid</i> <i>ferr</i> s. S. 416
Pl. 1.	<i>farum</i>	<i>förum</i> <i>förum</i>
2.	<i>fared</i>	<i>fared</i> <i>farid</i> s. S. 379. 451
3.	<i>farann</i>	<i>faran</i> <i>fara</i>

Prs. Opt.

Sg. 1. <i>farô</i>	<i>farâ</i>	<i>fura</i> s. S. 429
2. <i>farer</i>	<i>farer</i>	<i>farir</i>
3. <i>fare</i>	<i>fare</i>	<i>fari</i> s. S. 427
Pl. 1. <i>farem</i>	<i>farem</i>	<i>farim</i>
2. <i>fared</i>	<i>fared</i>	<i>farið</i>
3. <i>faren</i>	<i>faren</i>	<i>fari</i> s. S. 427

Prs. Imp.

Sg. 2. <i>far</i>	<i>far</i>	<i>far</i>
Pl. 1. <i>farum</i>	<i>förum</i>	<i>förum</i>
2. <i>fared</i>	<i>fared</i>	<i>farið</i>

Pf. Ind.

Sg. 1. <i>fôr</i>	<i>fôr</i>	<i>fôr</i>
2. <i>fört</i>	<i>fört</i>	<i>fört</i>
3. <i>fôr</i>	<i>fôr</i>	<i>fôr</i>
Pl. 1. <i>förum</i>	<i>förum</i>	<i>förum</i>
2. <i>förud</i>	<i>förud</i>	<i>förud</i>
3. <i>förun</i>	<i>förun</i>	<i>föru</i>

Pf. Opt.

Sg. 1. <i>fôrjô</i>	<i>foerjá</i>	<i>foera</i> s. S. 395. 400 f. 403
2. <i>fôrîr</i>	<i>foerîr</i>	<i>foerir</i> s. S. 420
3. <i>fôrî</i>	<i>foerî</i>	<i>foeri</i> s. S. 414
Pl. 1. <i>fôrîm</i>	<i>foerîm</i>	<i>foerim</i>
2. <i>fôrîd</i>	<i>foerîd</i>	<i>foerid</i>
3. <i>fôrîn</i>	<i>foerîn</i>	<i>foeri</i> s. S. 414

Inf.

faran *faran* *fava* s. S. 377. 443

Part. Prs.

faranda *farande* *farandi* s. S. 444

Part. Pf.

farenar *farenr* *farinn* s. S. 378. 392

Prs. Ind.

Sg. 1. <i>tamju</i> (<i>domo</i>)	<i>temju</i>	<i>tem</i> s. S. 392. 401
2. <i>tamir</i>	<i>temir</i>	<i>temr</i> s. S. 416
3. <i>tamid</i>	<i>temid</i>	<i>temr</i> s. S. 416
Pl. 1. <i>tamjum</i>	<i>temjum</i>	<i>temjum</i> s. S. 392. 410
2. <i>tamjed</i>	<i>temjed</i>	<i>temid</i> s. S. 409
3. <i>tamjann</i>	<i>temjan</i>	<i>temja</i>

JA-Stämme.

Prs. Opt.

Sg. 1.	<i>tamjô</i>	<i>temjâ</i>	<i>temja</i> s. S. 436
2.	<i>tamjer</i>	<i>temjer</i>	<i>temir</i>
3.	<i>tamje</i>	<i>temje</i>	<i>temi</i>
Pl. 1.	<i>tamjem</i>	<i>temjem</i>	<i>temim</i>
2.	<i>tamjed</i>	<i>temjed</i>	<i>temið</i>
3.	<i>temjen</i>	<i>temjen</i>	<i>temi</i>

Prs. Imp.

Sg. 2.	<i>tami</i>	<i>temi</i>	<i>tem</i> s. S. 394
Pl. 1.	<i>tamjum</i>	<i>temjum</i>	<i>temjum</i>
2.	<i>tamjed</i>	<i>temid</i>	<i>temið</i>

Pf. Ind.

Sg. 1.	<i>tamidô</i>	<i>tamdâ</i>	<i>tamda</i> s. S. 374. 387. 413. 417. 420
2.	<i>tamidâr</i>	<i>tamder</i>	<i>tamidr</i> s. S. 384. 452
3.	<i>tamida</i>	<i>tamde</i>	<i>tamdi</i> s. S. 372. 374. 387
Pl. 1.	<i>tamidôm</i>	<i>tömdum</i>	<i>tömdum</i>
2.	<i>tamidôd</i>	<i>tömdud</i>	<i>tömdud</i> s. S. 384
3.	<i>tamidôn</i>	<i>tömdun</i>	<i>tömdu</i> s. S. 376. 384. 443. 456

Pf. Opt.

Sg. 1.	<i>tamidjô</i>	<i>temdjâ</i>	<i>temda</i> s. S. 403. 417
2.	<i>tamidâr</i>	<i>temdâr</i>	<i>temdir</i>
3.	<i>tamidî</i>	<i>temdî</i>	<i>temdi</i>
Pl. 1.	<i>tamidîm</i>	<i>temdîm</i>	<i>temdim</i>
2.	<i>tamidîd</i>	<i>temdîd</i>	<i>temdið</i>
3.	<i>tamidîn</i>	<i>temdîn</i>	<i>temdi</i>

Inf.

<i>tamjan</i>	<i>temjan</i>	<i>temja</i>
---------------	---------------	--------------

Part. Prs.

<i>tamjanda</i>	<i>temjande</i>	<i>temjandi</i> s. S. 410. 454
-----------------	-----------------	--------------------------------

Part. Pf.

<i>tamidAr</i>	<i>tamdr</i>	<i>tamdr</i> s. S. 413. 417
----------------	--------------	-----------------------------

Prs. Ind.

Sg. 1.	<i>dômiju (iudico)</i>	<i>doemiju</i>	<i>doemi</i>
2.	<i>dômîr</i>	<i>doemîr</i>	<i>doemir</i>
3.	<i>dômîd</i>	<i>doemîd</i>	<i>doemir</i>
Pl. 1.	<i>dômjum</i>	<i>doemjum</i>	<i>doemum</i>
2.	<i>domjed</i>	<i>doemjed</i>	<i>doemið</i>
3.	<i>dômjann</i>	<i>doemjan</i>	<i>doema</i>

Prs. Opt.

Sg. 1.	<i>dômjô</i>	<i>doemjá</i>	<i>doema</i>
2.	<i>dômjer</i>	<i>doemjer</i>	<i>doemir</i>
3.	<i>dômje</i>	<i>doemje</i>	<i>doemi</i>
Pl. 1.	<i>dômjem</i>	<i>doemjem</i>	<i>doemim</i>
2.	<i>dômjed</i>	<i>doenjed</i>	<i>doemiđ</i>
3.	<i>dômjen</i>	<i>doemjen</i>	<i>doemi</i>

Prs. Imp.

Sg. 2.	<i>dômi</i>	<i>doemi</i>	<i>doem</i>
Pl. 1.	<i>dômjum</i>	<i>doemjum</i>	<i>doemum</i>
2.	<i>dômjed</i>	<i>doenjed</i>	<i>doemiđ</i>

Pf. Ind.

Sg. 1.	<i>dômidô</i>	<i>doemidâ</i>	<i>doemda</i>
2.	<i>dômidâr</i>	<i>doemider</i>	<i>doemdir</i>
3.	<i>dômida</i>	<i>doemide</i>	<i>doemdi</i>
Pl. 1.	<i>dômidôm</i>	<i>doemidum</i>	<i>doemdum</i>
2.	<i>dômidôd</i>	<i>doemidud</i>	<i>doemdudđ</i>
3.	<i>dômidôn</i>	<i>doemidun</i>	<i>doemdu</i>

Pf. Opt.

Sg. 1.	<i>dômidjô</i>	<i>doemidjá</i>	<i>doemda</i>
2.	<i>dômidîr</i>	<i>doemidîr</i>	<i>doemdir</i>
3.	<i>dômidî</i>	<i>doemidî</i>	<i>doemdi</i>
Pl. 1.	<i>dômidîm</i>	<i>doemidîm</i>	<i>doemdim</i>
2.	<i>dômidîđ</i>	<i>doemidîđ</i>	<i>doemdiđ</i>
3.	<i>dômidîn</i>	<i>doemidîn</i>	<i>doemdi</i>

Inf.

<i>dômjan</i>	<i>doemjan</i>	<i>doema</i>
---------------	----------------	--------------

Part. Prs.

<i>dômjanda</i>	<i>doemjande</i>	<i>doemandi</i>
-----------------	------------------	-----------------

Part. Pf.

<i>dômidAr</i>	<i>doemidr</i>	<i>doemdr</i>
----------------	----------------	---------------

AI-Stämme.

Prs. Ind.

Sg. 1.	<i>vake (vigilo)</i>	<i>vake</i>	<i>vaki s. S. 426</i>
2.	<i>vaker</i>	<i>vaker</i>	<i>vakir</i>
3.	<i>vaked</i>	<i>vaked</i>	<i>vakir</i>
Pl. 1.	<i>vakem</i>	<i>vakem</i>	<i>vökum</i>
2.	<i>vaked</i>	<i>vaked</i>	<i>vakidđ</i>
3.	<i>vakenn</i>	<i>vaken</i>	<i>vaka</i>

Prs. Opt.

Sg. 1.	<i>vakô</i>	<i>vaká</i>	<i>vaka</i>
2.	<i>vaker</i>	<i>vaker</i>	<i>vakir</i>
3.	<i>vake</i>	<i>vake</i>	<i>vaki</i> s. S. 428
Pl. 1.	<i>vakem</i>	<i>vakem</i>	<i>vakim</i> s. S. 434
2.	<i>vaked</i>	<i>vaked</i>	<i>vakid</i>
3.	<i>vaken</i>	<i>vaken</i>	<i>vaki</i> s. S. 428

Prs. Imp.

Sg. 2.	<i>vake</i>	<i>vake</i>	<i>vaki</i> s. S. 426
Pl. 1.	<i>vakem</i>	<i>vakem</i>	<i>vökum</i>
2.	<i>vaked</i>	<i>vaked</i>	<i>vakid</i>

Pf. Ind.

Sg. 1.	<i>vakedô</i>	<i>vaktá</i>	<i>vakta</i> s. S. 434 f.
2.	<i>vakedár</i>	<i>vakter</i>	<i>vaktir</i>
3.	<i>vakeda</i>	<i>vakte</i>	<i>vakti</i>
Pl. 1.	<i>vakedôm</i>	<i>vöktum</i>	<i>vöktum</i>
2.	<i>vakedôd</i>	<i>vöktud</i>	<i>vöktuð</i>
3.	<i>vakedôn</i>	<i>vöktun</i>	<i>vöktu</i>

Pf. Opt.

Sg. 1.	<i>vakedjô</i>	<i>vektjá</i>	<i>veкта</i> s. S. 403. 434 f.
2.	<i>vakedír</i>	<i>vektír</i>	<i>vektir</i>
3.	<i>vakedi</i>	<i>vekti</i>	<i>vekti</i>
Pl. 1.	<i>vakedím</i>	<i>vektim</i>	<i>vektim</i>
2.	<i>vakedid</i>	<i>vektid</i>	<i>vektid</i>
3.	<i>vakedin</i>	<i>vektin</i>	<i>vekti</i>

Inf.

vaken vaken vaka

Part. Prs.

vakenda vakende vakandi

Part. Pf.

vakedAr vakedr vakat

Â - St ä m m e.

Prs. Ind.

Sg. 1.	<i>kallô (adpello)</i>	<i>kallá</i>	<i>kalla</i> s. S. 373
2.	<i>kallôr</i>	<i>kallâr</i>	<i>kallar</i>
3.	<i>kallôd</i>	<i>kallád</i>	<i>kallar</i>
Pl. 1.	<i>kallôm</i>	<i>köllum</i>	<i>köllum</i> s. S. 384
2.	<i>kallôd</i>	<i>kallád</i>	<i>kallid</i> s. S. 384
3.	<i>kallôn</i>	<i>kallán</i>	<i>kalla</i> s. S. 384

Prs. Opt.

Sg. 1.	<i>kallô</i>	<i>kallâ</i>	<i>kalla</i> s. S. 430
2.	<i>kaller</i>	<i>kaller</i>	<i>kallir</i>
3.	<i>kalle</i>	<i>kalle</i>	<i>kalli</i>
Pl. 1.	<i>kallem</i>	<i>kallem</i>	<i>kallim</i>
2.	<i>kalled</i>	<i>kalled</i>	<i>kallið</i>
3.	<i>kallen</i>	<i>kallen</i>	<i>kalli</i>

Prs. Imp.

Sg. 2.	<i>kallô</i>	<i>kallâ</i>	<i>kalla</i> s. S. 373
Pl. 1.	<i>kallôm</i>	<i>köllum</i>	<i>köllum</i>
2.	<i>kallôð</i>	<i>kallâð</i>	<i>kallið</i> s. S. 384

Pf. Ind.

Sg. 1.	<i>kallôðô</i>	<i>kallâðí</i>	<i>kallaða</i>
2.	<i>kallôðár</i>	<i>kallâðer</i>	<i>kallaðir</i>
3.	<i>kallôða</i>	<i>kallâðe</i>	<i>kallaði</i>
Pl. 1.	<i>kallôðôm</i>	<i>kölludum</i>	<i>kölludum</i> s. S. 386. 452
2.	<i>kallôðôð</i>	<i>kölludud</i>	<i>kölludud</i>
3.	<i>kallôðôn</i>	<i>kölludun</i>	<i>kölludu</i>

Pf. Opt.

Sg. 1.	<i>kallôðjô</i>	<i>kallâðjá</i>	<i>kallaða</i> s. S. 403
2.	<i>kallôðír</i>	<i>kallâðir</i>	<i>kallaðir</i>
3.	<i>kallôðí</i>	<i>kallâðí</i>	<i>kallaði</i>
Pl. 1.	<i>kallôðím</i>	<i>kallâðím</i>	<i>kallaðim</i>
2.	<i>kallôðíð</i>	<i>kallâðíð</i>	<i>kallaðið</i>
3.	<i>kallôðín</i>	<i>kallâðín</i>	<i>kallaði</i>

Inf.

<i>kallón</i>	<i>kallân</i>	<i>kalla</i> s. S. 384
---------------	---------------	------------------------

Part. Prs.

<i>kallónða</i>	<i>kallânde</i>	<i>kallandi</i> s. S. 386
-----------------	-----------------	---------------------------

Part. Pf.

<i>kallôðAr</i>	<i>kallâðr</i>	<i>kallaðr</i>
-----------------	----------------	----------------

Inschriften der ersten und zweiten Periode.

Für die erste Periode wurden folgende Inschriften benützt. Wenn nichts besonderes angegeben, sind es Inschriften auf Stein.

Berga, Schweden, Södermansland.

saligastiR fino — Stephens The oldnorthern runic monuments London 1866, 1, 176. 2, 886, Bugge Tidskrift for philologi og paedagogik 7, 244. 313, Wimmer Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1867 S. 53, Runeskiftens oprindelse S. 137.

Belland, Norwegen, Lister.

. . . **R kethan** — Stephens 1, 261, Wimmer Runeskiftens oprindelse S. 137.

Bö, Norwegen, Stavanger.

hnabdas hlaiva — Stephens 2, 846, Bugge Tidskrift 7, 320.

Bratsberg, Norwegen, Tronjem.

thaliE — Stephens 1, 267, Bugge Tidskrift 7, 247. 8, 166, Wimmer Aarbøger 1867 S. 54.

Dalby (Strarup), Dänemark, Südjütland, auf einem Diadem.

luthro — Stephens 1, 283, Wimmer Aarbøger 1867 S. 55.

Einang, Norwegen, Valdres.

dagaR thaR runo faihido — Bugge Forhandlinger i norske videnskabs selskabet i Christiania 1872/73 S. 319.

Etelhem, Schweden, Gotland, auf einer Spange.

mk mrla wrta — Stephens 1, 182, Bugge Tidskrift 7, 246. 8, 197, Wimmer Aarbøger 1867 S. 56.

Gallehuus, Dänemark, Nordjütland, auf einem Horn.

ek hlewagastiR holtingaR horna tawido — Stephens 1, 320, Dietrich Die Blekinger Inschriften S. 28, Bugge Tidskrift 7, 215. 312. 8, 187, Wimmer Aarbøger 1867, S. 34. 51.

Himlinghöje, Dänemark, Seeland, auf einer Spange.

hariso — Stephens 1, 297, Dietrich Germania 10, 296, Bugge Tidskrift 7, 251. 8, 198, Wimmer Aarbøger 1867 S. 55.

Krogstad, Schweden, Upland.

Nur **stainaR** ist deutlich. — Stephens 1, 184, Bugge Tidskrift 8, 167, Forhandlinger i videnskabs selskabet i Christiania 1872/73 S. 327, Aarbøger 1871 S. 197, Wimmer Runeskriftens oprindelse 106. 137. 181.

Lindholm, Schweden, Skoné, auf einem Amulet.

ek erilaR sai lagaR hateka — Stephens 1, 219, Wimmer Aarbøger 1867 S. 38. 53, Runeskriftens oprindelse 145, Bugge Aarbøger 1871 S. 187, 1872 S. 194.

Orstad, Norwegen, Stavanger.

hiligaR saralu — Stephens 1, 258, Wimmer Aarbøger 1867 S. 29. 53, Runeskriftens oprindelse S. 182.

Reidstad, Norwegen, Lister.

Nur **luthingaR, wraitha** ist deutlich — Stephens 1, 256, Bugge Tidskrift 8, 172. 307, Wimmer Aarbøger 1867 S. 53, Runeskriftens oprindelse S. 179. 181.

Stenstad, Norwegen, Thelemark.

igingon halaR — Stephens 1, 254, Bugge Tidskrift 7, 250. 8, 176, Wimmer Aarbøger 1867 S. 53, Navneordenes bøjning S. 45. 119, Runeskriftens oprindelse S. 137.

Tanum, Schweden, Bohuslen.

thrawingan hattinaR was — Stephens 1, 196, Bugge Tidskrift 7, 248. 361. 8, 197, Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 138.

Thorsbjerg, Dänemark, Südjütland, auf einem Beschläge.

Deutlich ist nur **thewaR, mariR** — Stephens 1, 295, Wimmer Aarbøger 1867 S. 53, Runeskriftens oprindelse S. 92 Anmerkung, Bugge Tidskrift 8, 180, Forhandlinger i videnskabs selskabet i Christiania 1872/73 S. 316.

Tomstad, Norwegen, Lister.

... **an waruR** — Stephens 1, 264. 2, 841, Bugge Tidskrift 8, 179.

Tune, Norwegen, Smaalenene.

1. **ek wiwaR after woduride witadahalaiban worahto . . .**
2. **arbinga singosteR arbingano thuingoR dohtriR dalidun [afte]R woduride staina** — Stephens 1, 247, Munch Aarsberetning fra foreningen til norske fortidsmindesmaerkeres bevaring 1856, Uppström Nova acta regiae societatis Upsaliensis 1858 S. 351, Dietrich Die Blekinger Inschriften S. 22, Bugge Tidskrift 7, 225, 312. 8, 189, Wimmer Aarbøger 1867 S. 37. 51. 54. 56. 57. 60, Navneordenes bøjning S. 41, Runeskriftens oprindelse S. 133.

Vaeblungsnaes, Norwegen, Romsdal.

eirilak wiwila — Stephens 1, 274, Bendixen und Bugge Aarbøger 1872 S. 189.

Valsfjord, Norwegen, Fose.

hagustaldiR thewaR godagas oder **hagustaldaR** — Bugge Forhandlinger i videnskabs selskabet i Christiania 1872/73 S. 319.

Varde, Dänemark, Jütland, auf einem Bracteaten.

niuwila — Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 180.

Varnum, Schweden, Vermland.

[u]baR hite harabanaR [wi]t iah ek erilaR runoR waritu — Stephens 1, 216, Bugge Tidskrift 7, 237, 360. 8, 196, Wimmer Aarbøger 1867 S. 38 Anmerkung, 53. 56, Runeskriftens oprindelse S. 140.

Für die zweite Periode:

Björketorp, Schweden, Bleking.

**utharabasba saR that barutr uti eR wela daude haera ma-
lausR ginarunaR aragen falah ak hadR oag haidRru-
naronu** — Stephens 1, 165, Dietrich Die Blekinger In-
schriften S. 6, Hofmann Sitzungsberichte der Münchener
Akademie 1866, 2, 119, Bugge Tidskrift 7, 323. 8, 198,
Wimmer Aarbøger 1867 S. 56. 58. 59, Runeskriftens
oprindelse S. 170.

Gommor, Schweden, Bleking.

stathathr in der ersten Zeile ist zweifelhaft, dann **sate hathu-
wolafa** — Stephens 1, 206, Dietrich Die Blekinger In-

schriften S. 21, Hofmann Sitzungsberichte 1866, 2, 126, Bugge Tidskrift 7, 347, Wimmer Aarbøger 1867 S. 54.

Istaby, Schweden, Bleking.

afAtR hariwulafA hathuwulafR haeruwulafR wArarit runaR thaiar — Stephens 1, 173, Dietrich Die Blekinger Inschriften S. 19, Hofmann Sitzungsberichte 1866, 2, 116, Bugge Tidskrift 7, 314. 8, 198, Wimmer Aarbøger 1867 S. 38. 51. 54. 56.

Stentofte, Schweden, Bleking.

Deutlich ist **bordumR, gestumr, hathuwolafR gaf hariwolafR, hideRrungno, ginoronoR abariutith**, s. Björketorp, — Stephens 1, 169, Munch Annaler for nordisk oldkyndighed 1848 S. 281, Dietrich Die Blekinger Inschriften S. 13, Hofmann Sitzungsberichte 1866, 2, 119, Bugge Tidskrift 7, 323. 8, 200. 308, Aarbøger 1872 S. 196, Wimmer Aarbøger 1867 S. 59, Runeskriftens oprindelse S. 170.

Tjörkö, Schweden, Carlsrona, auf einem Bracteaten.

Deutlich ist **thurte (wurte?) runoR, heldaR kunimudia** — Stephens 2, 539, Bugge Tidskrift 7, 247. 348.

Gegen Bugge's Deutung der ältesten Runen richtet sich zum Theil der Aufsatz Gislason's, Aarbøger 1869 S. 35 ff. Ueber beide hat Möbius referiert KZs. 18, 153. 19, 208.

Für die dritte Periode hebe ich nur hervor:

Helnaes, Dänemark, Fünen.

rhuulfR sati stain nuRakuthi aft kuthumut bruthursunu sin trukenathu . . . AuaiR fathi — Stephens 1, 338, Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 230.

Sölvesborg, Schweden, Bleking.

ruti wai . . . Asmut sunn sin — Stephens 1, 192, Bugge Tidskrift 7, 349. 8, 201. 308, Wimmer Runeskriftens oprindelse S. 184.

I n h a l t.

	Seite
Einleitung	343
Tabelle zu den drei Perioden	346
<i>A</i>	—
<i>JA</i>	352
<i>I</i>	358
<i>U</i>	362
<i>AI</i>	364
<i>JAI</i>	366
<i>AU</i>	—
 Erläuterungen zu Periode I	368
<i>A</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>A</i>	—
Lang <i>A</i>	372
Vorbemerkung über <i>Ā</i> und <i>Ǻ</i>	—
<i>A</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	376
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	382
Lang <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	384
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	386
Excurs über <i>Ā</i> und <i>Ǻ</i> in den übrigen germanischen Sprachen	—
<i>JA</i> Vorbemerkung über <i>JA</i> und <i>JĀ</i>	391
<i>JA</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JA</i>	397
Excurs über die masc. <i>ja</i> -Stämme	398
Lang <i>JA</i>	400
Excurs über die <i>ja</i> - und <i>ján</i> -Stämme	403
<i>JA</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	409
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	410
Lang <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>I</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Excurs über kurzes <i>i</i> letzter Silbe	411
Lang <i>I</i>	414

	Seite
<i>I</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	415
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	416
Excurs über die erste schwache Conjugation	418
Lang <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	420
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	421
<i>U</i> <i>U</i> ursprünglich in letzter Silbe	—
<i>U</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
Excurs über <i>ia</i> , <i>iö</i>	422
<i>AI</i> <i>AI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>AI</i>	426
Lang <i>AI</i>	429
Excurs über die vorgermanischen Endungen <i>ai</i> , <i>äi</i>	432
<i>AI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	434
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>AI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Lang <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	435
<i>JAI</i> <i>JAI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JAI</i>	—
Lang <i>JAI</i>	436
<i>JAI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JAI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	437
<i>AU</i> <i>AU</i> ursprünglich in letzter Silbe	—
Excurs über die consonantischen Stämme	438
Erläuterungen zu Periode II	441
Vorbemerkung über die Umlaute	—
<i>A</i> <i>A</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>A</i>	442
Lang <i>A</i>	443
<i>A</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	444
Lang <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	445
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>JA</i> <i>JA</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JA</i>	—
Lang <i>JA</i>	446

	Seite
<i>JA</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	446
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
Lang <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>I I</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Lang <i>I</i>	447
<i>I</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
Lang <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>U U</i> ursprünglich in letzter Silbe	448
<i>U</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>AI AI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>AI</i>	—
Lang <i>AI</i>	—
<i>AI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	449
Lang <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
<i>JAI JAI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JAI</i>	—
Lang <i>JAI</i>	—
<i>JAI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JAI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
<i>AU AU</i> ursprünglich in letzter Silbe	450
Zusammenfassung	—
Erläuterungen zu Periode III	—
<i>A A</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>A</i>	—
Lang <i>A</i>	451
<i>A</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	452
Lang <i>A</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>JA JA</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JA</i>	453
Lang <i>JA</i>	—

	Seite
<i>JA</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	453
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	454
Lang <i>JA</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
<i>I I</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Lang <i>I</i>	—
<i>I</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	455
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
Lang <i>I</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
<i>U U</i> ursprünglich in letzter Silbe	456
<i>U</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
Nach Auslautgesetz vor der letzten Silbe	—
Excurs über <i>u</i> der Ableitung und Endung	—
<i>AI AI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>AI</i>	457
Lang <i>AI</i>	—
<i>AI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	458
Lang <i>AI</i> . Nach Auslautgesetz in letzter Silbe	—
<i>JAI JAI</i> ursprünglich in letzter Silbe.	
Kurz <i>JAI</i>	—
Lang <i>JAI</i>	—
<i>JAI</i> ursprünglich vor der letzten Silbe.	
Kurz <i>JAI</i>	459
<i>AU AU</i> ursprünglich in letzter Silbe	—
Zusammenfassung	—
Paradigmen zu den drei Perioden	463
Inschriften der ersten und zweiten Periode	477

Die Polemik über die Gregorianische Kalender- Reform.

Von

Dr. Ferdinand Kaltenbrunner,

Privatdocent an der Universität Graz.

Jahrhunderte hindurch war der Ruf nach Verbesserung des Julianischen Kalenders von Mathematikern und Theologen erhoben worden. Einige Male schien es, als ob die Reform verwirklicht werden sollte; doch stets scheiterte sie entweder an den äusseren Verhältnissen oder an den ihr anhaftenden inneren Schwierigkeiten. Endlich unter Gregor XIII. glaubte man die letzteren überwinden zu können, und mit grosser Energie wurde nun die Reform von diesem Pabste durchgeführt. Aber damals lagen die äusseren Verhältnisse für ein solches Werk möglichst ungünstig. Die Kirchenspaltung war unheilbar geworden, Katholiken und Anhänger der neuen Lehre standen sich nach sechzigjährigem Kampfe noch unermattet gegenüber, stets bereit zur Abwehr gegen jeden Gedanken, der aus dem feindlichen Lager kam. In solchen unruhigen Zeiten, in denen die Gemüther aufs höchste erregt und erregbar sind, ist kein Platz für eine gemeinnützige That: denn einerseits drückt der Urheber unwillkürlich derselben den Stempel seiner Geistesrichtung auf, und andererseits übersieht der Gegner nur allzuleicht ihren wahren Charakter und Werth und stösst sich entweder an den sie begleitenden Nebenumständen, oder was noch schlimmer ist, er sieht von der Sache ab und bekämpft nur ihren Urheber. Dieses Schicksal nun hatte die Kalenderreform Gregor XIII. Es wird heute Niemandem beifallen, aus dem Kalender eine Glaubenssachè zu machen und die Zeitrechnung in irgend einen Zusammenhang mit confessionellen oder religiösen Dingen zu bringen. Von unserem Standpunkte aus müssen wir daher die Durchführung der höchst nöthigen

und längst gewünschten Reform als gemeinnützige That ansehen, deren Vortheile wir noch heute geniessen. Diese Auffassung aber hatten die Menschen des sechzehnten Jahrhunderts nicht. Man wird nicht leugnen können, dass Gregor XIII., als er mit der Bulle ‚Inter gravissimas‘ einen neuen Zankapfel in die Welt schleuderte, zunächst nur die Katholiken im Auge hatte; so ging der neue Kalender, mit dem Fluche confessioneller Autorschaft beladen, in die Welt hinaus. Und daraus erklärt sich von selbst die heftige Opposition der Gegenpartei, deren Gründe uns allerdings nicht stichhältig sein können, ja die uns unbegreiflich und thöricht erscheinen, wenn wir uns nicht auf den Standpunkt jener Zeiten zurückversetzen.

Bekanntlich wurde der Streit erst endgültig durch König Friedrich II. von Preussen beendet. Doch indem ich hier die Polemik über die Kalenderreform behandeln will, ist es nicht meine Absicht, die Erzählung so weit auszudehnen; ich beschränke mich auf den unmittelbar nach der Kalenderreform zwischen Theologen und Mathematikern der beiden Parteien ausgetragenen Kampf, und setze als Grenze die officielle Vertheidigung des Kalenders durch Clavius. In der That lässt sich hier ein Abschnitt machen, denn weiter hinaus verliert einerseits der Kampf an Lebhaftigkeit und Intensität, andererseits handelt es sich im ferneren Verlaufe nicht darum, warum der Kalender fehlerhaft und unannehmbar sei, sondern darum, wie eine Einigung erzielt werden könnte. — Es wird bei einer solchen Arbeit nicht auffallen, wenn sich der Verfasser entschuldigt, nicht alles, was er wollte, geleistet zu haben. Meist handelt es sich da um schwer zugängliche Bücher, und obwohl es mir vergönnt war, in Wien und Berlin die Bibliotheken benutzen zu können, und obwohl ich wegen einzelner Werke auch in München nachfragte, so habe ich doch lange nicht das Material erschöpft. Von den mathematischen Schriften habe ich allerdings bis auf eine sämmtliche mir bekannt gewordenen benutzen können. Grosse Lücken dagegen muss ich bei den theologischen Tractaten constatiren. Mit wenigen Ausnahmen glaube ich jedoch diesen Mangel nicht sehr beklagen zu müssen; es konnte sich ja doch nur darum handeln, Specimina anzuführen und zu besprechen. Eine Darlegung aller dieser Schriften würde ohne Zweifel ermüden und kaum Neues bringen; denn

auch die grösste Phantasie kann über einen Gegenstand nur eine bestimmte Anzahl von Argumenten ins Feld führen, und dass in der Kalenderfrage die Einbildungskraft der Theologen Grosses geleistet hat, wird sich schon aus den hier besprochenen Tractaten ergeben. Zur grösseren Verständlichkeit mancher aufgeworfener Streitfragen habe ich es für nöthig erachtet, auch kurz das Wesen der Reform selbst einer Betrachtung zu unterziehen, und die politischen Verhandlungen über die Kalenderangelegenheit flüchtig zu berühren. Zu letzterem habe ich umfangreiches Material des Haus-, Hof- und Staats-Archives in Wien benützen können. So sehr diese interessanten und bisher völlig unbeachteten Acten zu einer weitläufigen Bearbeitung verleiteten, so musste ich doch davon abstehen, da es nicht in den Rahmen der vorgesetzten Arbeit gehört.

I. Vorarbeiten und Publication der Kalenderreform.

Trotz mehrfacher Aufforderung¹ hatte das Concil von Trient keinen Beschluss über die Verbesserung des Kalenders gefasst, wohl aber hatte es in seiner letzten Sitzung am 4. December 1563 dem Pabste die Reform des Brevier's und Missal's aufgetragen,² und es lag nahe, dass bei der Ausführung dieses Canon auch der Kalender mit einbezogen wurde, war und ist doch das *Calendarium perpetuum* ein Bestandtheil des Brevier's. In der That ist auch in der im Jahre 1568 erschienenen neuen Ausgabe desselben³ eine Verbesserung am Kalender angebracht. Dieselbe besteht darin, dass man die *Numeri aurei* entsprechend dem damaligen Fehler des *Mondecyclus* um drei Tage zurückrückte und ausserdem bestimmte, dass in je 300 Jahren ein *Bissextus* eingeschaltet werden solle.⁴

¹ Vergl. meine Abhandlung: Die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform. Wiener Sitzungsberichte. B. 82. pag. 402 u. ff.

² Theiner, *Acta Genuina concilii Tridentini*, Tom. II. pag. 505.

³ *Breviarium Romanum ex decreto concilii Tridentini restitutum Pii V. jussu editum*. Rom. P. Madrucius 1568. (Ueber die weiteren Ausgaben vergl. Brunet, *Manuel du Libraire*.)

⁴ In dem *Computus*, welcher nach alter Sitte dem Brevier vorgestellt ist, und für den das Jahr 1568 als *annus praesens* gilt, findet sich folgende Stelle: *Verum, quia aureus numerus propter quasdam temporis minutias, quibus lunaris cyclus cum solari cursu non congruit, multis abhinc annis*

Dies ist einerseits so unvollständig und primitiv, andererseits so sinnlos,¹ dass man auch in Rom nicht daran denken konnte, damit das lang besprochene Problem gelöst zu haben, und so können wir mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass der

ad inveniendam novam lunam non deservit, nisi per quinque (sic) dies illis syllabis, in quibus est hic contentus, retrocedatur ab eo loco, ubi in calendario positus est, ideo ad eum reductus est locum, qui diem conjunctionis lunae cum sole demonstrat. Ne autem in futurum, ut prius, a loco suo dimoveatur, singulis trecentis annis unus dies intercalandus erit, quod fieri incipiet MDCCC.'

- ¹ Unvollständig ist diese Massregel, weil man den auf 10 Tage angewachsenen Fehler des Sonnenjahres ganz unberücksichtigt liess, primitiv, weil man für die Correctur des Mondcyclus eine Form gewählt hatte, welche schon Computisten des 13. Jahrhunderts vorgeschlagen hatten, welche aber nun tief unter dem Niveau der von da ab in der Frage der Kalenderverbesserung gemachten Fortschritte stand. Sinnlos aber ist sie, weil die Einschaltung eines Tages in je 300 Jahren — abgesehen davon, dass sie den Fehler des Julianischen Jahres um mehr als 1²/₃ des bisherigen Betrages vergrösserte — ja auch in Bezug auf die Neumonde gerade das Gegentheil des Beabsichtigten bewirkt hätte. Denn die 19 Julianischen Jahre des Mondcyclus sind schon länger als die in ihnen enthaltenen 235 Mondmonate; es galt daher entweder die Sonnenjahre zu verkürzen, oder die numeri aurei abermals um 1 Tag zurückzurücken. Schaltete man aber 1 Tag ein, so traten ja die ihre Stellung fix einnehmenden Numeri aurei noch um 1 Tag zurück, d. h. die Neumonde fielen noch um 1 Tag später als bisher, während sie doch umgekehrt um 1 Tag früher angezeigt werden sollen. Auch aus einem dritten Grunde war diese Massregel thöricht. Der Computus gibt die Anleitung zur Osterbestimmung; wollte man aber nun aus den numeris aureis des Brevier's die Ostervollmonde berechnen, so gerieth man in vielfachen Conflict mit der kirchlichen Ostertafel, die ja noch immer die alte blieb. Es konnte sich in allen Jahren des neunzehnjährigen Cyclus eine Differenz von 8 Tagen zwischen beiden Ansätzen ergeben; ja in den numeris aureis XVI und V eine von 4 bis 6 Wochen, denn im Julianischen Kalender sind dies die frühesten termini paschales (21. und 22. März). Diese um 3 Tage zurückgerückt, ergibt den 18. und 19. März, welche als vor dem angeblichen Aequinoctium stehend, nicht zur Ostergrenze taugten; man musste also um 1 Monat weiter gehen und erhielt den 16. und 17. April als terminus paschalis. — Man scheint in Rom sich auch nicht viel auf diese Reform eingebildet zu haben; das beweist schon das bescheidene Plätzchen, welches man ihr im Computus einräumte, wo sie denn in der That bisher unbeachtet schlummerte. Nach der Gregorianischen Kalenderreform wurde auch schon im Jahre 1587 durch Sixtus V. eine neue Ausgabe des Brevier's veranstaltet, in welcher Computus und Calendarium derselben entsprechend abgeändert sind.

Wunsch nach Reform, der sich unter Pius V. in so wenig zutreffender Weise manifestirt hatte, auch seinen Nachfolger Gregor XIII. beseelte. Aber mehr können wir nicht annehmen — wir haben keine Nachricht, dass von ihm jemand angeregt worden wäre, abermals an die Lösung des Problems zu gehen.

Inzwischen aber arbeitete ein Arzt in Süditalien — Aloisio Lilio¹ — 10 Jahre daran, einen *Cyclus* zu construiren, der möglichst dem alten *adaequat*, doch so viel verjüngende Kraft in sich selbst besitzt, auch für die kommenden Zeiten Gültigkeit zu haben. Es war dem Manne nicht beschieden, die Früchte seiner Arbeit reifen zu sehen; er hinterliess das fertige Manuscript seinem Bruder Antonio, der dasselbe bei der päpstlichen Curie einreichte mit der Bitte, es prüfen zu lassen und das Privilegium zum Druck zu ertheilen. Gregor XIII. legte die Arbeit gerade in Rom anwesenden Mathematikern vor, und unter ihnen war schon Clavius, der fortan die Seele des Unternehmens wurde; auch Vincentio Laureo wird uns namentlich angeführt.

Wir haben über diese Vorgänge sehr magere Nachrichten; selbst Pietro Maffei in seinen *Annali di Gregorio XIII.*,² der über die Einführung des Kalenders in den einzelnen Ländern werthvolle Aufschlüsse gibt, berichtet über die Vorgänge in der Commission sehr wenig. In derselben waren ausser den beiden schon genannten Männern der Cardinal Sirlet, der nach Ranke³ den grössten Einfluss auf die Sache ausübte, dann der Spanier Ciaconius und Ignazio Danti; doch wissen wir nicht, ob dieselben gleich zu Anfang von Gregor berufen

¹ Ueber die Lebensumstände des Mannes besitzen wir äusserst spärliche Notizen. Selbst sein Geburtsort wird verschieden angegeben. Jedoch ist die Angabe des Cardinal Noris (*Tratato sopra il cicle Ravennate*) und Riccioli's (*Almagestum Novum*), dass er ein Veronese sei, nicht haltbar gegenüber Clavius (*Romani Calendarii Explicatio*) und Pietro Maffei (*Annali di Gregorio XIII.*), welche ihm Ziro in Calabrien als Geburtsort zuweisen. Dem stimmen auch Neuere bei, so Tiraboschi (*Storia d. letter. Ital.* VII. 1. pag. 390) und die *Biographie Universelle*.

² Pietro Maffei: *Degli Annali di Gregorio XIII. dati in luce da Carlo Cocquelines.* Rom 1742. Tom. II. pag. 270.

³ Ranke: *Die Römischen Päpste* I. 428. Dafür spricht auch, dass dem Cardinal mehrere anlässlich der Reform abgefasste Schriften gewidmet wurden.

oder erst im Laufe der Jahre beigezogen wurden, als der Plan gereift war, auf Grund des Vorschlages Lilio's den Kalender zu reformiren. 1577 hatte Antonio das Werk eingereicht und Anfang 1578 war es zu Rom entschieden, dass Aloisio Lilio unter die Unsterblichen eingereiht werden solle. Das Werk Lilio's wurde nicht gedruckt, sondern seine Prüfung und Benützung fand am Manuscripte statt. Dagegen wurde daraus ein Auszug gemacht, und derselbe den katholischen Fürsten und Universitäten zur Begutachtung überschickt. Als Grund dieses Vorgehens wird von Gregor selbst der Wunsch angegeben, das Reformwerk möglichst zu beschleunigen.

Dieser Auszug führt den Titel: ‚Compendium novae rationis restituendi Kalendarii‘ und wahrscheinlich wurde auch er nur handschriftlich versandt, denn ich finde nirgends eine Nachricht über seinen Druck, und auch nur in diesem Falle hat es einen Sinn, wenn Clavius in der Vorrede zu seiner ‚Explicatio‘ schreibt, er habe das Compendium seinem Werke vorgesetzt, ‚tum ut apud posteros eius (Lilii) memoria relinquatur, tum vero maxime, ut omnibus pateat, quid in eo ab iis, quibus cura commissa fuit Kalendarii emendandi, mutatum sit‘.

Betrachten wir nun das Compendium, so erweist sich das Werk Lilio's nicht angethan, dass auf Grund desselben sogleich die Reform hätte vorgenommen werden können. Seine Hauptbedeutung liegt in dem Epactencyclus, der ohne Zweifel die beste Art der Mondrechnung angibt, die bisher aufgestellt worden war. Im Uebrigen ist die Arbeit ganz so, wie alle früheren Tractate, in welchen alle möglichen Arten der Correctur aufgezählt werden, wobei sich der Autor begnügt, der einen oder andern seinen Beifall zu spenden. So gibt Lilio den Alphonsinischen Tafeln gegenüber den Prutenischen den Vorzug, ‚quia earum mensura inter varias media est, atque ideo errori minus obnoxia‘; aber er trägt daneben auch dem Copernikanischen Jahresansatze Rechnung. In noch weniger präciser Weise entscheidet sich Lilio über den Modus der acuten Reform — so möchte ich die Auslassung einer Anzahl von Tagen behufs Correctur des Sonnenjahres nennen. Wenn er auch entschieden das Aequinoctium vernum auf den Stand zur Zeit des Nicaenischen Concils, also auf den 21. März, hergestellt wissen will,

so bleibt es bei ihm dagegen eine völlig offene Frage, ob die 10 Tage auf einmal oder innerhalb 40 Jahre durch Sistirung der Schaltungen auszulassen seien; für beide Eventualitäten sind die Aenderungen im achtundzwanzigjährigen Sonnencyclus angegeben. In dieser Form, also auch noch in der unentschiedenen, wurde es nun in einem Auszuge zur Begutachtung versandt, ‚weil der Pabst eine gemeinsame Angelegenheit auch mit allgemeiner Zustimmung durchführen wollte‘. Natürlich gehörten die Ketzler nicht dazu, denn zum eigenen Schaden kehrte man in Rom von Anfang an allzusehr den kirchlichen Charakter der Reform hervor. Auffallend ist, dass der eingelaufenen Gutachten später mit keinem Worte erwähnt wird; dass welche einliefen, berichtet Ranke ausdrücklich, und wir sind in der glücklichen Lage, wenigstens eines besprechen zu können — das der Universität Wien.

Die Aufforderung zur Begutachtung des Compendium's hatte die Wiener Universität nicht direct von Rom aus sondern durch den Kaiser zugeschickt erhalten, der ihr mittelst Decret auftrag, das Compendium durch Dr. Paulus Fabricius, Professor der Mathematik, prüfen zu lassen und dessen Arbeit sammt eigenem Gutachten an ihn zu überschicken. Auffallend rasch entledigte sich die Universität dieser Aufgabe, denn schon am 26. Juli 1578 konnte der Rector Dr. theol. Petrus Muchitsch die beiden verlangten Stücke dem Kaiser übermitteln.¹ Es kann daher nicht Wunder nehmen, dass beide nicht sehr ausführlich geworden sind. Immerhin aber berührt das ‚Judicium‘ des Fabricius alle bei der Reform in Frage kommenden Punkte und der Autor hatte selbst Zeit, in einer ziemlich langathmigen Einleitung das Wesen der Zeitrechnung und die bisher gebrauchten Formen derselben auseinanderzusetzen, worauf er mit einer Lobpreisung Gregor XIII., dem unsterblicher Ruhm erblühen werde, zum sachlichen Theil übergeht. So sehr nun auch der Verfasser bei jeder Gelegenheit die Vortrefflichkeit

¹ Die beiden Schriftstücke finden sich in dem Actenfascikel ‚Reichssachen in specie‘ 38^b/₆ im geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive zu Wien, welcher die gesammte vom Kaiser geführte Correspondenz über die Kalenderfrage enthält. Sämmtliche in der Folge citirten Actenstücke sind — wenn nicht ausdrücklich ein anderer Fundort angegeben ist — demselben entnommen.

des Lilio'schen Werkes betont, so zeigt er sich doch in manchem Punkte nicht einverstanden, ja es macht sich jener principielle Gegensatz ziemlich stark bemerkbar, der zu Anfang des Jahrhunderts bei Erwägung der Frage das Uebergewicht hatte, und der in der folgenden Polemik, noch mehr aber kurz vor Einführung des ‚Verbesserten Reichskalenders‘ eine bedeutende Rolle spielt. Der Mathematiker Fabricius wünscht, dass an Stelle der cyclischen Rechnung der astronomische Calcül eingeführt werde. Er weist darauf hin, welchen grossen Aufschwung gerade seine Wissenschaft in letzter Zeit gemacht habe, und er befürchtet, dass der Eifer für dieselbe wieder erlahmen würde, wenn man ihren Vertretern diesen wichtigen Zweig versperren würde. Wollte man die astronomische Rechnung in den Kalender einführen, so wäre dies ein Trieb, allen Eifer auf die genauere Bestimmung der Umlaufzeiten von Sonne und Mond zu verwenden, um stets Verbesserungen am Kalender machen zu können. Derlei Aenderungen aber würden jetzt bei den grossen Fortschritten der Buchdruckerkunst leicht und ohne grosse Kosten zu bewerkstelligen sein. Den von Lilio vorgeschlagenen Epactencyclus erklärt Fabricius für das vollkommenste, was in dieser Hinsicht geleistet werden könnte, geht aber nicht näher auf denselben ein — natürlich, weil er im Früheren die cyclische Rechnung im Princip verworfen hatte. Dagegen bietet sich bei der Correctur des Sonnenjahres ihm mehrfache Gelegenheit dar, andere Ansichten auszusprechen und zu begründen.

Dadurch, dass das Compendium selbst den Modus, wie der bisher aufgehäuften Fehler beseitigt werden sollte, unentschieden lässt, hält sich Fabricius für berechtigt, auch die andern möglichen Arten in Betracht zu ziehen. Die Durchführung der Reform in 40 Jahren findet nicht seinen Beifall und wohl mit Recht; von der plötzlichen Ausscheidung einer Anzahl von Tagen befürchtet er Verwirrung und Tumult in weltlichen Dingen und allzugrosse Störung des Kirchenjahres. So spricht er schliesslich der Art das Wort, dass in einem Jahre allmählig durch Verkürzung der Monate die überflüssigen Tage ausgeschieden werden sollen. Auch begreift Fabricius nicht, warum bis zum Jahre 1582 gewartet werden muss; er schlägt daher vor, das Jahr 1580 zu wählen, denn je eher die

ersehnte Reform durchgeführt werde, desto besser sei es, und dann empfehle sich 1580 gerade durch seine Eigenschaft als Schaltjahr. Bei dieser Besprechung hatte Fabricius die Frage offen gelassen, auf welchen Stand der Kalender wieder zurückgebracht werden solle, jetzt aber bekämpft er die Auslassung von 10 Tagen und meint, es sei der Natur der Sache viel angemessener, wenn der Stand Julius Caesar's wieder hergestellt würde, mit dem sozusagen die Römische Monarchie und die christliche Kirche begann. Demgemäss plaidirt er für die Auslassung von 13 Tagen.

Das Gutachten des Fabricius wurde durch eine vom Rector niedergesetzte Commission¹ geprüft; wie aus dem Wortlaute des Actenstückes hervorgeht, referirte in derselben Fabricius über das Compendium und knüpfte daran seine im Gutachten gemachten Bemerkungen. So stellt sich denn auch das Gutachten der Universität als blosses Referat über die Arbeit des Fabricius dar. Sie stimmt in allen Punkten den Auseinandersetzungen desselben bei, auch in dem Punkte der astronomischen Rechnung, ‚weil der von Lilio allerdings geistreich und eifrig ausgedachte Cyclus der Epacten schwierig und was noch mehr besagt, nicht also sicher, fest und dauerhaft sei, dass nicht mit ihm Fehler gemacht werden können, und er nicht späterhin abermals einer Correctur bedürftig sein werde‘.

Ausserdem sind eine Anzahl von Arbeiten anzuführen, die wahrscheinlich schon auf Grund des Compendium's abgefasst worden sind. 1579 gab der Genuese Georg de Caretto einen Tractat ‚de cursu anni et calendario reformando‘ zu Mantua heraus, und im selben Jahre veröffentlichte Franciscus Junctinus die ‚Synopsis de restitutione Calendarii‘ zu Florenz und Johann Bernhard Rastellius die ‚Correctio Calendarii‘ in Paris. 1580 erschienen dann zu Venedig des Jos. Lardinus ‚Tractatus de vera anni forma et de ejus emendatione‘² und des Jos.

¹ Die Commission bestand aus den vier Decanen, dann zwei Doctores der Theologie des Jesuiten-Collegiums, dem Dr. juris Stephan Englmeier, dem Dr. medicinae Andreas Dudius und dem Professor der Mathematik Martin Bengel.

² Die vier bis hieher angeführten Tractate waren mir nicht zugänglich; ich habe von ihnen nur Kunde durch Lipenius: Bibliotheca Realis Philosophica. (Frankfurt 1682.)

Zarlinus ‚de vera anni forma sive de recta ejus emendatione ad S. Gregorium XIII‘. Aus gleichem Anlass wie Zarlinus schrieb der Bischof Hugolinus Martellus zwei Tractate, die beide 1582 zu Lüttich gedruckt worden sind. Die erste Arbeit dieses Bischofs ist dem Cardinal Sirllet gewidmet, der von Gregor XIII. mit der Ausführung der Kalenderreform betraut worden sei. Hugolinus Martellus ist Theologe und nur als solcher behandelt er die Frage. Die cyclische Rechnung heisst er stillschweigend gut, dagegen ist er durchaus nicht einverstanden, dass der Kalender auf den Stand des Nicaenischen Concils zurückgeführt werden sollte, sondern er will vielmehr durch eine Ausscheidung von 14 Tagen denselben auf seine ursprüngliche Gestalt zurückgebracht wissen. Um diese Frage drehen sich beide Schriften;¹ vor Allem macht Martellus geltend, dass es müssig sei, sich da auf Autoritäten zu berufen, denn sicher sei doch die der Apostel und ihrer Schüler grösser, als die des Nicaenischen Concils. Bezeichnend ist auch, dass Martellus den Utilitätsstandpunkt hervorhebt; er macht nämlich aufmerksam, dass man auf die Haeretiker Rücksicht nehmen müsse, die schon wegen der starken Betonung des Nicaenischen Concils dem Kalender Opposition machen werden; würde man dagegen auf die Zeit Christi zurückgehen, so hätten sie in dieser Hinsicht keinen Anhaltspunkt zum Widerspruch. Diese Mahnung des katholischen Bischofs ist wohl zu beachten, denn er hat richtig vorhergesagt, und andererseits ist es die einzige katholische Stimme, die mit der künftigen Gegenpartei rechnet, während sonst von Rom aus mit vollständiger Ausserachtlassung der Evangelischen vorgegangen wurde.² Auch die Arbeit des Musikdirectors bei St. Marco Josefus Zarlinus dreht sich vornehmlich um die von Martellus angeregte Frage der Reducirung auf die Zeit Christi. Daneben geht aber dieser Autor, der ebenfalls den Cardinal Sirllet als die Hauptperson der Kalender-Commission bezeichnet, auch auf die andern Punkte der

¹ a) De anni integra in integrum restitutione unacum Apologia, quae est sacrorum temporum assertio. b) Sacrorum temporum assertio.

² Später hat sich H. Martellus doch mit der Reform befreundet, denn er schrieb eine ‚Chiave del calendario Gregoriano‘ und nach Tarfuri (Istoria degli Scrittori nati nel Regno di Napoli 1752) hat er auch den Kalender gegen die Angriffe Maestlin's und Scaliger's vertheidigt.

Reform ein, aber in äusserst schwerfälliger, umständlicher Weise, so dass es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn derlei Arbeiten von der Commission nicht berücksichtigt wurden.

Nachdem die Commission in Rom mit der principiellen Annahme des Lilio'schen Werkes und der Abfassung und Verschickung des Compendium's den ersten Abschnitt ihrer Thätigkeit vollendet hatte, arbeitete sie rüstig weiter, um die Durchführung des Reformwerkes zu ermöglichen. Ob die vielen eingesandten Werke und Gutachten Beachtung fanden, ist sehr zweifelhaft, denn Clavius nimmt in seinen Werken auf keines derselben auch nur mit einem Worte Bezug. Dagegen wurde neben der Fassung von definitiven Beschlüssen in jenen Fragen, welche Lilio noch offen gelassen hatte, auch der Epactencyclus einer durchgreifenden Revision unterzogen und in einigen Punkten abgeändert. Am 24. Februar endlich des Jahres 1581/2 erliess Pabst Gregor XIII. die Bulle ‚Inter Gravissimas‘ in feierlicher Form, und nun wurden von Seite der Curie die grössten Anstrengungen gemacht, die Annahme der Reform möglichst zu beschleunigen, was denn auch in den rein katholischen Reichen und in Frankreich sehr gut gelang. Neben der Bulle wurden die ‚Canones in Kalendarium Gregorianum perpetuum‘ verschickt, die uns nun etwas zu beschäftigen haben werden, deshalb weil sie die Grundlage des jetzigen Kalenders bilden, und weil sie doch noch nicht so gewürdigt sind, als es geschehen sollte.¹ Diese Canones nun sind sehr kurz gefasst; eine Begründung der Reform enthalten sie fast gar nicht; in dieser Beziehung wird mehrmals verwiesen auf den demnächst erscheinenden ‚liber novae rationis restituendi Kalendarii‘, der aber niemals ausgegeben wurde. Erst 1603 veröffentlichte Clavius an dessen Stelle die ‚Explicatio Romani Kalendarii a Gregorio XIII. restituti‘.

¹ So bringt selbst Ideler den Immerwährenden Gregorianischen Kalender ungenau, indem er die gleich unten anzuführenden Details übersieht. In neuerer Zeit (1869) ist der Gregorianische Kalender durch Fr. Attensberger weitläufig auseinandergesetzt worden; doch ohne grosses Glück, denn der Verfasser mischt Uebersetzung der Explicatio des Clavius und seine eigene Darstellung so wirt durcheinander, dass man aus dem 206 Seiten zählenden Buche wenig Belehrung schöpfen kann.

Hatte Lilio den Alphonsinischen Tafeln den Vorzug gegeben, so legte man jetzt die Prutenischen zu Grunde, trotzdem der Hauptarbeiter der Commission, Clavius, mit dem Systeme ihres Urhebers Copernicus durchaus nicht einverstanden war.¹ Die Ausscheidung von 10 Tagen wurde bekanntlich auf den October 1582 festgesetzt. Mehrfachen Veränderungen wurde sodann der Epactencyclus unterworfen, sowohl in seiner Einschreibung im immerwährenden Kalender, als auch in den Tabellen, welche für die einzelnen Aequationsperioden die den numeris aureis entsprechenden Epacten enthalten. Lilio hat bekanntlich die dem Julianischen Kalender eingeschriebenen Numeri aurei fallen lassen, weil sie in ihrer Art starr waren; denn — sollten sie wirklich ein Bestandtheil des Calendarium perpetuum sein, so konnte die allmähig in 310 Jahren zu 1 Tag anwachsende Differenz zwischen solaren und lunaren Erscheinungen nicht berücksichtigt werden. An ihre Stelle setzte nun Lilio die Epacten, indem er vom 1. Jänner mit 0 beginnend, abwechselnd 30 und 29 Tage weiterzählt und an den betroffenen Tagen abermals Epacte 0 verzeichnet. Im December angelangt, geht er wieder zurück auf den Jänner und verzeichnet nun zu dem Tage, auf den er durch Weiterzählung um 30 gelangt, Epacte XI ($0 + 11$), beim nächsten Uebergang Epacte XXII ($11 + 11$), dann Epacte III ($22 - 19$), alles dies entsprechend dem Vorschreiten oder Zurückbleiben der lunaren Erscheinungen über die solaren in den einzelnen Jahren des neunzehnjährigen Cyclus. Durch diese Manipulation erhält Lilio schliesslich zu allen Kalendertagen Zahlen, die sich also von 0 (in diesem Falle = 30) bis 1 inclusive absteigende Reihen dem Auge darstellen. Diese Epacten haben jetzt eine ganz andere Bedeutung als früher im Julianischen Kalender; dort bezeichnen sie das Mondalter des 22. März, hier sind sie Bezeichnungswerthe für die Neumonde. Ihr arithmetisches Verhältniss aber ist dasselbe, denn hier wie dort steigen sie von einem Jahr zum nächsten um 11 auf, wenn ein lunares

¹ Clavius urtheilt über das Copernikanische Sonnensystem bei Besprechung der Prutenischen Tafeln, denen nicht vollkommene Richtigkeit beizumessen sei, „praesertim cum incertis hypothesibus nedum absurdis et a communi hominum opinione abhorrentibus, ac quibus omnes Philosophi naturales repugnant, fundatae sint“.

Gemeinjahr zu 354 Tagen gegenübergestellt wird den 365 vollen Tagen des Sonnenjahres, oder sie fallen um 19 in embolistischen Jahren, weil dann nach 384 Tagen die Lunarerscheinungen um 19 Tage später eintreten als die des solaren Jahres. Die Gregorianischen Epacten also zeigen nicht direct die Neumonde an, sondern sie sind nur Vertreter der Numeri aurei. Jeder der 19 Zahlen des Cyclus entspricht eine solche. Wenn man also früher direct mit dem berechneten numerus aureus des Jahres aus dem immerwährenden Kalender die Neumondstage bestimmen konnte, so muss man jetzt erst die dem numerus aureus entsprechende Epacte suchen, und diese zeigt dann im Kalender das erwünschte an. Der Zweck dieser Einrichtung zeigt sich erst, wenn eine jener zwei Modificationen angewendet wird, welche Lilio für die immerwährende Gültigkeit des Kalenders eingeführt hat, nämlich die Auslassung dreier Schalttage in je 400 und die Correctur des Mondkalenders in je 300 Jahren. Deun, wenn ein Bissextus aussergewöhnlicher Weise wegfällt — es tritt dies bekanntlich in allen centenaren Jahren ein, die nach Hinweglassung der beiden unteren Stellen (00) bei der Division durch 4 einen Rest ergeben — handelt es sich darum, dass von dieser Massregel der Lunarkalender nicht betroffen werde. Dies wird dadurch erreicht, dass die den Numeris aureis entsprechenden Epacten um 1 Tag vermindert werden, was zur Folge hat, dass der Kalender die Neumonde von nun an um 1 Tag später angibt. Dadurch wird also bewirkt, dass der Lunarkalender durch die Modification der Schaltregel nicht irritirt wird, und somit bleibt das alte Verhältniss zwischen 19 julianischen Jahren und 235 synodischen Mondmonaten bestehen. Nun wächst aber der Ueberschuss der ersteren über die lunaren Erscheinungen nach den Prutenischen Tafeln (beiläufig) in $312\frac{1}{2}$ Jahren zu 1 Tag an. Um dies zu berücksichtigen und den Epactencyclus mit den wirklichen Himmelserscheinungen im Einklang zu erhalten, mussten in je $312\frac{1}{2}$ Jahren die Neumonde im Kalender um 1 Tag zurückgerückt werden; der grösseren Uebersichtlichkeit halber verlegte man auch hier die Correctur auf die centenaren Jahre und erhöhte daher die Epacten siebenmal nach je 300 und hierauf nach 400 Jahren um 1. Es ergibt dies einen Cyclus von 2500 Jahren, der durch $312\frac{1}{2}$ dividirt, genau 8 gibt. In

Folge dieser zweifachen Verschiebung (der *aequatio solaris* und *aequatio lunaris*) durchlaufen mit der Zeit sämtliche 30 Epacten die einzelnen 19 *numeri aurei*, aber erst nach 300.000 Jahren kehrt die Ordnung, in der die beiden Aequationen und die zugehörigen Epactenreihen wechseln, wieder.

Dieser grosse *Cyclus* beruht auf folgenden Thatsachen: Eine doppelte Manipulation wird mit den Epacten vorgenommen. In 2500 Jahren werden sie um 8 erhöht und in diesem Zeitraum aber auch um $\frac{2500}{400} \times 3 = 18\frac{3}{4}$ vermindert; gehen wir zur nächst höheren Zahl, wo wir Ganze statt der $78\frac{3}{4}$ erhalten, über d. i. $4 \times 2500 = 10000$, so erhalten wir eine Verschiebung von $(4 \times 18\frac{3}{4}) - (4 \times 8) = 75 - 32 = 43$. Nach einem Zeitraum von 10000 Jahren kehrt also das Verhältniss der beiden Aequationen zu einander wieder, d. h. die Aufeinanderfolge der beiden Aequationen und deren Zusammenfallen, sowie ihr Wegbleiben in jenen centenaren Jahren, die durch 4 theilbar sind und ohne Lunar-Aequation bleiben, ist nach Verlauf von 10000 Jahren dasselbe. Da jedoch 43 und 30 (d. i. die Anzahl der Epacten) incommensurabel sind, so ist klar, dass erst nach 30×10.000 , d. i. nach 300.000 Jahren, die beiden Aequationen mit den gleichen Epactenreihen wiederkehren können. Dies ist das Wesen des Epactencyclus; und nun komme ich zu den Details. Um das Alterniren von vollen und hohlen Mondmonaten darstellen zu können, musste Lilio in letzteren 2 Epacten an 1 Tag zusammenfallen lassen. Er entschied sich für den Anfang der Zahlenreihe und setzte 0(XXX) und XXIX zusammen.¹ Daran knüpft sich nun eine Modification, die sich nur aus dem ängstlichen Bemühen erklären lässt, möglichst die Eigenschaften des alten *Cyclus* zu wahren. Wenn zu 1 Kalendertage die 2 Epacten verzeichnet standen, traten in dem Falle, dass die Epacten 0 und XXIX in einer und derselben Aequationsperiode zwei goldenen Zahlen zufielen, in 2 Jahren des neunzehnjährigen *Cyclus* je 6 Neumonde des Jahres am selben Tage ein. Dies war natürlich beim alten *Numerus aureus* nicht möglich gewesen, mit Ausnahme in der December-Lunation

¹ Die Ansicht Idelers, die auch Grotensend nachspricht, Lilio habe willkürlich XXV und XXIV gewählt, ist danach zu berichtigen. Wir werden später sehen, dass die Aenderung in XXV und XXIV von der Commission nicht ohne Grund vorgenommen wurde.

der numeri aurei XIII und II, was aber auch schon von mittelalterlichen Computisten — so von Paulus v. Middelburg — als absurd erklärt wurde, da es im Wesen des neunzehnjährigen Cyclus liege, dass erst nach Ablauf von 19 Jahren die Neumonde wieder an denselben Kalendertagen eintreten. Um nun dies zu vermeiden, unterschied Lilio zwischen 2 Epacten 0, die er mit * und ω bezeichnet. Das arithmetische Verhältniss, in welchem die Epacten in den Aequationstafeln zu einander stehen — indem sie entweder um 11 steigen oder um 19 fallen — bringt es mit sich, dass nur in einem ganz bestimmten Abstände der numeri aurei zwei unmittelbar arithmetisch aufeinanderfolgende Epacten auftreten können. Das Verhältniss stellt sich nun so, dass in einem Abstände von 11 immer die um 1 höhere Epacte eintritt, d. h. im numerus aureus XII erscheint die Epacte um 1 grösser als im numerus aureus I und so fort bis zur Grenze XIX und VIII. Umgekehrt aber ist es gar nicht möglich, dass einer Epacte in der ersten Hälfte des Mondcyclus die um 1 niedere in derselben Aequationstabelle folgt, denn selbst für die Epacte des numerus I folgt die um 1 niedere erst im fingierten numerus aureus XX. Wenden wir dies nun auf die Epacten 0 und XXIX an: (hiebei setzen wir $0 = XXX$, denn arithmetisch sind sie in diesem Falle einander vollkommen gleich). Nur in dem Falle, dass Epacte XXIX zu einem numerus aureus kleiner als IX fällt, findet sich auch in der Aequationstafel Epacte XXX (0); umgekehrt, wenn Epacte XXX (0) in einem numerus aureus der ersten Hälfte des Cyclus auftritt, erscheint Epacte XXIX nicht in derselben Tabelle. Also nur im ersten Falle würde die zu vermeidende Culminierung zweier Neumonde in 2 verschiedenen numeris aureis eintreten. Daher setzt in diesem Falle Lilio die zweite Art von 0, d. i. ω zu der vorherstehenden Epacte I, und natürlich erscheint dann in einer solchen Aequationstafel ebenfalls dieselbe — mit andern Worten, Lilio setzt den numeris aureis I—VIII (incl.) die Epacte *, den späteren die Epacte ω bei. Im immerwährenden Kalender aber erscheint folgendes Bild:

II.

I. ω

* XXIX

XXVIII.

In den 6 vollen Monaten, wo Epacte * und XXIX zu aufeinanderfolgenden Tagen gesetzt sind, ist dies alles natürlich nicht nöthig; jedoch um keine Verwirrung hervorzubringen und die Sache übersichtlich darzustellen, setzt Lilio die beiden Arten von Epacte 0 (* und ω) nebeneinander; hätte er dies vernachlässigt, so würden sich nämlich in den Fällen, wo Epacte ω gilt, streng genommen für die vollen Monate keine Neumonde ergeben haben. Aus demselben Motive entsprang dann noch eine zweite Modification, die jedoch äusserst selten auftritt. Sie betrifft den Fall, dass numerus aureus XIX mit Epacte XIX zusammenfällt. Da das 19. Jahr des Cyclus embolistisch ist, zugleich aber auch den Saltus lunae enthält, so hat es 13 Mondmonate und eine Tagessumme von 383 Tagen. Da zum 2. December Epacte XIX eingeschrieben ist, so würde man einen hohlen Monat weiter gehend zum 31. December als der nächsten Lunation, d. i. dem ersten Neumond des nächsten Cyclus gelangen, von wo aus man dann + einen vollen Monat den 30. Jänner erreicht, wo wirklich Epacte I verzeichnet steht. Aber der immerwährende Kalender Lilio's hat zum 31. December Epacte XX verzeichnet und würde also gar nicht diesen Neumond anzeigen. Um dies zu vermeiden, setzte Lilio zu diesem Tag neben Epacte XX 19. Das angeführte arithmetische Verhältniss bringt es mit sich, dass, wenn zum numerus aureus XIX 19 verzeichnet steht, keinem numerus aureus die Epacte XX zufällt, so dass das ängstlich vermiedene Zusammentreffen zweier Neumonde in verschiedenen Numeris aureis nicht zu befürchten war.

An diesem Epactencyclus wurde nun von der Commission die Aenderung vorgenommen, dass das Culminiren der Epacten nicht zwischen 0 und XXIX, sondern zu XXV und XXIV gesetzt wurde. Entsprechend den Lilio'schen Epacten * und ω unterscheidet man jetzt zwischen XXV und 25, so dass dies folgendes Bild gibt:

In den hohlen Monaten:

XXVI. 25
XXV XXIV
XXIII.

In den vollen Monaten:

XXVI
XXV. 25
XXIV.

Es ist klar, dass dies nicht ohne Grund geschehen ist. Derselbe wurzelt ebenfalls in dem Bestreben, möglichst die alten computistischen Regeln zu wahren und sich an den alten Dionysisch-Beda'schen Cyclus anzuschliessen. In demselben waren sämmtliche Ostermonate hohl gewesen; dies war jetzt allerdings nicht mehr möglich, da sich nun die Zahl der möglichen Ostermonate um 11 vermehrt hatte; denn vom 8. März bis 5. April incl. sind 29 Tage und dazu kommt im Lilio'schen Kalender die Epacte ω , im Gregorianischen 25; somit sind 30 mögliche Fälle hiefür gegeben, während früher nur 19 waren.

Es war nun in den Augen der Commission die Aufgabe gestellt, die Epactenzahlen innerhalb dieses Raumes stets um 29 Tage von einander abstehen zu lassen. Im Anfang geht dies auch ganz gut, denn Epacte XXIII, die am 8. März die Reihe beginnt, begegnet uns wieder am 6. April, d. i. 29 Tage später; dies geht so fort, bis im Lilio'schen Kalender zum 30. März Epacten I ω stehen; Epacte I tritt wieder auf am 28. April, dies ergibt als noch einen hohlen Monat, aber die nächste Epacte ω findet sich erst am 29. April und somit erhalten wir den ersten vollen Monat. Dagegen wird nochmals ein hohler gewonnen, indem Epacte * am 31. März und 29. April steht. Von da ab erhalten wir im Lilio'schen Kalender lauter volle Monate, denn Epacte XXIX, die am 31. März mit Epacte * culminirt, erscheint wieder am 30. April, also um 30 Tage später, und um die gleiche Tagessumme stehen die Epacten in den noch übrigen 5 Tagen (1.—5. April incl.) von einander ab. Im Ganzen hat also Lilio unter den 30 möglichen Ostermonaten 7 volle erhalten. Vollständig liess sich dies nicht beseitigen, da man eben alle 30 Epacten zu passiren hatte; aber die Fälle liessen sich reduciren, sobald man die culminirenden Epacten ganz an das Ende der Reihe, d. i. zum 5. April setzte, denn gerade diese hatten ja das Unheil angerichtet. Dort steht nun Epacte XXV und dazu rückte man XXIV. Auf diese Weise erhielt man nur 2 volle Monate, nämlich zwischen den Epacten 25 (4. April und 4. Mai) und zwischen XXIV und XXV (5. April und 5. Mai), während die dazwischenliegende Epacte XXV am 5. April und 4. Mai einen hohlen Monat ergab. Ausserdem wurde auch die Aequationstafel Lilio's einer durch-

greifenden Aenderung unterzogen, indem sämtliche Epactenzahlen um 1 niedriger gestellt wurden, d. h. die Commission rückte sämtliche durch den Epactencyclus zu berechnenden Neumonde um 1 Tag im Kalender vor; auch dies hatte seinen guten Grund; man wollte soviel als möglich vermeiden, dass Ostern am Vollmondstage selbst gefeiert werde, was denn bei der Unvollständigkeit und Unsicherheit, die jedem Cyclus anhaftet, immerhin oft möglich war. Indem also die Commission alle Neumonde um 1 Tag später eintreten lässt, als Lilio, vermindert sie natürlich wesentlich diese Gefahr. Schliesslich haben wir einer Aenderung zu gedenken, die wohl für den Gebrauch des Kalenders ziemlich nebensächlich ist, und der auch Clavius nur insofern Gewicht beimisst, als sie zeigt, mit welcher Sorgfalt man in Rom zu Werke ging. Sie betrifft den dreihunderttausendjährigen Cyclus des Lilio, der nicht in dem Compendium und nicht in den Canones, wohl aber von Clavius in der ‚Explicatio‘ wiedergegeben und dort offenbar dem Lilio’schen Werke entlehnt ist. Der Gregorianische Kalender setzt nach den Prutenischen Tafeln die Dauer des synodischen Mondmonats zu $29^d 12^h 44' 3'' 10''' 48''''$ an; dies ergibt für die 235 Mondmonate des neunzehnjährigen Cyclus ein Product von $6939^d 16^h 32' 27'' 18'''$. Der Ueberschuss der 19 solaren Jahre beträgt demnach $1^h 17' 32'' 42'''$ und diese sind also in der vorzunehmenden Lunar-Aequation zu berücksichtigen; diese Aequation, in der jedesmal die Epacten um 1 erhöht, also die Neumonde im Kalender um 1 Tag zurückgesetzt werden, tritt in 2500 Jahren achtmal auf. Lässt man aber den oben angegebenen Ueberschuss der Julianischen Jahre 2500 Jahre lang anwachsen, so ergibt sich ein Product von $8^d 10^h 30' 36'' 7^{16}/_{19}'''$. In 2500 Jahren werden also nach der Gregorianischen Aequation die Neumonde um $10^h 30' 36'' 7^{16}/_{19}'''$ zu wenig zurückgeschoben, nach abermals 2500 Jahren wird dieser Fehler zu $21^h 1' 12'' 15^{13}/_{19}'''$, und nach dem weiteren Verlauf einer solchen Aequationsperiode ist der Fehler über einen Tag angewachsen. Im Gregorianischen Kalender tritt die erste Lunar-Aequation und der Anfang der Periode von 2500 Jahren im J. 1800 ein, somit überschreitet der Fehler in der Periode zwischen 6800 ($1800 + [2 \times 2500]$) und 9300 ($6800 + 2500$) die Grenze von 24 Stunden und zwar tritt dieser Uebergang ein zwischen der 2. und 3. Aequation, d. i. zwischen

7400 und 7700.¹ Diesem Fehler nun kann abgeholfen werden, wenn im Jahre 7700 die Epacten um 2 erhöht werden, denn dann treten die Neumonde um 2 statt um 1 Tag früher ein. Clavius verschiebt diese Operation auf das Jahr 8200 aus einem Grunde, den ich nicht anzugeben vermag; er bringt nämlich die oben angeführte Rechnung nicht, sondern sagt nur, er habe, als er für viele Jahrtausende die mittleren Neumonde berechnete, gefunden, dass von diesem Jahre an die Epacten Lilio's durchwegs die Neumonde um 1 Tag zu spät anzeigen, und er macht die Nachwelt darauf aufmerksam, wie für den Fall, dass der Prutenische Ansatz da noch anerkannt sein wird, vom Jahre 8200 an die richtigen Neumonde gefunden werden können. Man müsste von hier an zu den Epacten Lilio's 1 hinzuzählen und vom Jahre 14600 ($8200 + 8200 - 1800$) 2 und so fort. Damit ist natürlich der dreihunderttausendjährige Cyclus fallen gelassen. Es ist übrigens sehr fraglich, ob dies schon von der Commission festgestellt wurde, denn wie gesagt, findet sich in den Canones davon keine Silbe. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass erst späterhin Clavius bei seiner Vertheidigung des Kalenders auf diesen Gedanken kam und ihn berührte, um zu zeigen, dass er und seine Collegen den Fehler nicht übersehen, sondern ihn wegen seiner Geringfügigkeit übergangen hätten.

II. Die Aufnahme des Kalenders in Deutschland und die Polemik der protestantischen Theologen.

So leicht die Einführung des Kalenders in Italien, Spanien, Frankreich und Polen von statten ging, ebenso grosse Schwierigkeiten stellten sich derselben in Deutschland entgegen. Ob man dies in Rom ahnte, ist schwer zu sagen, eine katholische Stimme — Hugolinus Martellus — haben wir wohl die Befürchtung aussprechen hören. Auffallend ist es immerhin, dass der Pabst auf dem 1582 zu Augsburg um Kaiser Rudolf versammelten Reichstage den Kalender nicht vorlegte. Es war dies jedenfalls sehr gefehlt, denn man hätte manchen Punkt des Angriffs den Protestanten von vornherein abgeschnitten, und bei

¹ Nach Angaben neuerer Astronomen wächst der Fehler erst nach etwa 21.000 Jahren zu 1 Tag an.

der Stimmung, die zu Anfang auch unter den protestantischen Fürsten gegen den Kalender herrschte, hätte möglicherweise eine Einigung erzielt werden können. Die folgende Darstellung wird zeigen, dass erst, als die Theologen sich des Stoffes bemächtigten, die Fürsten davon beeinflusst dem Reformwerke Widerstand entgegensetzten. Ideler hat behauptet, dass die Curie zu Augsburg die Sache zur Sprache brachte, und dass gleich zu Anfang der Churfürst von Sachsen und Landgraf Wilhelm von Hessen Opposition gemacht hätten. Diese Nachricht findet sich bereits bei Lundorp,¹ welcher auch eine Exposition der Gründe gibt, die der Churfürst von Sachsen bei seiner Opposition geltend machte. Dennoch halte ich die Nachricht für falsch. Die Reichstags-Verhandlungen² enthalten auch nicht ein Wort darüber, und der Abgesandte des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, von seinem Herrn beauftragt, wohl auf die Kalender-Verhandlungen zu Augsburg Acht zu haben, berichtet diesem, dass keine stattgefunden hätten. Auch wäre es sehr auffallend, wenn der Churfürst von Sachsen in dem gleich unten zu besprechenden Schreiben an den Kaiser nicht auf seine zu Augsburg in dessen Gegenwart geäußerten Bedenken Bezug genommen hätte. Die Exposition der Gründe des Churfürsten bei Lundorp hat auffallende Aehnlichkeit mit eben dem Schreiben desselben an den Kaiser — konnte nicht vielleicht dasselbe zu einer Flugschrift verarbeitet und als Oppositionsmittel verwendet worden sein? Freilich konnte in derselben nicht gesagt werden, dass diese Gründe vom Churfürsten in Augsburg geltend gemacht wurden, denn gerade über das Schweigen der Curie zu Augsburg vor den Protestanten beklagen sich dieselben. So würde also der Nachricht Lundorp's die thatsächliche Meinung Sachsens zu Grunde liegen, dagegen die Verlegung ihrer Aeusserung nach Augsburg ein Fehler dieses Historikers sein.

Dagegen wurde vom päpstlichen Legaten, dem Cardinal von Trient Madrucius, *privatim* an mehrere katholische Fürsten die Mittheilung gemacht,³ und namentlich auch der Kaiser zur

¹ M. C. Lundorp. *Continuatio Sleidani*, (1604—1619.) T. III. a. a. 1582.

² Mainzer Erzkanzler-Archiv. Reichstag 1582. 4 Bände. (Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archiv.)

³ Das erfahren wir z. B. aus dem später noch zu erwähnenden Briefe des Churfürsten von Mainz an den Kaiser vom 18./28. Jänner 1583.

schleunigen Publicirung des Kalenders im Reiche und in den Erblanden gedrängt. Aber schon damals erklärte Rudolf in einem Schreiben an den Cardinal-Legaten, er könne da nicht allein entscheiden, sondern er müsse die Sache vor die Stände des Reiches bringen, so sehr er auch für seine Person die Kalenderreform als nützlich und nothwendig erachte.¹ Es ist selbstverständlich, dass in Folge dessen der Termin der Einführung am 5. October 1582 nicht eingehalten werden konnte. Für eine solche Eventualität hatte man übrigens in Rom vorgesorgt, denn am Schlusse der Canones findet sich eine Anleitung für diejenigen, welche erst im nächsten oder in den folgenden Jahren den Kalender publiciren werden. Für 1583 wird wieder der 5. October als Termin bezeichnet; davon aber ging man später ab, indem ein päpstliches Breve vom 7. Nov./28. Oct. 1582 anbefiehlt, die 10 Tage im Februar 1583 auszulassen.² Dies beim Kaiser durchzusetzen, wurden von Rom aus grosse Anstrengungen gemacht; der Pabst schrieb deshalb an ihn, und der Nuntius am kaiserlichen Hofe bemühte sich durch mehrere Eingaben an den Kaiser und dessen geheime Rätthe, ihn gefügig zu machen. In diesen Actenstücken des Nuntius wird bereits der Fall einer möglichen Opposition der Protestanten besprochen. Der Kaiser wird aber daran erinnert, was schlimmer sei, wenn in Deutschland einige Ländchen von der allgemeinen Zeitrechnung abweichen, oder wenn der Kaiser mit ganz Deutschland sich von der übrigen christlichen Welt absondere. Es wird ihm vorgestellt, welch' schwerer Kummer durch dieses sein Zögern dem Pabste gemacht werde, denn nimmer hätte dieser sich träumen lassen, dass der Kaiser, der früher seine Bereitwilligkeit für das Reformwerk so unzweideutig geäußert habe,

¹ Dieser Brief des Kaisers ist datirt: Augsburg 20. Sept. 1582. Dass trotz der Anwesenheit beider Betheiligter eine schriftliche Mittheilung des Kaisers erfolgte, lässt annehmen, dass derselbe diese als officielles Actenstück für Rom auffasste. Der Brief findet sich in Copie im Innsbrucker Statthalterei-Archiv als Beilage eines kaiserlichen Schreibens an Erzherzog Ferdinand.

² Domini Gregorii Papae XIII. Constitutio super observatione Calendarii nuper editi pro iis, qui de mense Octobre proximo praeterito illud observare non coeperunt (gedruckt). Vom 9. Februar sollte auf den 20. übergangen werden. Der Grund für diese Aenderung ist darin zu suchen, dass man für 1583 eine Differenz in der Osterfeier vermeiden wollte.

nun demselben solche Schwierigkeit bereiten werde.¹ Der Kaiser befand sich in einer misslichen Lage, denn einerseits konnte es ihm nicht gleichgültig sein, wenn er fortwährend von Rom gedrängt und an sein gegebenes Wort erinnert wurde, und andererseits wurde er auch von Herzog Wilhelm von Baiern und den Bischöfen des Salzburger Sprengels getrieben. Diese Heisssporne dachten gar nicht an ihre Mitstände und Nachbarn, sondern liessen dem Kaiser durch Herzog Wilhelm verkünden, dass sie fest entschlossen seien, in ihren weltlichen und geistlichen Gebieten den Kalender im Februar 1583 einzuführen. Dadurch aber waren des Kaisers Erblände direct betroffen, und es war zu befürchten, dass nur allzubald Conflicte zwischen weltlichen und geistlichen Obrigkeiten entstehen würden, wie dies denn auch wirklich im nächsten Jahre in den vorderösterreichischen Landen geschah.

Nichtsdestoweniger ging dem Nuntius am 20./30. December von der Hofkanzlei der Bescheid zu, dass der Kaiser ohne Zustimmung der Churfürsten nichts vornehmen wolle und könne, und dass er auch dem Ansinnen des Pabstes, wenigstens in seinen Erblanden im Februar den Kalender einzuführen, nicht Folge leisten werde.

Vom selben Tage ist nun das Rundschreiben des Kaisers an die Churfürsten datirt. Rudolf meint in demselben, die deutschen Fürsten sollten den Kalender mit Rücksicht auf den Verkehr mit den Nachbarvölkern und auf seine mathematische Begründung hin annehmen. Darauf erfolgten im Laufe des nächsten Jahres fünf Antworten, von denen jede für sich charakteristisch ist. Zunächst erklärt Trier seine vollste Uebereinstimmung und drückt die Hoffnung aus, dass alles nach Wunsch Sr. Heiligkeit in Deutschland gehen werde. Acht Tage darauf aber betont Mainz, dass unbedingt einhellig vorgegangen werden

¹ Als der Kaiser im Jänner 1579 das Gutachten der Wiener Universität dem Pabste überschickte, schrieb er ihm in sehr zuvorkommender Weise und schloss mit der Versicherung, dass er Gott anfehe, er möge die frommen Bestrebungen und den Eifer des Pabstes in dieser Angelegenheit zu einem glücklichen Abschluss und zum Ruhm der ganzen Christenheit gedeihen lassen. Ausser dieser ist mir keine Kundgebung Rudolph's dem Pabste gegenüber bekannt, auf die sich der Nuntius an dieser Stelle berufen könnte.

müsste. Der Churfürst schlägt vor, im Falle, dass die andern Churfürsten sich überhaupt der Sache geneigt zeigen, eine Deputation zusammenkommen zu lassen, um über ein einhelliges Vorgehen zu berathen; im andern Fall kann er dem Kaiser nicht rathen, den Kalender zu publiciren. Am bedeutsamsten ist aber ohne Zweifel die Antwort Brandenburg's; der Churfürst erklärt sich vollständig einverstanden, wenn der Kaiser den Kalender publicire, denn dann gehe das Werk von ihm und nicht vom Pabste aus. Nur meint er, dass die Frist bis zum Februar etwas kurz sein werde. Wie wenig der Churfürst an einen Widerstand seitens seiner Glaubensgenossen dachte, beweist der Umstand, dass er schliesslich dem Kaiser Rathschläge über den Modus der Publication gibt; da die in Rom gedruckten Exemplare des Kalenders nirgends zu bekommen seien, so empfiehlt er, der Kaiser solle dieselben, versehen mit einer neuen zweckmässigen Vorrede, nachdrucken und jedem der Stände eins oder mehrere Exemplare zukommen lassen. Im Gegensatz zu dieser zuvorkommenden und gewiss vernünftigen Haltung Brandenburg's liess die Antwort des Churfürsten von Sachsen bereits ahnen, dass die Sache nicht glatt ablaufen werde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieselbe mit Zuziehung eines Theologen abgefasst ist, denn sie strotzt von Gelehrsamkeit. ‚Stets sei es Sache der Kaiser gewesen, die Zeitrechnung zu bestimmen; so habe Kaiser Julius (Caesar) den Kalender reformirt und Kaiser Karl neue Monatsnamen eingeführt; auch zu Nicaea haben die Concilsväter dem Kaiser Constantin nicht vorgreifen wollen, denn nur dadurch ist es zu erklären, dass sie nicht wieder den Kalender auf den Stand Christi zurückgeführt haben; sie wollten eben die früheren Jahre als kaiserliche Einrichtungen unverrückt lassen, und nur dem Befehle Constantin's gemäss den tobenden Osterstreit beseitigen. Der Pabst habe also jetzt durchaus kein Recht, sich auf dieses Concil zu berufen, denn damals und auch noch bis über das Constanzer Concil hinaus stand der Pabst unter den versammelten Vätern.‘ So sehr nun auch der Churfürst in der Absicht des Kaisers dessen väterliche Fürsorge für das Reich erkennt, so kommt ihm dieselbe doch bedenklich vor, nicht bloss wegen der grossen Zerrüttung in kirchlichen und weltlichen Dingen, sondern auch, weil dadurch leicht dem Pabste ein

Eingriff in die Rechte und die Ehre des Reiches gestattet werden könnte. Indem er der Leiden gedenkt, die das deutsche Vaterland durch die Päbste schon erlitten, kann er nicht rathen, auf des Pabstes Befehl hin den Kalender zu publiciren. Jedoch will er nicht absolut dagegen sein und beantragt daher, die Angelegenheit von einem Deputationstage berathen zu lassen, aber in keinem Falle dürfe Rom irgend eine Jurisdiction und Herrschaft über das Reich eingeräumt werden.

Auf den Vorschlag Sachsens und Mainz's, die Kalenderfrage einem Deputationstage zur Berathung vorzulegen, ging der Kaiser nicht ein, er liess sich offenbar lieber durch die zwei anderen Antworten beeinflussen, und so schrieb er am 25. März/4. April an Sachsen, er hätte sich entschlossen, den Kalender in Reich und Erblanden im kommenden October zu publiciren, verspricht aber, dass sicherlich dabei der Würde des Reiches nichts werde vergeben werden. Dies befriedigte jedoch keineswegs den Churfürsten, denn in einem zweiten Schreiben vom 26. April/6. Mai schlägt er einen entschiedeneren Ton an. Es stehe ihm zu, seine Bedenken wegen der Publication im Reiche auszusprechen, wenn er auch nicht berufen sei, irgend eine Handlung des Kaisers in dessen Erblanden zu beurtheilen. Er habe nun in Erfahrung gebracht, dass der Pabst nicht nur nicht die Haltung des Kalenders ‚mandire‘, sondern auch sich ungescheut rühme, dass diese Reform vom Tridentiner Concil als Reservat des päpstlichen Stuhls erklärt worden sei. Der Kaiser wisse, was die Evangelischen gegen dieses Concil eingewendet haben; da nun der Pabst den Kalender als ein Werk desselben ausgibt, so werde den Evangelischen nichts anderes übrig bleiben, als die Annahme desselben zu verweigern. Sollte aber der Kaiser trotz dieser Erklärung den Kalender im Reiche publiciren, so werde er für seine Person dem nicht Folge leisten können, ehe er sich nicht mit den seiner Confession zugethanen Ständen verglichen haben wird. Dies ist schon ziemlich deutlich gesprochen, doch immerhin liess diese Erklärung noch Hoffnung auf ein Einverständniss zu. Ganz kurz und schroff abweisend dagegen ist die fünfte Antwort, die erst am 3./13. September vom Churfürsten Von der Pfalz erfolgte. Diese Meinungsäußerung ist bereits direct beeinflusst durch das Gutachten eines deutschen Gelehrten — des Michael

Maestlin. — Ehe ich jedoch diese und die ihr verwandten Streit-schriften bespreche, will ich noch kurz das weitere Verhalten des Kaisers bis zur definitiven Entscheidung darstellen.

Der Februar-Termin war natürlich wieder verstrichen und schon im zweiten Schreiben an den Churfürsten von Sachsen hatte der Kaiser den October als solchen bezeichnet. Bei diesem Beschlusse beharrte er denn auch trotz der ablehnenden Haltung Sachsen's. Die Verhältnisse drängten eben zu einer definitiven Entscheidung; vom Pabste erhielt Rudolf geradezu eine Rüge über sein zögerndes Verhalten, und da mehrere Bischöfe, deren Sprengel in die österreichischen Erblände hineinreichten, den Kalender im Februar eingeführt hatten, so drohten ernsthafte Verwicklungen. In Ober- und Niederösterreich wusste allerdings Erzherzog Ernst Ordnung zu halten, indem er den Bischof von Passau zwang, die Publication in seinen österreichischen Pfarren wieder rückgängig zu machen; um so mehr hatte Erzherzog Ferdinand in Tirol zu leiden, zu dessen Gebiet die Sprengel von Trient und Augsburg gehörten,¹ namentlich von den Amlleuten Südtirols lief Klage auf Klage über das rücksichtslose Vorgehen des Cardinal Madrucius ein. Ferdinand drängte daher fortwährend zuletzt schon durch eigene Couriere den Kaiser, eine Entscheidung zu treffen. In der kaiserlichen Kanzlei war man nun bemüht, für die Publication eine Form zu finden, die nach dem Wunsche des Churfürsten von Sachsen die Ehre des Reiches nicht verletzen konnte. Auf Befehl des Kaisers erstatteten die beiden Geheimen Rätthe Harrach und Viehäuser über den Modus des Ausschreibens an die Stände ihr Gutachten. Der erstere meint, es solle die Publication in der Weise verfasst werden, wie es die Curie wünschte, jedoch im Namen des Kaisers und mit Hinweglassung des Namens des Pabstes und alles dessen, was in der Sache mit Rom verhandelt worden ist. Der in diesem Sinne abgefasste Entwurf sollte aber nochmals den Churfürsten zur Begutachtung vorgelegt werden, und wenn sich die Mehrzahl günstig dafür ausspreche, könne Se. Majestät die Publicirung getrost vornehmen. Es wurde auch die Frage aufgeworfen, ob nicht das Ausschreiben

¹ Salzburg und Brixen hatten dagegen auf Ansuchen Ferdinands die Publication bis October verschoben.

in doppelter Weise vorgenommen werden sollte, für die katholischen Stände in Mandaten mit Anführung des päpstlichen Willens, für die evangelischen in literae clausae ohne diese Beigabe. Viehäuser bespricht in seinem Gutachten ausführlich diesen Punkt und meint, es solle durchweg die Publication in literae clausae ohne Nennung des päpstlichen Namens geschehen. Denn für den Fall mancher Weigerung würde so der kaiserlichen Reputation weniger geschadet, und dann besitze ja der Kaiser allen Ständen gegenüber gleiche Autorität, die durch päpstliche Einflussnahme auch gegenüber den katholischen nicht geschädigt werden solle. Viehäuser's Ansicht drang auch durch, denn ganz in seinem Sinne wurde das kaiserliche Rundschreiben vom 4./14. September abgefasst. Vom Pabste ist darin mit keinem Worte die Rede, sondern die Eingangsworte lauten folgendermassen: ‚Derwegen denn unlangst nit allein mit unserm vorwissen, sondern auch nit weniger auf etlicher unserer als anderer christlichen Potentaten und Herrschaften fürnemer Mathematicorum vleissiges nachdenkhen vnd gutachten ein Neues Calendarium verfasset vnd angerichtet ist worden‘. Und nun wird der Stellung Deutschlands inmitten der anderen Reiche gedacht, aus welcher sich mit Nothwendigkeit ergibt, dass es Uniformität in der Zeitrechnung wegen Handel und Verkehr haben müsse. Demgemäss wird auch die kirchliche Seite der Reform — Osterfeier und Heiligenfeste — vollständig ausser Acht gelassen; kurz der Wortlaut ist so gehalten, dass auch der vorsichtigste Protestant an ihm keinen Fehl hätte finden können.

Wir sind nun beim entscheidenden Schritte des Kaisers angelangt, aber zugleich auch bei einem Wendepunkt seines Verhaltens. Man wird seinem bisherigen Vorgehen nicht absprechen können, dass es sicher und correct gewesen sei, von nun an kann man dies nicht mehr behaupten. Das Rundschreiben gelangte an die Churfürsten, die vornehmsten geistlichen und weltlichen Grossen und an mehrere Städte zur Versendung, theilweise aber so spät, dass manche es erst nach dem 5. October — dem Termin der Einführung — erhielten.¹

¹ So erhielt selbst Mainz das Rundschreiben so spät, dass dort erst im November der Kalender eingeführt werden konnte.

Dann aber wurde die Verschickung plötzlich suspendirt und die bereits mit Unterschrift und Adresse versehenen Exemplare blieben in der kaiserlichen Kanzlei liegen. Verhältnisse in den Erblanden waren die Veranlassung zu diesem auffallenden Verhalten.

In Ober- und Niederösterreich glaubte man ohne Zustimmung der Stände vorgehen zu können, obwohl man auch hier es für gut befand, mit äusserster Vorsicht, ja mit List die Publication vorzunehmen.¹ In Böhmen aber verhandelte man mit den Ständen; es fehlte nicht an Widerstand in Prag; so verweigerten die dortigen Mathematiker dem Erzbischof entschieden jede Mithilfe, als er ein Kalenderfragment und die Aenderung des Festkalenders zum Drucke vorbereitete. Auch die Stände waren schwierig und erst nach mehrfachen Bedenken gaben sie im November ihre Einwilligung. Als man in der kaiserlichen Kanzlei im September mit der Verschickung des Rundschreibens begann, glaubte man wohl, dass diese Zustimmung früher erfolgen werde; als keine Aussicht mehr dazu vorhanden war, sistirte man die weitere Versendung. Nun sollte man meinen, dass der Kaiser, welcher gerade auch in dem Rundschreiben die Nothwendigkeit eines einhelligen Vorgehens betont, die

¹ In Oberösterreich wurden die Stände geradezu überrumpelt. Obwohl das Kalenderpatent für Ober- und Niederösterreich vom 1./11. October datirt ist, so wurde doch erst am 20. October alten Styls dasselbe vom Landeshauptmann den gerade versammelten Ständen übermittelt und noch am selben Tage die Publication von den Kanzeln anbefohlen. Trotzdem also der Einföhrungstermin bereits verstrichen war, sollte doch die Auslassung der 10 Tage gelten, und der Landeshauptmann führte dies gleich praktisch durch, indem sein diesbezügliches Patent vom Vortage, d. i. dem 19. October vom 29. October neuen Styls datirt ist. Es ist dieses auffallende Benehmen wohl nicht anders zu erklären, als dass man jeder Opposition das Wort abschneiden wollte; und in der That glückte es. Am nächsten Tage beantworteten die oberösterreichischen Stände eine Anfrage ihrer steirischen Collegen, wie sie sich dem neuen Kalender gegenüber verhalten werden. Obwohl sie ihre Verwunderung über das rasche Vorgehen des Landeshauptmanns nicht verbergen, so erklären sie doch, sie wollten sich in dieser Sache als getreue Unterthanen erweisen, da sie nicht ex auctoritate papali — welche ihnen hier zu Lande nichts zu gebieten habe — sondern aus Reichs- und Landesfürstlicher Macht und Gewalt vorgenommen worden sei, und da sie ad politicam und nicht per se ad religionem gehörig sei. (Linzer Landes-Archiv. Annalen. Vol. XVI. fol. 273 u. f.) Dieses Vorgehen der oberösterreichischen Stände, die sonst wegen ihrer Sanftmuth eben nicht berühmt sind, ist gewiss sehr merkwürdig.

Publication bei den bereits benachrichtigten Ständen rückgängig machte. Dies aber geschah nicht, selbst nicht in Nieder- und Oberösterreich, wo das Patent vom 1./11. October in Kraft bestehen blieb, wenn es auch, wie aus mehreren Briefen des Erzherzogs Ernst hervorgeht, durchaus nicht allgemein befolgt wurde. Der Stein des Anstosses war jetzt durch die Erklärung der böhmischen Stände beseitigt, und nun verfasste man in der kaiserlichen Kanzlei ein zweites Schreiben, (d. d. 18./28. Dec.), worin neben Angabe des Grundes der Verzögerung die Auslassung der 10 Tage vom 7. zum 17. Jänner 1584 anbefohlen wird. Aber auch dieses blieb in zahlreichen adressirten Exemplaren liegen, während es andererseits an viele Stände verschickt wurde. Vielleicht hatte man inzwischen eingesehen, dass von den Evangelischen keine Willfährigkeit mehr zu erwarten sei, und in der That weisen die Adressen meist auf protestantische Gebiete hin. Denn in den drei Monaten, die zwischen den beiden Ausschreibungen liegen, konnte man ja die Wirkungen des ersten beobachten, und diese waren wahrlich traurig genug. Den beiden Vettern des Kaisers in Graz und Innsbruck erwachsen aus der Publication des Kalenders, die sie im October vorgenommen hatten, keine frohen Stunden. Karl hatte die heftigsten Kämpfe mit seinen Ständen durchzufechten¹ und Ferdinand entstanden wie früher aus dem neuen, nun aus dem alten Kalender Schwierigkeiten in seinen Vorlanden, namentlich gab es arge Streitigkeiten in Hagenau und Lindau.

In Ober- und Niederösterreich, wo man auf keinen offenen Widerstand stiess, war man doch so flau in der Haltung des Gebotes, dass es eines neuerlichen Patentes (vom 20./10. Jänner 1584) bedurfte. Noch viel schlimmer sah es im Reiche aus. So war es in Augsburg zu gefährlichen Händeln zwischen dem Rathe und der evangelischen Bürgerschaft gekommen, die den Kaiser schliesslich zum Einschreiten zwangen.²

¹ Vgl. Zahn, Der Kalenderstreit in Steiermark. (Mittheilungen des hist. Ver. f. Steiermark. 1864.)

² Die ausführlichste auf Acten des Augsburger Stadt-Archivs beruhende Erzählung des Augsburger Kalenderstreites findet sich in Paul von Stetten's Geschichte der Stadt Augsburg (Frankf. und Leipz. 1743. Tom 1.) Ich behalte mir vor, eine Darstellung dieser für das damalige Städteleben

Zudem liefen von einzelnen Reichsständen Antworten auf das Rundschreiben ein, die wenig Tröstliches meldeten. Wohl zeigten Mainz und Trier an, dass sie den Kalender publicirt hätten, aber der Bischof von Speier zum Beispiele erklärt, zu seinem grössten Bedauern verhindert zu sein, dem Befehle des Kaisers nachzukommen, denn er sei des Friedens willen gezwungen, auf seine Nachbarn Rücksicht zu nehmen, und in ganz gleichem Sinne antworteten die Städte Regensburg, Nürnberg und Strassburg. Von den protestantischen Fürsten aber gelangte gar keine Antwort mehr an den Kaiser — auch nicht von Brandenburg —; die Verhetzung der Theologen trug bereits ihre Früchte.

All' diese Dinge machten dem Kaiser schwere Sorgen, und er wandte sich daher an die Erzherzoge Ferdinand und Ernst um Rath. Während der erstere keinen zu geben weiss, führt Ernst in einem weitläufigen und sehr merkwürdigen Schreiben aus, dass es seiner Ansicht nach das beste wäre, wenn der Kaiser die Publication des Kalenders wieder rückgängig machte. Man hätte zwischen zwei Uebeln zu wählen; die Protestanten haben sich einmal verbunden, den neuen Kalender nicht anzunehmen und sie werden, einmal im gemeinsamen Handeln begriffen, noch andere Schritte unternehmen, die für den ohnehin so hart bedrängten Katholicismus höchst gefährlich werden können. Ernst spricht geradezu die Befürchtung aus, dass es den Protestanten beim Kalenderhandel nur um einen Anfang zu thun sei und dass sie weitere gefährlichere Angriffe gegen die Katholischen im Schilde führen. Auf der anderen Seite kann man sich nicht verhehlen, dass — sollte der Kaiser die Publication zurücknehmen — den Protestanten dies als grosser Sieg erscheinen müsste, der sie — die ohnehin schon die Stärkeren sind — leicht verleiten könnte, nun mit grösserer Hartnäckigkeit ihre Ziele zu verfolgen. In Hinblick auf die Türkennoth räth aber Ernst, doch nachzugeben, da ohne Reichshülfe gegen den Erbfeind nichts auszurichten wäre, geschweige denn, dass man innere Streitigkeiten im Rücken habend, die Reichsgrenzen vertheidigen könnte. Diesen Rath nun befolgte der Kaiser wohl nicht, sondern er datirt

interessanten Händel, für welche sich umfangreiches Material im Wiener Haus-, Hof- und Staats-Archiv findet, zu geben.

seine Briefe vom 7./17. Jänner 1584 an nach neuem Styl; aber er that auch fernerhin nichts mehr in dieser Frage bis zum Jahre 1603, wo Erzherzog Mathias am Reichstage zu Regensburg in seinem Auftrage die Stände zu einer Vergleichung aufforderte. Die Delegirten der protestantischen Stände aber erklärten, hiefür keine Instructionen zu besitzen,¹ und so blieb die Sache beim Alten bis zum Jahre 1699, wo wenigstens eine theilweise Einigung erzielt wurde.²

Ich habe bei der Darstellung der Schicksale des Kalenders vor dem Forum der Reichsfürsten mehrmals des Einflusses zu erwähnen gehabt, den Schriften von protestantischen Gelehrten auf ihre Entschliessungen ausübten. Ich gehe nun zur Besprechung derselben über. Den Reigen eröffnet jenes Gutachten, auf das sich der Pfalzgraf bei Rhein dem Kaiser gegenüber beruft, und das in seinem Auftrage von dem Professor der Mathematik in Heidelberg — Michael Maestlin — abgefasst ist.

Maestlin theilt seine Arbeit,³ abgesehen von der langathmigen Einleitung in drei Theile. Im ersten handelt er über die Nothwendigkeit der Reform; es klingt nun in dem Munde eines Astronomen — Maestlin ist der Lehrer Kepler's — der zudem sich über die Bestrebungen der früheren Jahrhunderte nach Kalenderreform sehr gut unterrichtet erweist, befremdlich, wenn er deren Berechtigung und Nothwendigkeit überhaupt bestreitet. Für den ‚Gemeinen Mann‘ und den Gelehrten sei

¹ Die Reichstags-Acten des Jahres 1603 aus dem Chur-Mainzischen Archiv, denen ich diese Notiz entnehme, befinden sich merkwürdiger Weise im Linzer Landes-Archive.

² Ueber die weiteren Schicksale des Kalenders im 17. und 18. Jahrhunderte hat Piper in der Geschichte des Osterfestes nach der Gregorianischen Kalenderreform gehandelt.

³ Die Schrift führt den Titel: Ausführlicher Bericht von dem allgemynen Kalender oder Jahrrechnung wie sie erstlich angestellt worden und was Irthumb allgemächlich dryn seyen eingeschlichen; item ob und wie dieselbige zu verbessern weren; sampt Erklärung der newlichen ausgegangenen Reformation von Bapst Gregorio XIII. und was davon zu halten sey. — Zuerst gedruckt 1583 von Jakob Müller zu Heidelberg; dann wiederholt in einem bei Johann Spies in Heidelberg 1584 gedruckten Buche, das ausserdem noch andere derartige Gutachten von protestantischen Gelehrten enthält. Ich citire dasselbe im folgenden als ‚Heidelberger Sammelband‘.

sie überflüssig, denn man habe sich bisher ganz gut mit dem fehlerhaften Kalender beholfen, durch einen neuen könne höchstens Zwietracht entstehen. Für den Gottesdienst aber habe überhaupt die Zeitrechnung keine Bedeutung, denn die Osterregel sei kein Glaubensartikel und die unbeweglichen Feste stehen in keinem Zusammenhang mit den Erscheinungen des Sonnenjahres, in die man sie in den ersten christlichen Zeiten gebracht hat. Alle diese Bedenken aber werden dadurch erhöht, dass es sich gar nicht mehr lohnt, für die kurze Zeit, welche die Welt noch bestehen wird, Unordnung und Zerrüttung durch Aenderung der Zeitrechnung herbeizuführen; denn sicher rücke das Ende der Welt nahe heran.¹ Die Tendenz der Schrift, welche schon in diesem Abschnitte hervorleuchtet, zeigt sich nun deutlich im zweiten Theile, in welchem Maestlin untersucht, was denn von der Reform Gregor XIII. zu halten sei. Er spricht dem Pabste das Recht zur Reform direct ab, und übt an dem Vorgehen Gregor's die härteste Kritik. Die Kalenderreform sei kein politisch, sondern ein kirchlich Ding; wenigstens fasse man sie in Rom so auf; dies zeige die fortwährende Berufung auf das Concil von Nicaea und die Worte des Pabstes in der Bulle ‚Inter Gravissimas‘. Es gilt daher für die Protestanten ihre evangelische Freiheit, die ihnen durch geheiligte Verträge gewährleistet ist, zu wahren; denn indem der Pabst den neuen Kalender ‚mandire‘, greife er ein in das kirchliche und politische Leben der Nation. Im Besonderen tadelt Maestlin, dass Gregor dabei auf die Evangelischen keine Rücksicht ge-

¹ Der Glaube an den nahen Weltuntergang spukte in der Reformationszeit gewaltig. Nachdem der von Joh. Stöffler aus astrologischen Gründen vorhergesagte Weltkrach im Jahre 1524 nicht eingetreten war, (vgl. Vorgesch. d. Greg. Kal.-Ref. p. 390) übernahmen die Historiker das Geschäft der Unglücksraben. Sleidanus (De quatuor summis imperiis libri tres Lib. III.) und Melancthon-Peuceer (Chronicon Carionis. Ep. dedicat.) benützten die Prophetien Daniel's für ihre geschichtsphilosophischen Drehseleien, indem sie die Weltgeschichte in ‚periodi universales‘ zu je 500 Jahren (70 prophetische Wochen. 1 Wochentag = 1 gemeinen Jahr) theilten. Ging die Rechnung nicht zusammen, so musste der Zorn Gottes über das sündige Treiben der Menschen die Periode abkürzen. Wenn nun gar der Antichrist dazukam, der ja zweifellos in Rom sein Unwesen trieb, so war der Weltuntergang jetzt, wo wieder eine solche Periode im Ablauen war, ganz sicher zu erwarten.

nommen habe und hebt im Gegensatze hierzu das Vorgehen Leo X. rühmend hervor, der von allen Universitäten Gutachten eingefordert und ausserdem die Hülfe der weltlichen Macht von Anbeginn an in Anspruch genommen habe.¹ Maestlin macht ferner darauf aufmerksam, dass der Pabst zu Augsburg den versammelten Ständen seinen Plan verschwiegen habe, ferner dass er ohne über das Reformwerk eine ausführliche Begründung zu geben, die Haltung des neuen Kalenders anbefehle, und zwar binnon sehr kurzgestellter Fristen. Maestlin glaubt den Grund zu diesem Vorgehen darin suchen zu müssen, dass der Pabst eine gründliche Prüfung seines Werkes durch Gelehrte scheute und andererseits der Meinung war, dass nach Annahme des Kalenders auch im Falle, dass die Fehler desselben erkannt würden, derselbe doch von Niemand mehr abgestellt werden würde. Der Pabst habe die Evangelischen von Anfang an ignoriert, aber er wusste recht gut, dass, wenn die Katholiken den Kalender annehmen werden, entweder die Protestanten ihnen nachfolgen und damit selbst ihre evangelische Freiheit schädigen müssten, oder dass in Folge der Weigerung derselben steter Hader zwischen den beiden Religionsparteien in Deutschland entstehen werde, was ja auch für die geheimen Pläne des Pabsthums recht gut passt. Im dritten Theile geht nun Maestlin auf eine sachliche Kritik des neuen Kalenders ein, für den Fall, dass wirklich so allgemein, wie behauptet wird, eine Reform des alten gewünscht werde. Hiebei machen sich mehrere principielle Gegensätze zu demselben bemerkbar. Der eine betrifft die Frage des Osterfestes, die ja den Angelpunkt des alten und neuen Kalenders bildet. Maestlin ist offenbar durch Luther's Schrift „Von den Concilien“² beeinflusst, wenn er für die Fixirung des Osterfestes an einem bestimmten Tage plaidirt; er geht aber noch einen Schritt weiter, wenn er den Satz aufstellt, die kirchlichen Gebräuche müssen sich nach den Einrichtungen des bürgerlichen Jahres richten und nicht umgekehrt. Soll das Sonnenjahr wirklich corrigirt werden, so hat es keinen Sinn, den Stand des

¹ Leo X. brachte die Kalenderreform auf dem Lateranensischen Concil zur Verhandlung, und forderte durch Kaiser Maximilian Gutachten von den deutschen Universitäten. (Vgl. die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform p. 385 u. ff.)

² Lutheri Opera edd. Walch. Th. XII. p. 2676 u. ff.

Nicaenischen Concils herzustellen, denn Christus gelte doch mehr als dasselbe. Hier zeige sich so recht die Wahrheit der früheren Behauptung, dass es dem Pabste nur um das Brevier und Missal und um seine Herrschaft, nicht aber um die allgemeine Wohlfahrt zu thun sei. Müssen nun wirklich Tage ausgelassen werden, so möge man doch bis 1600 warten, denn bis dahin könne Nutzen und Bedeutung der Reform der heranwachsenden Generation deutlich gemacht werden, während die alten Leute, die sich schwer in neue Verhältnisse fügen können, grösstentheils abgestorben sein werden; auch könnten die Astronomen bis dahin der Aenderung in ihren Tafeln Rechnung tragen, zumal da mit 1600 die meisten Ephemeriden ablaufen. In Bezug auf den Epactencyclus muss Maestlin eingestehen, dass sein Autor ‚viele subtile Kunst‘ angewendet habe. Ob dies aber nützlich und nothwendig sei, möge man daraus entnehmen, dass diese Subtilitäten meist ihren Nutzen viele hundert Jahre nach dem jüngsten Tage haben werden. Maestlin fragt, ob also Gott, die Engel und wir in der ewigen Herrlichkeit auch diesen Kalender werden gebrauchen müssen? Ueberhaupt fällt es ihm auf, dass in den Schriftstücken des Pabstes niemals vom jüngsten Tage die Rede ist, und er meint daraus und aus dem Ausdruck ‚Kalendarium perpetuum‘ den Schluss ziehen zu dürfen, dass der Pabst und seine Anhänger überhaupt an den jüngsten Tag nicht glauben. Aber abgesehen von allem dem fragt es sich, ob denn diese subtilen Rechnungen mit dem astronomischen Calcül stimmen, oder ob trotz derselben Fehler unterlaufen können. Da macht sich nun der zweite principielle Gegensatz bemerkbar: denn sobald Maestlin diese Frage beantworten will, muss er der astronomischen Zeitrechnung das Wort gegenüber der cyclischen reden. Indem es Maestlin gelingt, an bestimmten Fällen eine Differenz zwischen beiden Rechnungen nachzuweisen, fragt er, was es denn für einen Sinn hat, astronomische Subtilitäten in den Kalender hineinzubringen, wenn man auf der anderen Seite doch eingestehen muss, dass dieselben nur manchmal, aber nicht immer richtig sind. Auch findet es Maestlin merkwürdig, dass man nicht die zu Grunde gelegten Tafeln namentlich angeführt habe; auf jeden Fall müsse mit der Annahme des Kalenders gewartet werden, bis darüber von Rom Aufklärung gegeben worden sei; denn wenn die bisher auf-

gestellten dabei benützt wurden, so sei das Werk schon deshalb hinfällig, habe man aber dafür neue gemacht, so müssen diese erst eine Prüfung von Seite des Astronomen aushalten. Indem Maestlin an dieser Stelle von der Schwierigkeit, gute Tafeln aufzustellen, spricht und die astronomische Richtigkeit eines neuen Kalenders mit allem Nachdrucke betont, kommt er zum Schlusse, dass ein jedes derartige Unternehmen hinfällig sei, und daher am besten von der Reform überhaupt Umgang genommen werden solle. Mit diesem negativen Resultate schliesst Maestlin seine Arbeit ab.

So wüthend bereits der Protestantismus in dieser Schrift gegen das Pabstthum ankämpfte, so war damit noch lange nicht der Höhepunkt erreicht; dies leisteten im selben Jahre der Reihe nach protestantische Theologen, deren Schriften wir nun kurz zu betrachten haben. Der Tübinger Professor Lucas Ossiander¹ glaubt folgenden Beweggrund für die Kalenderreform gefunden zu haben. Da dem Pabste mit den Ablassbriefen nun in Deutschland das Handwerk gelegt sei, so wolle er jetzt statt der Ablasszettel Kalender feil haben und dies sei recht schlaue angepackt, denn erstere kaufte man nur in bestimmten Jahren, Kalender aber müsse man alle Jahre haben. Um dies Geschäft recht ausgiebig zu machen, unterstehe sich der Pabst, mit diesem seinem Kram ein Monopol aufzurichten, indem er allen Christen bei Strafe des Bannes und 1000 Ducaten Busse verbietet, seinen neuen Kalender nachzudrucken.² Ossiander sieht schon darin eine Beeinträchtigung der deutschen Nation, da die Monopole in den Reichsconstitutionen und auf vielen Reichstagen verboten worden seien. Nach dieser schönen Einleitung

¹ Bedenken, ob der Newe Bäpstliche Kalender eine Nothdurfft by der Christenheit seye unnd wie trewlich dieser Bapst Gregorius XIII. die Sachen damit meyne; ob der Bapst Macht habe, diesen Kalender der Christenheit aufzudringen. Ob auch fromme und rechte Christen schuldig seyn, denselbigen anzunehmen. (Heidelberger Sammelband. III.). Früher gedruckt bei Georg Gruppenbach in Tübingen 1583.

² In der That findet sich in der Bulle dieser Passus. Als Grund dafür wird angegeben, dass dadurch Verwirrungen hintan gehalten werden sollen, und man wird dies wohl als das wahre Motiv des Verbotes ansehen können. Gehalten wurde es aber keineswegs, denn es lassen sich Kalenderfragmente nachweisen, die in Wien, München, Trier und Danzig gedruckt sind.

geht Ossiander auf den ersten der im Titel angekündigten Punkte über. Aus theologischen Gründen, deren Auseinandersetzung man mir gerne erlassen wird, bestreitet er die Nothwendigkeit der Reform, zumal da der Pabst lieber darauf sehen sollte, seine Kirche als den Kalender zu reformiren. Indem Ossiander von den Anmassungen des Antichrist in Rom spricht, verdächtigt er den Pabst, dass er auch den Gestirnen gebieten wolle, nach seinem Kalender zu gehen. Wenn aber etwa Mathematiker demselben Fehler nachweisen sollten, wird man zu Rom sagen, dass diese, nicht der Pabst fehlen. Zu dieser Unordnung habe jedenfalls Josua Veranlassung gegeben, als er Sonne und Mond stille stehen liess, hätte er sie damals ruhig laufen lassen, so würden ihre Erscheinungen sicherlich mit dem Gregorianischen Kalender übereinstimmen. Wie Maestlin schiebt auch Ossiander der Curie unredliche Absichten unter; sie will nach seiner Meinung unter den Reichsständen Zwietracht säen und unter ihren Anhängern selbst sondiren; jene katholischen Stände, die nicht allsogleich und bereitwillig den neuen Kalender annehmen würden, werden von nun an von ihren geheimen Plänen nicht mehr unterrichtet werden.

Bei diesen Gesinnungen ist es natürlich, dass Ossiander dem Pabste das Recht streitig macht, die Reform vorzunehmen und wieder ihm die evangelische Freiheit als Schild entgegenhält. In Folge dessen ist es auch für Ossiander eine ausgemachte Sache, dass die Evangelischen mit allen Kräften gegen die Reform sich wehren müssen; wie aber sollen sich jene Religionsgenossen verhalten, die unter katholischer Herrschaft leben? Zunächst sollen auch sie sich auf ihre durch Verträge geheiligte Freiheit berufen und die Annahme des Kalenders verweigern. Sollte es aber soweit kommen, dass die Obrigkeit mit Gewalt und Schliessung der Kirchen droht, so sollen sie sich dem Zwange fügen; aber an den nun falsch gefeierten Festtagen sollen die Prediger erklären, dass sie nur gezwungen sich der Gewalt gefügt und dem römischen Antichrist auch in diesem Punkte nicht unterworfen seien.

Dieser Rath Ossianders gewann praktische Bedeutung in Steiermark; es ist nicht zu bezweifeln, dass das ganz in diesem Sinne abgefasste Gutachten der Tübinger Universität an die Stände dieses Landes unter dem Einfluss Ossiander's abgefasst

wurde.¹ Vom gleichen Standpunkte und einem ähnlichen Gedankengange folgend, bekämpft Lambert Floridus Pliening den Gregorianischen Kalender.² Ihm ist die Aufstellung desselben ein Zeugniß mehr, dass der Pabst der Antichrist sei. Denn indem er den Kalender auf das Nicaenische Concil und nicht auf die Zeit Christi zurückführt, zeigt er, dass er nicht ein Nachfolger des Heilands, sondern der heidnischen Kaiser sei. Nun habe zur Zeit des Nicaenums die Herrschaft des Antichrist begonnen, denn damals haben sich die Pábste zuerst in weltliche Händel gemischt. Nun beginnt eine lange Abhandlung über Pabst, Antichrist und das Thier, welchem in der Apocalypse (cap. XIII) 42 Monate gegeben werden; natürlich wird der Pabst mit diesem identificirt und zugleich wird aus dem Ablaufen dieser 42 Monate (1 Monat = 30 Tag, 1 Prophetischer Tag = 1 Jahr) das Herannahen des Weltunterganges angekündigt. Nähere Ausführungen wird man mir gerne erlassen; ich war nur genöthigt, diese Abirrungen menschlicher Vernunft anzuführen, weil der Kalender darin eine Praemisse bildet. Noch klarer als Ossiander erkennt Pliening die Absicht Roms, wieder festen Fuss in Deutschland zu fassen, nachdem es nicht gelungen sei, die Inquisition daselbst einzuführen. Er macht darauf aufmerksam, dass in dem auf Befehl des Herzogs Wilhelm von Baiern zu München gedruckten deutschen Kalenderfragment gesagt werde, der Pabst habe die Emendation vorgenommen auf ewiges Anhalten der kaiserlichen Majestät und anderer vornehmer christlicher Potentaten; dagegen in dem vom Pabste selbst herausgegebenen von einem Befehle des Tridentiner Concils die Rede sei. Dahinter stecke der Plan Roms, durch den deutschen Kalender die Fürsten zu bewegen, den Kalender anzunehmen, ehe sie durch den italienischen erfahren, welche Zwecke man eigentlich mit dem Kalender verfolge. Aus der (in allen päbstlichen Bullen vorkommenden) Strafandrohung leitet Pliening der Pabstes Absicht her, den Religionsfrieden zu stören. Er warnt in eindringlichen, mit den giftigsten Ausfällen auf Rom getränkten

¹ vgl. Zahn, a. a. O.

² Kurtz Bedenken von der Emendation des Jahrs durch Bapst Gregorium XIII. fürgenommen etc. (Heidelberger Sammelband. V.) Vorher gedruckt bei Josias Ricel zu Strassburg.

Worten die deutschen Fürsten, sich nicht übertölpeln zu lassen, damit nicht über sie ein Herzog Alba oder eine Bartholomäusnacht komme.

Sachlicher und in anständigerem Tone gehalten sind zwei ‚Gutachten‘, die sich ebenfalls im Heidelberger Sammelbände finden. Das eine¹ ist verfasst auf der Pfalzgräflichen Schule zu Neustadt a. d. Hardt und für den Pfalzgrafen bei Rhein bestimmt. Schon dadurch unterscheidet sich der Verfasser von seinen eben besprochenen Collegen, dass er die dringende Nothwendigkeit einer Reform anerkennt, und geradezu den Einwand, dieselbe sei wegen des herannahenden Weltunterganges überflüssig, bekämpft. Auch er ist von Luther beeinflusst und wünscht ein stabiles Osterfest; ausser den von Luther angeführten Gründen, weiss er aber noch andere für ein solches anzugeben. Da einerseits durch cyclische Rechnung niemals vollständig richtige Ostertage erzielt werden können, andererseits die astronomische Rechnung wegen der Verschiedenheit der Ortslagen undurchführbar sei, so wäre es eben das beste und vernünftigste, irgend einen Sonntag für den Ostertag auszuwählen. Den Einwand, dass dadurch wegen einer Sonnenfinsterniss am Ostertage der Kirche von Seite der Juden Spott erwachsen könnte, löst der Verfasser auf sehr vernünftige Weise, indem er daran erinnert, dass ja die christliche Kirche ihren Gottesdienst am Sonntag feiere, trotzdem Christus ihn am Sabbath gehalten hat; weicht man in diesem und manchem andern von den Gebräuchen der ältesten Kirche ab, so hat es keinen Sinn an anderen so ängstlich festzuhalten. Bezüglich der Frage, ob die protestantischen Fürsten den Kalender annehmen sollen, meint er, es komme alles auf ein Uebereinkommen an; er hofft, dass die Katholiken nicht übereilt und ohne Rücksicht auf ihre Mitstände handeln werden, dass sie mehr der Wohlfahrt ihrer Nation als des Gehorsams gegen den Pabst eingedenk sein werden, und in Uebereinstimmung mit den Protestanten gemeinsam und zugleich den Kalender annehmen, oder denselben in bequemerer Weise, als es vom Pabste geschehen sei, reformiren werden.

¹ Heidelberger Sammelband II. Zuerst gedruckt in der fürstlichen Pfalz zu Neustadt durch Mathias Harnisch. 1683.

Der Verfasser des andern an die bairischen Fürsten gerichteten Gutachtens¹ mahnt die protestantischen Fürsten zur äussersten Vorsicht, denn obwohl die Reform dringend nöthig sei, so sei doch dieses schnelle Vorgehen des Pabstes höchst verdächtig, da derselbe den Kalender ohne Zuziehung der deutschen Fürsten und Mathematiker und noch dazu ohne gehörige Begründung herausgegeben habe. Dies sei für die Evangelischen Grund genug, sich wegen dieses heimlichen und verdächtigen Werkes beim Kaiser zu beschweren, und für den Fall, dass sie noch weiter gedrängt werden sollten, zu verlangen, der Pabst müsse früher in einem gründlichen Werke das Wesen des neuen Kalenders auseinandersetzen, ehe derselbe in Deutschland angenommen werde. Hält dann der Kalender die Prüfung der Astronomen aus und zeigt es sich, dass er der evangelischen Freiheit nicht gefährlich sei, so wird es keinen Anstand haben, dass derselbe angenommen werde. Nur wird dabei die Erklärung nöthig sein, dass die protestantischen Stände den Kalender nicht vom Pabste, sondern vom Kaiser als ihrer höchsten Obrigkeit annehmen wollen.

Wenn bereits die zuletzt betrachteten Gutachten vernünftigen und ruhigen Vorstellungen einen Platz gönnten, so thut dies noch mehr eine lateinische am 1./11. December 1582 aus Altdorf an die bairischen Fürsten gerichtete Schrift.² Allerdings sieht der Verfasser die Nothwendigkeit einer Reform nicht ein, denn das langsame Rückschreiten der Jahrpunkte und Neumonde sei schon noch zu ertragen, besonders wenn man das ehrwürdige Alter dieser Einrichtungen erwägt. In einem corrigirten Cyclus könne man ebensowenig auf die astronomische Rechnung Rücksicht nehmen, wie im alten und auch keine Dauerhaftigkeit erzielen; daher sei jetzt die Reform nur für diejenigen nöthig, welche es als Pflicht erachten, die Decrete der Päbste zu befolgen. Dem Verfasser war vom Herzog Wilhelm von Baiern das schon erwähnte Kalenderfragment zugeschickt worden; an demselben hat er nichts auszusetzen, aber er kann sich daraus kein Urtheil über die Reform selbst bilden, was sehr begreiflich ist. Mehr als alle übrigen wendet der

¹ Heidelberger Sammelband. VI. a.

² Heidelberger Sammelband VI. b.

Verfasser sein Augenmerk darauf, wie denn bei der voraussichtlichen Zurückweisung des Kalenders durch die Protestanten Ordnung in die Zeitrechnung gebracht werden könnte. Im Falle einer einhelligen Weigerung wünscht er, dass die beweglichen Feste von ihnen ganz beseitigt, dagegen das Sonnenjahr durch Auslassung von 10 Tagen mit dem Jahre der Papisten in Einklang gebracht werden solle. Wenn aber weder eine Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten, noch unter letzteren der angegebene Beschluss zu Stande kommen würde, so wünscht er, dass jeder nach seinem Gutdünken einen der beiden Kalender halten sollte, dabei aber müsste energisch dafür gesorgt werden, dass nicht noch ein dritter Modus hinzutrete.

Gleichfalls unter dem Uebelstande ungenügender Information leidet das an den Landgrafen Wilhelm von Hessen gerichtete Gutachten des bekannten Martinus Chemnitius.¹ Wohl kennt derselbe Kalenderfragmente aus Danzig, Posen und München, aber daraus erfahre man blutwenig über das Wesen der Reform. Chemnitius ist übrigens derselben günstig gesinnt, denn indem er die Fehler des alten Kalenders entwickelt und auch von den Reformbestrebungen der früheren Zeiten spricht,² erkennt er ihren Nutzen und ihre Nothwendigkeit vollständig an; auch theilt er nicht die Befürchtung, es werde durch die Auslassung von 10 Tagen grosse Verwirrung entstehen, denn 1583 würde ja alles wieder im alten Geleise sein, wenn nur einhellig vorgegangen werden würde. Dagegen macht auch er aufmerksam, dass man ja mit einer etwaigen Annahme der Reform dem Pabste keine Rechte über die evangelische Kirche einräume.

Noch im selben Jahre erfolgte aber auch von protestantischer Seite die vollste Zustimmung zur Reform, nämlich von

¹ Bericht vom neuen Pöpstischen Gregoriano Calendario an den Landgraffen zu Hessen, abgefasst 1582, gedruckt 1584 s. 1.

² Hiebei bringt Chemnitius die interessante Notiz, dass er beim Besuche der Bibliotheca Prutenica des Johannes Regiomontanus ‚Consilium de reformatione calendarii‘ gesehen habe. Das kann nur das von Regiomontanus beabsichtigte Werk: ‚De instauratione Calendarii ecclesiae‘ sein, und dadurch wird meine (Vorges. d. Gregor. Kalenderref. pag. 370) ausgesprochene Vermuthung von der geschehenen Abfassung desselben bestätigt.

dem Görlitzer Patrizier Bartholomäus Scultetus in dem an den Kaiser gerichteten *Kalendarium Romanum*,¹ das mir leider weder in Wien noch in Berlin zugänglich war.

Alle diese bisher betrachteten Schriften sind mehr oder weniger in die Form von Gutachten gebracht und als solche entweder an die Nation oder an einzelne Fürsten gerichtet. Sie hatten denn auch den von ihren Verfassern gewünschten Erfolg: aller Orten machte sich Opposition bemerkbar, die sich in Steiermark, namentlich aber in Augsburg zu bedenklichen Tumulten steigerte. Gerade um den Kalenderstreit zu Augsburg drehen sich nun mehrere Schriften, die meist ausserhalb des Rahmens dieser Betrachtung gehören, da sie nur die an denselben geknüpften rechtlichen Fragen behandeln. Aber einer Schrift müssen wir noch Aufmerksamkeit schenken, da sie an einer bedeutenden Universität entstand und den Anstoss zu einer ausführlichen Widerlegung von katholischer Seite gab. Der Tübinger Professor Jakobus Heerbrandus fand sich veranlasst, die renitenten Prediger von Augsburg zum Ausharren im Widerstand gegen ihre Obrigkeit zu ermuntern, und stellte zu dem Behufe Thesen über die Kalenderfrage auf.²

¹ Dieses *Kalendarium Romanum* muss eine ausführliche Begründung und Vertheidigung der Gregorianischen Reform als Einleitung haben. Wir erfahren dies sowohl aus der später zu besprechenden Schrift des Protestanten Schulin als auch aus der *Moscovia* des Jesuiten Possevinus. Letzterer, welcher darauf grosses Gewicht legt, erzählt auch, dass Scultetus eine zweite derartige Schrift zur Herausgabe vorbereite, in welche er auch Einblick erhalten habe. Eine Stelle theilt Possevinus daraus mit, — Scultetus bedauert darin, dass man eine an sich gute Sache aus Hass gegen ihren Urheber bekämpfe, das Licht der Finsterniss vorziehe u. s. f. — Ob diese Arbeit jemals gedruckt wurde, vermag ich nicht anzugeben. Gewiss wurde das *Kalendarium* veröffentlicht, aber trotz seiner versöhnlichen Haltung in Oesterreich vom Kaiser verboten. Es geschah dies auf Antrag des Dr. Paulus Fabricius und zwar deshalb, weil Scultetus neben dem alten und neuen Kalender eine dritte Form aufgestellt hatte, in welcher 1585 ein Schaltjahr sein sollte. Fabricius, der gerade über diese Frage ein Gutachten an den Kaiser abgab, beantragte diese Massregel, weil er fürchtete, es könnte der Kalender des Scultetus Verwirrung anstiften. Ueberhaupt beschäftigte sich die damals in Blüthe kommende Büchercensur auch mit den Kalendern (vgl. Wiedemann, *Die kirchliche Büchercensur in der Erzdiözese Wien*. Archiv f. österr. Gesch. L. 1.).

² *Disputatio de Adiphoria et calendario Gregoriano*. Tübingen 1584. Mit einer Vorrede an die Doctoren, Pastoren und Diakonen von Augsburg.

Auch Heerbrand erkennt, dass der Pabst durch sein Kalenderwerk neuerdings bewiesen habe, dass er der Antichrist sei. Die Begründung hiefür nimmt er aus der Prophezeiung Daniels, wo von ihm gesagt wird ‚putabit se posse mutare tempora‘.¹ Es ist daher auch für ihn eine ausgemachte Sache, dass hinter dem Kalender böse Pläne versteckt sind; er vergleicht den Pabst mit dem Wolfe, der heulend die Hürden der Lämmer umkreist, den Kalender mit dem trojanischen Pferd, das, würde es in die evangelische Kirche gebracht werden, bald seinen verhängnissvollen Inhalt päbstlicher Knechtschaft und Abgötterei entleeren und namenlosen Jammer über die Getreuen Gottes bringen würde. Denn zum Zwecke des Götzendienstes ist doch der Kalender gemacht, denn in der Bulle gibt Gregor ausdrücklich an, dass die Gedächtnisstage der Heiligen wieder richtig gestellt werden sollen. Interessant und neu ist es nun, dass Heerbrand die Frage des Adiaphoron herbeizieht.² Luther im Buche ‚von den Concilien‘ und die Apologie der Augsburger Confession hatten die Festfeier — Ostern mit inbegriffen — als für den Glauben gleichgültig hingestellt und etwaige Aenderungen als zur Competenz der weltlichen Obrigkeit gehörig erklärt. Indem Heerbrand nun zu erweisen sucht, dass die jetzige Frage kein Adiaphoron sei, fühlt er sich veranlasst, diese beiden Aussprüche zu umgehen. Luther hatte zu klar gesprochen, als dass sich da etwas deuteln liess. Heerbrand greift daher einen andern Satz desselben heraus, nämlich, dass man in Bezug auf ‚an sich gleichgültige Dinge‘ äusserst vorsichtig sein müsse, damit nicht etwa unter dem Vorwande der weltlichen Sache die christliche Freiheit beeinträchtigt werde. In dieser Lage aber befindet sich nach Heerbrand's Ansicht die evangelische Kirche in der Kalenderfrage. Denn wenn auch von der weltlichen Obrigkeit der Kalender publicirt wurde, so geschah dies — man mag es nun noch so läugnen — auf

In Folge dieser wurde Heerbrand's Schrift vom Augsburger Rathe verboten. (Brief des Joh. Maior an Tycho de Brahe. Cod. Vindob. 10686⁶⁶ fol. 75^b.)

¹ Daniel 7, 25.

² Vgl. über Begriff und Geschichte des Adiaphoron in der evangelischen Kirche: Herzog, Real-Encyclopaedie. I. 126.

Antrieb des Papstes, und wenn auch die Obrigkeiten keine schlimmen Hintergedanken haben, so hat sie doch der Papst, was von ihm und seinen Collegen klar bewiesen worden sei. Also würde auch Luther in diesem Falle gegen die Annahme des Kalenders sprechen. Leichter wird Heerbrand mit der Augsburger Apologie fertig, zumal da ihm im Eifer die Logik abhanden kommt. Dieselbe nennt die Feier der Feste ‚ordinationes politicae‘.¹ Er führt nun aus, wie griechisch *πολιτία* bedeute: ‚gubernatio, regimen et quacumque administratione accipitur‘. Diese Verwaltung aber sei eine doppelte, eine weltliche und eine geistliche, und wenn daher von einer *ordinatio politica* die Rede sei, so werde damit nicht gesagt, dass sie in den Bereich der weltlichen Obrigkeit gehöre, sondern sie könne ebenso gut kirchliche Angelegenheit sein. Jener Ausdruck besage also nur, dass die Festfeier keine Glaubenssache sei, aber eine kirchliche Angelegenheit bleibe sie doch, und eine solche könne von der Obrigkeit nur mit Herbeziehung von Theologen behandelt werden. Nun hätten sich aus allbekannten Gründen die protestantischen Geistlichen gegen die Annahme des Kalenders entschieden, und daher stehe es der weltlichen Obrigkeit nicht zu, ihnen denselben aufzudrängen. Heerbrand behauptet also, dass die an sich für den Glauben gleichgültige Frage durch die aus ihr erwachsenden Gefahren und die sie begleitenden Nebenumstände aus dem Bereiche des *Adiaphoron* heraustrete. Dazu kommt folgende Erwägung: Wenn auch der Kalender an sich *Adiaphoron* ist, so gehört zum Wesen desselben gegenseitige Uebereinkunft, respective Nachgiebigkeit des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren in einer den Glauben nicht berührenden Sache. Hier aber ist von keiner Uebereinkunft die Rede, denn der Papst verständigte von Anfang an nur die katholischen Fürsten und Universitäten, und er befiehlt unter Androhung des Bannes und des Zornes der Apostelfürsten, und so tritt von Seite der Katholischen Zwang an die Stelle des Zugeständnisses, was überdies auch das ‚*Mandamus*‘ und der Satz: ‚*Nulli ergo omnino hominum*‘ des Bulle deutlich beweist. Nehmen also die Protestanten den Kalender an, so machen sie sich zu Knechten des Papstes und zu Dienern seiner

¹ Artikel 28.

Götzen und räumen ihm Jurisdiction über ihre Kirchen ein, welche ihm durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden gesetzlich entzogen ist.¹

¹ Dem hier gepredigten Terrorismus verdankt folgende Schrift ihre Entstehung: Johannes Schulin: Entschuldigung und Ableinung wegen der Praefation oder Declaration den neuen päpstischen Kalender betreffend, welche ohne sein wissen willen und meinung seinen Calendariis ist fürgesetzt worden. Tübingen 1584. Die Sache verhält sich nach des Verfassers Erzählung folgendermassen: Der Buchdrucker Nielas Knor in Nürnberg setzte Schulin's Kalender für das Jahr 1584 eine Praefatio vor, in der die Kalenderreform als nothwendig und richtig anerkannt wird; ausserdem enthielt der Kalender die Feste und Jahrmärkte nach altem und neuem Styl gegenübergestellt. Deshalb nun wurde Schulin von ‚hochverstendigen‘ Leuten verdächtigt, als ob er mit dem Pabste unter einem Hüttlein spiele und dessen unnöthiges gerümpeltes Zeug als richtig anerkenne. Schulin verwahrt sich nun dagegen feierlichst und erklärt, er für seine Person halte es — trotz der Fehler des julianischen Jahres — nicht mehr für nöthig, dasselbe zu corrigiren, da nach der Prophezeiung Daniels nur mehr 416 Jahre bis zum Ende der Welt seien. Auch sei klar und deutlich, dass der Pabst mit dem neuen Kalender nur Verwirrung anrichten und die evangelische Kirche knechten wolle. Bezüglich der leidigen Praefatio aber verhalte es sich folgendermassen: Kurz vor Erscheinen des Druckes habe ihm Knor geschrieben, er hätte eine Praefatio zum Kalender gewünscht, da aber nicht mehr Zeit zur Abfassung einer solchen sei, so habe er die aus dem Kalender des Scultetus genommen und vordruckt. Sollte Schulin dieselbe nicht haben wollen, so solle er nur die zwei vorderen Blätter zusammenkleben lassen. Da aber die Kalender gleich von Nürnberg aus verschickt wurden, so habe dies nicht geschehen können und so sei die unsinnige Praefatio stehen geblieben. Dass er die Feste und Jahrmärkte nach dem neuen Kalender beigegeben habe, könne man ihm nicht zum Vorwurf machen; obwohl er hoffe, dass der Pabst seinen Lumpenkram bald wieder aus Deutschland werde zurückziehen müssen, so habe er jene Glaubensgenossen, denen von ihrer Obrigkeit der neue Kalender aufgenöthigt wurde, vor Irrthum bewahren und so den Plan des Pabstes, Verwirrung anzurichten, vereiteln wollen. — Praktische Bedeutung gewann diese zelotische Ansicht Heerbrand's in Steyr, wo die protestantischen Prediger gemäss des Beschlusses der oberösterreichischen Stände, den Kalender von der Kanzel verkündet hatten, nachdem ihre Bitte, man möge ihnen wenigstens die Publication in der Kirche erlassen, vom Landeshauptmanne abgeschlagen worden war. Als es sich nun im Jahre 1586 um die Besetzung einer neuen Praedicanten-Stelle handelte, verweigerte der Superintendent in Regensburg — Bartholomaeus Rosinus, — die Ordination, weil das Ministerium in Steyr durch Annahme des neuen Kalenders sich wieder unter das Pabstthum begeben habe. (Vgl. Preuenhuber, Annales Styrienses, pag. 302.)

Der Vorwurf, dass hiedurch Unfrieden im Reiche gestiftet werde, der berühre weiter nicht die Protestanten, denn wer hat hier die Schuld, der, welcher den Grund zum Bruche des Religionsfriedens gibt, oder der, welcher nur sein verbrieftes Recht, vertheidigt? Der glühendste Hass gegen Rom durchweht die ganze Schrift Heerbrand's, und sie bezeichnet den Höhepunkt der Angriffe, die vom theologischen Standpunkte aus gegen den Kalender gemacht wurden.

Natürlich fehlte es auch nicht an Flugschriften in dieser Angelegenheit. So wurde anonym jener Absatz der Luther'schen Schrift ‚von den Concilien‘, der über den Kalender handelt und der, wie wir gesehen haben, schon von mehreren benutzt wurde, herausgegeben. Der Anonymus fügt demselben eine entsprechende Einleitung bei, worin er die Meinung ausspricht, der Pabst wolle alle Nationen, die noch unter seiner Stockmeisterei liegen, von den Deutschen in Handel und Wandel trennen und ausserdem Zwietracht und Hader unter ihnen selbst säen. Auch ‚ein Neujahrgeschenk‘ erhielten 1584 die christlichen Leser in einem Gedichte, in welchem der Pabst verglichen wird mit dem Athener Cynesias,¹ der darin seine Hauptbeschäftigung sah, das zu thun, was andere Leute nicht thaten. So wolle auch der Pabst jetzt die ganze Ordnung des Jahres verwirren, in der Absicht, Zwietracht zu säen und Aergerniss zu erregen. Der Dichter gibt sich übrigens der Hoffnung hin, dass ihm dies nicht gelingen werde, und geht dann zu der sehr nützlichen Beweisführung über, dass Gregor XIII. der wahre Pabstesel sei. Drollig und voll des derben Witzes jener Zeit ist ‚ein kurtzweiliges Gespräch zweier meissnerischer Bauern über den neuen Bäpstischen Kalender‘, das 1584 zu Dresden gedruckt wurde. An die Spitze desselben sind zwei Verse gestellt, von denen der eine unbedingt aus älterer Zeit herrührt, der andere dem analogen Verhältnisse entsprechend sich auf das Jahr 1584 bezieht. Sie lauten:

- a. ‚Bremenses Asini clamabant Resurexi
Cum Populus Dei cantavit Oculi mei.‘
b. ‚Wenn wir Bawrn Oculi mei han
Des Bapst's Gesindt ihr Ostern beghan.‘

¹ Es ist hiemit offenbar der Dythyrambendichter Cinesias gemeint (vgl. Aug. Pauly Real-Encyclopädie der klassischen Alterthumswissenschaften).

Den ersten Vers berührt schon Regiomontanus, der die Thatsache erzählt, dass die Priester von Bremen einst Ostern um vier Wochen früher als die übrigen Christen gefeiert haben.¹ Der zweite bezieht sich auf die Osterdifferenz des Jahres 1584, in welchem nach dem Gregorianischen Kalender am 1. April (alter Styl 22. März), nach dem alten am 19. April Ostern gefeiert wurde.

Von dieser Verschiedenheit der Osterfeier erzählt Merten beim Weinkrug seinem Freunde Bebel und nun beginnen beide ihren Gedankenaustausch über das neueste Werk des Antichrist. Natürlich sehen sie die Nothwendigkeit einer Reform des alten Kalenders, in und nach welchem Christus geboren worden sei, nicht ein; auch müsse der alte der richtige sein, da ihn doch die Thiere halten, so fliege der Storch genau nach diesem und nicht nach dem neuen Kalender weg. Auch sie erkennen in diesem Werke teuflische Bosheit; der Pabst fürchte, der jüngste Tag möge zu rasch kommen; nun habe er den neuen Kalender gemacht, damit Christus irre werde und nicht wissen soll, wann er denn eigentlich zum Gericht zu erscheinen hat, so dass der Pabst noch länger seine Bubenstücke vollführen könne.

Ebenfalls an diese Osterdifferenz knüpft eine ‚Bawrenklag über des Römischen Bapstes Gregorii XIII. newen Calender‘ an. Im Besonderen wird hier geklagt, dass der neue Kalender die Loostage verrückt habe, so dass die Bauern nicht mehr wissen, wann sie das Feld bestellen sollen; auch die Vögel sind nun in Ungewissheit, wann sie singen und abfliegen sollen. Als Strafe für all' dieses Wirrniss, welches der Pabst angerichtet, wünscht ihm der Dichter, dass Gott mit ihm das jüngste Gericht 10 Tage früher als mit allen übrigen Menschen anrichten möge. Nur in ganz losem Zusammenhang steht die Kalenderfrage in dem 1590 gedruckten Gedichte: ‚Der Weiber Krieg wider den Bapst, darumb das er zehen tage aus dem Calender gestohlen hat‘. Das weibliche Regiment über die Männer erstreckt sich über das ganze Jahr mit Ausnahme der Marterwoche, wo diese nicht gehindert werden können, in die Trinkstube und zur Unterhaltung zu

¹ Vgl. Die Vorgeschichte der Gregor. Kalenderreform. pag. 370. Der Wortlaut des Verses möge als Nachtrag zur dortigen Notiz gelten.

gehen (!). Durch die Auslassung von 10 Tagen wird nun insofern das angemessene Recht der Frauen verletzt, als nun die Männer zwei Marterwochen, nach altem und neuem Kalender nämlich, annehmen; daher trachten die ersteren darnach, den Pabst zu bekriegen und ihn zur Rücknahme seines Werkes zu zwingen. Da der Dichter sichtlich auch unter der Herrschaft seiner Ehehälfte schmachtet, so sollte man meinen, er stünde auf Seite des Gregorianischen Kalenders; aber mit nichten, er zieht es noch immer vor, auf der Erde die durch die Weiber angezündete Hölle zu ertragen, als im ewigen Feuer mit den Papisten zu braten.

III. Katholische Antworten.

Alle diese heftigen Angriffe gegen den Kalender mußten natürlich auch auf katholischer Seite zu Erwidern führen; wir bemerken aber eine auffallende Ruhe, die wohl nur darin ihre Erklärung finden kann, dass man erwartete, von Rom aus werde eine energische Entgegnung erfolgen. Dort aber ignorirte man alle diese Angriffe, und erst als eine sachliche Opposition sich entwickelte, da sah man sich genöthigt, in den Kampf einzutreten. Ganz jedoch fehlte es doch nicht an Erwidern, die natürlich auch über das Ziel hinausschiessen; aber die Masslosigkeit der Gegner macht es ihnen leicht, eine gewisse geistige Ueberlegenheit zur Schau zu tragen.

Die erste Widerlegung erfuhren die Gegner von jenem Dr. Fabricius, dessen Gutachten über die Reform wir kennen gelernt haben. Freilich ist dieselbe nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, denn es lässt sich kein Druck nachweisen, aber sie war für den Kaiser bestimmt und hat insofern Bedeutung.¹

¹ Die Schrift des Fabricius findet sich handschriftlich im Cod. Vindob. 10711. Auffallend ist dabei, dass sich dieselbe auf der kaiserlichen Hofbibliothek findet, während alle Schriftstücke über die Kalenderfrage in zwei Fascikeln des Haus-, Hof- und Staats-Archives zusammengetragen sind. Durch diesen Umstand könnte man versucht werden, anzunehmen, dass Fabricius die Schrift an den Kaiser nicht eingereicht habe, zumal da der vorliegende Codex nicht Entwurf, sondern Reinschrift ist. Dass sie auf Befehl des Kaisers abgefasst ist, sagt Fabricius ausdrücklich nebst Angabe der Veranlassung hiezu; ausserdem findet sich auf dem Briefe des Pfalzgrafen die Kanzleinote vom 26. Sept./6. October: ‚diese Censura soll dem Dr. Fabricius zur Begutachtung zugestellt werden‘. Maestlin erzählt in seiner zweiten

Die Schrift des Maestlin nämlich war vom Pfalzgrafen Ludwig Philipp dem Kaiser mit dem Briefe vom 3./13. Sept. 1583, übersickt worden und dieser befahl, dieselbe dem Fabricius zur Begutachtung zuzustellen. Des Fabricius Schrift ist daher nur gegen Maestlin gerichtet im allgemeinen und besonderen. Er übergeht die von demselben angeregten Religionsfragen als nicht zur Sache gehörig und wendet sich hauptsächlich gegen jene Punkte, die Maestlin dafür angeführt hatte, dass die Reform des Kalenders an sich unnütz und schädlich sei.

Ist es doch durch das Naturrecht geboten, dass ein anerkannter Fehler beseitigt werde. Da bis jetzt 10 Tage zu viel gezählt worden sind, so sind diese nichts als leere Zahlen, ein effectus sine sua causa oder doch effectus prior sua causa. Da es nun absurd ist, effectum ponere ante causam aut sine sua causa, so müssen auch aus logischen Gründen diese 10 Tage ausgelassen werden. Zudem widerspreche sich Maestlin verblendet vom Hasse gegen den Pabst, wenn er einerseits keine Reform will und von der Auslassung von 10 Tagen Verwirrung befürchtet, und andererseits sich gegenüber der angewendeten Form für eine solche von 13 Tagen ausspricht. Interessant ist, dass Fabricius ebenfalls die Schrift Luther's herbeizieht und aus seinen Worten folgert, dass die Protestanten mit gutem Gewissen den Kalender annehmen können, nachdem ihn der Kaiser als weltliche Obrigkeit publicirt habe.

Maestlin hatte — wie angeführt wurde — das heranahende Ende der Welt als Argument gegen die Reform angeführt und zugleich das Unternehmen des Pabstes als ein Symptom desselben bezeichnet. Fabricius fragt ihn nun, was es bei diesen seinen Ansichten für einen Sinn habe, noch bis 1600 die Reform zu verschieben? Andererseits, wenn seine Ansicht richtig sei — was ihm von glaubwürdigen Theologen

Arbeit — dem Alterum Examen — dass ein Mathematiker von bedeutendem Ruf wider ihn geschrieben habe, aber durch höhere Autorität verhindert worden sei, die Schrift zu veröffentlichen, da sie allzu starke Ausfälle gegen seine Person enthalten habe. Möglich ist es immerhin, dass dies auf Wahrheit beruht, und dann könnte man es recht gut auf des Fabricius Schrift beziehen, in Hinblick auf die Aengstlichkeit, mit der man am kaiserlichen Hofe bemüht war, eine Einigung in der Kalendersache herbeizuführen.

auch versichert werde — wie kann er es wagen, gegen dieses Zeichen anzukämpfen, meint er etwa, damit den jüngsten Tag aufhalten zu können? Nicht ohne Geschick bekämpft Fabricius die Behauptung des Gegners, dass die Protestanten schon wegen seines päpstlichen Ursprungs den Kalender nicht annehmen könnten. Befürchtet Maestlin aus einem Lutheraner ein Papist zu werden, so möge er doch bedenken, dass er dann allzeit päpstlich gewesen sei, indem er doch bisher mit den Papisten den Kalender und die vornehmsten Feste gehalten habe. Auch sieht Fabricius nicht ein, wie denn durch die Auslassung von 10 Tagen so grosse Verwirrung entstehen könnte; überhaupt könnte dies nur im Correctionsjahre selbst der Fall sein, aber wenn den Bauern wegen ihrer Loostage und Regeln die Sache von den Predigern gehörig eingepägt würde, werden sie es wohl begreifen, und bei Zinsen und Gehalten muss eben darauf Rücksicht genommen werden, dass 10 Tage fehlen und müssen diese in Abzug gebracht werden.¹ In einem Punkte aber begegnen sich die beiden Männer, nämlich in der Frage der cyclischen Berechnung und Fabricius erklärt, Maestlin hätte mehr Ehre geerntet, wenn er einzig in diesem Punkte sein Muthchen am Pabste gekühlt hätte, anstatt die ganze Religions-sache herbeizuziehen. So bittet er denn schliesslich seinen Herrn und Kaiser, er möge dem Buche Maestlin's gar keine Beachtung schenken, mit Ausnahme seiner Bemerkungen ‚über die Zirkelraitung und die observationes motuum coelestium‘.²

¹ In der That wurde dies in Innerösterreich gethan und den Beamten die Quote von 10 Tagen abgezogen. (Kürschner, Die Einführung des Gregor. Kalenders bei der Reichs-Hofkammer. Oesterreichische Wochenschrift. 1872. Heft 27, pag. 849.)

² Fabricius war auch sonst in der Kalender-Angelegenheit thätig. 1583 verfasste er einen Kalender, der sich handschriftlich im Cod. Vindob. 10693 findet. Er will damit den Uebergang zum neuen Styl erleichtern und stellt daher bis 1600 die Angaben des alten und des neuen Kalenders gegenüber. Daneben aber macht sich auch bei ihm die Neuerungssucht geltend, denn als drittes erscheint ein ‚Kalendarium adoptivum‘, dessen Angaben denen des alten um 1 Tag voraus sind. Wie sich Fabricius dieses gedacht hat, lässt sich nicht sagen, denn er verweist nur in der Ueberschrift zu dieser Columne auf ein anderes Werk, wo er ausführlich darüber gehandelt habe. In dem grösstentheils Lambecius entnommenen Verzeichnisse seiner Werke bei Adelung (Gelehrtenlexicon) findet sich kein entsprechendes angegeben und auch sonst ist mir dasselbe nicht bekannt geworden.

Jenen Thesen, welche Jacobus Heerbrandus gegen den Kalender aufgestellt hatte, wurden zu Mainz von dem Jesuiten Johann Busaeus solche entgegengestellt. ¹ Abgesehen davon, dass Busaeus den Fehler begeht, die Autorität des Pabstes als unanfechtbar hinzustellen, was natürlich für einen Polemiker, der ganz in den Ideenkreis des Gegners eingehen soll, einem Protestantem gegenüber schlecht angewendet ist, muss man sagen, dass er mit grosser Ueberlegenheit und Gewandtheit die Behauptungen seines Gegners entkräftet. Heerbrand und alle seine Gesinnungsgenossen hatten behauptet, dass wegen des Pabstes der neue Kalender nicht angenommen werden könne, sondern dass die Reform Sache der weltlichen Obrigkeit ist und stets war, wobei hauptsächlich Caesar und Constantin herbeigezogen wurden. Busaeus macht mit Recht dagegen geltend, dass Caesar nicht als Dictator, sondern als Pontifex Maximus seine Reform unternommen und dass Constantin nur die Initiative, nicht aber die Ausführung der Osterregelung ergriffen habe. Busaeus ist so schlau, nicht zu behaupten, dass der Pabst der einzige sei, der jetzt die Reform vornehmen dürfe, sondern er stellt die These auf, dass er unter den gegenwärtigen Verhältnissen der einzige sei, welcher sie durchführen könne. Er erinnert die Evangelischen daran, dass Deutschland nicht allein in Europa da sei, und dass in Folge dessen die deutschen Fürsten nicht von Europa verlangen können, dass man entweder von der als nöthig erkannten Reform abstehe, oder ihnen zu Liebe eine andere Form derselben wähle. Die Berufung auf ein allgemeines Concil sei auch müssig, denn die Nicht-Anerkennung des Pabstes als Vorsitzenden desselben bildet eine zu grosse Kluft zwischen beiden Parteien. Höhnend hält Busaeus den Gegnern vor, dass sie ja selbst unter sich nicht einig sind, dass das von den Protestanten Behauptete aufs heftigste von den Calvinisten bekämpft werde und umgekehrt.

Wer also — fragt Busaeus — wäre in den gegenwärtigen Zeiten im Stande, in Europa ein Werk durchzuführen, als der Pabst? Nun könne man ja von den Protestanten gar nicht

¹ De Calendario Gregoriano Disputatio apologetica, Doctoris Theologiae Disputationi Lutheranae Tübingensi opposita et in Academia Moguntia anno MDLXXXV proposita. Mainz 1586.

verlangen, dass sie aus Gehorsam gegen denselben den neuen Kalender annehmen sollen; nur vom Standpunkt der Nützlichkeit und des Friedens halber hätten sie sich dem Willen der Katholischen fügen sollen. Im Weiteren sucht Busaeus zu beweisen, dass der Kalender ein Adiaphoron sei und von den Protestanten, obwohl vom Pabste kommend, angenommen werden könnte. Die Herbeiziehung des Wortes ‚Mandamus‘ der Bulle sei ganz unrichtig, denn der Pabst habe ja damit nur den Gläubigen, nicht den Ketzern etwas befohlen; dergleichen kann ja die Androhung des Bannes für die schon längst Excommunicirten und Ausgestossenen nichts gelten. Den Protestanten sei die Haltung des Kalenders vom Kaiser ohne Nennung des päpstlichen Namens anbefohlen worden; wie steht es da mit der Aufrichtigkeit des Heerbrand und seiner Genossen, die behaupteten, dass der Kalender anzunehmen gewesen wäre, wenn er vom Kaiser publicirt worden wäre? Der Kalender gehört ferner unter jene Dinge, die Katholiken und Protestanten gemeinsam sind, haben doch bis jetzt alle Ketzer aus gutem Willen das Osterfest mit der Kirche gefeiert; ist doch auch der verbesserte Kalender nur der Form, nicht dem Wesen nach, vom alten verschieden und berührt doch diese Form nicht die Glaubenslehre, sondern gehört in das Gebiet der Mathematik, daher auch die Aenderungen lediglich durch den Fleiss der Mathematiker, nicht der Theologen, in Rom zu Stande gekommen sind.

Auch von München aus wurde der Kalender vertheidigt. Im Jahre 1586 gab dort Johannes Rasch ein deutsches Buch zu dem Behufe heraus, das mir leider nicht zugänglich war; ich kenne nur ein Capitel desselben aus Maestlin's später zu besprechender Schrift. Aus diesem geht hervor, dass Rasch sich auch auf die astronomischen Fragen einlässt (das Capitel führt die Ueberschrift ‚Epacta‘) und gegen Maestlin's Buch polemisirt. Besonders geschickt scheint übrigens die Vertheidigung nicht gewesen zu sein, denn Rasch erklärt die von Maestlin nachgewiesenen Fehler der Epactenrechnung durch die Anwendung einer anderen Tagesepoche und eines anderen Meridians, und scheint so weit über das Ziel hinausgeschossen zu haben, indem er den Kalender über alle Fehler erhaben hinstellte.

Auch an Flugschriften liess man es katholischerseits nicht fehlen, so dass wir jene drei Specimina des Angriffs durch drei gleichartige Vertheidigungs-Methoden vertreten finden. Jene zwei meissnerischen Bauern hatten erwähnt, dass die Störche nach dem alten nicht nach dem neuen Kalender wegfliegen, und wohl jedermann wird ihnen dies geglaubt haben. Katholischerseits stellte man grössere Ansprüche auf Vertrauensseligkeit, denn nach einer 1584 zu Mainz gedruckten ‚Zeitung‘¹ richteten sich die Naturerscheinungen nach dem neuen Kalender d. h. sie berücksichtigten die Auslassung von 10 Tagen. Dies wird bewiesen durch den Brief eines Reisenden an den Pfarrherrn von Nicolsburg folgenden Inhalts. Als der Schreiber nach Graz zum Erzherzog Karl kam, erzählte ihm dieser, dass in dem Dorfe Campo Longo bei Görz ein Nussbaum stehe, der jedesmal am Johannestage zu grünen und Früchte zu tragen anfange. Als nun 1583 die 10 Tage ausgelassen wurden, habe der Baum ebenfalls am Johannistage, also 10 Tage früher als in den Vorjahren gegrünt und damit wohl deutlich bewiesen, dass er sich nach dem neuen Kalender richte. Der Schreiber selbst ist dann in Görz gewesen und hat das Wunder vom Richter und Pfarrherrn bestätigen hören und auch vernommen, dass zahlreiche Leute namentlich aus Italien dahin pilgern, um den Wunderbaum zu sehen. Wie aus der weiteren Erzählung hervorgeht, wurde daraus Capital geschlagen, denn Erzherzog Karl soll das Wunder durch den Nuntius nach Rom berichtet haben, und der Schreiber selbst sagt, er habe Zweige des Baumes an den Bischof von Olmütz und an den Grafen von Dietrichstein geschickt mit der Bitte, die Sache dem Kaiser zu erzählen.

Jene Klage der Bauern, dass die Loostage geändert worden seien und dass man sich nicht mehr beim Feldbau zurecht finden

¹ Dieselbe findet sich als Anhang in einem 1584 zu Mainz gedruckten Buche mit dem Titel: C. F. D. Warer Bericht, warumb das alt römisch Calender dieser Zeit notwendig ersehen und gebessert worden, wie im Nicenischen Concil vor 1255 Jahren auff begeren des grosszmächtigen Römischen Keyzers Constantiu Magni auch beschehen. Die Darlegung der Gregorianischen Reform, die als nützlich und nothwendig erklärt wird, ist völlig bedeutungslos, zumal da sich der Pseudonymus aller Polemik enthält.

könne, fand eine Erwiderung in ähnlicher Form.¹ Der Dichter gibt eine Anleitung, wie man sich trotz des neuen Kalenders der Loostage bedienen könne, und führt uns dann in eine Versammlung der Vögel, worin diese erklären, sie kümmerten sich um den Kalender der Menschen gar nicht, sondern nur um den Himmelslauf, sie müssten dies auch thun, da sie bei ihren Wanderungen in die fernen Länder auf manch' andere Kalender stossen. Der jetzige Kalenderhandel kümmerte sie also gar nichts und dabei sprechen sie folgende Verse, die ganz gut an den Schluss dieses ersten Hauptabschnittes unserer Abhandlung passen:

„Doch wissen unter uns die Alten
Dass man vor Zeiten hat gehalten
In dem Land, das heisst Christenheit,
Eine bessere Einhelligkeit.“

IV. Die Angriffe der Mathematiker.

Die protestantischen Theologen hatten ihr Ziel erreicht; ihre Fürsten waren auf ihre Gedanken eingegangen, und so war denn wirklich die evangelische Kirche vor dem drohenden Eingriff des Pabstthums bewahrt geblieben. Dafür hatte Deutschland zu allem übrigen Hader noch einen neuen bekommen, der aller Orten hervorbrach. Man sollte nun meinen, dass die Oppositionspartei Licht und Schatten gleichmässig vertheilt hätte und dass sie das, was sie für ihre eigenen Religionsgenossen forderte, auch den Katholiken gewährte, d. h. dass sie den unter protestantischer Obrigkeit lebenden Katholiken auch gönnte, den neuen Kalender zu benützen. Es lässt sich nachweisen, dass beim Kalenderstreit in Augsburg protestantische Fürsten, wie Pfalz und Württemberg, offene Partei für die renitenten Prediger nahmen und es eben als Eingriff in den Religionsfrieden bezeichneten, dass der Augsburger Rath den neuen Kalender auch den Evangelischen aufnöthigen wollte. Umgekehrt aber haben wir Beispiele, dass protestantische Magistrate der katholischen Geistlichkeit die Annahme des neuen Kalenders mit

¹ Bawren Rathschlag über den neuen Kalender auf ihnen zugemessene und ausgegangene Bawrenklag.

Gewalt wehrten. So liess der Wormser Rath die Publication des Kalenders, welche der Bischof gemäss des kaiserlichen Rundschreibens im October 1583 an die Kirchenthüren hatte schlagen lassen, durch die Stadtknechte herunterreissen und zwang den Clerus, auch fortan den alten Kalender zu benützen, und ähnliches geschah in Hagenau und Lindau. Erst allmählich nach Beilegung all' dieser localen Streitigkeiten kommt es dahin, dass man die Benützung des einen oder andern Kalenders nach Territorien scheiden kann. Die vorausgehende Darstellung hat es gezeigt, dass bis zu diesem Zeitpunkte wesentlich nur auf theologisch-politischem Gebiete gekämpft wurde. Wir haben erst einen Mann — Michael Maestlin — mathematische Gründe ins Feld führen sehen, aber auch der hat durch seine früheren Auseinandersetzungen die Leser derart eingenommen, und hat auch die mathematischen Theile seiner Schrift mit solchen Ausfällen auf den Pabst gewürzt, dass von einer einigermassen unparteiischen Beurtheilung nicht die Rede sein kann. Indem wir jetzt die Angriffe der Mathematiker vorführen werden, so wird zu Anfang uns auch noch dies entgegengetreten, und erst im zweiten Theile dieses Capitels werden wir auf rein sachliche Kritik stossen.

Der erste derartige Angriff ging von dem Zwickauer Astronomen Tobias Müller aus in einem 1583 zu Mainz und dann im Heidelberger Sammelbande gedruckten Buche. Ganz eigenthümliche Motive leiteten den Mann bei Abfassung desselben, unter welche gekränkte Eitelkeit jedenfalls gehört. Denn Müller hatte dem 1582 zu Augsburg versammelten Reichstage eine Bittschrift eingereicht, den Kalender zu reformiren, wofür er die beste Lösung gefunden zu haben meinte. Er bittet seinen Reformvorschlag durch eine Commission von Gelehrten prüfen zu lassen und im Falle der Gutheissung ihm die Kosten, die er nur auf 30.000 Gulden anschlägt, zu ersetzen.¹ Es war darauf keine Erledigung erfolgt und aller Orten machte sich jetzt der päbstliche Kalender breit. Da ergriff er wieder die Feder, um die schönen Künste und die liebliche Astronomie

¹ Mainzer Erzkanzler-Archiv. Reichstagsacten 1582. Tom. I. Supplicationum pag. 389.

vor gänzlichem Untergang zu erretten, um der verblendeten Welt zu zeigen, dass das ganze päpstliche Kalendermachwerk von Stümpfern in der Astronomie gemacht, und jedes richtigen Fundaments baar sei. Denn im neuen Kalender sind die *canones motuum coelestium* nicht berücksichtigt und weder neue Tafeln noch corrigirte Ephemeriden benützt worden. Denn auf den astronomischen Tafeln, nicht auf dem Sonnencyclus und dem Numerus aureus beruhe die Zeitrechnung. Der Kalender habe kein Fundament, weil die Dauer des tropischen Jahres gar nicht angegeben werde und weil man nicht berücksichtigt, dass die Dauer der einzelnen Jahre selbst von einander abweiche; wie könne man bei einem solchen Vorgehen dem Julianischen Kalender vorwerfen, dass er das Jahr unrichtig ansetzt! Ferner ist die Reform falsch, weil sie in der Wegwerfung der Tage so weit gefehlt habe, denn wenn man einen Fehler corrigire, so habe es nur Sinn, wenn man den ganzen corrigirt, also hätte man auf die Zeit Caesar's zurückgehen müssen, und wenn man sagt, dass dieser Stunden und Minuten bei seinem Jahresansatze zu wenig berücksichtigt habe, so sei es sinnlos, jetzt bei der Correctur doch wieder nur volle Tage zu nehmen. Obwohl nun Müller noch zwanzig derartige Einwürfe in der Tasche hätte, so will er doch für diesmal schweigen mit Rücksicht darauf, dass die von ihm ausgedachte Reform so viel Mühe und Zeit gekostet habe und er fürchtet, es möchte ihm, wenn er alle seine Gesichtspunkte darlegen würde, ein Anderer seine Arbeit wegschnappen. Wie diese Restitution ausgesehen hat, wissen wir nicht, denn Müller hat seine hier ausgesprochene Absicht, dieselbe in Druck zu legen, nicht ausgeführt. Wir hätten einen neuen Monatsnamen erhalten, denn Müller hätte den September zu Ehren des Churfürsten von Sachsen, von dem er angeblich zu seinem Werke angeregt worden ist, „Elector“ genannt. Sie beruhte auf den richtigen astronomischen Tafeln und ihrem wahren Calcül, und hätte auch ein so gewisses Judicium mit sich geführt, dass sich viele darüber gewundert hätten. Müller vertraut auch deshalb mit voller Zuversicht sein Werk der Prüfung der Astronomen an, denn er ist überzeugt, dass kein einziger etwas dagegen einzuwenden haben wird.

Weit gemässiger und von andern Beweggründen ausgehend, urtheilt um dieselbe Zeit Jacobus Cuno zu Frank-

furt a./d. Oder über den Kalender.¹ Er meint, die Gregorianische Reform sei weder mit dem harten Tadel, noch mit dem unbedingten Lobe zu belegen, wie es bisher geschehen sei. Der Verfasser scheint Katholik zu sein, lebt aber in einem Lande, wo 1583 der neue Kalender noch nicht angenommen ist, und so ist er bestrebt, einen Mittelweg einzuschlagen. Er meint, das richtige Aequinoctium sei in der Weise zu berücksichtigen, dass man für eine lange Reihe von Jahren dasselbe aus den Prutenischen Tafeln berechnet, und nun jene Jahre des Bissexthus beraubt, in welchen die Differenz zwischen Julianischem und Copernikanischem Jahr wieder zu 1 Tag angewachsen ist; auf diese Weise würde das Aequinoctium vernum so ziemlich stets am 21. März haften bleiben, was es im Gregorianischen Kalender keineswegs thue. Ferner sollten die mittleren Ostervollmonde berechnet und benützt werden, mit der Beschränkung, dass in den Fällen, wo diese auf den Tag des Aequinoctium's fallen, der astronomisch bestimmte Vollmond zur Osterberechnung verwendet werde.

Diese beiden Angriffe konnten in ihrer allgemeinen Fassung dem Reformwerk nicht gefährlich werden und so blieben sie auch unbeantwortet. Bisher war man in eine sachliche Kritik nicht eingegangen; jetzt aber eröffnete jener Maestlin, von dem zuerst der allgemeine Angriff begonnen worden war, auch den Reigen der Mathematiker, und jetzt spielt die Polemik über auf's sachliche und wird ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte jener Zeit. Nun verlassen wir auch den wüsten Schmähton, der bisher in so trauriger Weise vorgeherrscht hatte, und begegnen durchaus akademischen in lateinischer Sprache abgefassten Schriften. Sehr zart allerdings fassen sich auch jetzt die Gegner nicht an, doch dies ist ein Merkmal, das den polemischen Schriften aller Zeiten besonders aber jener Periode anhaftet.

Maestlin hatte seine erste Schrift in ganz anderer Absicht verfasst als die jetzige.² Damals galt es, seinen Fürsten und die

¹ *Theses de calendario Juliano, quo ecclesia nunc utitur viciato, ejusdemque restitutione.* Frankfurt a. d. O. 1583.

² Die Schrift führt den Titel: *Alterum Examen Novi Pontificalis Gregoriani Calendarii, quo ex ipsis fontibus demonstratur, quod novum Kalendarium omnibus satis partibus, quibus quam rectissime reformatum vel est vel esse putatur, multis modis mendosum et in ipsis fundamentis vitiosum sit.* Tübingen 1586.

Glaubensgenossen abzuhalten, den Kalender anzunehmen, und nichts war da geeigneter, als die Religionsfrage in den Vordergrund zu stellen. Jetzt war dieser Zweck erreicht und es galt, nun, auch die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen über die Fehlerhaftigkeit der Reform näher zu begründen. So wird denn jetzt in der Schrift selbst nur die mathematische Seite der Reform in's Auge gefasst, dagegen hören wir in der Vorrede und in der Conclusio Maestlin mehrmals den früheren Ton anschlagen, wenn er auch etwas durch die lateinische Sprache gemildert wird. Zwei Motive lassen sich in Maestlin's Arbeit erkennen. Das eine spricht er in der Vorrede deutlich genug aus: Im Bewusstsein, dass der neue Kalender durchaus fehlerhaft sei, kann er es nicht begreifen, wie in dem Zeitraum von vier Jahren kein einziger Mathematiker aufgestanden ist und die herrliche Wissenschaft der Astronomie gegen derlei Verunzierungen in Schutz genommen hat. So sieht er es denn für seine Pflicht an, aufzutreten und der gelehrten Welt die ganze Haltlosigkeit des vom Pabste unternommenen Werkes darzulegen. Im weiteren Verlaufe dagegen entschuldigt er sich, dass er astronomische Subtilitäten — die nach seiner und aller vernünftigen Leute Ansicht gar nichts mit der Zeitrechnung zu thun haben — in den Kreis seiner Betrachtungen ziehe. Lediglich die hochtönende Sprache der päpstlichen Bulle, vornehmlich die Worte ‚quod ipsum (Kalendarium) tam perfectum sit, ne ulli umquam mutationi sit obnoxium in futurum‘ bewege ihn, dies zu thun. Maestlin's Werken und fast allen zu besprechenden Angriffen wäre die Spitze abgebrochen gewesen, ja sie wären beinahe unmöglich oder nur leer gewesen, wenn von Rom jenes in den Canones versprochene Werk über eine nähere Begründung der Reform herausgegeben worden wäre. Auf diese unbegründete Hinstellung der Reform fusst Maestlin abermals, fordert aber zugleich auch die römischen Mathematiker auf seinem Angriff zu entgegnen, widrigenfalls sie als unfähig hiezu und als Störer der öffentlichen Ruhe erscheinen müssten.

Zunächst kritisirt Maestlin die Modification der Schaltregel, dass also in je 400 Jahren drei bissexti ausgelassen werden sollen. Aus derselben erkennt er, dass die Prutenischen Tafeln zu Grunde gelegt sind; wie sehr aber über diese von den Mathematikern geklagt werde, ist bekannt. Nun ist es auch ausgemachte

Sache, dass die tropischen Jahre nicht gleiche Dauer haben, sondern bis 33' 15" untereinander abweichen können; die Folge davon ist, dass die Jahrpunkte nicht in 133 Jahren um 1 Tag im julianischen Jahre zurückrücken, sondern in Zwischenräumen, die zwischen 50 und 300 schwanken; daraus folgt, dass das Aequinoctium durchaus nicht so fix am 21. März haften wird, als es die Bulle des Papstes verspricht. Maestlin gibt hiefür ein schlagendes Beispiel durch Vergleichung der Aequinoctien in den Jahren 1600 und 1900. Ersteres fällt am 10. März alten Stils, letzteres am 9. März. Die Anticipatio beträgt also 1 Tag; nach der neuen Schaltregel aber werden 3 Tage ausgelassen (1700, 1800, 1900), die Aequinoctien fallen also nach ihr im alten Styl am 10. und 12., nach neuem am 20. (10 + 10) und 22. (9 + 10 + 3) März. Dass es in der Jetztzeit sehr häufig auf den 20. März fällt, entschuldigt bei den Schaltjahren selbst Maestlin, aber das Beispiel von 1900 stehe im vollen Widerspruche mit dem Versprechen des Papstes. Ein Massstab für die Richtigkeit ist ihm auch folgender Umstand: wenn man von jetzt an die Schaltregel zurück bis zum Concil von Nicaea anwendet, so muss man vom 11. März — dem jetzigen Stand des Aequinoctium's — zum 21. März gelangen, denn man kam eben dadurch vom 21. zum 11., dass man die centenaren Jahre 500, 600, 700, 900, 1000, 1100, 1300, 1400, 1500 bissextil setzte; nun sind dies 9; vorausgesetzt also, dass der Ansatz des Nicaenischen Concils richtig ist, was man in Rom gewiss nicht bezweifelt — so gelangt man zurück zum 20., nicht zum 21. März. Also auch jener Satz der Bulle, der so sehr die Herstellung des Nicaenischen Standes betont, ist unrichtig. Den gleichen Weg wie beim Sonnenjahre schlägt Maestlin auch bei Besprechung des Epactencyclus ein; auch hier hängt er sich an die anpreisenden Worte des Papstes; er findet zwischen diesen und dem Zugeständnisse der Canones, dass in der Epactenrechnung unvermeidlich Fehler vorkommen müssen, einen unauflösbaren Widerspruch; aber nicht bloss in der Bestimmung der Neumonde, sondern auch in der der termini paschales unterlaufen Fehler, so dass alle fünf möglichen Fälle einer falschen Osterberechnung, die im alten Kalender vorkamen, auch im neuen eintreten können, was er durch zahlreiche Beispiele erhärtet. Maestlin kommt zum Schlusse: Er glaubt bewiesen zu

haben, dass der neue Kalender ein ‚Colluvium omnium errorum‘ ist; er zweifelt, ob Gregor XIII. alle diese Fehler übersehen habe; ist ihm dies geschehen, so ist seine Sorglosigkeit nicht genug zu rügen, und der Christenheit bleibt nichts übrig als a Pontifice male informato ad Pontificem melius informandum zu appelliren. Maestlin ist aber geneigt, anzunehmen, dass sowohl Autor als Pabst sich der Fehler wohl bewusst waren und aus ganz bestimmten Gründen — der eine aus Ruhmsucht, der andere um seine Decrete in die reformirte Kirche einzuschmuggeln — das Werk dennoch veröffentlicht hätten. Dies beweist der Vorgang bei der Publicirung; warum hat man gerade 1582, das weder centenar noch bissextil war, dazu gewählt? Dass der Pabst nicht länger gewartet habe, glaubt Maestlin damit erklären zu können, dass Gregor selbst noch die Einführung seines Werkes erleben wollte und gefürchtet habe, dass die Fehler desselben aufgedeckt werden, sobald man Zeit zur Prüfung gebe. Aber wenn schon mit solchem Eifer vorgegangen wurde, warum hat man erst im October und nicht schon im Februar corrigirt, in welchem Falle dann 1582 schon Ostern ‚richtig‘ gefeiert worden wäre. Maestlin weiss auch hiefür einen Grund, der boshaft genug ist. 1582 lit. dominic. C num. aur. VI. term. pasch. 17. April B hätte nach neuem Styl am 18. April Ostern gehabt, an welchem Tage aber nach dem astronomischen Calcül Vollmond fiel; somit wäre gleich im ersten Jahre der Reform Ostern falsch gefeiert worden, um dies nun zu vermeiden, habe man bis October gewartet. Zum Schlusse geht Maestlin in eine Kritik einiger Vertheidigungsschriften ein, nämlich des C. F. D., des Johannes Rasch und des Johannes Busaeus. Da Maestlin sich vorgenommen hat, in dieser Schrift nur von der astronomischen Seite der Reform zu handeln, so hat er dabei nicht viele Gelegenheit zur Entgegnung. Nachdem er den Pseudonym als astronomisch ungebildet abgefertigt hat, erwidert er dem J. Rasch, indem er das früher erwähnte Capitel seiner Schrift heraushebt; er erklärt, dass alle Nachweise über die Fehlerhaftigkeit des Epactencyclus, welche er gegeben, auf den Meridian von Rom und die Mitternachtsepoche berechnet seien, daher sei der Einwurf des Rasch haltlos; jedoch bittet er ihn, in seinem in Aussicht gestellten Computus auf die neuerlichen Angriffe einzugehen und wenn möglich sie zu wider

legen. Auch die Thesen des Busaeus geben nicht viel Stoff; und nur die Behauptung desselben, dass die besten Mathematiker der Erde den Kalender theils gemacht, theils gut geheissen, veranlassen Maestlin zu der Bemerkung, wie merkwürdig es doch sei, dass Busaeus keinen einzigen derselben beim Namen nenne. Wie schlecht es übrigens mit dem Vertrauen auf das Werk beim Pabste selbst bestellt sein müsse, zeigt, dass er allen Mathematikern die Discussion über die Reform verbietet und es vorzieht, mit dem Bannfluche statt durch überzeugende Gründe die Annahme derselben zu erzwingen. Mit einer abermaligen Ermahnung an die Mathematiker, ihre Augen zu öffnen und diesen ihrer schönen Wissenschaft Hohn sprechenden Kalender gehörig zurückzuweisen, schliesst Maestlin seine Schrift ab.

Diese Aufforderung an die Gegner, ihn zu widerlegen, blieb in der That in Rom nicht unbeachtet, denn endlich ging Clavius daran, eine ausführliche Begründung des Kalenderwerkes herauszugeben, die ihre Spitze gegen Maestlin richtete. Ehe jedoch dieses Buch, das uns bald zu beschäftigen haben wird, erschien, wurde dem Maestlin vom Jesuiten Antonius Possevinus in seiner *Moscovia* erwidert.¹ Derselbe weiss, dass Clavius die Absicht habe, zu antworten und so begnügt er sich, den Angriff als nichtig und eitel hinzustellen, mehr nützlich dem Reformwerk als schädlich. Nur auf eine Inconsequenz, besser gesagt auf einen Widerspruch Maestlin's macht Possevinus aufmerksam, um damit einen Massstab für die Beurtheilung des ganzen Werkes zu geben. Maestlin mache es den römischen Mathematikern zum Vorwurf, dass sie nicht neue Tafeln sondern die fehlerhaften Prutenischen Tafeln zu Grunde gelegt haben, und andererseits benützt er doch dieselben, um mit Angabe von speciellen Fällen zu beweisen, dass das Aequinoctium verum durchaus nicht am 21. März gefestigt worden sei.

Auf diesen Angriff gab Maestlin 1588 eine ‚*Defensio alterius sui examinis*‘ heraus. Er constatirt, dass ausser Possevinus in einem Zeitraum von zwei Jahren kein Mathematiker ihm geantwortet habe, denn auch das von demselben angekündigte Buch des Clavius sei ihm trotz eifrigen Nachforschens nicht

¹ *Moscovia et alia opera de statu hujus saeculi adversus Catholicae ecclesiae hostes in officina Birkmannica 1587. Sect. IV. De anni et paschae emendatione.*

zu Gesichte gekommen.¹ Durch Schweigen also geben die Gegner zu, dass alle gemachten Angriffe gerechtfertigt sind. Den Possevinus hält er eigentlich der Entgegnung nicht für würdig, aber er will nicht, dass Anhänger des Kalenders, namentlich solche, die, weil in der Mathematik unkundig, sein *Alterum examen* nicht gelesen haben, sich durch derlei jesuitische Kunstgriffe täuschen lassen, und des Possevinus Behauptung glauben, er habe trotz eines dröhnenden Titels durchaus nicht dem neuen Kalender geschadet. Der Reihe nach wiederholt nun Maestlin seine Angriffe und hält sich besonders eingehend bei der Correctur des Sonnenjahres auf. Den angeführten Einwurf des Possevinus nun weiss er sehr geschickt zu umgehen. Indem er nachwies, dass die Aequinoctien sehr schwankend also durch den neuen Kalender nicht am 21. März gefestigt seien, habe er allerdings die Prutenischen Tafeln als die verhältnissmässig besten benützt, nachdem die Kalendermacher in Rom ihre Pflicht, neue aufzustellen, versäumt hatten. Die Prutenischen Tafeln seien, wenn auch im Einzelnen fehlerhaft, doch auf richtigen Grundlagen aufgebaut, und eine derselben sei die Anomalie der Jahrpunkte — der Grund ihrer Schwankungen. Indem er nun bestritten habe, dass das Aequinoctium fix am 21. März bleibe, habe er die Qualität der Anomalie, nicht deren Quantität im Auge gehabt, und nur nothgedrungen habe er sich hiebei der allerdings nicht sicheren speciellen Beispiele aus den Prutenischen Tafeln bedient. Wenn endlich Clavius, oder ein anderer das versprochene Werk publiciren und von Grund aus ihn eines andern belehren werden, so ist Maestlin bereit, der Wahrheit die Ehre zu geben; wenn aber Clavius nichts besseres zu sagen weiss, als Possevinus, so möge gleich diese Schrift als Antwort ihm gelten.²

¹ In der That erschien die betreffende Schrift des Clavius erst im Jahre 1588

² Maestlin schrieb denn in der That auch fernerhin über den Kalender, wozu ihm ohne Zweifel die Erwiderung des Clavius Anlass gegeben hat. Die Schrift führt den Titel: ‚*Examina eorumdemque Apologia*‘; leider findet sich dieses Werk auf keiner der drei genannten Bibliotheken und ich kenne den Titel nur aus Lipenius, *Bibliotheca Realis Philosophica*. Dieser gibt 1593 als Jahr des Erscheinens an; vielleicht ist dies in 1597 zu corrigiren, denn am 9./19. März dieses Jahres schreibt Maestlin an Kepler, er habe vor einer Woche seine neue Schrift gegen den Gregorianischen Kalender vollendet. Aus dem Wortlaut des Briefes geht hervor,

Im selben Jahre, in welchem Maestlin seine *Defensio alterius examinis* herausgab, erschien endlich von Rom aus eine Erwiderung und zwar von Christof Clavius, der schon bisher die Seele des Unternehmens gewesen war und der von nun an unermüdlich thätig ist, seine Schöpfung zu vertheidigen.¹ Wie schon Possevinus angekündigt hatte, ist die Schrift direct gegen Maestlin gerichtet, merkwürdigerweise aber nicht dem Pabste, sondern dem Kaiser gewidmet. In der Vorrede setzt Clavius die Gründe hiefür auseinander; der Kaiser als Schirmvogt der Kirche müsse klar sehen, ob das von ihm unterstützte Kalenderwerk auf richtigen Grundlagen aufgebaut sei oder nicht; ihm müsse ein Buch, das für die Ehre der Kirche kämpft, gewidmet werden. Die Erwiderung gegen Maestlin betrifft nur das *Alterum Examen*, ausdrücklich sagt Clavius, dass ihm die deutsche Schrift desselben nicht zu Gesicht gekommen sei, und wie wir aus der Tendenz und Haltung des Clavius annehmen können, wäre er auf dieselbe gar nicht eingegangen, denn ihm, dem Jesuiten, stand es ja fest, dass der Pabst das Recht habe, derlei Werke für die Christenheit zu unternehmen; ausdrücklich sagt er auch, er wolle alle Schmähungen gegen den Pabst unerwidert lassen, obwohl es ihm schon daraus ein leichtes wäre zu beweisen, dass Maestlin seinen Angriff nicht aus Wahrheitsliebe und Sorge für das öffentliche Wohl sondern lediglich aus Hass gegen Rom unternommen habe. Also nur auf das Sachliche ist sein Blick gerichtet, und da spitzt sich nun die ganze Frage auf die Behauptung Maestlin's zu, dass der Kalender

dass er im Auftrage der Universität Tübingen dieses Werk abfasste, denn er klagt, dass ihm die etwas verspätete Vollendung manche Unannehmlichkeit und eine Rüge vom Senate zugezogen habe. (J. Kepleri Opera edd. Frisch. I. 34.) Ist die Angabe des Lipenius richtig, so bleibt nichts anders übrig, als in dieser 1597 vollendeten Schrift einen fünften Angriff Maestlin's zu sehen.

¹ Ich bin genöthigt, schon hier die Schrift des Clavius anzuführen, ehe ich mit der Darlegung der weiteren mathematischen Gegenschriften fortfahren kann; denn die meisten derselben nehmen schon auf sie Bezug und so würde eine Darlegung derselben ohne ihre Kenntniss sehr erschwert werden. Sie führt den Titel: *Novi Calendarii Romani Apologia adversus Michaëlem Maestlinum Göppingensem in Tübingensi Academia Mathematicum tribus libris explicata.* Rom 1588. (Wiederholt im V. Bande der *Opera Clavii.* Mainz 1612, mit Hinweglassung des dritten Theils.)

durchaus nicht mit den Himmelsbewegungen übereinstimme, trotzdem dies in der Bulle Gregor's behauptet worden sei. Ersteres gesteht Clavius ehrlich und offen ein, und kommt da auf die Frage, die uns schon mehrmals begegnete, nämlich, ob cyclische oder ob astronomische Rechnung für den Kalender tauglich sei? Sobald man ersterer den Vorzug gebe, — und Maestlin habe das Gegentheil nicht bewiesen — so könne man dem Gregorianischen Kalender aus Detailfehlern keinen Vorwurf machen, und ein Angriff kann nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn man nachweisen wollte, dass in einem anders eingerichteten cyclischen Kalender weniger Gattungen von Fehlern und diese überhaupt seltener eintreten können. Die Gründe, welche Clavius für die cyclische Rechnung anführt, sind folgende.¹

1. Die wirklichen Bewegungen sind bald schneller bald langsamer, die mittleren dagegen gleichförmig; daher lassen sich nur mit Hülfe der letzteren leicht fassliche Regeln für die Bestimmung der Jahrpunkte und Neumonde aufstellen, ohne welche Irrthümer und Verwirrungen in der Zeitrechnung unvermeidlich sind. Es ist von keinem Belange, dass nur die wirklichen Bewegungen ihre Basis in den Himmelserscheinungen haben, die mittleren dagegen nur durch Abstraction gewonnen sind, denn zu keiner Zeit war die Kirche an die strengen Gesetze der Bewegungen von Sonne und Mond gebunden, sondern für sie kommt es darauf an, in kunstloser, leicht fasslicher Weise ihre Zeitrechnung daran zu knüpfen; und nur darauf muss sie bedacht sein, dass unbeschadet dieses Gesichtspunktes dieselbe nicht allzusehr von ihnen abweiche.

2. Die Berücksichtigung der wirklichen Bewegungen würde stets eine Quelle von Differenzen in Bezug auf die Feier des Osterfestes sein, denn da es keineswegs allgemein anerkannte astronomische Tafeln gibt — wie denn jetzt zwischen Alphonsinischen und Prutenischen ein Kampf besteht — so müsste sich durch die Benützung verschiedener Tafeln unabweislich hie und da ein verschiedener Osteransatz ergeben.

¹ Cap. IV. Ecclesia cur posthabitis motibus veris apparentibusve medijs tantum sive aequales aut potius cyclos in mobilium festorum celebratione usurpet.

3. Bis jetzt sind noch keine astronomische Tafeln verfertigt worden, durch welche auf alle Zeiten hin und ohne allen Irrthum die Bewegungen der Gestirne bestimmt werden können; der sprechendste Beweis hiefür ist, dass die Ptolomaeischen Tafeln durch die Alphonsinischen, und diese wieder durch die Prutenischen verdrängt worden sind. Wer aber bürgt uns dafür, dass letztere die richtigen sind, da es jetzt schon viele Astronomen gibt, die den Alphonsinischen den Vorzug geben, und da ihnen namentlich durch Tycho de Brahe viele Fehler nachgewiesen worden sind? Wer nun wollte so leichtsinnig und vermessen sein, die Kirche an so trügerische und unsichere Angaben der Astronomen zu binden? Gewiss niemand, er müsste denn auch zugleich wollen, dass die Kirche bald den einen, bald den andern Tafeln folgen solle, jenachdem die einen oder anderen in grösserem Einklang mit den Himmelsbewegungen und den gerade herrschenden Theorien über dieselben gefunden werden. Dies würde denn doch nichts anderes sein, als das Schwanken der Zeitrechnung in Permanenz erklären.¹

4. Aber wenn auch die genauesten und untrüglichen Tafeln bestünden, so hätte das ängstliche Beobachten von Stunden und Stundentheilen keinen Sinn, denn durch die Verschiedenheit der Ortslagen würde alle Mühe vereitelt werden. Denn in Folge derselben kann es sich ereignen, dass ein Vollmond im Osten bereits als Ostergrenze tauglich ist, dagegen im Westen noch vor dem Aequinoctium verum steht, wodurch sich eine Differenz von 4 bis 5 Wochen zwischen beiden Osteransätzen ergeben müsste, abgesehen davon, dass noch öfter ein Unterschied von 8 Tagen eintreten würde, so oft nämlich Vollmond im Westen spät am Samstag eintritt, in welchem Falle er im Osten auf den Sonntag fällt. Einer Verschiedenheit der Osterfeier aber steht der oberste Grundsatz des Nicaenischen Oester-canons gegenüber, abgesehen davon, dass dadurch unausbleiblich Verwirrung in den weltlichen Dingen entstehen müsste.

5. Von jeher hat die Kirche an den mittleren Bewegungen festgehalten, warum soll sie jetzt davon abweichen, zumal da

¹ Dabei vermahnt sich Clavius nachdrücklich dagegen, als wollte er und seine Freunde die Arbeiten der Astronomen für unnütz erklären; denn stets habe er es für erhaben und höchst lobenswerth gehalten, mit Bienenfleiss die Bewegungen der Gestirne zu erforschen.

aus den heiligen Schriften des alten Bundes sich erweisen lässt, dass Gott auch die Juden nur an die mittleren nicht an die wirklichen Bewegungen im Ceremoniengesetze gebunden habe.

6. Für die cyclische Rechnung spricht die Autorität vieler gelehrter Männer, welche über die Zeitrechnung geschrieben haben.

Dies sind im Wesentlichen die Gründe, welche Clavius für die cyclische Rechnung anführt, und es wird wohl kaum bestritten werden können, dass die ersten vier Punkte ihre volle Berechtigung haben. Die beiden letzteren allerdings sind schwach, namentlich der sechste, denn die von Clavius angeführten Gewährsmänner, Campanus, Paulus von Middelburg und Johannes Stöffler sprechen eben über den Kalender, wie er vorlag; bei letzterem habe ich nachgewiesen, dass er der astronomischen Rechnung gegenüber der cyclischen in seinen Vorschlägen für die Kalenderreform das Wort sprach.¹

Indem sich also Clavius, gestützt auf diese Gründe, auf die Seite der cyclischen Rechnung stellt, lässt er natürlich dem Maestlin nicht gelten, wenn er an der Hand astronomischer Tafeln dem Kalender einzelne Fehler nachweist. Ja er gesteht selbst zu, dass das Aequinoctium vernum zur Jetztzeit meist auf den 20. März fällt, und dass — wie Maestlin behauptet hatte — sich dasselbe nach 1600 noch mehr vom 21. entfernen werde. Aber er stellt dem gegenüber, dass es doch immer und immer wieder darauf zurückkehren werde, und dass derlei Schwankungen bei der ungleichen Dauer des tropischen Jahres durchaus nicht vermieden werden können. Und hier greift nun Clavius jenen Satz des Maestlin heraus, dass er selbst nicht der Ansicht sei, als ob astronomische Subtilitäten Werth und Bedeutung für die Zeitrechnung hätten, aber in Folge der hochtönenden Sprache des Pabstes habe er sie herangezogen. Clavius bestreitet das letztere, und indem er erklärt und beweist, wie der Ausdruck ‚Kalendarium perpetuum‘ und der Satz ‚aequatio est perfecta, ut nulli mutationi sit obnoxia‘ zu verstehen seien, wirft er alle Argumente Maestlin's über den Haufen. Letzterer Satz war von der Modification der Schaltregel ausgesprochen

¹ Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform, pag. 391 u. ff.

worden, und da fragt Clavius, ob irgend eine andere aufgestellt werden könne, die mit dem jetzigen mittleren Ansatz des tropischen Jahres genauer übereinstimmt, dabei aber auch die nöthige Bequemlichkeit und Fasslichkeit besitzt? Nur so war der Satz gemeint, nicht wie Maestlin behauptet, dass man in Rom meinte, das Aequinoctium werde niemals an einem anderen Tage als den 21. März eintreten. Denn das könne man doch ihm und seinen Collegen zumuthen, dass sie recht gut von den durch die Anomalie der Jahrpunkte bedingten Schwankungen des tropischen Jahres unterrichtet waren. Den Ausdruck ‚Kalendarium perpetuum‘ und ‚perpetuitas Calendarii‘ deutet Clavius nur in Bezug auf die Einschreibung der Epacten zu den Monats-
tagen und mit einigen Beschränkungen auf die Aequationstafel. Hinsichtlich ersterer hatte man ja auch schon vom Julianischen Kalender als von einem ‚immerwährenden‘ gesprochen, nur dass dort Numeri aurei, hier Epacten ein für allemal den Tagen zugewiesen sind. Bezüglich der Aequationstafeln ist Clavius äusserst vorsichtig, und man muss gestehen, dass die Kalenderreformatoren in dieser Hinsicht sehr einsichtsvoll und selbstlos vorgegangen sind. Die Aequationstafel des Gregorianischen Kalenders besteht aus zwei Theilen, aus der tabula Epactarum, d. i. einer Combination der 30 Epacten mit den 19 Jahren des Mond-
cyclus (denn im Laufe der Zeiten konnte jede Epacte jedem Jahre desselben zufallen), und aus der tabula expansa, dem Regulator der ersteren. In derselben sind eben die einzelnen Perioden von Jahren gegeben, für welche die verschiedenen Combinationen zwischen Epacten und Numerus aureus gelten. Nun ist die tabula Epactarum ihrer Natur nach ebenso perpetuell, wie der immerwährende Kalender, denn in ihr sind nur die Combinationen zwischen den beiden Factoren der Mond-
rechnung gegeben. Nun hätte man auch die ganze Aequationstafel perpetuell machen können, sobald man einfach die einzelnen Perioden für die Aequationen als absolut richtig hinstellte; dann hätte es auch gar nicht der tabula expansa bedurft, sondern man hätte neben der tabula Epactarum in eine Rubrik etwa mit der Ueberschrift ‚anni expansi‘ die einzelnen Perioden setzen können. Aber weil man nicht so bestimmt vorgehen wollte, indem man sich bewusst war, dass eventuell die Nachwelt Ver-
besserungen der Aequationsperioden etwa durch Abänderung

der Schaltregel oder Verschiebung der Mondgleichen anbringen könnte, stellte man die *tabula expansa* auf, in welcher neben den jetzt als richtig vorausgesetzten Perioden Buchstaben stehen, mit welchen man dann in die *tabula epactarum* gehen muss, um für die betreffende Aequationsperiode die Combination zwischen Epacte und Numerus aureus zu finden. Wollte man also eventuell Aenderungen vornehmen, so brauchte man einfach die Perioden dahin abzuändern, aber die ihre Werthe vertretenden Buchstaben bleiben bestehen.¹

Clavius hat hiemit die beiden Hauptargumente Maestlin's entkräftet. Es würde zu weit führen, all' die Details anzuführen, die nun Clavius auf dessen specielle Angriffe anführt; nur jenes boshaften Einwurfs des Maestlin will ich gedenken, dass nämlich 1582 erst im October der Kalender eingeführt worden sei, weil man nach ihm sonst schon in diesem Jahre Ostern falsch gefeiert hätte. Clavius sagt, man habe dieses Jahr gewählt, weil man da gerade fertig geworden war, und den October, weil man einerseits die Festzeit vor Ostern nicht verkürzen wollte, andererseits in diesem Monat am wenigsten Feste alterirt wurden. Andererseits hatte es einen guten Grund, dass man für diejenigen, welche zu diesem Termin die 10 Tage noch nicht ausgelassen hatten, dies auf den Februar 1583 bestimmte, hätte man auch da dem oben angegebenen Grunde Raum gegönnt, so wäre eine Differenz in der Osterfeier entstanden. Im übrigen hätte der neue Kalender 1582 mit der Bestimmung des Osterfestes keinen Fehler begangen, denn sowohl nach den Prute-

¹ Clavius schreibt: „Adscripsimus autem triginta haece lineis epactarum tabulae expansae literas potius alphabeti, quam annos domini, quibus singulae lineae respondent, quia volumus tabulam hanc expansam et perpetuam esse, et ad quamcumque anni solaris magnitudinem posse accomodari, quod non fieret, si anni domini apponerentur, tum quia in tam exiguo spatio omnes anni comprehendi non possunt, tum vero maxime, quoniam incerta adhuc sit et nondum satis explorata anni solaris magnitudo, incertum quoque est, num anni domini semper lineis illis epactarum sint responsuri, quibus praefixi sunt. Quare ut posteris liberum sit, aliam rationem aequandi annum solarem instituere, si forte haec nostra aequandi ratio post aliquot annos ab astronomis a vero aberrare deprehendatur, apposimus literas alphabeti, ut quaelibet earum cuiusvis anno domini respondere possit. Ita enim fit, ut *tabula Epactarum et perpetua fit*“.

nischen Tafeln, als auch nach denen des J. Maginus¹ sei die mittlere Conjunction am 17./7. April eingetreten, somit wäre denn doch Ostern nach dem Vollmondstage gefeiert worden.

Ehe noch Clavius seine *Apologia* in die Welt versandte, kam ihm jener zweite Angriff Maestlin's zu, in welchem wohl nichts Neues gebracht, aber der alte mit schärferem Nachdruck wiederholt wird. Clavius widmete demselben einen Appendix,² worin er namentlich die Gesichtspunkte hervorhebt, unter welchen von einem ‚*Kalendarium Gregorianum perpetuum*‘ die Rede sein könne. Ausdrücklich führt er auch an, dass vier Fehler dem neuen Kalender anhaften: 1. Das Schwanken des *Aequinoctium's*; 2. dass die *Epacten* das *Mondalter* manchmal etwas zu spät angeben und daher Ostern möglicherweise in die vierte Woche des Ostermondmonats fällt; 3. dass Ostern statt in den ersten, in den letzten des Vorjahres oder in den zweiten des laufenden Jahres fallen kann (d. h. dass Ostern sowohl vor dem *Aequinoctium* als 4 bis 5 Wochen nach demselben fallen kann); 4. dass Ostern am Vollmondstage selbst eintreten kann. Aber alle diese Fehler — wenn man überhaupt das ‚*Fehler*‘ nennen wolle, was nicht vermieden werden kann — sind nicht zu umgehen in jedem Kalender, der auf *Cyclen* und gleichförmigen und leichtfasslichen Regeln beruht. Wenn also Maestlin auch fernerhin gegen den Gregorianischen Kalender ankämpfen wolle, so zeichnet ihm Clavius folgenden Weg vor: er muss zu beweisen suchen, dass im Gregorianischen Kalender ausser diesen vier auch noch andere Fehler vorkommen, und dass diese im neuen öfter eintreten, als im alten julianischen. Leugnet er aber, dass diese vier unvermeidlich sind, so muss er darnach streben, einen Kalender zu construiren, der ebenfalls auf cyclischer leicht fasslicher Rechnung beruht, ohne diese vier Mängel zu haben.

An diesen Appendix schliesst sich dann ein dritter Theil an, worin der neue *Computus ecclesiasticus* auseinandergesetzt wird, worin aber Clavius nicht polemisch vorgeht.

¹ J. E. Maginus gab *Ephemeriden* für 1580—1630 heraus.

² Appendix, qua A. Possevinus defenditur et summa totius *Apologiae* explicatur.

Die bisher betrachteten Angriffe der Mathematiker waren gegen das Wesen der Reform gerichtet; es machte sich bei ihnen ein principieller Gegensatz bemerkbar, mit dem es kein Paktiren gab. Ganz anders ist dies bei den nun zu betrachtenden Schriften. Ihre Tendenz geht dahin, auf dem Boden der gemachten Reform stehend, dieselbe genau zu prüfen und Verbesserungen an derselben anzubringen, oder sie stellen — wenigstens das Princip beibehaltend — neue Correcturen auf. Den Anfang hiemit macht ein Mann, der unbedingt einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit war, wenn er auch leider durch Ueberhastung das im riesigen Umfange zusammengetragene Material nicht immer richtig verwerthete. Es ist Josef Scaliger, der in der Gelehrten-Welt jener Zeit fast unumschränktes Ansehen genoss, bis ihm in Dionysius Petavius ein überlegener Gegner erwuchs, der mit grossem Scharfsinn, aber auch schonungsloser und zum Theil ungerechter Härte Blatt für Blatt aus dem Ruhmeskranze Scaliger's vernichtete.

Im Jahre 1583 erschien zu Lüttich Scaliger's grosses Werk ‚De emendatione temporum‘, worin zum ersten Male der Versuch gemacht wird, systematisch die Zeitrechnungen der verschiedenen Völker miteinander zu vergleichen. Wie sich schon früher an solche chronologische Werke bei Paulus von Middelburg, Stöffler und Lucas Gauricas auch Betrachtungen über die Fehler des julianischen Kalenders und Vorschläge zu deren Beseitigung angeknüpft hatten, so behandelt auch Scaliger, dem hiefür ein reiches Material zur Verfügung stand,¹ diese Frage im vierten Buche. Auffallend ist es immerhin, dass Scaliger hiebei mit keinem Worte der Gregorianischen Reform Erwähnung macht, nachdem bereits 1578 das Lilio'sche Compendium verschickt worden war. Aber Scaliger war Protestant und lebte in einem protestantischen Lande, und so ist es immerhin wahrscheinlich, dass Scaliger bei Abfassung dieses Theiles seines Werkes von den Plänen Roms noch nicht unterrichtet war. Es ist daher von Petavius nicht ehrlich, dass er bei der Bekämpfung alles dessen, was Scaliger gegen die Gregorianische Reform vorbrachte, auch diesen Theil seiner Schrift herbei-

¹ So publicirte Scaliger ein Bruchstück aus dem Computus des Isaac Argyrus.

zieht,¹ denn wahrlich, man konnte es ihm doch nicht zum Vorwurfe machen, dass er nicht ganz das Gleiche ausdachte, was dem Lilio eingefallen war; höchstens konnte es Petavius übel vermerken, dass Scaliger später im achten Buche seine noch unabhängig von Lilio aufgestellten Methoden für besser hält als die Gregorianische. Aber in seinen späteren Schriften kommt Scaliger nicht mehr auf diese Vorschläge zurück, wir können also darin keine Bekämpfung des Gregorianischen Kalenders sehen, und müssen daher die hier aufgestellten Methoden, als ausserhalb des Rahmens unserer Betrachtung stehend, auffassen.

Zudem steht ja Scaliger auf demselben Principe, denn er will sowohl die cyclische Rechnung beibehalten als auch den Kalender auf den Stand des Nicaenischen Concils zurückführen. Am Ende seines Werkes aber -- im achten Buche -- kommt Scaliger kurz auf die ‚Lilio’sche Reform‘ zu sprechen. Nur in Form eines Nachtrags erscheinen diese zwei kurzen Abschnitte, von denen der eine die Correctur des Sonnenjahres, der andere den Epactencyclus behandelt. Bei ersterer tadelt Scaliger, dass die Auslassung der bissexti an die centenaren Jahre geknüpft sei, er will sie in der vierhundertjährigen Periode nach zweimal 132 und dann nach 136 Jahren eintreten lassen, denn nur dies entspreche den Himmelsbewegungen. Aus gleichem Grunde findet Scaliger die Epacten-Aequation in den centenaren Jahren für unlogisch, denn nur in Vielfachen von 19 könne dieselbe vorgenommen werden. Auf die Einrichtung des immerwährenden Kalenders, sowie auf andere Details lässt sich Scaliger nicht ein, da er sicher ist, dass die Gelehrten seinen beiden vorgeschlagenen Reform-Methoden unbedingt den Vorzug vor der Lilio’schen geben werden. Jedoch wird dies alles ruhig und in gemessenem Tone gesagt, gleichsam als ob der neue Kalender nichts weiter wäre als eine literarische Novität; nicht in einem Worte lässt sich die Absicht erkennen, als wollte Scaliger von der Annahme des päpstlichen Werkes abrathen.²

¹ Doctrina temporum Tom. I. Lib. V.

² Ueber die Wirkung, welche trotzdem dieser Angriff Scaliger’s hervorbrachte (oder hervorgebracht haben soll), vgl. J. Bernays, J. J. Scaliger, Berlin 1855 pag. 167. Scaliger agitirte nach Bernays gleich darauf namentlich bei der Genfer Geistlichkeit gegen die Annahme des Kalenders.

Wieder war es Possevinus, der die erste Erwiderung machte, natürlich wieder nur in so allgemeinen Worten wie bei Maestlin; aber doch mit einer gewissen Scheu vor der Gelehrsamkeit des Mannes, bei dem er schmerzlich eine ebenso grosse Glaubenstreue vermisst. Auch hier wird darauf verwiesen, dass Clavius auf alle Angriffe Scaliger's antworten werde. Acht Jahre zögerte Scaliger mit der Antwort, weil er dieses angekündigte Buch erwartete; da dies aber nicht erschien, gab er 1595 den *Elenchus et Castigatio Anni Gregoriani* heraus.¹ In der Vorrede hiezu spricht Scaliger Worte, wie wir sie bisher im Verlaufe der Polemik noch nie gehört haben: ‚Nachdem der Gregorianische Kalender angenommen sei, so müssen wir mit allen Kräften darnach streben, dass er makellos und zwar mit Zustimmung aller derer werde, welche ihn mehr gierig als überlegt angenommen haben; dies wäre gewiss schon geschehen, wenn sie nicht ein so blindes Vertrauen auf seine Urheber gesetzt hätten, die allerdings darauf sehr viel Fleiss und Gelehrsamkeit verwendet haben, aber doch vielen Fehlern nicht entgehen konnten. Ersteres ist an ihnen zu loben und zu bewundern, letzteres zu entschuldigen. Er will es nun versuchen, ob es möglich ist, die Fehler zu beseitigen, und will sich dabei möglichst der Mässigung befehligen, weil er bedenkt, dass jene gefehlt haben, weil sie Menschen sind, und dass im gleichen Maasse auch er diesem ausgesetzt sei. Und doch fahren diejenigen, welche heute Kritik üben, mit solcher Heftigkeit gegen fremde Fehler los, dass, wenn jetzt bäuerliche Ungezogenheit bei irgend einer Gattung von Menschen constatirt werden kann, sie vor Allem bei jenen gefunden wird, welche der Wissenschaft obliegen. So hat auch er dem Hasse nicht entgehen können, als er am Ende seines Werkes ‚*De emendatione temporum*‘ kurz und zart über die Kalenderverbesserung sprach. Es widerfuhr ihm dies von einem jener Menschen, welche sich verletzt und gekränkt fühlten, wenn man nicht blind auf ihre Worte schwört und nicht glaubt, dass sie unfehlbar seien‘.

Scaliger erwähnt nun, dass Clavius, von dem er an dieser Stelle mit der höchsten Achtung spricht, den Auftrag erhalten

¹ Zusammen mit: *Hypolyti episcopi Canon Paschalis cum commentario et Excerpta ex computo Graeco Isacii Argyri de correctione Paschatis.*

habe, wider ihn zu schreiben, wie er aus den Aeusserungen des Possevinus sowohl als auch aus mündlichem und brieflichem Verkehre wisse; er kann sich übrigens gar nicht denken, was denn Gegenstand des Angriffs sein werde, da er gar nichts Verletzendes geschrieben habe.

Da Scaliger die Absicht hat, Verbesserungen am Gregorianischen Kalender vorzunehmen, so stellt er sich natürlich auf den Standpunkt der Reform und spricht nicht ein Wort gegen die cyclische Rechnung zu Gunsten der astronomischen. An beiden Hauptpunkten des neuen Kalenders hat er aber etwas zu tadeln. In Bezug auf das Sonnenjahr wiederholt er seine früher gemachte Ausstellung, dass die Modification der Schaltregel im Widerspruch stehe mit der thatsächlichen Entwicklung des Fehlers und fordert nun, dass nach je zweimal 132 und dann nach 136 Jahren ($132 + 132 + 136 = 400$) ein bissextus ausgelassen werde. Indem nun Scaliger diesen seinen Vorschlag noch weiter begründen will, ist er sehr unglücklich. Ausser dem logischen Zusammenhange zwischen Modification der Schaltregel und den Himmelserscheinungen führt er nämlich auch die grössere Bequemlichkeit seiner Methode ins Feld. Er meint, dass die Reihe der Sonntagsbuchstaben in der vierhundertjährigen Periode bei Lilio viermal, bei ihm nur dreimal unterbrochen werde; dies ist nun vollständig unrichtig, denn da auch im Gregorianischen Kalender nur drei Schalttage und zwar am Ende der Jahrhunderte ausgelassen werden, so wird auch hier die Reihe nur dreimal unterbrochen. Bezüglich des Epactencyclus, respective der Construction des immerwährenden Kalenders differirt Scaliger in zwei Punkten. Er will — gestützt auf Gregor von Tours¹ — das Jahr wieder im März beginnen lassen, in Folge dessen stehen bei Scaliger die Epacten im Jänner und Februar in der Regel um 11 niedriger als im Gregorianischen Kalender; jedoch soll diese März-Epoche nur für den Mondkalender gelten, beim Sonnenjahre behält er die bürgerliche Epoche bei, was sich auch äusserlich manifestirt, da Jänner und Februar als die beiden ersten Monate im Kalender Scaliger's erscheinen. Ferner lässt Scaliger jene feinen Unter-

¹ Gregor v. Tours zählt in der That die Monate vom März an. (Lib. VIII. 1; IX. 2, 3; XX und XXI.)

schiede mit Epacte XXV und 25 weg und setzt das Culminiren der Epacten wieder bei Epacte * und XXIX, sowie es Lilio gethan hatte. Man könnte da leicht auf die Vermuthung kommen, dass Scaliger hiebei einfach auf den Lilio'schen Vorschlag zurückgegangen sei, und in der That hat ihn Clavius dieses Plagiats beschuldigt. Doch glaube ich, dass er hierin dem Scaliger Unrecht gethan hat. Einmal ist ja die von Lilio und Scaliger angewendete Art die nächst liegende, und Scaliger stimmt nur in diesem Punkte mit Lilio überein, während er die von jenem angewendeten Nuancen fallen lässt. Allerdings muss er den Lilio'schen Entwurf gekannt haben, wenn nicht im Compendium — was, wie ich früher ausgeführt habe, unwahrscheinlich ist, — aber aus der Apologia des Clavius, die er mehrmals citirt. Gegen Clavius spricht auch, dass sich Scaliger gar nicht des Unterschiedes zwischen der Lilio'schen und Gregorianischen Redaction bewusst ist, denn er spricht oft von Lilio'schen Epacten, wo unbedingt die Gregorianischen gemeint sind; freilich ist dies eine Nachlässigkeit des Scaliger, denn wie gesagt, aus der Apologie, wo der Unterschied und die Begründung der Abänderungen weitläufig auseinandergesetzt sind, hätte er sich darüber klar werden sollen. Auch nimmt ja Scaliger diese Rückänderung am Gregorianischen Kalender nicht ohne Begründung vor, wenn auch zugestanden werden muss, dass dieselbe ziemlich matt ist. Er greift nämlich einzelne Fälle heraus, wo die Gregorianischen Epacten, den wirklichen Neumonden nach, im März um 1 Tag zu spät angesetzt sind; z. B. 1900 num. aur. I. Epacte XXIX Neumond 31. März. Daher sollte zu diesem 31. März Epacte XXIX stehen, es steht aber erst * (XXX) da und so tritt nach dem Kalender erst am 1. April Neumond ein; dabei muss auch Scaliger zugestehen, dass sich dies Missverhältniss am 4/5 April (Epacte XXV, XXIV) wieder ausgleicht; aber er betont, dass sein Kalender ganz richtig zum 31. März Epacte XXIX (neben *) habe. Dem ganzen Charakter des Angriffes entspricht es, dass Scaliger nur Details bringt. Zwei Punkte noch behandelt er eingehend; der eine bezieht sich auf die Dauer der lunaren Aequationsperiode; merkwürdigerweise folgt er hierin der ganz rohen Angabe der mittelalterlichen Computisten, nach welchen die lunaren Erscheinungen nach 304 julianischen Jahren um

1 Tag vor den solaren eintreten, während die römischen Kalendermacher diese Periode, gestützt auf die Prutenischen Tafeln, zu $312\frac{1}{2}$ Jahren ansetzten. Der zweite Punkt betrifft die Frage, ob es richtig sei, dass die luna XIV als Vollmond tauglich zur Ostergrenze angesehen werden dürfe. Bekanntlich war dies auch Gegenstand der Controverse in der alten Kirche, dort aus dem Grunde, um niemals Ostern mit dem jüdischen Paschah zusammenfallen zu lassen. Dies greift Scaliger wieder auf und kehrt allerdings nicht diesen Standpunkt hervor, macht aber dafür auf den inneren Widerspruch in der Osterregel aufmerksam: Ostern soll niemals am Vollmondstage gefeiert werden. Astronomisch ist aber sicher, dass erst 14 Tage nach Neumond (d. i. luna XV) Vollmond fällt; tritt nun an einem Samstag luna XIV ein, so ist der nächste Sonntag Ostersonntag; dieser fällt daher auf luna XV, d. i. auf den Vollmondstag. Auf den ersten Anblick kann man diesen Schluss gelten lassen; aber die mittelalterliche Osterregel, der auch der Gregorianische Kalender folgt, setzt nach dem Worte ‚Vollmondstag‘ die Worte: ‚d. i. luna XIV‘. Und in diesem Sinne, also mit der Wahrung des Althergebrachten, bekämpft auch später Clavius diese Conclusio des Scaliger, der übrigens — abgesehen von den Alten — in diesen Jahrhunderten nicht der erste ist, der diese Frage aufwarf; dies hat 100 Jahre früher schon Paulus v. Middelburg gethan.¹

Durch die später zu besprechende Entgegnung des Clavius muss sich Scaliger verletzt gefühlt haben, denn noch einmal trat er gegen den Gregorianischen Kalender auf, gelegentlich seiner Ausgabe des Chronicon Eusebii.² Von dem massvollen Tone, den er bisher dieser Frage gegenüber beobachtet hatte, ist nun keine Spur mehr vorhanden; eine Selbstkritik hätte Scaliger unbedingt zwingen müssen, jene getadelte ‚bäuerliche Ungezogenheit‘ der Literaten nun auch auf sich zu beziehen. Es macht einen komischen Eindruck, wenn er jetzt den Clavius,

¹ Vorgeschichte der Gregor. Kalenderreform pag. 383.

² Thesaurus temporum Eusebii Pamphili Caesareae Palaestinae episcopi. Lüttich 1606. Als Anhang: Isagogicorum chrononoligiae canonum libri tres, in quibus operis de Emendatione temporum doctrinae totius praecpta demonstrative traduntur ac multa praeterea hactenus non vulgata docentur. (Lib. III. handelt über den Kalender.)

den er früher als ‚*insignis mathematicus et astronomus*‘ bezeichnet, baar aller mathematischen Kenntnisse schildert, trotzdem Clavius sowohl in dem gegen Scaliger direct gerichteten Buche als auch in der ‚*Explicatio*‘ kaum einen Gedanken ausgesprochen hatte, der nicht schon in der dem Scaliger bekannten Apologie wenigstens angedeutet wäre. Was nun den sachlichen Inhalt anbelangt, so bringt er durchaus nichts neues, sondern wiederholt seine früheren Behauptungen und Vorschläge, nun aber gewürzt mit den bissigsten persönlichen Ausfällen gegen Clavius. Hervorzuheben ist aber, dass Scaliger auch in dieser Arbeit sich aller confessionellen Angriffe vollständig enthält — er bleibt, abgesehen von den Persönlichkeiten, durchaus auf sachlichem Boden, was denn für jene Zeit immerhin Anerkennung verdient.

Aehnlich wie Scaliger auf dem Principe der vorgenommenen Reform selbst stehend, bekämpften den neuen Kalender Georgius Germanus, Franciscus Vieta und Sethus Calvisius. Der erstere veröffentlichte nach dem Erscheinen der Apologia des Clavius zu Frankfurt an der Oder seine Schrift,¹ deren Erscheinen er direct mit jener Aufforderung des Clavius rechtfertigt, man möge einen Kalender construiren, der auf cyclische Weise eingerichtet, dennoch weniger als die vier erwähnten Fehler oder doch diese seltener zulässt als der Gregorianische. Germanus bekennt sich in der Vorrede als Katholik und weiss wohl, dass ihm als solchen der Vorwurf gemacht werden könnte, als begehe er mit der Opposition gegen das vom Pabste unternommene Werk einen schweren Fehler. Aber jene Aufforderung des Clavius und der redliche Wille, der Christenheit durch sein Werk nützlich zu sein, helfen ihm über diese Bedenken hinweg.² Germanus verspricht nun, dass er das Aequinoctium vernum besser am 21. März erhalten wolle und dafür sorgen werde, dass die Ostervollmonde

¹ *Computus ecclesiasticus sive Kalendarium triplex, Gregorianum, Antiquum et Novum, cum vero cyclo lunari et refutatione quorundam insignium errorum Christophori Clavii clarissimi nostri temporis mathematici.*

² Bei dieser Versicherung des Katholicismus fällt allerdings auf, dass Germanus sein Werk dem Professor David Origanus, einem eifrigen Protestanten, zur Begutachtung einsandte — ein Punkt, der auch von Clavius in seiner Erwiderung aufgegriffen wurde.

nicht vor den betreffenden Angaben der Prutenischen Tafeln fallen werden. Da Germanus direct an die Apologie des Clavius anknüpft, so kann man ihm hiebei schon zum Vorwurf machen, dass er gewichtige Argumente des Gegners hiebei übersieht. Was die Regelung des Sonnenjahres anbelangt, so vergisst er, dass Clavius den Prutenischen Tafeln durchaus keine absolute Richtigkeit beimisst, er thut dies aber, und hat hiebei allerdings ein leichtes Spiel, indem er — diese Tafeln zur Hand nehmend — einfach jene centenaren Jahre zu Gemein Jahren erklärt, in welchen der Ueberschuss der Julianischen Jahre über die Copernikanischen wieder mehr als 1 Tag beträgt. Auf diese Weise will er es verhindern, dass das Aequinoctium vernum über den 21. März hinausfällt, dass es auch unter diesen Tag eintritt zu verhindern, hält sich auch er für unfähig. Im Mondcyclus will er den ‚verbannten‘ Numerus aureus wieder zu Ehren bringen, da aber auch er die Absicht hat, einen immerwährenden Kalender herzustellen und daneben doch berücksichtigen muss, dass sich dann die Stellenwerthe der Numeri aurei ändern müssen, so erweitert er die 19 Zahlen auf 30 und zwar so, dass er jedesmal zwischen 2 um zwei Tage von einander abstehenden Numeris die um 19 grössere Zahl schiebt. Das arithmetische Verhältniss der dem julianischen Kalender eingeschriebenen Numeri aurei bringt es mit sich, dass der höher stehende stets um 11 grösser oder um $11 - 19$, d. i. um 8 kleiner ist als der ihm zunächst stehende, und zwar ergibt sich die letztere Differenz da, wo ein unbesetzter Tag zwischen zwei Numeris aureis liegt. Indem nun Germanus zu diesen unbesetzten Tagen Zahlen einschiebt, die um 19 grösser sind, als der jedesmalige obere numerus aureus, so sind dieselben um $19 - 8$, d. i. um 11 grösser als die unten stehenden numeri, und so erhält er eine Zahlenreihe, die, solange es geht, um 19 steigt und dann ebensolange um 11 fällt.¹ Natürlich müssen nun die Numeri aurei einen Läuterungsprocess durchmachen, um als ‚numeri aurei aequati‘ für die verschiedenen Aequationsperioden die Neumondstage bezeichnen zu können. Dies geschieht durch

¹ Bei dieser Manipulation kommt Germanus nicht über 30 hinaus. Denn im Falle, dass unten der höchste Numerus aureus d. i. 19 steht, erscheint oben nach dem erst zu besetzenden Tage $19 - 8 = 11$; daher ist die einzuschiebende Zahl $11 + 19 = 30$.

Reductionszahlen, deren Reihe Germanus leicht aufstellen kann, indem er an der Hand der Prutenischen Tafeln berechnet, wann denn die Neumonde um 1 Tag im Kalender zurückgestellt werden müssen, nachdem sie bei der jedesmaligen Auslassung eines bissextus um einen vorgertückt worden waren. Und nun hat Germanus nur jene Operation vorzunehmen, die schon im Jahre 1345 Johann v. Muris und Firminus de Bella Valle ausgeht hatten.¹ Durch Addition von Reductionszahlen und eventuell darauf folgende Subtraction von 19 (wenn die Summe grösser als 30 wird) gewinnt er aus dem laufenden Numerus aureus des Jahres den die Neumonde anzeigenden für die einzelnen Aequationsperioden. Ein doppelter Unterschied aber besteht zwischen der Methode der Mathematiker des vierzehnten Jahrhunderts und Germanus. Erstere hatten die mittleren Umlaufzeiten angenommen, liessen daher die Aequation jedesmal nach 310 Jahren eintreten, Germanus aber hat ungleiche Aequationsperioden, die nach den Prutenischen Tafeln bestimmt sind; und dann hatten jene die Aequation sprungweise bald nach 310, bald nach 620 Jahren auftreten lassen müssen, weil sie eben nicht zu allen Tagen numeri aurei vorhanden, dem entgegen Germanus durch die angeführte Erweiterung der Zahlenreihe auf 30. Auf diese Weise glaubt Germanus vermeiden zu können, dass der Ostervollmond früher gesetzt werde, als ihn die Prutenischen Tafeln anzeigen und hat so allerdings die vier von Clavius angeführten Gattungen der Fehler des Gregorianischen Kalenders auf drei reducirt; aber um den Preis der Leichtfässlichkeit und Handsamkeit des Kalenders, so dass er denn doch eine Bedingung des Clavius nicht erfüllt, abgesehen davon, dass er den Prutenischen Tafeln absolute Gültigkeit beimisst.

In ganz eigenthümlicher Weise geht Franciscus Vieta bei seinem Angriffe² vor. Voll Bewunderung für den Grund-

¹ Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform pag. 320 u. f.

² Francisci Vietae Fontanensis libellorum supplicum in Regia magistri: Relatio Calendarii vere Gregoriani ad ecclesiasticos doctores. Exhibita Pontifice Maximo Clementi VIII. Anno Christi 1600 Jubilaeo Parisii. Wie es scheint, wurden von diesem Buche zwei Ausgaben im selben Jahre gemacht, anders kann ich mir die Vorwürfe des Clavius und des Pabstes Clemens nicht erklären. Diese nämlich behaupten, Vieta habe

gedanken der Gregorianischen Kalenderreform stellt er die Behauptung auf, dass die Intentionen, die Gregor XIII. dabei leiteten, von seinen Mathematikern nicht durchgeführt worden seien. Also nicht Gregor XIII., sondern dessen Sosignes (Clavius) gelte sein Angriff, und nach den Principien des Pabstes wolle er jetzt den ‚reinen Gregorianischen Kalender‘ construiren. Sehen wir zu, wie Vieta dies fertig bringt: Alle seine Ausstellungen beziehen sich auf den immerwährenden Kalender, also auf die Einschreibung der Epacten. In neun Punkten fasst Vieta dieselben zusammen; wir können aber den wenigsten von ihnen Gültigkeit beimessen. Denn dieselben sind theils ganz aus der Luft gegriffen, theils durch mathematische Künsteleien gewonnen, theils in Verkennung des cyclischen Wesens aufgestellt. Zu den ersteren gehört, dass Vieta in Punkt 2 und 3 die Behauptung ausspricht, man könne aus einer

seinem Kalender die Bulle ‚Inter Gravissimas‘ beigefügt, beschuldigen ihn, er habe unter der Autorität des päpstlichen Stuhles eine neue Form des Kalenders einführen wollen und bezeichnen ihn daher geradezu als Fälscher. Das mir bekannte Exemplar der kgl. Bibliothek in Berlin besteht aus drei Theilen, entsprechend der Disposition Vieta's; der dritte ist nun allerdings insofern selbstständig, als eine ganze Seite für den Titel: ‚Kalendarium Gregorianum perpetuum‘ verwendet ist, aber die Paginirung läuft durch und der Drucker (Jean Mettayer in Paris) nennt sich erst am Schlusse dieses dritten Theils und vorher nicht. Nach der Beschreibung dagegen, die Clavius von dem ihm zugegangenen Werke gibt, ist derselbe schon nach dem zweiten Theile angegeben und das Kalendarium perpetuum findet sich als Appendix, dem die Bulle Gregor XIII. vorgesetzt ist. Aus der Luft kann Clavius dies unmöglich gegriffen haben, seine und des Pabstes Worte aber sind so deutlich, dass ein Irrthum kaum angenommen werden kann. Clavius erklärt es für ein unerhörtes Verbrechen des Vieta ‚quod Kalendarium illud suum seorsim sua auctoritate excludendum curavit, iisdem omnino verbis, quibus Gregorianum anno 1582 in lucem auctoritate Pontificia prodiit, paucis quibusdam exceptis, quae videlicet aliena iudicavit ab instituto suo, praeposita quoque ad auctoritatem Gregorii bulla, ut nimirum, qui libellum illum coemerint, eoque decepti atque adeo auctoritati Sedis Apostolicae paruisse videantur, cum tamen, ut deinceps demonstrabo, nihil Gregoriano Calendario magis adversetur.‘ Und in dem Breve des Pabstes vom 17./7. März 1603 heisst es: ‚Ac praecipue quidam Franciscus Vieta in tantam impudentiam pervenerit, ut Kalendarium quoddam a se compositum plenum erroribus et Gregoriano plene contrarium, Gregorianum tamen inscribere et edere ausus est, eique praedicti Gregorii praedecessoris literas emendationis et restituendi Calendarii praeposuerit, ut proposita palam veri speciei falsae suae doctrinae venenum installaret.‘

Neumondsangabe nicht alle anderen des Jahres im Kalender finden. Denn wenn einem Num. aur. XIX Epacte XIX entspricht, tritt am 31. December Neumond ein; zu diesem Tage aber stehen die Epacten XX und XIX, will ich daher die andern Neumonde des Jahres finden, so ist mir nicht gesagt, ob ich sie unter Epacte XIX oder XX suchen soll; desgleichen wenn der Osterneumond in einem Jahre mit num. aur. XII oder $>$ XII auf den 4. April (Ep. XXVI. 25.) fällt, denn gleich im nächsten Monat bin ich in Verlegenheit, ob ich Neumond am 3. Mai unter Epacte XXVI oder am 4. unter Epacte 25 bestimmen soll. Es ist dies nichts als ein versteckter Angriff gegen das Culminiren der Epacten XXV und XXIV, aber ein sehr unglücklicher, denn Vieta vergisst, dass, wenn man eine Neumondsbestimmung im Gregorianischen Kalender machen will, man überhaupt zuerst in der Aequationstabelle die entsprechende Epacte suchen muss und nach deren Auffindung unmöglich ein solcher Zweifel entstehen kann. In die zweite Kategorie kann man zählen, wenn Vieta den Vorwurf erhebt, dass die Grenze für die Epacten XXV und 25 unsymmetrisch gesteckt worden sei; man hätte sie in die Mitte auf numerus aureus X setzen sollen (Punkt 5) und wenn er nach einer Bekämpfung des dreihunderttausendjährigen Cyclus des Lilio, den Clavius ja ohnehin schon fallen gelassen hatte, erweist, dass im einhundertachtzigsten und zweihundertneunzehnten Jahrtausend die Epacten nicht mehr richtig die Neumonde anzeigen können (Punkt 8 und 9). Es bleiben also noch vier Einwürfe übrig, die uns einigermaßen stichhältig erscheinen können, aber doch vom Vorwurfe nicht frei sind, dass sie zu wenig dem cyclischen Wesen Rechnung tragen. Zwei davon (1 und 7) beziehen sich darauf, dass die bissexti Störungen im Alterniren von hohlen und vollen Monaten hervorrufen; denn wenn zwischen dem 6. Februar und dem Schalttage ein Neumond eintritt, ergibt sich ein einunddreissigtägiger Mondmonat, was absurd sei. In der That ist dies der Fall und überhaupt werden die Neumonde, obwohl die Aequation der Epacten nur von dem Dazwischentreten oder dem Ausfall der bissexti abhängt, doch, auch im Jänner und Februar des laufenden bürgerlichen Jahres, also vor Eintreten dieser Ursache beeinflusst. Die beiden übrig gebliebenen Punkte endlich betreffen die leidige Culminirung

der Epacten XXV und XXIV, d. h. die hier von Vieta hervor-gehobenen ‚Unregelmässigkeiten‘ des Cyclus finden darin ihren Erklärungsgrund.

Die Veränderungen, die Vieta am Kalender vornimmt, gehen daher nach diesen beiden Seiten hin; einmal will er vermeiden, dass durch die bissexti auch die Neumonde vom 1. Jänner bis 24. Februar irritirt werden, und dann sucht er die Unregelmässigkeiten, die sich durch das Culminiren der beiden Epacten ergeben, zu vermeiden. Daher beginnt Vieta sein Jahr am 8. März¹ mit einem vollen Mondmonat und zählt hierauf hohle und volle Monate weiter, indem er abwechselnd die Zahlenreihen von XXIX bis 0 und XXIX bis I den Monats-tagen zuschreibt. Also das Culminiren der Epacten lässt er ganz fallen, dafür ergibt sich in seinem Kalender ein gewaltiger Uebelstand. Entweder behält Vieta in der Aequationstafel die Epacte 0 bei, dann erhält er aber für den Fall, dass ein Numerus aureus mit Epacte 0 zusammenfällt, aus dem Kalender nur 6 Neumonde des Jahres, oder er nimmt diese nicht in die Tafel auf, dann kann auf die 6 Tage, zu welchen Epacte 0 steht, niemals ein Neumond fallen. Vieta entschied sich für das letztere und stellt daher die Regel auf: ‚der dreissigste Tag jedes vollen Monats sei kein Neumond, und erhalte den Charakter 0‘.

Ich komme nun zu Sethus Calvisius,² der den Reigen der Bekämpfer des Gregorianischen Kalenders in dieser Periode abschliesst. Calvisius, der seine Schrift gleich Germanus dem David Origanus widmet, geht von einem etwas anderen Stand-punkte aus, als seine Vorgänger. Er meint, dass die vielen Verwirrungen, welche bisher die doppelte Kalenderwirthschaft angerichtet hatte, endlich die Evangelischen bewegen werden, eine Verständigung mit den Katholischen herbeizuführen; andererseits dürften auch einmal die Katholiken einsehen, wie sehr sie mit dem Gregorianischen Kalender hinter's Licht geführt

¹ Die Wahl gerade dieses Tages für die Jahresepoche, über die Vieta keine Rechenschaft gibt, hängt offenbar damit zusammen, dass auf den 8. März der früheste Frühlings-Neumond fällt.

² Elenchus Calendarii Gregoriani, in quo errores, qui passim in anni quantitate et Epactis committuntur, manifeste demonstrantur et duplex Calendarii melioris et expeditioris formula proponitur. Frankfurt 1612.

wurden. Calvisius weiss, dass viele der Ansicht sind, es lohne sich überhaupt nicht mehr, über die Kalenderfrage zu schreiben, denn einerseits rücke das Ende der Welt heran, und es würden weder die Katholischen von ihrem Kalender abstehen, auch wenn ihnen noch tausend Fehler blosgelagt würden, noch würden die Protestanten denselben annehmen, auch wenn er ihnen fehlerfrei dargestellt werden könnte, eben wegen seines Urhebers, des Antichrist. Den ersten Einwand fertigt Calvisius damit ab, indem er meint, dass man aus demselben Grunde auch keine Häuser mehr bauen dürfte; was aber den schroffen Gegensatz der beiden Parteien anbelangt, so will er doch nicht ganz die Hoffnung aufgeben, dass sie endlich des kleinlichen Haders müde würden. Soll aber eine Verständigung herbeigeführt werden, so kann nur gegenseitige Nachgiebigkeit helfen und da gebe es kein anderes Mittel, als eben eine neue Form des Kalenders aufzustellen, die möglichst der Gregorianischen ähnlich ist, andererseits aber manche Fehler, die jener anhaften, vermeidet. Von diesen Fehlern schliesst Calvisius wohl theilweise jene Gattungen aus, von denen Clavius gesagt hatte, dass sie in jeder cyclischen Rechnung vorkommen müssen, aber er will zeigen, dass zum mindesten dieselben reducirt werden können.

In Bezug auf das Sonnenjahr entschuldigt er wohl die Kalendermacher, da ihnen die Beobachtungen Tycho de Brahes nicht zu Gebote gestanden hatten, aber er findet schon die Methode ihrer Schaltung aus denselben Gründen wie Scaliger absurd. Die Entgegnung des Clavius, dass sie am fasslichsten und am leichtesten erklärbar sei, lässt er nur im ersten Falle gelten. Im Ganzen unterscheidet sich der Kalender des Calvisius sehr wenig von dem Gregorianischen; die Hauptsache ist, dass er vollständig die vollen Ostermondmonate vermieden hat, um deren willen bekanntlich die Culminirung der Epacten von * XXIX auf XXV, XXIV geschoben worden war. Calvisius rückte dieselbe zu den Epacten XXIV und XXIII; auf diese Weise erhält er allerdings lauter hohle Ostermonde, aber um einen theuren Preis — sobald nämlich irgend einem numerus aureus Epacte XXIV entspricht, ergibt sich ihm kein Osterneumond, denn Epacte XXIV steht bei ihm am 7. März und 6. April, also gerade vor und nach dessen Grenzen.

Die Schrift des Calvisius hat meines Wissens keine Erwiderung gefunden, und ich habe dieselbe nur aus dem Grunde angeführt, weil sie zuerst den im siebzehnten Jahrhundert lebhaft ventilirten Gedanken ausspricht, einen dritten sozusagen neutralen Kalender aufzustellen.

V. Die Vertheidigung des Kalenders durch Clavius.

Clavius hatte, wie wir gesehen haben, in seiner Apologie gegen Maestlin die Hauptgesichtspunkte der Reform klar und deutlich auseinandergesetzt. Die erneuerten Angriffe machten eine neue Entgegnung nöthig. Zunächst erwiderte Clavius dem Scaliger auf seinen zweiten Angriff (dem *Elenchus et castigatio Anni Gregoriani*). Den höflichen Ton, den Scaliger gegen ihn angeschlagen hatte, erwidert er im gleichen Maasse in der Vorrede. Mit Begierde habe er dessen Buch ergriffen und in der That viel Geistreiches und Gutes darin gefunden; daneben freilich sei ihm auch viel Unbegründetes und Falsches aufgestossen und zu dem habe er am Rande seine Bemerkungen gemacht. Auf Andrängen seiner Freunde gebe er diese nun heraus, auf dass man bei Beurtheilung des Kalenders nicht blind der Autorität Scaliger's folge. Er bittet und beschwört ihn, es nicht übel aufzunehmen, wenn nun sein Buch verbessert der Welt übergeben wird und ihm das geschieht, was er dem Gregorianischen Kalender zugedacht hatte. Seine schönen Worte in der Vorrede er-muthigen ihn hiezu. Die Schrift¹ stellt sich nun in der That

¹ J. Scaligeri *Elenchus et castigatio Kalendarii Gregoriani a Chr. Clavio castigata*. (Im V. Bande der Opera.) Nach Brunet (a. a. O.) soll Clavius schon früher gegen Scaliger geschrieben haben und zwar 1591 unter dem Titel: *Adversus J. Scaligeri Elenchum et castigationem Kalendarii Gregoriani*; und ähnlich berichtet Calvisius, nach welchem die Schrift: *Castigatus Elenchus* heissen soll. Dies könnte nur eine Antwort auf jene kurzen Bemerkungen sein, die Scaliger in *de Emendatione temporum* gemacht hatte, denn die zweite Schrift Scaliger's erschien erst 1595. Allerdings hatte Possevinus eine Entgegnung des Clavius auf den ersten Angriff des Scaliger angekündigt, und dieser hatte sie auch erwartet, sagt aber ausdrücklich, dieselbe sei ihm nicht zu Gesichte gekommen. Also abgesehen davon, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass dem Scaliger bei seinen weitverzweigten Verbindungen dies vor vier Jahren erschienene Buch nicht zugänglich gewesen sein sollte, so stellt Clavius in seiner Schrift entschieden in Abrede, dass ihm der Auftrag erteilt worden sei, gegen Scaliger

als glossirte Arbeit des Scaliger dar, indem jedesmal nach den einzelnen Absätzen desselben die entsprechenden Bemerkungen des Clavius folgen.

Wir haben schon gesehen, dass Scaliger nur Details herausgehoben hat, indem er selbst auf dem Boden cyclischer Rechnung steht und daher auch zugibt, dass in derselben Fehler vorkommen müssen. Gegen die Richtigkeit seiner Schaltmethode kann natürlich Clavius nichts einwenden, aber er hält derselben die leichte Fasslichkeit der seinen gegenüber und meint, derlei Subtilitäten hätten keinen Sinn, indem ebenso wenig nach Scaliger als nach dem Gregorianischen Kalender verhindert werden kann, dass das Aequinoctium von dem 21. März abirre; es könne sich da nur handeln, dieses einzudämmen und darnach zu trachten, dass es nach einem gewissen Zeitraum wieder auf den 21. März komme. Bezüglich der Hauptneuerung, die Scaliger am Mondkalender vorgenommen hatte, nämlich die Verlegung der Epoche auf den 1. März, kann Clavius im Principe nichts einwenden, aber er erinnert daran, dass alte Gewohnheit und Bequemlichkeit dagegen sprechen, hier eine Aenderung vorzunehmen. Was nun all' die anderen Einwendungen betrifft, die Scaliger gegen die Details des Epactencyclus macht, kann sie Clavius leicht entkräften. Zunächst bemerkt er zu den Beispielen, die jener für manchen künftigen falschen Osteransatz anführt, dass er ja schon in der Apologie derlei Möglichkeiten zugestanden habe, und dass Scaliger selbst betone, dass mit der auch nach seiner Meinung beizubehaltenden cyclischen Rechnung Fehler unterlaufen müssen. Clavius erklärt daher diese Beispiele mit dieser Ansicht Scaliger's selbst im Widerspruche stehend, und andererseits wird es ihm natürlich ein Leichtes, auch aus dem von Scaliger verbesserten Epactencyclus falsche Osteransätze herauszufinden. Scaliger hatte sich hier sowohl als in andern Punkten von seiner bekannten Streitlust zu weit hinreissen lassen, was dem Clavius Anlass zu mancher spöttischen Bemerkung gibt;

zu schreiben, und Possevinus habe jedenfalls die Apologia gemeint, welche er damals gerade in der Arbeit gehabt habe. Somit wird wohl unter dem von Brunet angeführten Buche die uns jetzt beschäftigende Arbeit des Clavius gemeint sein. Dieselbe muss abgefasst sein zwischen 1593 und 1603, denn in der weiter unten zu besprechenden ‚Explicatio‘, die in diesem Jahre erschien, wiederholt Clavius dieselbe bereits im Auszuge.

so nennt Scaliger die Culminirung von Epacte XXV, XXIV lächerlich und vergisst dabei ganz, dass er ja die gleiche Massregel bei Epacte * XXIX anwendet. In gleicher Weise ist auch Clavius seinem Gegner in der Frage nach der Dauer der lunaren Aequationsperiode überlegen, dagegen müssen wir dem Scaliger bezüglich seiner Ansicht über den Ostervollmond die Superiorität einräumen; Scaliger war da recht auf seinem Gebiete, hatte massenhaftes Material zur Verfügung und konnte seinen bekannten Scharfsinn erproben; hier reicht Clavius nicht hinan, und er führt in der That kein anderes stichhältiges Argument dagegen an, als dass man sich in Rom möglichst an die Regeln der mittelalterlichen Computisten halten wollte. Zum Schlusse spricht Clavius, nachdem er seinen Gegner freundschaftlichst ermahnt hat, von seiner unnützen Opposition abzustehen, zum ersten und letzten Male über die Motive der Angriffe gegen den Kalender, und sieht da aber von Scaliger, den er nicht mitzurechnen scheint, ab. Nach seiner Meinung steht es fest, dass die Sachsen — womit er wohl die deutschen Protestanten meint — die Engländer und Dänen nicht deshalb den Kalender zurückgewiesen haben, weil er fehlerhaft sei, sondern nur, weil er vom Pabste kam. Der Kalender gefalle, der Autor werde gehasst.

Zum zweiten Male schreibt Clavius gegen Scaliger in der *Explicatio*.¹ Da zwischen der eben besprochenen Schrift und ihrem Erscheinen keine Antwort des Scaliger erfolgt war, so ist das lediglich eine Wiederholung, respective eine Zusammenfassung der ersten Entgegnung; in der Form dagegen variiren beide Redactionen wesentlich, indem in der zweiten der Text Scaliger's weggelassen ist und die Glossen zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet sind.

Jener dritte Angriff Scaliger's in der Ausgabe des *Chronicon Eusebii* veranlasste Clavius nochmals gegen ihn zu schreiben.² Wir haben gesehen, dass Scaliger inzwischen die schönen Worte in der Vorrede zu seinem *Elenchus* vergessen hatte und seiner leidigen Gewohnheit gemäss hochfahrend und

¹ Cap. XXIV. *Confutatur alii, qui Gregorianum Kalendarium oppugnarunt.*

² *Responsio ad convicia et calumnias J. Scaligeri in Kalendarium Gregorianum.* Mainz 1609.

gehässig geworden war. Kein Wunder ist es daher, dass nun auch Clavius aus seinem ruhigen Ton herausfällt, und theilweise in der heftigsten Weise seinen Gegner bekämpft. Da im übrigen Scaliger nichts neues vorgebracht hatte, so ist auch die Erwiderung des Clavius für uns von keiner weiteren Bedeutung, und wir haben nur aus den beiden Schriften das traurige Schauspiel genossen, dass zwei hochbedeutende Männer einander in unwürdiger Weise bekämpfen, nachdem gerade ihr früheres Verhalten zu einander der einzige Lichtblick in diesem Bilde voll Hass und Geifer gewesen ist.

Ich habe schon mehrmals das Hauptwerk des Clavius, die 1603 zu Rom erschienene *Explicatio Romani Calendarii a Gregorio XIII. P. M. restituti*¹ zu erwähnen gehabt, und es handelt sich nun darum, dessen Werth und Bedeutung, sowie seine Stellung innerhalb der Polemik festzustellen. Wir haben mehrmals den Vorwurf erheben gehört, dass der Gregorianische Kalender ohne Begründung in die Welt gesandt worden sei, und gesehen, wie auch in Rom die Nothwendigkeit hiefür durch das von Anfang an gemachte Versprechen anerkannt wurde, dass demnächst eine solche erscheinen werde. Nun war ja von dem Hauptarbeiter der Commission im Jahre 1588 die *Apologia* erschienen, in der das ganze Wesen der Reform weitläufig auseinandergesetzt wurde. War es also noch nöthig, neuerdings ein Werk darüber herauszugeben, zumal da der nunmehrige Hauptgegner — Scaliger — schon in einem Separatbuche bekämpft und widerlegt

¹ In Rom muss man bis kurz vor Erscheinen des Werkes die Absicht gehabt haben, dafür jenen von Gregor XIII. in den *Canones* angegebenen Titel: *„Liber novae rationis restituendi Calendarii Romani“* anzuwenden. Denn Vieta schreibt in seiner zweiten Schrift gegen Clavius, dieser habe in mehreren Briefen erwähnt, er habe sein (Vieta's) Buch klar widerlegt in dem *„Liber novae rationis restituendi Calendarii aliquando si Deo placuerit in lucem emitendus“*. Dies gibt Castellani, den wir noch als Gegner Vieta's kennen lernen werden, für einen Brief an den Dr. Adrianus in Rom zu, indem er sich dabei direct auf Clavius beruft. Nun ist die erste Widerlegung des Vieta in der *Explicatio* und zwar nach Angabe des Clavius nach Schluss des Haupttheiles geschrieben (*„Absolveram jam, Deo bene juvante, librum hunc [Explicationum] eumque proelo propediem mandare decreveram, ecce in manus venit Vietae liber.“*) Also erst um 1603, dem Jahre des Erscheinens der *Explicatio*, muss diese Aenderung des Titels eingetreten sein.

worden war? Die Curie hatte bisher noch nicht gesprochen — jene zwei Arbeiten des Clavius waren privater Natur; und so ist das Erscheinen des grossen Werkes des Clavius doch zu rechtfertigen und zu erklären. Im Auftrage des Pabstes, mit dem Erscheinen einer neuen Kundgebung desselben tritt nun Clavius hervor, antwortet auf alle sachlichen Einwürfe, und gibt eine minutiöse Darlegung aller nur denkbaren Verhältnisse des Kalenders.

Diesem allgemeinen Charakter des Werkes entspricht auch die ganze Anlage; an die Spitze werden die in Frage kommenden Dinge — Lilio's Compendium, die Bulle ‚Inter Gravissimas‘ und die Canones in Kalendarium Romanum gestellt. Wie verhält es sich aber mit dem Inhalt? Wir haben gesehen, dass sowohl der Angriff Maestlin's, als die Entgegnung des Clavius die ganze Kalenderfrage umfasst, in folge dessen konnte Clavius hier nicht viel Neues bringen. Immerhin aber treten dem Clavius hier, wo es sich um eine allgemeine Darlegung handelt, und wo er die Absicht hat, alle gegnerischen Einwürfe zu bekämpfen, manche Fragen entgegen, die er in der Apologie nicht zu berühren Gelegenheit hatte; der von Luther ausgesprochene Wunsch, es möge das ‚Schuckeln des Osterfestes‘ beseitigt werden, wurde, wie wir gesehen haben, mehrmals in der Polemik aufgegriffen. Clavius gesteht der Kirche das Recht zu, Ostern zu einem unbeweglichen Feste zu erklären, aber wegen der tiefen symbolischen Bedeutung, die ihm innewohne, habe man die alte Osterregel beibehalten.¹ Ferner haben wir mehrmals dem Einwurf begegnet, warum denn der Stand des Nicaenischen Concils und nicht der Christi wiederhergestellt worden sei? Vom kirchlichen Standpunkte wird man dem Clavius nicht Unrecht geben können, wenn er betont, dass es der Würde der Kirche angemessen sei, an den Beschlüssen eines so wichtigen und angesehenen Concils nichts zu ändern; auch den praktischen Gesichtspunkt, dass im entgegengesetzten Falle alle Breviere und Missale völlig unbrauchbar geworden wären, kann man gelten lassen; dagegen ist es naiv von

¹ Clavius beruft sich hiebei auf Augustinus, der dem Januarius gegenüber die Symbolik der Osterfeier weitläufig auseinandersetzte. (Epist. 55 ad Januarium Lib. II.)

Clavius, wenn er meint, dass man die Gedächtnisstage der Heiligen, die doch meist vor oder zur Zeit des Nicaenischen Concils gelebt haben, wieder richtig stellen wollte; als ob gleich nach dem Martyrium oder Tode eines Heiligen sein Gedächtnisstag in den Kalender eingezeichnet worden wäre.

Abgesehen aber von diesen vereinzelt Zusätzen ist die *Explicatio* bis zum Capitel XXIV eine Umarbeitung der Apologie.¹ Aber der allgemeine Charakter ist dadurch gewahrt, dass nun die früher gegen Maestlin gerichteten Entgegnungen verallgemeinert sind, was so weit geht, dass niemals des Maestlin Erwähnung geschieht. Die äussere Anlage ist insofern verändert, als eine fortlaufende Capitelzählung eingeführt ist, während die Apologie in drei Bücher getheilt ist.

Erst vom 24. Capitel an bis zum Schluss tritt eine Aenderung ein; es ist dies aber eigentlich ein Anhang, wie aus der pag. 568 Anmerkung 1 angeführten Bemerkung des Clavius hervorgeht. War der erste Theil der Gesammtheit der Gegner und aller derer, welche Aufklärung über den Kalender wünschten, gewidmet gewesen, so beschäftigt sich dieser zweite mit jenen, die Clavius einer besondern Entgegnung für würdig hält. Einen derselben haben wir schon in Scaliger kennen gelernt, der andere ist Franciscus Vieta. Clavius meint, es könne kaum neben den Kalendern Gregor's, Scaliger's und Vieta's ein vierter ausgedacht werden, indem er nun beweise, dass der erstere unter den drei der beste sei, habe er seine Tüchtigkeit, ja allgemeine Gültigkeit nachgewiesen. Es ist klar, dass Clavius dem Vieta die bittersten Vorwürfe über sein allerdings etwas sonderbares Vorgehen macht, seinen Kalender als den richtigen Gregorianischen hinzustellen, und dies durch dessen Bulle bekräftigen zu lassen. Clavius meint, dass er, der 10 Jahre an der Reform gearbeitet und fast ebenso lange in directem Verkehr mit Gregor XIII. gestanden habe, wohl am besten wissen werde, was die Intentionen des Pabstes gewesen seien. Stets habe dieser betont, er wolle so wenig wie möglich an den alten Kalenderregeln geändert

¹ Clavius spricht dies auch in der Vorrede mit folgenden Worten aus: *Et quoniam anno 1588 adversus haereticum quendam satis longam novi Calendarii Apologiam edidimus transferimus ex ea in hoc volumen omnia quae huic rei utilia atque opportuna iudicavimus*.

wissen; wie also konnte er gewollt haben, dass die Epoche auf den 8. März gesetzt werde! Damit geht Clavius auf die sachliche Widerlegung über. Zunächst schickt er die schon oft gethane Aeusserung, respective das Zugeständniss voraus, dass jeder cyclischen Rechnung ähnliche Unregelmässigkeiten, wie sie Vieta dargestellt, anhaften müssen. Daher lässt Clavius auch einige Punkte des Vieta zu Recht bestehen und erwidert nur damit, dass er entweder in Vieta's Kalender ähnliche Fehler nachweist, oder betont, dass bereits im alten Mondeyclus dasselbe eingetreten sei. Dazu gehören das Eintreten von einunddreissigtägigen Mondmonaten in bissextilen Jahren und die daraus folgenden Fehler der Osterfeier. Andere aber lässt er nicht gelten und zwar mit Recht, so den Punkt 2 und 3, wo in der That Vieta äusserst sophistisch vorgegangen war, und Punkt 8 und 9, bezüglich der Unhaltbarkeit des dreihunderttausendjährigen Cyclus, wo Clavius sich darauf beruft, dass dies ja keine Bedeutung mehr habe, nachdem man in Rom selbst denselben hatte fallen lassen.¹

Ehe wir von der *Explicatio* scheiden, müssen wir noch der an ihre Spitze gestellten Kundgebung von Seite des Pabstes

¹ Mit dieser Entgegnung hatte Clavius mit Vieta abgeschlossen, aber dieser gab sich mit seinem ersten Angriffe nicht zufrieden, sondern veröffentlichte noch die, *Expostulatio adversus Chr. Clavium*. Ob er dabei schon die Entgegnung desselben gekannt hat, ist sehr zweifelhaft. Zunächst bin ich nicht in der Lage, das Jahr des Erscheinens dieser zweiten Schrift anzugeben, da ich sie nur in einer Entgegnung des Laurentius Castellani kenne; Vieta selbst sagt allerdings, er habe nur gehört, dass Clavius in mehreren Briefen von einer beabsichtigten Entgegnung gesprochen habe. Durch diese Aeusserung des Clavius mag er bewogen worden sein, nochmals die Feder zur Hand zu nehmen; die Schrift ist nur sehr wenig sachlich, strotzt aber dafür umso mehr von groben Ausfällen gegen den Gegner, die darin gipfeln, dass Vieta den Vätern der Gesellschaft Jesu rath, sie möchten doch den Clavius von ferneren Arbeiten über den Kalender abhalten, denn er mache ihrem Orden nur Schande. Die Verteidigung des Clavius unternehmen zwei Schüler — Theodosius Rubeus und Laurentius Castellani, der Natur des Angriffs gemäss in höchst beleidigenden Ausdrücken gegen Vieta. (1. *Admonitio pro Chr. Clavio adversus Fr. Vietae Expostulationem*. 2. *Responsio ad Expostulationem Fr. Vietae adversus Chr. Clavium* im 5. Bande der *Opera Clavii*.) Der letztere hatte sich dabei die Form der *Refutatio Elenchi et Castigationis J. Scaligeri* von Clavius zum Muster genommen, und nur daraus kennen wir diese Schrift Vieta's.

Clemens VIII. gedenken. Das Breve (dat. Rom 16./6. März 1603) gesteht selbst zu, dass in dem Kalender Fehler vorkommen, da eben eine cyclische Rechnung nicht frei davon sein könne; aber es komme dies im Gregorianischen Kalender seltener vor, als in allen andern. Als Grund zur Abfassung des Werkes des Clavius werden die unerhörten Angriffe, die der Kalender erfahren, bezeichnet und ausdrücklich wird hier Vieta hervorgehoben, dessen Kalender durch die charakteristischen Merkmale gekennzeichnet und verboten wird.

Mit diesem grossen Werke hatte Clavius, der schon im hohen Alter stand, seine Lebensaufgabe erfüllt. 25 Jahre lang hatte er sich der Kalenderfrage gewidmet; aber auch jetzt noch glaubte er sich keine Ruhe gönnen zu können. Wir haben gesehen, wie er nochmals die Feder gegen Scaliger ergriff, und kaum war diese Schrift fertig, so ereilte ihn die Kunde von einem neuen Angriff, nämlich von Georgius Germanus. Jetzt aber stimmt Clavius seinen Schwanengesang an.¹ Er klagt, dass er — der Greis — von Arbeit zu Arbeit geschleppt werde, um die Belagerungsmaschinen, die immer und immer wieder von neuem gegen seine feste Burg aufgeführt werden, zu erschüttern und zu zertrümmern. Zu Germanus übergehend sagt er diesem, dass es ihm wenig fromme, wenn er von ihm als der beste Mathematiker seiner Zeit bezeichnet werde; wollte er mit diesem Lobspruch das beigebrachte Gift verstüssen, so möge er wissen, dass dies für ihn, den alten Mann, werthlos sei; er schäle den Kern hervor, und dieser sei, dass ihm abermals ein Gegner erwachsen sei, und noch dazu ein angeblicher Katholike, den das neuerliche päpstliche Verbot hätte abhalten sollen, gegen den Kalender zu schreiben; übrigens bezweifelt Clavius den Katholicismus des Germanus, da derselbe sein Buch dem David Origanus gewidmet hatte. Was nun die sachliche Erwiderung anbelangt, so ist in den meisten Punkten Clavius glücklich, nur hätte er es unterlassen sollen, dem Kalender des Germanus falsche Osteransätze nachzuweisen, nachdem er wie in allen seinen Schriften so auch hier wieder betont hatte, dass gewisse Fehler sich durchaus nicht vermeiden lassen. Die Art der

¹ Confutatio Kalendarii Georgii Germani Wartenbergensis, Borussi. Mainz, 1610. (auch im 5. Band der Opera mit separater Paginirung).

Schaltung des Germanus findet Clavius zu complicirt, und mit Recht macht er geltend, dass man hiedurch den Prutenischen Tafeln allzugrosses Vertrauen schenken würde; auch kann man dem Clavius beistimmen, wenn er dem Mondeyclus des Germanus zu grosse Umständlichkeit und Complicirtheit zum Vorwurf macht.

Hiemit schliesst die Polemik über die Gregorianische Kalenderreform ab. Der Streit freilich ist nicht ausgetragen, aber er tritt in ein neues Stadium. Die Protestanten bleiben bei ihrem Widerstand und im Folgenden dreht sich die Frage darum, wie denn ein Modus des Einverständnisses gefunden werden könnte. Ueber den Gregorianischen Kalender aber sind die Acten geschlossen — die Protestanten erklären ihn für unannehmbar, und Rom hatte auch sein letztes Wort gesprochen, indem es die Fehler desselben eingesteht, aber doch bei der vorgenommenen Reform beharrt.

VI. Competente Urtheile über den Kalenderstreit.

Ich kann diese Darstellung nicht besser beschliessen, als indem ich nach so vielem kleinlichen Hader das Urtheil zweier Männer wiedergebe, welche vor allen berufen waren, ihr Votum in dieser Sache zu sprechen. Ich meine die beiden grossen Astronomen dieses Zeitraums Tycho de Brahe und Johannes Kepler.

Tycho de Brahe, der damals auf seinem Tusculum zu Uraniburg lebte, interessirte sich lebhaft für die ganze Angelegenheit, und verlangte von seinen Freunden in Deutschland, ihm alle in derselben erscheinenden Bücher zu schicken. Aus zwei Briefen, welche ich im Anhang mittheile, ¹ geht hinlänglich

¹ Ich entnehme die beiden bisher unedirten Briefe dem Cod. Vindob. 10686⁶⁶. Diese Handschrift ist ein Bestandtheil des Cod. 10686, welcher bis zur Abfassung des neuen Katalogs als Fascikel in der kais. Hofbibliothek aufbewahrt und dann in 49 Volumina gebunden wurde, und zwar so, dass jedes selbstständige Stück als ein Ganzes betrachtet und nun mehrere solche, hie und da aber auch nur eines, in einen Band vereint wurden. In den 49 Bänden sind 90 solche Stücke enthalten. Der grösste Theil derselben stellt sich dar als der literarische ungedruckte Nachlass Tycho de Brahe's; grösstentheils besteht derselbe aus Briefen, welche sich theilen lassen in Originale und in bereits nach einem bestimmten Systeme zum Zwecke der Herausgabe angelegten Abschriften. Brahe hatte einen Band

hervor, welche Stellung Brahe gegenüber der ganzen Frage einnahm. Er hat es erkannt, dass es den Protestanten nicht um die Sache, sondern um den Autor des Kalenders zu thun war; sein definitives Urtheil über die Reform hält er übrigens

seiner Briefe 1596 zu Uraniburg herausgegeben, und zwar ist in demselben enthalten seine Correspondenz mit dem Landgrafen Philipp v. Hessen. Der Codex 10686⁶⁶ nun ist ohne Zweifel das zum Drucke vorbereitete Manuscript des zweiten Bandes der Sammlung. Ganz entsprechend der von Anfang an ins Auge gefassten Disposition nach Persönlichkeiten ist derselbe geordnet, und zwar enthält er — wie der erste gedruckte Band — ein- und auslaufende Briefe, welche letztere meist mit der Ueberschrift: ‚responsio mea ad hanc epistolam‘ versehen sind. Die Anlage ist derart, dass Brahe von verschiedenen Schreibern die einzelnen Correspondenz-Gruppen copiren liess — er selbst hatte vorher schon eine Vorrede verfasst, welche den Plan des Ganzen auseinandersetzt und bereits den Abschriften vorangestellt ist. Keiner der hier enthaltenen Briefe geht über das Jahr 1590 hinaus — um diese Zeit muss also das Unternehmen ins Stocken gerathen sein, denn namentlich die Correspondenz mit Thaddaeus Hagecius, die auch im Codex schon den grössten Platz einnimmt, geht bis kurz an den Tod Brahe's heran, und alle diese Briefe finden sich nun im Gesamt-Codex zerstreut im Originale vor, während die bereits abgeschrieben nicht mehr im Originale vorhanden sind. Ganz das gleiche Verhältniss ergibt sich bei dem Codex 10686⁷. Nach dem Tode Brahe's im Jahre 1601 gelangte dieser literarische Nachlass an die Erben, und nun wurde der Plan des Verstorbenen, die Briefe herauszugeben, wieder aufgenommen. Es wurde nun das im Codex 10686¹⁰⁻¹¹ stehende Repertorium der Briefe zusammengestellt. So weit die Abschriften reichen, schliesst sich dasselbe eng an die Codd. 10686⁶⁶ und 10686⁷ an, nur reiht es einige ausgelassene — nun im Originale befindliche — Briefe ein, und verzeichnet auch die Briefe von 1590 an bis an den Tod Brahe's hinan. Das Repertorium ist in einem Zuge angelegt und es kann an keine nachträglichen Eintragungen gedacht werden. Dieselbe Hand arbeitete nun auch am Codex 10686⁶⁶, indem sie einerseits Randglossen zur Uebersicht bei längeren Briefen anlegte, andererseits Notizen für den Drucker anbrachte (z. B. steht fol. 43^a: ‚dies soll in klein cursiv gesetzt werden‘). Der Codex 10686⁷ dagegen ist auf diese Weise nicht revidirt worden. Es fragt sich nun, wer dieser Ordner des Nachlasses war? Hiebei fällt sogleich auf, dass uns in den Papieren so häufig der Name Kepler's begegnet. Doch wäre dies an sich noch nichts bedeutend, denn einerseits konnte ja Brahe Arbeiten Kepler's leicht in seinem Besitze haben, da derselbe im Jahre 1600 vier Monate auf der Sternwarte des ersteren gearbeitet hatte — daher konnte z. B. das Autograph Kepler's im Codex 10686²³⁻²⁴ auf diese Weise in die Sammlung gekommen sein —, andererseits brauchte der Umstand, dass Concepts und Abschriften von Verträgen zwischen den

hier noch zurück. Dies spricht er bestimmter an einer dritten Stelle aus, die sich in der an Kaiser Rudolf gerichteten Vorrede zu seinem Werke: ‚De restitutione stellarum inerrantium‘ findet.¹ Sie lautet: ‚In vanum (itaque) laborant, qui ex Copernicis

Erben Brahe's und Kepler wegen der von letzterem zu besorgenden Tabulae Rudolfinae vorkommen, nicht aufzufallen, denn diese konnten von den Erben in die Papiere ihres Erblässers gelegt worden sein. Dagegen ist von grösster Wichtigkeit für diese Frage, dass sich auch das mit Unterschrift und Siegel versehene Zeugnis Brahe's für Kepler betreffs seines viermonatlichen Aufenthaltes auf der Sternwarte in der Sammlung befindet (Cod. 10686³⁸⁻⁴⁰). Wenn man also nicht annehmen will, dass Brahe dieser Act nach seiner völligen Ausfertigung reute und er das Zeugnis zurückbehält, so muss man auf die Lösung kommen, dass der Nachlass in den Händen Kepler's war, und die Herausgabe von ihm beabsichtigt wurde. Diese Annahme wird nun wesentlich unterstützt durch einen in Copie im Codex 10686³⁸⁻⁴⁰ enthaltenen Brief Kaiser Ferdinand's II. an den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, datirt Wien 5. November 1621. In demselben fordert er den Herzog auf, er möge den von Linz nach Stuttgart übersiedelten Kepler anhalten zur Herausgabe der ihm von den Brahe'schen Erben im Jahre 1604 überlieferten, ‚schön und sauber abgeschrieben und in viel buecher eingebundenen Copien, bei welchen ex ipsis autographis gleichfalls etwas mitgelaufen‘. Freilich steht der Annahme auch zweierlei gegenüber: einmal, dass die in den Codd. 10686¹⁰⁻¹¹ und 10686⁶⁸ gemachten Vorarbeiten zur Edition nicht von Kepler's Hand stammen, und dann, dass in den Verhandlungen zwischen den Erben und Kepler immer nur von den Tabulae Rudolfinae die Rede ist, welche in der That 1627 durch Kepler herausgegeben wurden. Jedoch zwingen diese Umstände denn doch nicht zur Negation der aufgestellten Vermuthung. Es kann ja eine dritte, uns unbekannte Person zwischen dem Tode Brahe's (1601) und der Uebergabe des Nachlasses an Kepler im Jahre 1604 bereits Hand an die Ordnung und Verarbeitung desselben gelegt, oder es kann ja auch ein Famulus Kepler's nach dessen Anleitung diese Vorarbeiten gemacht haben; andererseits ist es ziemlich naheliegend, dass, wenn die Erben Brahe's jemanden mit der Herausgabe des Hauptwerkes betrauten, sie ihm den gesammten Nachlass anvertrauten, ihn aber zunächst zur Publicirung des grossen Geld und Ansehen verheissenden Werkes antrieben. Wie der ganze Codex an die kaiserliche Bibliothek gekommen ist, vermag ich nicht anzugeben, vielleicht ist aber der Hinweis darauf nicht unwichtig, dass Papiere Kepler's zahlreich sich auf der Hofbibliothek befinden, so der noch zu besprechende Codex 10704, und die Codd. 10702 und 10703, welche Abschriften von an Kepler eingelaufenen Briefen, mitunter auch dessen Antworten enthalten.

¹ Ich entnehme diese Stelle Gassendi's *Calendarium Romanum compendiose expositum* (Opera V. pag. 483) in der Voraussetzung, dass sie dieser nicht

et Prutenicis numeris anni restitutionem eruere laborant; frustra neutericam illam Gregorianam Reformationem inde oppugnant, cum haec longe proprius coelesti normae accedat, nec summa in his praecisio — praesertim inconsulto ipso coelo — facile datur, aut etiam admodum necessaria est.¹ Wir sehen also hier Tycho de Brahe auf jenem Standpunkt stehen, den Clavius stets hervorgehoben hatte — es sei kein absolutes Erforderniss der Zeitrechnung, dass sie vollständig mit dem Himmel übereinstimme.

Interessanter und bedeutsamer ist für uns die Ansicht, welche Johannes Kepler über die ganze Frage hatte. Zunächst spricht er sich gegen Maestlin in der Antwort auf dessen Brief vom 9/19 März 1597 aus.¹ Natürlich muss Kepler hier auf seinen verehrten Lehrer, der so stark in der Sache engagirt war, Rücksicht nehmen, aber trotzdem ist auch diese Meinungsäußerung schon klar genug. Er will ja zugeben, dass die protestantischen Theologen Recht hatten, wenn sie untersuchten, ob eine Schlange unter den Blumen verborgen sei, und er will berücksichtigen, dass die politischen Obrigkeiten der Evangelischen fürchten mussten, dass sie durch die schweigsame

erdichtet hat. Denn gedruckt kann ich sie nicht nachweisen, da Brahe niemals ein Werk: ‚De restitutione stellarum inerrantium‘ herausgegeben hat. Wohl aber erschien im Jahre 1602 das von seinen Erben herausgegebene Werk: ‚Astronomiae instauratae progymnasmata, quorum haec prima pars de restitutione motuum solis et lunae stellarumque inerrantium tractat, et praeterea de admiranda nova stella anno 1572 exorta luculenter agit‘. In demselben findet sich keine Vorrede Brahe's an Rudolf und auch sonst nicht die angeführte Stelle. Brunet gibt einen früheren Druck von 1589 an, hat ihn aber selbst nicht gesehen, und die Bezeichnung ‚opus posthumum‘, sowie der Wortlaut der an Kaiser Rudolf gerichteten Widmung von Seite der Erben macht denselben ziemlich unwahrscheinlich. Doch sagen diese auch, Brahe habe eine Vorrede über den Werth der Astronomie und des Werkes schreiben wollen, und hiervon auch einige unvollkommene Blätter hinterlassen. Dass Brahe bereits um das Jahr 1580 an dem Werke zu drucken anfing, dass er darunter bereits eine Dedication an Kaiser Rudolf fertig gebracht hatte, dass ausserdem ein kaiserliches Privileg vom Jahre 1590 gedruckt worden war, dass endlich Brahe diese Bogen an Freunde verschickte, meldet Friis: Tyge Brahe. (Kyobenhavn 1871. pag. 304.) Einem solchen Aushängebogen muss also Gassendi die Stelle entnommen haben.

¹ vgl. pag. 544. Anmerk. 2. Das uns beschäftigende Bruchstück des Briefes Kepler's ist abgedruckt bei Frisch. a. a. O. IV. 6.

Annahme der Reform bei den Katholiken Spott einärnten würden; jetzt aber kümmert ihn nur die gegebene Sachlage und diese ist so, dass Deutschland von dem übrigen Europa in der Zeitrechnung getrennt ist, und dass nun die Annahme des Kalenders ohne Störung spielend leicht vor sich gehen könnte. Die Trennung aber kann einzig aufgehoben werden, wenn sich die Protestanten fügen, denn das könnten sie denn doch den Katholiken nicht zumuthen, dass sie wieder ihre unstreitbar bessere Zeitrechnung aufgeben sollten; durch eine dritte Form aber ginge dies ebensowenig, denn durch eine solche könnte und müsste erst recht Verwirrung entstehen, auch dürfte sich nicht leicht jemand zur Aufstellung einer solchen finden lassen. Kepler erinnert daran, dass durch 150 Jahre man die Correctur verlangte, und wie schmähhch es sei, dass Deutschland, welches durch frühere astronomische Arbeiten so wesentlich den Weg für sie gebahnt hatte, nun sich von ihr fernhält. Für die Fürsten und Astronomen aber ist es nützlich, wenn sie den Widerstand aufgeben; für erstere aus nachbarlichen Rücksichten und weil dann wieder mehr Klarheit in die politische Situation kommen kann; auch mögen dieselben wohl bedenken, dass einst ein weniger friedlich gesinnter Kaiser, als es Rudolf ist, ihren Widerstand gegen den Kalender als *casus belli* auffassen könnte — es sei doch besser, dieser Gefahr vorzubeugen, ehe sie drohend emporsteigt, denn ist dies einmal geschehen, wird die Nachgiebigkeit als Niederlage erscheinen. Und gar die Astronomen sollten sich nicht länger sträuben, denn keiner könnte die grössere Vollkommenheit des neuen Kalenders bestreiten; wollte man ihm aber sagen, dass denselben durch die Nichtannahme kein Schaden erwächst, so erwidert er darauf, dass die Astronomie nicht blos auf die Nützlichkeit zu sehen habe, sondern auch auf Schönheit und Vollkommenheit, welcher in der Natur der Zahlen und Grössen selber gelegen sei. Und wenn nun schon Gefahr für die Protestanten bei der Annahme der Reform vorhanden gewesen wäre, so besteht sie doch sicherlich jetzt nicht mehr. Sie haben durch fast zwanzig Jahre dem Pabste gegenüber ihre Freiheit gewahrt, und er muss wohl jetzt schon einsehen, dass sie die alte Zeitrechnung beibehalten könnten, und dass, wenn sie dieselbe nun so verbessern, wie er sie verbessert hat, sie dies nicht gezwungen thun, sondern weil sie

es so für gut und nützlich halten. Dabei könnte ja auch ein Modus der Einführung gefunden werden, welcher den Pabst gänzlich aus dem Spiele lassen und einzig auf der Vereinbarung der Reichsstände und dem Gutachten der Mathematiker beruhen könnte. Kepler drückt den lebhaften Wunsch aus, dass seine Glaubensgenossen das kommende Jahr 1600 durch diese grosse und nützliche That verewigen möchten.

Viel wichtiger für uns ist aber Kepler's ‚Dialogus de Calendario Gregoriano‘,¹ weil er in ihm unumwunden, frei

¹ Dies ist der Titel, welchen Kepler dem von Frisch a. a. O. IV. 9 aus einem Manuscripte Pulcavense abgedruckten Entwurfe vorgesetzt hat. Zuerst ist derselbe herausgegeben worden von Hanschen im Jahre 1726 ‚jussu atque auspiciis Caroli VI. a manuscripto‘. Der Zeitpunkt der Ausgabe lässt vermuthen, dass hiezu der Osterstreit des Jahres 1724 Veranlassung gab (vgl. Piper a. a. O. pag. 27 u. ff.). Ihr liegt eine lateinische Redaction mit ausführlichem Titel vor, welche auch sonst wesentliche Unterschiede mit der Redaction A (Pulc.) aufweist. In der Ausgabe von Frisch sind diese Abweichungen und die vielen Zusätze im Petitedruck wiedergegeben. Hanschen führt nicht an, woher er sein Manuscript genommen habe, und Frisch vermag dies ebenfalls nicht anzugeben; er lässt es auch dahingestellt, ob Hanschen nicht etwa ein deutsches Manuscript vorgelegen habe, welches er dann — wie öfter — ins Latein übersetzt hätte. Sicher constatirt aber auch Frisch, dass hier eine Umarbeitung der Red. Pulc. vorliegt, welche ihrerseits nur ein Entwurf ist, was neben der äusseren Form auch der Umstand beweist, dass sie am Ende mitten in einem Satze abbricht. Nun befindet sich im Codex Vindob. 10704 fol. 1—70 ebenfalls der Dialogus, und zwar in einer Form, welche auf das Verhältniss der Redactionen ein neues Licht wirft, und einen interessanten Einblick in die Arbeitsmethode Kepler's gewährt. Zunächst stellt sich die Red. Vind. dar, als die in einem Zuge gemachte, mit einigen stilistischen Aenderungen versehene Reinschrift der Red. Pulc. sammt einem gleich unten anzuführenden, dem Zwecke der Abfassung entsprechenden Titel. Auch der in der Red. Pulc. fehlende Schluss des letzten Satzes ist nun beigefügt. Hierauf brachte Kepler auf der anderen Hälfte der gefalzten Seiten in einem Zuge zahlreiche Verbesserungen und Erweiterungen an, und fügte ausserdem ein passendes Schlusswort hinzu. Dieser Redac. Vind. liegt dann die Rede Hansch. zu Grunde und zwar ist ihre Uebersetzung im engen Anschlusse an die Vorlage gemacht. Daran, dass Hanschen erst diese Uebersetzung besorgt habe, ist nicht zu denken, denn in der Red. Hansch. finden sich Stellen, welche die Red. Vind. nicht hat, und auch der umgekehrte Fall tritt einmal ein. Somit hat Kepler zweimal sein Werk umgearbeitet, und dennoch hat er es nicht der Oeffentlichkeit übergeben. Dass er die Absicht hiezu hatte, geht schon aus dem Titel der Red. Vind. hervor. Er lautet: ‚Ein Gespräch

von persönlichen Rücksichten seine Meinung ausspricht. Er hat denselben leider nicht dem Drucke übergeben, und erst 1726 wurde er von Hanschius und neuerdings von Frisch publicirt.

Als Beweggrund zur Abfassung seiner Schrift gibt Kepler die Aufforderung vieler seiner Freunde an, welche meinten, er sei vor Allem dazu berufen, seine Meinung über die Kalenderfrage auszusprechen, nachdem Tycho de Brahe, der seine Arbeiten bei den astronomischen Studien benützt hatte, sich im

von der Reformation des alten Calenders, worauf die *Correctio Gregoriana* gegründet, wie wahr sie zutrefte, item ob diejenige Stände des heiligen Römischen Reichs und benachbarte Königreiche, wöliche das Gregorianum Calendarium noch mit angenommen, iren alten julianischen Calender für sich selbst in einem oder mehr puncten veräuern, oder lieber das Calendarium Gregorianum auch annehmen, oder entlich gar bei dem alten verpleiben wollen. Allerhand Fürschläge zur fürhabenden Correction dienstlich, und was auff alle Fälle beiderseitz streitende Partheien geistlich und weltlich, sowol auch die Mathematici vernünftiglich drein zu reden oder bey der sachen zu bedenken hätten. Gestellt und zugericht denjenigen zum underricht, wölichen das Calendarium amptshalben obligt, und doch nit Weil haben, alle scribenten in dieser Materi durchzulauffen, und die privat affecte von der Warheit zu unterscheiden, durch einen Liebhaber der Wahrheit.' Der Titel in der Red. Hansch. ist eine Uebersetzung desselben bis zum Satze: ‚Allerhand Fürschläge‘ und in Klammern ist dann hinzugefügt: ‚a Johanne Keplero Mathematico Caesareo‘, was darauf schliessen lässt, dass im Manuscripte der Verfasser gar nicht genannt wird. Sowohl der ‚Liebhaber der Wahrheit‘, als das Verschweigen des Namens in der Red. Hansch. zeigt, dass Kepler die Schrift anonym herausgeben wollte, und damit stimmt wohl nicht ganz die Vermuthung von Frisch, dass er sie ausgearbeitet habe, um die Reichsstände in Regensburg zu einer Vereinigung in der Kalendersache zu bewegen — immerhin aber wird sie den Zweck gehabt haben, Kepler's Thätigkeit auf dem Reichstage 1613 vorzuarbeiten, d. h. den Standpunkt der Frage auseinanderzulegen. In Regensburg wollte nämlich Kaiser Mathias eine Vereinbarung erzielen und zu dem Behufe berief er Kepler dahin. (Im Codex Vindob. 10704 findet sich fol. 81^a das Ausschreiben zum Reichstage mit der Kanzlei-Notiz: *Citatur ad Comitata Ratisbonensia in negotio Calendarii Gregoriani a Mathia Imperatore Joh. Keplerus Mathematicus*.) Kepler, welcher hiezu von den Ständen in Linz Urlaub erhalten hatte, arbeitete auch Propositionen respectue die Kalender-Vorlage des Kaisers aus, welche sich bei Frisch (a. a. O. IV. pag. 58) ebenfalls aus dem Entwurfe im Manuscripte Pulcavense abgedruckt findet. Die Schrift führt den Titel: ‚Was die Römische kayserliche Majestät an die drey Churfürsten Augsburgischer Confession belangend das Kalenderwesen frucht-

Allgemeinen mit der Reform einverstanden erklärt habe. Kepler verhehlt sich nicht, wie misslich es sei, in dieser Sache noch neue Gesichtspunkte hervorzuhoben, aber er gibt sich doch der Hoffnung hin, dass es trotzdem den streitenden Parteien nicht unangenehm sein werde, die Wahrheit zu hören. Eigentlich — meint Kepler — hätte er die beiden Hauptkämpfer, Clavius und Maestlin einander gegenüberstellen sollen, aber er fürchtete, dass in den Gemüthern durch Erinnerung an die alte Leidenschaft der alte Hass von Neuem angeregt, und dass das Gemüth seines Freundes (Maestlin) dadurch unangenehm berührt würde. So lässt er auf beiden Seiten je zwei — einen weltlichen und einen geistlichen Beamten — die Sache besprechen; damit aber wäre es ihm selbst nicht möglich gewesen, seine eigene Meinung auszusprechen, und so führt er als fünfte Person den Mathematicus ein, der sich bald, als über den Parteien stehend, der Leitung des Gesprächs bemächtigt. Wohl alle Gesichtspunkte, die wir im Laufe des Streites haben aussprechen hören, werden hier von den beiden Gegnern herangezogen; in manchen Punkten hält sich hiebei der Mathematiker ganz vom Gespräche fern, so bei der Berechtigung des Pabstes zur Reform. Ganz entsprechend den Dimensionen und dem Resultate, welche die Polemik genommen hatte, gelangen die Parteien zu keiner Einigung, nachdem die Protestanten direct zugegeben hatten, dass, auch wenn der Kalender vollständig frei von Fehlern wäre, sie ihn doch wegen des päpstlichen Ursprungs zurückweisen würden. Das weiteste Zugeständniss, das sie machen, ist, dass sie zustimmen, wenn von Reichswegen beschlossen würde, dass Ostern

barlich gelangen lassen möchten'. Dasselbe Schriftstück findet sich auch im Codex Vindob. 10704 fol. 88^a und auch hier ist das Verhältniss der beiden Redactionen so wie beim ‚Dialogus‘. — Ich muss es mir versagen, diese und zahlreiche andere Arbeiten und Rechnungen, die von Kepler's Hand sich in dem Codex Vindob. 10704 finden, zu besprechen. Sie hängen alle mit der zuletzt angeführten Schrift zusammen, sind also theils als Vorstudien zu betrachten, theils haben sie den Zweck, eine Vereinbarung zwischen den beiden Parteien herbeizuführen; sie liegen also schon jenseits der Grenze, welche sich diese Arbeit gesetzt hat. Sehr auffallen muss es aber, dass Frisch, der auf der Wiener Bibliothek arbeitete, diesen werthvollen und manches bisher unedirte Schriftstück Kepler's enthaltenden Codex übersehen hat. Vielleicht komme ich auf denselben bei anderer Gelegenheit noch zu sprechen.

von nun an nach dem Nicaenischen Canon gefeiert und den Astronomen der Auftrag ertheilt werden sollte, die Ostertage gemäss diesem, jedoch mit Zuhülfenahme des astronomischen Calcüls zu bestimmen. Welche Stellung nimmt nun der im Mathematiker vertretene Kepler ein? Er verkennt natürlich nicht im mindesten die Fehler, welche der Reform anhaften, aber er meint doch, dass man mit ihr ganz zufrieden sein könne. Besonders hebt er hervor, dass die Dauer des tropischen Jahres richtig angegeben werde, dies haben die neueren Untersuchungen Tycho de Brahe's gelehrt, der aus diesem Grunde auch die Reform gutgeheissen hat, wenn er auch damit nicht sagen wollte, dass alles übrige völlig fehlerfrei sei. Interessanter ist, dass Kepler durchführt, dass die Mathematiker überhaupt nichts mit dem ganzen Streite zu thun haben. Wenn es den Theologen gelüste, Unfriede und Zwietracht zu stiften, so mögen sie dies allein ausfechten, aber die Mathematiker damit verschonen. Denn ihr Studium sei frei von Parteilichkeit, nur der Wahrheit und dem Wohle der Menschheit gewidmet. Indem sich Kepler durch die andern einwerfen lässt, dass ja gerade die Mathematiker den Streit begonnen und stets darin mitgesprochen hätten, erklärt er, dass er mit einem Mathematiker, der mit theologischen und politischen Argumenten hantirt, und der sich von der Obrigkeit seine Meinung vorschreiben lässt, nichts zu schaffen haben wolle, denn nur derjenige gehöre für ihn zu seinen Wissenschafts-Genossen, der einzig und allein mit Gründen der Mathematik streitet und begründet. Von diesem bitteren Vorwurfe spricht Kepler selbst Clavius, ja selbst seinen Lehrer Maestlin nicht frei. Vor der Kalenderreform war dies eine andere Sache, damals traten Mathematiker auf und bewiesen, dass der Kalender wirklich ihrer Wissenschaft Hohn sprechende Einrichtungen zeige, und mit vollem Rechte verlangten sie deren Beseitigung. Diese sind nun entfernt worden, und der neue Kalender hat weit geringere und durchaus keine Anstoss erregenden Fehler mehr. Daher ist jetzt in der That die mathematische Verbesserung überflüssig geworden, und daher sollen die Vertreter dieser Wissenschaft dem Streite fern bleiben; denn es gezieme ihnen nicht, der Kirche und dem Staate Gesetze vorzuschreiben, indem sie das kirchliche und bürgerliche Jahr genau an den Lauf der

Gestirne binden wollen. Kepler bricht bei dieser Verhandlung in die Worte aus: ‚Möchten doch die Parteien fernerhin nicht mehr sagen, unsere Mathematiker fassen die Sache so auf und unsere so, möchten sie doch lieber sagen, wir können nach unserem Belieben unsere Mathematiker sprechen machen, denn sie sind unsere Knechte‘.

Es ist dies ein herbes Urtheil, das da Kepler ausspricht, ob es wahr ist, darüber möge sich jeder selbst ein Urtheil aus der vorausgehenden Darstellung der Polemik bilden.

A N H A N G.

A. Zwei Briefe des Pabstes Gregor XIII. an Kaiser Rudolf II.¹

I.

Gregorius Papa XIII. Carissime in Christo fili noster salutem et apostolicam benedictionem. Post susceptam a nobis necessariam ac perfectam iamque editam Calendarii emendationem, coepimus vereri, ne forte opus ipsum tardius istuc pervenerit, quam ut posset, quemadmodum decreveramus, emendationis initium fieri superiori mense Octobri. Providendum igitur nobis omnino fuit, ne quid hoc primo anno in celebrando sanctissimo Paschae die, cuius potissimum causa hoc negotium a nobis susceptum est, inter Christianos discrepare; nihil enim absurdius fieri posse intelligebamus, quam si in tam celebri die variaretur, et alii alium sibi constituerent diem; Sic autem facile provideri posse iudicauimus, si emendationis initium fiat sequenti anno post diem decimum Februarii statimque post eum diem numeretur vigesimus. Hoc autem aliis nostris litteris decrevimus earumque exemplum unacum ratione divinorum officiorum congruenter ad hanc emendationem post decimum illum diem celebrandorum mittimus Maiestati tuae. Sicubi igitur in tuis locis emendatio hactenus facta non est, conueniet magnopere spectatissimae pietati tuae, ut cures, nostras litteras formamque eam, quam mittimus, diligentissime seruari. Id vero

¹ Originale im Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien. — Vgl. pag. 21 und 25.

libentissime facturam Maiestatem tuam non dubitamus. Caetera ex Nuncio nostro cognosces; cupimus, ut eius verbis omnem fidem tribuas. Datum Romae apud sanctum Petrum sub anulo Piscatoris, die XIII. Novembris MDLXXXII. Pontificatus nostri anno undecimo.
Ant. Buecapadulius.

II.

Gregorius Papa XIII. Carissime in Christo fili noster salutem et apostolicam benedictionem. Existimavimus significandum esse Maiestati tuae piorum hominum desiderium: verentur nonnulli, ne Calendarii emendatio tardius multo quam oporteat in tuo Imperio recipiatur. Nos vero non possumus quin, quod facturum te ostendisti, cures emendationem ipsam proponi proximo mense Octobri, eamque diligentissime observari. Voluimus igitur has litteras multo ante dare, ut intelligeres, id a catholicis magnopere expectari. Rogamus, ut id facias tanto studio, quantum et res ipsa et catholicarum tam gravi in negotio ecclesiarum ratio exposcit. Datum Romae apud sanctum Petrum sub anulo Piscatoris die XVI. Julii MDLXXXIII. Pontificatus nostri anno duodecimo.
Ant. Buecapadulius.

B. Zwei Briefe Tycho de Brahe's.¹

I.

Tycho de Brahe Heinrico Brucaeo.²

Desidero etiam Scriptum illud Germanicum Maestlini, quod significasti ipsum edidisse contra restitutionem calendarii Gregorianam. Cupio enim illud videre, si forte ipsius rationes in anni metis constituendis inde perspicere licuerit. Non usque adeo mihi displicet illa temporis reformatio a Gregorio Pontifice noviter instituta, quamvis plurimi plus odio pontificum quam veritatis amore huic contradicunt. Qua in re affectibus

¹ ex codice Vindob. 10686⁶⁶ fol. 77^b und 84^a. (vgl. pag. 89.)

² Bruchstück. Der Brief ist undatirt. Seine Abfassung fällt in die ersten Monate des Jahres 1854. Brahe begehrt im vorangehenden Theile von Brucaeus die Besorgung von Scaliger's 'De Emendatione temporum', welches ihm dieser am 12/22 Juni überschickt, wie aus einem der folgenden Briefe hervorgeht.

veritatis lumen offuscantibus nimium indulgent. Certum est, scrupula illa, quae ad 6. horarum completionem deficiunt super integros dies anni, longo iam tempore solstitia aequinoctiaque per plurimos dies anticipasse, ut non coincidant dies festi amplius cum constitutionibus primitivae ecclesiae. Quam si rem penitus perspiciamus in christiana republica, nulla severa fit dierum differentia neque rerum externarum usus necessarius, ubi divinitus non mandantur; vult enim vulgus contineri in officio, ordine et distributione temporum atque ceremoniis. Praestabat itaque vero propius in his accedere, et cum veterum constitutionibus potius concordare, quam longius inde deviare; quamvis hac in ipsa restitutione Gregoriana non habeatur ratio exactae annuae quantitatis — nam et haec vulgaribus Astronomis adhuc penitus incognita est. Rogo itaque, ut omnium eorum scripta in Germania, qui aliquid hoc in negotio publicarunt — sive pro sive contra — mihi transmittas, ut, quomodo invicem et cum veritate consentiant, cognoscere possim.

II. ¹

Tycho de Brahe Iohanni Maiori Augustano.

Quas ad me ultimo dedisti literas, eruditissime Iohannes Maior, recte accepi et de libris procuratis gratias habeo; Wellerianos hac vice non cupio. De Calendario Gregoriano, quod tanta fuerit apud vos animarum concertatio, ut ferme ad arma res devenerit, miror, et meo iudicio non decuisset eos, qui Theologiam apud vos profitentur, occasionem sic dare his turbis, et populum contra magistratum legitimum commovere in re, uti opinor, adiaphora et religione, quam illi tuentur, nihil profitente, sed hac tamen salva, quatenus divino verbo fundatur. Nonne prioris et diu usitati calendarii Nicaenum Concilium secuti Romani Pontifices auctores et conservatores fuere, et aliorum dierum festorum quibus ii, qui se Evangelium nuncupant, etiam nunc utuntur? Cur igitur Pontifici Romano non liceret, praesertim approbante id Imperatoria Maiestate, idem calendarium, quatenus mancum et insufficiens longo aevi tractu redditum est.

¹ Der Brief ist die Antwort auf ein Schreiben des Johannes Maior vom 8. Juni/21. Mai (postridie Pentecostes) 1584 (fol. 75^b).

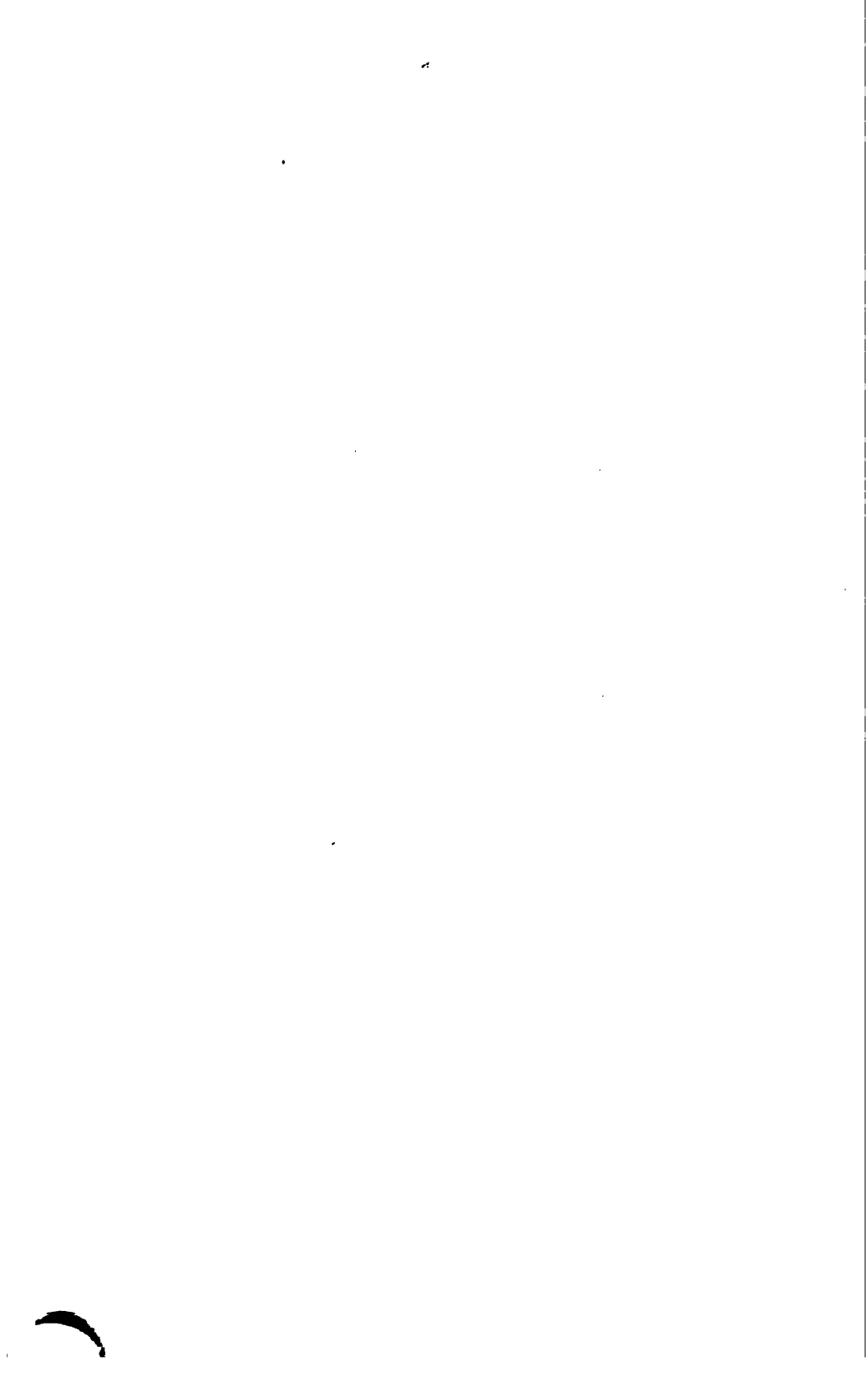
emendare et in melius, quoad fieri potuit, restituere? Certe videntur hi, qui tam contentiosae illi obstrepunt, non zelo secundum scientiam id agere, sed potius affectibus indulgere et Phylantia laborare, atque odio pontificis saltem id facere. Si ante Lutheri tempora tali modo fuisset renovatum calendarium, quando per excellentem Germanorum Mathematicum Iohannem Regiomontanum pontifex, qui tum Romae praefuit, id fieri satagebat, certe Luther huic emendationi non invite acquiescisset, cum nihil contineret ipsius doctrinae contrarium. Et cur non successores eius eo, quod nunc redintegratum est, contenti sunt? Videant, ne sic dent occasionem iis, qui veterem doctrinam se profiteri aiunt, obiciendi, quod nimio contradictionis studio occaecati quidvis impugnent, sive id speciem aliquam dubitationis mereatur, sive non, atque ideo, in caeteris quoque minus considerate agere, praesumatur. Et si quidem de hoc Calendario renovato meam exquiris sententiam, dicam tibi id, quod et aliis eadem sciscitantibus respondi. Calendarium hoc Gregorianum noviter renovatum praevallet veteri et prius usitato, et recte factum est a Pontifice, opera Lillii Mathematici, ut 10. dies in eo ommissi sunt. Totidem enim defectus anni caelestis et aequinoctialis a Juliano, qui inde a Concilio Nicaeno direxit, quamproxime requirit. Et alia etiam quaedam non inconvenienter in nupero calendario emendata sunt; licet vero aliqua in his adhuc castigatius in eo proponi possint, si caelitus deducti luminarium motus in consilium adhiberentur; tamen cum hoc non facile detur in tanta exactissimarum observationum penuria, et ecclesiae ac politicae usus summam in his praecisionem, quam ipsi etiam Astronomi vix assequuntur, non exigit, nec etiam magnopere opus habeat, acquiescendum utique erit Pontificis Romani, cuius etiam nunc maxima est in terris auctoritas, consultae et laudabili provisioni in Calendarii diu frustra desiderata reformatione, nec temere quid in contrarium movendum cum periculo pacis publicae. Habes breviter, quid ego sentiam et forte mecum viri cordati non pauci. Quid vero penitus in hac renovatione praestari possit, dicere non audeo, antequam de exacto motu solis et lunae novis illis et maximis, quae adorno, organis certius quid expertus fuero. Nam caelo inconsulto de iis, quae inde profluunt, censuram proferre velle, temerarium et infulum esse

iudico. Laudo itaque amplissimae vestrae reipublicae decisionem consultam, quod Calendarium hoc Gregorianum pacis publicae causa et ob vicinarum regionum consuetudinem atque cum iis commercia susceperit, quamquam reclamitante incerto vulgo, quod semper studia in contraria scinditur. Atque de his hoc tempore satis, de quibus per occasionem, si res ita postulaverit, alia plura in medium proferam. Vale. Dabantur ex aede nostra Knudstrupiana 15. die Julii Stylo Veteri nobis adhuc usitato. an. 1584.









THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

FEB 10 1986
1861612
FEB 29 1986

CANCELLED
MAY 1 1986
BOOK DUE
JUL 3 1986
1861612

2044 083 927 939